

PETER-PAUL BÄNZIGER

DIE MODERNE ALS ERLEBNIS

Eine Geschichte der Konsum-
und Arbeitsgesellschaft
1840–1940

WALLSTEIN



Peter-Paul Bänziger
Die Moderne als Erlebnis

Peter-Paul Bänziger

Die Moderne als Erlebnis

Eine Geschichte der Konsum-
und Arbeitsgesellschaft

1840 – 1940

WALLSTEIN VERLAG

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Publiziert von
Wallstein Verlag
Geiststraße 11
37073 Göttingen
www.wallstein-verlag.de

Text © Peter-Paul Bänziger, 2020

Umschlagbild: Angestellte einer Firma auf dem Dachgarten, eine Pause machend, Leipziger Straße, Berlin, 1913, © INTERFOTO/Friedrich.
Gesamtherstellung: Wallstein Verlag, Göttingen

ISBN (Hardback): 978-3-8353-3646-9

DOI: <http://doi.org/10.46500/83533646>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Lizenz:
CC BY-NC-ND 4.0

Inhalt

Einleitung	9
I. Familienangelegenheiten	
Wirtschaften im Zeitalter der Industrialisierung	29
1. Im Familienkreis: Der Alltag einer Fabrikantentochter . . .	32
2. Abhängigkeit und Selbstständigkeit: Die Lehr- und Wanderjahre junger Bürgerinnen und Bürger	43
3. Seelsorge und Gartenpflege: Ein Landpfarrer und seine Ehefrau kümmern sich um ihre Wirtschaft	56
4. Weder Stabilität noch Auflösung: Familie und Ökonomie im Handwerk und in der Arbeiterschaft	67
II. Arbeitsamkeit und Amüsement	
Ideale von Bürgerlichkeit	79
1. Arbeitsamkeit und Pflichtbewusstsein oder: Die Suche nach dem »bürgerlichen Leistungsethos«	83
2. Modi der Auszeichnung: Talent und große Taten	91
3. Demut oder Selbstständigkeit? Geschlechtergeschichtliche Perspektiven	100
4. Mäßigung in jeder Lebenslage	117
5. Kunstgenuss und Amüsement: Rahmungen von Vergnügen und Luxus	126
III. Dienst, Produkt und Leistung	
Arbeitsbegriffe der Unterklassen	137
1. Liebe und Widerstand: Eine Weißnäherin wird Maid	139
2. Produkt und Moral: Ein Lehrersohn wird Setzer	152
3. Produktion und Männlichkeit: Arbeit in der Industriegesellschaft	171
4. Ergebnisorientiert: die Leistungen eines Margarinereisenden	189

IV. Nation, Betrieb und Familie

Orientierungsrahmen der Arbeits- und Konsumgesellschaft	201
1. Nicht nur Nachahmung: Vergnügungen und Genusspraktiken der Unterklassen seit dem mittleren 19. Jahrhundert	205
2. Auf dem Weg zur Arbeits- und Konsumnation: Ein Besuch an der Genfer Landesausstellung 1896	216
3. Vom Ausgang mit Freundinnen zur Weihnachts- bescherung im Familienkreis: Weibliche Biografien	231
4. Familie und Betrieb: Handlungsrahmen und Leitvorstellungen der Arbeitswelt	241
5. Nur zum vorübergehenden Aufenthalt: Ein Bürger zwischen Großbetrieb und Großstadt	250

V. Erlebnisorientiert

Die Subjektkultur der Konsum- und Arbeitsgesellschaft	259
1. Nicht nur zum vorübergehenden Aufenthalt: Ein Kartograf zieht in die Großstadt	263
2. Weder Amusement noch Abenteuer: Konsum als Erlebnis	271
3. Spaß und reger Verkehr: Arbeit als Erlebnis	286
4. Körper am Ende des thermodynamischen Zeitalters	303

VI. Von der Biografie zum Erlebnis

Eine Geschichte des Tagebuchs	327
1. Eine Biografie erschreiben: Das »bürgerliche« Tagebuch	329
2. Dokumentation und Erklärung: Die Vielfalt diaristischer Praktiken in der Neuzeit	340
3. Materielle Transformationen des Tagebuchs um 1900	351
4. Tagebuchschreiben als Erlebnis	362

Schluss	379
-------------------	-----

Quellen- und Literaturverzeichnis	395
1. Besuchte Archive	395
2. Gedruckte und im Internet zugängliche Quellen	395
3. Nachschlagewerke und Datenbanken	400
4. Literatur	401
5. Bildnachweise	442
Dank	445
Personenregister	449

Einleitung

Die Arbeits- und die Konsumgeschichtsschreibung, zwei seit einiger Zeit wieder breit beachtete Forschungsfelder, sind durch eine bemerkenswerte gegenseitige Nichtbeachtung oder bestenfalls eine Arbeitsteilung geprägt. Zwar wird seit Längerem eine Historisierung des Verhältnisses von Produktion und Konsumtion angemahnt.¹ Auch wurden im Zuge der ebenfalls seit einigen Jahren feststellbaren Renaissance heterodoxer Ansätze in der Wirtschaftsgeschichte, die zunehmend im Kontext eines wiedererstarkten Interesses an der Geschichte des Kapitalismus steht, spannende neue Perspektiven eingenommen.² Es wurden Phänomene in den Blick genommen, die zur Unterscheidung von Produktion, Distribution und Konsumtion ebenso quer liegen wie zur Aufteilung der ökonomischen Sphäre in Sektoren. So wurden Waren- und Wertschöpfungsketten nun auch in historischer Perspektive mit Gewinn analysiert; ökonomisches Wissen wurde nicht mehr nur als Dogmen- oder Ideengeschichte erzählt, sondern in der ganzen Vielfalt seiner Herstellung, Verbreitung und Anwendung untersucht; und nicht zuletzt wurde eine Dezentrierung von Industriekapitalismus und Großbetrieb gefordert und zumindest teilweise auch eingelöst.³ All diese Bemühungen blieben jedoch bisher weitgehend ohne Einfluss auf die dominierenden arbeits- beziehungsweise konsumgeschichtlichen Darstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts.⁴

Ausgehend von der Produktion und den Produktionsverhältnissen wird einerseits die Geschichte der Industriegesellschaft erzählt. Für diese Perspektive stehen nach wie vor Prozessbegriffe wie die Rationalisierung und die Verwissenschaftlichung und Epochenkonzepte wie

1 Vgl. Kühschelm 2019; Schivelbusch 2015; Welskopp 2014, insbes. 127ff. und 148; Neuheiser 2013; Balnave/Patmore 2011; Graeber 2011; Trentmann 2004, insbes. 387; Ziemann 2003; Cross 1993; 1993a.

2 Zur Kapitalismusgeschichte vgl. u.a. Lenger 2018; Lenger 2016; Kocka/Linden 2016.

3 Zu den Waren- und Wertschöpfungsketten vgl. etwa Haller 2019; Rischbieter 2011; Epple 2010; Engel 2009; zum ökonomischen Wissen Streng 2017; Dejung/Dommann/Speich Chassé 2014; Dommann 2014; Speich Chassé 2013; Vogel 2007; Berghoff/Vogel 2004; Wischermann/Nieberding 2004; zur Dezentrierung von Industrie und Betrieb u.a. Auderset 2017; Luks 2016, insbes. 53 ff.; Bernet/Tanner 2015, insbes. Bernet/Tanner 2015a, 2015b.

4 Zu den aktuellen Debatten und Themen der Arbeitsgeschichte vgl. Kocka/Schmidt 2017; Welskopp 2017; Priemel 2014; Ehmer 2012; Kirk 2012; für die Konsumgeschichte Strikwerda 2018; Van Dam 2015; Berghoff/Spiekermann 2012; Schramm 2012.

der organisierte Kapitalismus, die (Zweite) Industrielle Revolution oder der Fordismus.⁵ Nicht zuletzt mit dem Aufstieg der Cultural Studies seit den 1970er Jahren mehrten sich andererseits Bestrebungen, die Geschichte der Neuzeit aus konsumgeschichtlicher Perspektive neu zu schreiben. Anstelle der Produktion sollte die Nachfrageseite »zum Leitmotiv der Erzählung gemacht« werden.⁶ An den Beispielen der frühneuzeitlichen Konsumrevolution, der romantischen Ethik oder der Industrious Revolution wurde dieses Programm bereits in den 1980er und 1990er Jahren produktiv umgesetzt. In jüngster Zeit hat Frank Trentmann seine voluminöse Geschichte der *Herrschaft der Dinge* vorgelegt. Im Register des Buches finden sich zwar Einträge für die Arbeiter, die Arbeiterklasse und die Arbeitslosigkeit, nicht aber für die Arbeit oder die Produktion. Im Fokus weiterer Forschungen stehen Phänomene und Prozesse wie das Aufkommen neuer Kommunikations- und Verkehrsinfrastrukturen oder der modernen Medien, das Entstehen von Großstädten und die Geschichte von Vergnügungsindustrien, Serienprodukten und Körperkulturen.⁷

Erzählungen über die vergangenen beiden Jahrhunderte, die den Aufstieg einer betrieblich organisierten und nationalstaatlich gerahmten Arbeitsgesellschaft beschreiben, stehen damit nach wie vor Darstellungen gegenüber, deren Struktur durch die Geschichte der urbanen (Massen-)Konsumgesellschaft bestimmt wird. In Übersichtswerken werden diese beiden Formen der Vergesellschaftung nicht selten durch ein Phasenmodell gekoppelt, nach dem die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstandene und in den folgenden Jahrzehnten kodifizierte und konsolidierte Arbeitsgesellschaft im Laufe der Trente Glorieuses durch die heutige Konsumgesellschaft ersetzt worden sei.⁸ Ein Blick auf die zunehmende Zahl von Studien zu den Transformationen der Arbeitswelt in den vergangenen Jahrzehnten macht jedoch deutlich, dass die Arbeit ihre Rolle als zentraler Aspekt gesellschaftlicher wie individueller Selbstbeschreibung nicht einfach verloren hat.

5 Vgl. an den Beispielen der Schweiz und des deutschen Kaiserreichs allgemein Tanner 2015, Kap. 1 und 2; Herbert 2014, Kap. 1; zur Verwissenschaftlichung und Rationalisierung u. a. Brückweh et al. 2012; Raphael 2012; Sarasin/Tanner 1998; Siegenthaler 1997; Raphael 1996; zur Zweiten Industriellen Revolution Ditt 2011, Kap. B; zum organisierten Kapitalismus nach wie vor Winkler 1974; zum Fordismus Bänziger 2013.

6 Schramm 2012, 19.

7 McKendrick/Brewer/Plumb 1982; Campbell 1987; De Vries 2008; Trentmann 2017. Zu den weiteren Themen vgl. Bänziger 2015a, insbes. 22ff.; Haupt/Nolte 2008, insbes. 191ff.

8 Zu diesem Narrativ vgl. Bänziger 2015a und Welskopp 2014, 127f. und 146f.

Allen Veränderungen im ökonomischen Umfeld zum Trotz ist »uns« die Arbeit bisher nicht ausgegangen. Schon gar nicht kann von einem »Ende der Arbeit« als hegemonialem Identitätsangebot die Rede sein.⁹ Anstatt solchen zeitdiagnostischen Pauschalurteilen zu folgen, fordern Winfried und Dietmar Süß, sollte empirisch untersucht werden, »was passiert, wenn Arbeit ihre Gestalt verändert, wenn sie neu verteilt wird, wenn Arbeitsverhältnisse sich wandeln, und nicht zuletzt: wenn weniger menschliche Arbeitskraft gebraucht wird.«¹⁰ Umgekehrt ist, wie David Graeber argumentiert, der Konsum in unserer Gegenwart nicht zuletzt deshalb so omnipräsent geworden, weil dazu alle menschlichen Aktivitäten gezählt werden, die nicht als Lohnarbeit direkt in die kapitalistisch organisierte Produktion involviert sind – vom Essen über die Lektüre eines Buches bis zur Teenager-Band, die im Proberaum selbst komponierte Songs einstudiert. Erst wenn sie einen Plattenvertrag hat, wird sie zur Produzentin.¹¹

Solche Beobachtungen waren der Ausgangspunkt für die Arbeit an diesem Buch. Anstatt die weitere Ausdifferenzierung der Arbeits- oder der Konsumgeschichtsschreibung und ihrer jeweiligen Erzählungen zu fördern, möchte ich zu deren gegenseitiger Annäherung beitragen. Dazu frage ich am Beispiel des deutschsprachigen Raums nach der Geschichte von Gesellschaften, in denen Konsum und Arbeit nicht nur je einen zentralen Stellenwert haben, sondern auch in verschiedenster Hinsicht komplementär sind. Diese Konsum- und Arbeitsgesellschaften, so die Ausgangsthese, etablierten sich in den Jahrzehnten um 1900. Die Betonung liegt dabei auf dem verbindenden »und«. Die Reihenfolge der beiden Begriffe steht nicht für einen historischen oder theoretischen Vorrang des Konsums und wird deshalb auch nicht konsequent eingehalten. Vielmehr gilt es, auch in der Arbeits- und der Konsumgeschichtsschreibung zum 19. und 20. Jahrhundert jene unbefriedigend gewordene Debatte hinter sich zu lassen, die Joel Mokyry einst mit der Artikelüberschrift »Demand vs. Supply in the Industrial Revolution« auf den Punkt brachte.¹² Anstatt Partei für die eine oder die andere Seite zu ergreifen, möchte ich mit diesem Buch zu einer Geschichte dieser Gegenüberstellung selbst beitragen.

Neben den bereits genannten gibt es eine Vielzahl von älteren und neueren Arbeiten, auf die man für ein solches Vorhaben zurückgreifen

9 Rifkin 1995; Afheldt/Rogge 1983. Vgl. dazu auch Bänziger 2015a, 18ff.

10 Süß/Süß 2011, 345.

11 Graeber 2011.

12 Mokyry 1977.

kann. Anhand von Konzepten wie der (klassischen) Moderne wird seit Längerem diskutiert, inwiefern es in den Jahrzehnten um 1900 im Vergleich zur Sattel- und Industrialisierungszeit zu weitreichenden Transformationen in den unterschiedlichsten Gesellschaftsbereichen kam, die die Rede von einer Zäsur oder gar vom Anbruch einer neuen Epoche rechtfertigen. Viele Debattenbeiträge stützen sich auf die zeitliche Koinzidenz von im Einzelnen wenig epochalen Prozessen und Phänomenen.¹³ Rudolf Braun hingegen schrieb schon in den 1960er Jahren, dass Arbeit und Konsum »in ihrem heutigen Sinngehalt [...] einem Lebensrhythmus angehören, der sich erst in jüngster Zeit herausgebildet hat: einem ›industriellen‹ Lebensrhythmus«. ¹⁴ In vergleichbarem Sinne hat Thomas Welskopp vorgeschlagen, Arbeit und Konsum nicht grundsätzlich zu unterscheiden, sondern als sich jeweils bedingende Formen der Produktion und Allokation von Waren zu verstehen, die sich unter den historischen Bedingungen des industriellen Kapitalismus herausbildeten. Damit verschiebt er nicht nur den Fokus von Teilaspekten auf das komplexe Arrangement von Wissen, Dingen, Institutionen und Praktiken, das dieses Wirtschaften ausmachte. Er weist auch darauf hin, dass es sich nicht vor den Jahrzehnten um 1900 etablierte.¹⁵

Es steht außer Frage, dass die Gegenüberstellung von Konsumtion und Produktion bereits in der Sattelzeit formuliert wurde. Im ausgehenden 19. Jahrhundert erhielten die beiden Konzepte jedoch neue Bedeutungsdimensionen: Produktion wurde nun produktivistisch gedacht, Konsum konsumistisch.¹⁶ Zudem avancierte das Begriffspaar in einer Vielzahl von Gesellschaftsbereichen zu einer Leitdifferenz. In den wirtschaftswissenschaftlichen Debatten beispielsweise erfuhr die Nachfrageseite eine allmähliche, aber nachhaltige Aufwertung; Gleichgewichtsmodelle wurden zum zentralen Beschreibungsmodus.¹⁷ In der Unternehmenspraxis kam es zu einer Ergänzung der bisherigen Produktions- durch eine Verkaufsorientierung. Es wurden nun Rationalisierungs-, aber auch Vertriebs- und Reklameabteilungen eingerichtet.

13 Vgl. Tanner 2015, Kap. 1 und 2; Herbert 2014, Kap. 1; Herbert 2007; Osterhammel 2010, 109ff.; Nolte 1996; Nitschke et al. 1990; Peukert 1987; zu den zeitgenössischen Debatten Dipper 2014.

14 Braun 1965, 362 und 355f.

15 Welskopp 2014, 135ff. Zum Begriff des Wirtschaftens vgl. Dejung/Dommann/Speich Chassé 2011.

16 Zum Produktivismus vgl. Bänziger/Streng/Suter 2017.

17 Vgl. Kühschelm 2017, Kap. III.2; Pahl 2017; Stanziani 2012; Tanner 2004; Bürgin/Maissen 1999, 191ff.

tet. Für diese Prozessen spielte die zunehmende Bedeutung der Binnenwirtschaft eine wichtige Rolle.¹⁸ Vor allem aber begann die Doppelstruktur von Arbeit und Freizeit, das Leben der Zeitgenossen und Zeitgenossen grundlegend zu formen. Zwar blieben die realen Konsummöglichkeiten eingeschränkt, und eine große Zahl von Arbeitenden wurde sukzessive aus der sich verfestigenden, nationalstaatlich organisierten und auf Männer ausgerichteten Normalarbeitsgesellschaft ausgeschlossen.¹⁹ Dennoch prägte die Komplementarität von produktiver Arbeit und konsumorientiertem Vergnügen zunehmend das Selbstverständnis der damaligen Menschen.

Damit ist auch der Blickwinkel angedeutet, aus dem die Geschichte der Arbeits- und Konsumgesellschaft in diesem Buch hauptsächlich untersucht wird: Im Zentrum steht die Frage nach subjektkulturellen Veränderungen in den Jahrzehnten um 1900. In Anlehnung an Überlegungen Andreas Reckwitz' verstehe ich unter einer Subjektkultur ein komplexes Arrangement aus Praktiken – sozial geregelten Formen des alltäglichen Handelns, Denkens und Fühlens –, das nicht auf spezifische räumliche und/oder soziale Kontexte beschränkt bleibt und während eines gewissen Zeitraums relativ stabil ist.²⁰ Im Fokus steht damit nicht nur die Geschichte von Leitvorstellungen und weiteren Identitätsangeboten, von sozial vermittelten Richtlinien und Wertmaßstäben also, an denen die Menschen ihr Handeln mehr oder weniger bewusst ausrichten.²¹ Zu fragen ist auch nach dem »impliziten Selbst«, wie Alois Hahn es nennt, nach den Skripten, den in der Regel nicht weiter thematisierten Handlungsrouninen, über die kulturelle Codes unser Tun, Fühlen und Denken grundlegend strukturieren.²² In

18 Vgl. König 2009; Rossfeld 2007, Kap. 5; Gries 2006.

19 Vgl. dazu allgemein Welskopp 2014; zum Realeinkommen und zu den konkreten Konsummöglichkeiten Pfister 2018; Ditt 2011; zu Arbeitsgesellschaft und Nationalstaat Bernet 2016, Abschnitt 3; Bernet/Tanner 2015; Kott 2014; Conrad 2013 sowie nach wie vor Conrad/Macamo/Zimmermann 2000; zum Verhältnis von Konsum und Nation Kühschelm 2017; Kühschelm/Eder/Siegrist 2012.

20 Reckwitz 2006, Kap. 1. Zum Verhältnis von Praktiken und Selbstbildung/Subjektivation vgl. auch Alkemeyer 2017; Reckwitz 2015; zur Erforschung historischer Praktiken allgemein Alkemeyer/Budde/Freist 2013; Netzwerk Körper 2012; Reichardt 2007; im vorliegenden Kontext Platz et al. 2015; Welskopp 2014a, insbes. 147f.

21 Vgl. im vorliegenden thematischen Kontext u.a. Neuheiser 2014, 149ff.; Hettling/Hoffmann 2000a, insbes. 9f.; zur Geschichte des Selbst allgemein Eitler/Elberfeld 2015; Wiede 2014; Elberfeld/Otto 2009.

22 Hahn 1987, 10. Vgl. Hahn 2000, insbes. 7 und 13f.; zu den Skripten Simon/Gagnon 2000.

diesem breiten Sinne spreche ich im Folgenden von Selbstverhältnissen.

Aus der Perspektive einer Geschichte von Subjektkulturen haben sich mittlerweile zahlreiche Studien den Jahrzehnten um 1900 gewidmet. Sie tragen zum vielseitigen Bild bei, das wir von diesem Zeitraum haben. Da ich im Verlauf dieses Buchs teilweise ausführlich darauf eingehe, verzichte ich an dieser Stelle darauf, einen Überblick über die einzelnen Themenfelder zu geben. Vielfach steht jedoch das Argument im Vorder- oder zumindest im Hintergrund, dass zentrale Aspekte moderner Subjektkulturen bereits im Bürgertum des 18. und vor allem des 19. Jahrhunderts entstanden und in der Folge sukzessive von weiteren Bevölkerungsgruppen – zunächst von den Angestellten, im 20. Jahrhundert aber auch von der Arbeiterschaft – übernommen worden seien. Trotz aller Kritik an geschichtsphilosophischen Fundierungen wird damit die herausragende Bedeutung des Bürgertums für die Geschichte Europas seit dem 18. Jahrhundert betont.²³ Zu den allgemeinsten Versionen dieser Erzählung gehört sicherlich Mario Rainer Lepsius' Rede vom Bürgertum als »Träger von Demokratie, Kapitalismus und kultureller Moderne«. ²⁴ Im vorliegenden thematischen Zusammenhang findet sie sich nicht zuletzt in den Debatten über die Durchsetzung eines bürgerlichen Arbeitsethos wieder, die an Max Webers Überlegungen zum »Geist des Kapitalismus« anschließen. Ähnlich strukturiert ist aber auch die sogenannte Emulationsthese im Bereich der Konsumgeschichtsschreibung. Sie besagt, dass die weniger begüterten sozialen Gruppen des 19. und 20. Jahrhunderts hauptsächlich die bürgerlichen und aristokratischen Praktiken der Luxuskonsumtion nachgeahmt hätten.²⁵

Schon als Klaus Tenfelde, um einen programmatischen Text aus den 1990er Jahren zu nehmen, einen »Formwandel und [eine] Verallgemeinerung von Bürgertum und Bürgerlichkeit« im 20. Jahrhundert behauptete, stand diese Diagnose in einem eigenartigen Widerspruch zu einem Großteil seiner Argumentation und der dabei zitierten Literatur: Der Aufstieg des Sozialstaats, die forcierte Urbanisierung, die zunehmende gesellschaftliche Teilhabe unterer Klassen und neue Formen der Kommunikation und des Konsums sprechen eher für ein Ende des bürgerlichen Zeitalters in den Jahrzehnten um 1900 als für

23 Prägnant etwa bei Schulz 2014, insbes. Vorwort, 98ff. und 103ff. Vgl. auch Hettling/Ulrich 2005; für die Kritik Hettling 1999, 14ff.

24 Lepsius 1990, 292. Vgl. auch Moretti 2014; Seigel 2012.

25 Zu ersterem vgl. etwa Weber 1988; zu letzterem McKendrick 1982.

dessen Blüte. Anstatt durch die Frage nach Periodisierungen geschärft zu werden, die durch solche weitreichenden Transformationen geradezu provoziert wird, verlieren Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Übertragung auf das 20. Jahrhundert an jener heuristischen Kraft, die sie für die Erforschung der beiden Jahrhunderte davor gehabt haben. Die beiden Begriffe bezeichnen dann schlicht all jene sozialen Gruppen, die nicht direkt der Arbeiterschaft, einem bäuerlichen Umfeld oder den unteren Ebenen der Angestelltenschaft zugeschrieben werden können. In diesem Sinne schreibt auch Tenfelde, dass die Verallgemeinerung von Bürgerlichkeit im 20. Jahrhundert das Bürgertum »als historische Formation des 19. Jahrhunderts überflüssig gemacht« habe.²⁶ Mit anderen Worten: Während das Bürgertum als klar abgrenzbare sozio-ökonomische Klasse verschwand, wurden seine Lebensweisen zum Modell für alle.

Schon früh wurde an solchen Darstellungen kritisiert, dass von linearen Prozessen der Verbürgerlichung insbesondere mit Blick auf die Arbeiterschaft nicht die Rede sein könne. Proletarische Werte seien noch bis weit ins 20. Jahrhundert prägend geblieben.²⁷ Ebenso wenig trägt es jedoch zum Verständnis der konsum- und arbeitsgesellschaftlichen Subjektkultur bei, wenn man kurzerhand auch die Arbeiterbewegung zum Teil der bürgerlichen Gesellschaft erklärt.²⁸ Damit wird nicht nur der Einfluss der einfachen Arbeiterinnen und Arbeiter und ihrer Erfahrungen auf die Bewegung ausgeblendet,²⁹ sondern auch das Konzept der bürgerlichen Gesellschaft strapaziert. Letzteres gilt auch für Reckwitz' Vorschlag, Bürgerlichkeit über die Dialektik von Ästhetisierung/Individualisierung und Moralisierung/Selbstregierung zu fassen und das »konsumtorische Kreativsubjekt« des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts als deren Synthese zu betrachten. Der konsum- und arbeitsgesellschaftlichen Subjektkultur der Jahrhundertwende bleibt in dieser Geschichte nur die defizitäre Rolle eines konformistischen Konsumismus.³⁰ Ganz ähnlich machen auch viele Darstellungen, die sich am Narrativ der Ambivalenz oder der Krise der Moderne orientieren, die Schwierigkeiten des Bürgertums mit den neuen Zeiten – die »Krise der Bürgerlichkeit« – zum Maßstab einer Gesellschaftsgeschichte der Jahrzehnte um 1900.³¹ Wie

26 Tenfelde 2012c, 278 und 300.

27 Vgl. Mahnkopf 1985; Mooser 1984.

28 Kocka 2015, 13.

29 Vgl. Kocka 2015, 15.

30 Reckwitz 2006a. Vgl. Reckwitz 2006.

31 Vgl. Doering-Manteuffel 2019, 39ff. und 165ff.; Herbert 2014, 42ff.; Oster-

ich zeigen werde, war sie zwar ein Aspekt davon, aber keineswegs der wichtigste.

Kaum besser eignen sich die Konzepte der Masse und des Populären für die Beschreibung der arbeits- und konsumgesellschaftlichen Subjektkultur. Nicht nur übernehmen sie nolens volens die zeitgenössische Gegenüberstellung von Populär- und Hochkultur oder von Masse und Individuum. Auch die mit der Emulationsthese verwandten Popularisierungserzählungen lassen sich auf dieser Basis kaum vermeiden.³² Daniel Morat begegnet dieser Problematik, indem er neben der Massen- und der Populärkultur von der »klassenübergreifenden Vergnügungskultur« der Jahrhundertwende spricht, »in die proletarische ebenso wie bürgerliche Traditionen eingegangen« seien.³³ Zugleich legt er den Schwerpunkt weniger auf die Herkunft als auf die historischen Spezifika dieser Vergnügungskultur. Ganz in diesem Sinne gilt es zu berücksichtigen, was Frank Bösch vor einigen Jahren in einem anderen Kontext – der Zeitgeschichte seit den 1970er Jahren – gefordert hat: dass eine neue Alltagsgeschichte »nicht als Verlustgeschichte zu untersuchen (Abschied vom Bürgertum oder Arbeiterkultur)« sei, sondern »als das alltägliche Einpassen in neue soziale Rahmungen«.³⁴ Selbst bei vielen um 1900 lebenden Menschen, die aufgrund ihrer Klassenlage dem Bürgertum zugeordnet werden können, hatten alltägliches Handeln und Selbstverhältnis nur noch wenige Gemeinsamkeiten mit dem, was die Bürgertumsforschung der 1980er und 1990er Jahre als allgemeine Charakteristika von Bürgerlichkeit beschrieben hat. Der »bürgerliche Wertehimmel« war zwar am Horizont noch sichtbar, das Leben vieler Zeitgenossinnen und Zeitgenossen bestimmte er jedoch nicht mehr. Mit Andreas Wirsching kann man von einem »nachbürgerlichen Wirkungszusammenhang« sprechen, der »die Herausbildung neuer Formen der Identitäts- und Individualitätskonstruktion erlaubte«.³⁵

hammel 2006, 64; Stoff 2004, 287ff.; Radkau 1998, insbes. 19ff.; Nolte 1996, 288f.; Peukert 1987; zur Krise der Bürgerlichkeit Tanner 2015, 111; Tenfelde 2012c, 276; Osterhammel 2010, 1102f.; zum zeitgenössischen bürgerlichen Krisendiskurs Gall 1987, 601ff., insbes. 603 und 618f.; für eine kritische Analyse am Beispiel der Weimarer Republik Föllmer/Graf 2005.

32 Vgl. u.a. Doering-Manteuffel 2019, 109ff.; Nolte 2006, 127ff.; Peukert 1987, Kap. 8; für eine kritische Auseinandersetzung damit Föllmer 2013, Part I; zur zeitgenössischen Debatte Gamper 2007, insbes. Kap. 5.5 und 6.4ff.

33 Morat 2016, 22. Vgl. auch ebd., 14ff.; Nolte 2016a, 3 und 5f.; Schramm 2012, 10.

34 Bösch 2012, 84f.

35 Wirsching 2009, 183f. Für die Bürgertumsforschung vgl. die Übersicht über

Wie ich mit diesem Buch zeigen möchte, entstand um 1900 tatsächlich eine neue Subjektkultur. Die weitreichenden strukturellen Transformationen, die sich in jenem Zeitraum erkennen lassen, hatten Parallelen im Bereich des Handelns, Fühlens und Denkens.³⁶ Im Zentrum steht dabei die Geschichte von Selbstverhältnissen und Praktiken, die ich mit dem Konzept der erlebnisorientierten Subjektkultur zusammenfasse: Wichtig für die Bewertung einer Sache wurde nun zunehmend ihre emotionale Qualität und Intensität und ihre Wahrnehmung als Abwechslung. Diese Haltung nahmen die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen nicht nur in der Freizeit ein, sondern auch am Arbeitsplatz. Kaum mehr eine Rolle spielte dagegen das explizite Nachdenken über die Tugenden der Arbeitsamkeit und der Mäßigung. In mancherlei Hinsicht nahm diese Erlebnisorientierung vorweg, was Gerhard Schulze in seinem Buch über die *Erlebnisgesellschaft* als »Projekt des schönen Lebens« beschreibt: eine spezifische Form der Ästhetisierung des Alltagslebens durch die Orientierung an Glück, Spaß und Genuss und eine Relativierung des bürgerlichen Handlungsmusters der aufgeschobenen Befriedigung. Im Unterschied zu Schulzes Darstellung folgte die erlebnisorientierte Subjektkultur jedoch nicht auf die arbeitgesellschaftliche der ersten Jahrhunderthälfte beziehungsweise auf deren Rekonstruktion in der Nachkriegszeit.³⁷ Es handelt sich somit nicht einfach um ein Konzept, das mit jenem der (Massen-)Konsumgesellschaft konkurriert. Vielmehr stellte die Erlebnisorientierung ein verbindendes Element zwischen Arbeit und Freizeit dar. Sie bildete eine subjektkulturelle Klammer um den zeitlich und räumlich differenzierten Alltag. Genau in diesem Sinne war die Moderne – wie auch einfache Zeitgenossinnen und Zeitgenossen ihre Gegenwart gerne nannten – ein Erlebnis.

Dass Egodokumente eine geeignete Quellengattung für eine solche Untersuchung sein können, haben die umfangreichen Forschungen der vergangenen Jahrzehnte eindrücklich gezeigt.³⁸ Besonders die Analyse von Praktiken der – keineswegs immer expliziten und reflektierenden – Selbstthematization in privaten Briefen, persönlichem Bildmaterial und Tagebüchern kann dabei behilflich sein, eine Geschichte von Subjektkulturen und ihrer alltäglichen (Re-)Produktion

die ältere Debatte bei Siegrist 1994, 55 ff.; zum bürgerlichen Werthimmel Hettling/Hoffmann 2000.

36 Ähnlich argumentiert Cottier 2019 am Beispiel von Gewaltdelikten.

37 Vgl. Schulze 1992, insbes. 16, 22 und 53 ff.

38 Vgl. aktuell etwa Cottier 2019; Böth 2018; Steuer 2017; Gafner 2016; Lyons 2013; Etzemüller 2012; Haumann 2012; Ulbrich/Medick/Schaser 2012.

jenseits publizistischer und wissenschaftlicher Debatten zu schreiben.³⁹ So können nicht zuletzt jene »kleinen« historischen Akteurinnen und Akteure stärker ins Blickfeld gerückt werden, die mit dem Bedeutungsverlust der Alltagsgeschichte in den vergangenen zwei Jahrzehnten an geschichtswissenschaftlicher Aufmerksamkeit verloren haben.⁴⁰

Im Folgenden stütze ich mich hauptsächlich auf Tagebücher beziehungsweise diaristische Quellen. Dazu zählen alle Medien, die aus täglichen oder zumindest aus mehr oder weniger regelmäßigen Einträgen entstanden sind.⁴¹ Dank der guten Überlieferungssituation – mittlerweile gibt es mehrere spezialisierte Archive⁴² – können sie erstens auf synchroner wie diachroner Ebene zu Serien zusammengestellt werden. Im Unterschied zur bisherigen, meist exemplarischen Verwendung von Tagebüchern werden auf diese Weise Aussagen möglich, die über den jeweiligen Einzelfall hinaus Gültigkeit beanspruchen können.⁴³ Da die Einträge in diaristischen Medien selbst die Form von Serien haben, machen sie zweitens die Prozesshaftigkeit und die Widersprüchlichkeit von Praktiken und Inhalten der Selbstthematisierung sichtbar.⁴⁴ Weil Diaristinnen und Diaristen in der Regel verschiedene Lebensbereiche beschreiben, erlaubt es diese Quellengattung drittens, zahlreiche Aspekte des Lebens dieser Menschen in den Blick zu nehmen. Im Laufe der nicht selten jahrelangen Schreibtätigkeit finden sehr unterschiedliche Themen, Personen, Orte etc. in keineswegs immer derselben Weise Erwähnung.⁴⁵ Viertens schließlich kann die Materialität des Mediums Tagebuch – die Schrift, die eingeklebten Bilder, das Buch oder Heft selbst – ein spannender Untersuchungsgegenstand für eine Studie über historische Subjektkulturen sein.

Ergänzt wird die Auswertung dieses zentralen Quellenkorpus durch die Analyse weiterer Egodokumente, insbesondere von familiärer und freundschaftlicher Korrespondenz, und zeitgenössischer Druckerzeugnisse. Zu letzteren zählen erstens Texte aus verschiedenen illustrierten

39 Vgl. Steuer 2017, 21 ff.; zum Begriff der Selbstthematisierung Hahn 2000; 1982; Hahn/Kapp 1987.

40 Vgl. Steuer/Graf 2015a, 33 f.; Neuheiser 2014, insbes. 148 f.; Priemel 2014, 31 f.

41 Vgl. aktuell u. a. Gerhalter 2017; Gerhalter/Hämmerle 2015; Steuer/Graf 2015; Lejeune 2014; Gerhalter 2013.

42 Zur Sammelpraxis vgl. aktuell Gerhalter 2020; allgemein Leßau 2015; Lyons 2013, Kap. 2; Risse 2010; Popova et al. 2009.

43 Vgl. auch Steuer/Graf 2015a, 34.

44 Vgl. Steuer/Graf 2015a, 29 f. und 34 f.; Behnken/Schmid 1996, 275 f.

45 Vgl. Stoklund 1982, 8 f.

Zeitschriften. Neben der 1853 gegründeten und im ganzen deutschsprachigen Raum gelesenen *Gartenlaube* wurden vor allem Medien der Jahrhundertwende berücksichtigt, insbesondere die seit 1892 durchgehend erscheinende *Schweizer Familie*. Wie eine systematische Analyse zeigt, wurde hier – nicht anders als in vergleichbaren Zeitschriften aus Deutschland und Österreich – zunächst vor allem der normative Horizont des Bürgertums beschrieben. Die erlebnisorientierte Subjektkultur hingegen diente als Negativfolie, wenn sie überhaupt thematisiert erwähnt wurde. Nur langsam, vor allem ab den 1920er Jahren, lässt sich eine inhaltliche und formale Ausdifferenzierung erkennen. Die Hefte wurden umfangreicher und vielstimmiger. Insbesondere nahm die Zahl informativer und unterhaltender Rubriken zu. Themen wie Theater, Sport, Mode und Kino sowie die Anzeigen erhielten nun einen beträchtlichen Raum. Damit einher ging eine Abnahme normativer Appelle.⁴⁶ In geringerem Maße wurden zweitens belletristische Texte berücksichtigt, auf die in den Tagebüchern verwiesen wird, sowie kirchliche und wissenschaftliche Publikationen. Auch sie dienten vor allem dazu, den normativen Kontext zu rekonstruieren, innerhalb dessen die einzelnen Egodokumente verfasst wurden.

Insgesamt wurden diaristische Medien und Korrespondenzen von rund 110 Personen ausgewertet. Der Umfang variiert zwischen einer Handvoll kurzen Seiten und Dutzenden, teilweise dicht beschriebenen Bänden. Die Mehrzahl stammt aus dem Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen (DTA). Zu einem geringeren Teil benutzte ich auch Bestände der Sammlung Frauennachlässe in Wien (SFN).⁴⁷ Daneben berücksichtigte ich einzelne Dokumente des Walter Kempowski-Archivs in Berlin, der Dokumentation Lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen in Wien, des Roessler-Archivs in Lüdenscheid und des Archivs des Leo Baeck Institute in New York City. Aufgrund der großen Zahl von überlieferten diaristischen Medien musste eine Auswahl getroffen werden. Grosso modo konzentrierte ich mich auf Texte von Jugendlichen und jüngeren Frauen und Männern im Alter von rund dreizehn bis dreißig Jahren, also auf die Phase zwischen der späten Kindheit und dem beginnenden Erwachsenenleben einerseits und dem dauerhaften Verlassen der Herkunftsfamilie beziehungsweise

46 Ausgewertet wurden in einem Intervall von zehn Jahren jeweils die ersten rund 150 Seiten eines Jahrgangs von folgenden, illustrierten: *Schweizer Familie* (1902/03-1932/33); *Berliner Illustrierte Zeitung* (1893-1933); *Wiener Bilder* (1896 und 1902-1932); *Neue Welt* (1892-1912).

47 Vgl. Gerhalter 2012; Gerhalter 2010; Troschke/Seitz 2008.

der Gründung einer eigenen Familie andererseits. Obwohl durch diese Einschränkung die Berücksichtigung der gesamten Biografie der Diaristinnen und Diaristen verunmöglicht wird, können doch wesentliche Lebensstationen in den Blick genommen werden. In der Regel wurden in dieser Lebensphase auch die Leitvorstellungen und Lebensentwürfe, aber auch die alltäglichen Praktiken am explizitesten und ausführlichsten beschrieben. Während des gesamten Untersuchungszeitraums schrieben diese Altersgruppen zudem am fleißigsten Tagebuch; es handelte sich jedoch nie um jenes reine »Jugendmedium«, für das sich die frühe Forschung vor allem interessierte.⁴⁸ In vielen dieser Texte lassen sich intergenerationelle Prägungen erkennen. Wie ich zeigen werde, versuchten besonders die jungen Bürgerinnen und Bürger, in die Fußstapfen der Eltern zu treten. Zugleich aber spielen die Einflüsse der Gegenwart bei jüngeren Personen eine größere Rolle als bei ihren älteren Zeitgenossinnen und Zeitgenossen.⁴⁹ Wie der Vergleich mit den illustrierten Zeitschriften zeigt, erlauben es diaristische Medien deshalb, subjektkulturelle Veränderungen schon zu einem frühen Zeitpunkt wahrzunehmen.

Die Etablierung der Konsum- und Arbeitsgesellschaft war ein Phänomen, das sich nicht auf bestimmte Regionen beschränkte. Diesem Umstand trage ich Rechnung, indem ich den gesamten deutschsprachigen Raum in den Blick nehme. So kann der Einfluss lokaler Pfadabhängigkeiten besser eingeschätzt werden. Im Unterschied etwa zur deutsch-französisch-britisch-amerikanischen Verflechtungsgeschichte hat der deutschsprachige Raum zudem nicht nur für die Jahrzehnte um 1900 noch wenig systematische Berücksichtigung gefunden.⁵⁰ Interessant sind hierbei einerseits die ungleiche Größe der einzelnen Länder und deren unterschiedliche Geschichten. Aufgrund der gleichen Sprache stellen sie andererseits auch einen gemeinsamen Kommunikationsraum dar, den Nationalisierungsprozesse nur vorübergehend und auch nicht vollständig unterbrechen konnten. Mindestens bis zum Ersten Weltkrieg, das zeigen die untersuchten Quellen mit aller Deutlichkeit, stellte die Nation nur ein Identitätsangebot unter anderen dar. Die Biografien vieler Diaristinnen und Diaristen waren zudem durch Mobilitätserfahrungen inner- wie außerhalb des deutschsprachigen Raums geprägt.

48 Vgl. dazu Gerhalter 2017.

49 Vgl. dazu Gries 2009, 193f.; Doering-Manteuffel 2019, 8.

50 Vgl. jedoch im vorliegenden Zusammenhang Kühschelm 2017.

In zeitlicher Hinsicht fällt das Aufkommen der Erlebnisorientierung ziemlich genau mit der Wende zum 20. Jahrhundert zusammen. Um eine Geschichte der Arbeits- und Konsumgesellschaft und ihrer Subjektkultur zu schreiben, ist es jedoch unabdingbar, den Beginn des Untersuchungszeitraums deutlich vor den Jahrzehnten um 1900 anzusetzen. Nur so kann bestimmt werden, in welcher Hinsicht und wann sich Veränderungen abzuzeichnen begannen, beziehungsweise ob und wie sie sich schließlich durchsetzten. Die in meinem Korpus zur ersten Generation zählenden Diaristinnen und Diaristen wurden um 1830 geboren. Tagebuch zu schreiben begannen sie im Alter von knapp zwanzig Jahren; die ältesten beiden Texte stammen aus dem Revolutionsjahr 1848. Am Ende des Untersuchungszeitraums stehen die 1930er Jahre. Viele Phänomene, die bereits in den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende erkennbar gewesen waren, setzten sich nun auf breiter Basis durch. Innerhalb dieses Zeitraums von knapp einhundert Jahren verteilen sich die untersuchten Egodokumente wie folgt auf die einzelnen Jahrzehnte: Für die späten 1840er und die 1850er Jahre wurden die Texte von sechs Personen ausgewertet, von fünf weiteren für die 1860er Jahre. Für die folgenden drei Jahrzehnte waren es deren elf, acht und achtzehn. Die Texte aus den vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts schließlich stammen von jeweils mehr als zwanzig unterschiedlichen Diaristinnen und Diaristen.

Allgemein muss die ältere Forschungsmeinung revidiert werden, dass das Tagebuchschreiben vor allem eine weibliche Angelegenheit (gewesen) sei.⁵¹ Innerhalb des Korpus stehen 68 Frauen 45 Männern gegenüber.⁵² Obwohl letztere also leicht untervertreten sind, darf die Quellenbasis auch hier als ausreichend groß bezeichnet werden. Für das 19. wie für das 20. Jahrhundert erlaubt sie es, Regelmäßigkeiten zu erkennen. Deutlich weniger ausgeglichen ist die Verteilung im Hinblick auf den sozioökonomischen Hintergrund der Diaristinnen und Diaristen aus dem 19. Jahrhundert: Von den insgesamt 33 Personen, die vor dem Jahr 1900 zu schreiben begannen, lassen sich 25 dem Bürgertum zuordnen. Drei weitere Texte stammen von Handwerkslehrlingen und -gesellen, je einer von einem Landwirt, einem Weber und Kleinbauern, einem Matrosen, einem Soldaten und dem Sohn eines Försters und Landwirts. Diese Diskrepanz wird noch deutlicher,

51 Vgl. Gerhalter 2017, Anhang, Tabelle 30.

52 Alle Schreibenden orientierten sich am binären Geschlechtercode. Ich verzichte deshalb auf den Asterisk oder andere Mittel zur Bezeichnung nicht-binär Geschlechtlichkeit.

wenn man den Anteil des Bürgertums an der Gesamtbevölkerung berücksichtigt.⁵³ Im Vergleich dazu dürfte die ungleiche Überlieferungssituation – die Tatsache, dass Texte aus den wohlhabenderen sozialen Gruppen in der Regel eher erhalten bleiben – kaum ins Gewicht fallen. In diesen Zahlen spiegeln sich die Ergebnisse der Tagebuchforschung.⁵⁴ Besonders aus der Arbeiterschaft sind kaum Texte aus der Zeit vor der Wende zum 20. Jahrhundert erhalten, wenn man von einzelnen Personen aus dem Umfeld der Arbeiterbewegung absieht. Da diese Diaristinnen und Diaristen oftmals aus bürgerlichen und handwerklichen Familien stammten oder sich diesen Gruppen zumindest angenähert hatten, lassen ihre Nachlässe jedoch nur eingeschränkt Rückschlüsse auf die Selbstthematisierungen durchschnittlicher Fabrikarbeiterinnen und -arbeiter zu.⁵⁵

Dieser Problematik der Quellenlage begegne ich im Folgenden nicht durch eine Ergänzung des Korpus durch andere Medien – etwa die in großer Zahl überlieferten Auswandererbriefe.⁵⁶ Stattdessen mache ich das Schreiben und die Materialität der Tagebücher selbst zum Gegenstand der Untersuchung.⁵⁷ Es zeigt sich, dass der im Bürgertum des 19. Jahrhunderts dominierende Modus der Diaristik – das biografische Tagebuch – im Laufe des Untersuchungszeitraums an Bedeutung verlor. Seit der Jahrhundertwende lassen sich diaristische Praktiken finden, die in vielerlei Hinsicht der Erlebnisorientierung entsprechen. Ich bezeichne die entsprechenden Medien deshalb als Erlebnisstagebücher. Damit sind die Veränderungen, die auf dieser Ebene beobachtet werden können, ebenfalls ein wichtiger Aspekt der Geschichte der konsum- und arbeitgesellschaftlichen Subjektkultur.

53 Für Deutschland vgl. Kocka 2001, 115ff.; für Österreich Kühschelm 2010, 850ff.; für die Schweiz Tanner 1995, Kap. I.1; zum Anteil des Handwerks an der Gesamtbevölkerung Fischer 1972, 324ff.

54 Vgl. Wadauer 2005, insbes. 55ff., sowie nach wie vor Fischer 1972, 288ff.

55 Vgl. Schikorsky 1990, insbes. 44f. und 54ff.; mit Blick auf Memoiren Fischer 1972, 214ff.; zu den Beständen des Archivs der sozialen Demokratie Fischer 2007; für die Diaristik nicht-bürgerlicher bzw. aristokratischer sozialer Gruppen auch Lyons 2013, insbes. Kap. 12; Peters 2003; Ottenjann/Wiegelmann 1982; Hopf-Droste 1981.

56 Vgl. dazu Saurer/Steidl 2012; Elliott/Gerber/Sinke 2006; Elspass 2005 sowie die Editionen von Helbich/Kamphoefner/Sommer 1988; Schelbert/Rappolt 1977.

57 Vgl. Gerhalter 2015, 77ff.; Fritzsche 2011, insbes. Kap. 2. Um die Materialität untersuchen zu können, verzichtete ich weitgehend auf die Berücksichtigung von Quellen, deren Originale nicht zugänglich sind. Zur Problematik veröffentlichter Tagebücher vgl. Steuer/Graf 2015a, 35f.; Lejeune 2014a, 335f.; Wadauer 2005, insbes. Kap. 3.

Zugleich zeigt sich vor diesem Hintergrund, dass eine Beschreibung der Diaristinnen und Diaristen mit Blick auf ihre sozioökonomische Herkunft für die Zeit nach 1900 wenig aufschlussreich ist. Es fehlt jene – zumindest angestrebte – Kongruenz von Klassenlage und Medium, die für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts festgestellt wurde.⁵⁸ Bis zu einem gewissen Grad kann man eine solche zwar bei den Angestellten erkennen. Den spezifischen Lebensbedingungen und Selbstverhältnissen eines Teils dieser stark wachsenden, heterogenen sozialen Gruppe scheint das Erlebnistagebuch durchaus entsprechen zu haben.⁵⁹ Eine der bürgerlichen Debatte über Sinn und Zweck der Diaristik vergleichbare theoretische Auseinandersetzung lässt sich hier jedoch bezeichnenderweise nicht finden. Es ging nicht darum, durch das Tagebuchschreiben zur oder zum Angestellten zu werden.⁶⁰

Diese Ausführungen zum Quellenkorpus machen deutlich, dass ich in diesem Buch nicht die Geschichte einzelner Familien oder Generationen erzähle. Vielmehr handelt es sich um eine Art Kollektivbiografie der deutschsprachigen Diaristinnen und Diaristen unterschiedlicher Generationen und sozioökonomischer Hintergründe. Ein – allerdings nur sehr loses – Kollektiv bilden sie nicht aufgrund von persönlichen oder sachlichen Beziehungen oder gemeinsamen Leitvorstellungen und Lebensbedingungen, sondern dank der geteilten Praktik des Tagebuchschreibens. Hierbei unterscheiden sich sich wiederum aufgrund der in ihren Texten verwendeten Modi der Diaristik.

Aus dem Tagebuch spricht nur eine, nicht *die* – »authentische« – Stimme einer Person. Wie angedeutet, lässt sich jedoch für das 19. Jahrhundert feststellen, dass die Diaristik neben dem Briefverkehr und der Autobiografik zu den privilegierten Praktiken bürgerlicher Selbstthematisierung gehörte. Ähnliches gilt für die reisenden Handwerksgelesen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Nicht wenige von ihnen befolgten den Ratschlag, unterwegs ein Tagebuch zu führen.⁶¹ Gar zu einem eigentlichen Boom der Diaristik kam es in den Jahrzehnten nach 1900. In »Internaten und in Mädchenpensionaten« gehöre »das Tagebuchverfassen zu den chronischen Beschäftigungen«, erklärte

58 Vgl. insbes. Lejeune 2014a; zur Geschichte der Tagebuchforschung jüngst Gerhalter 2017.

59 Zur Sozialgeschichte der Angestellten vgl. nach wie vor König/Siegrist/Vetterli 1985; Kocka 1981.

60 Zur Performativität von Bürgerlichkeit allgemein vgl. Hettling/Hoffmann 2000a, 15; Hettling 1999, 5.

61 Vgl. Wadauer 2005, insbes. Kap. 3 und 4; Fischer 1972, 288ff.

etwa der Psychologe Fritz Giese 1914.⁶² Selbst Personen, die nie zu diesem Zweck einen Bleistift oder eine Füllfeder in die Hand nahmen, kamen nun mit einiger Wahrscheinlichkeit mit solchen Medien der Selbstthematisierung in Kontakt. Auch in nicht-bürgerlichen sozialen Gruppen war die Diaristik keine marginale Praktik mehr.⁶³ Gleichzeitig teilten die Tagebuchschreibenden mit ihren Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, die sich nie diaristisch betätigten, eine Vielzahl von Vorstellungen und Praktiken. Das Erlebnistagebuch steht damit nicht für einen nur auf sich selbst bezogenen medialen Raum. Vielmehr verdichteten sich darin Phänomene, die auch anderswo zu beobachten sind.

Während dieses Buch also eine Art Kollektivbiografie präsentiert, orientiert sich die Darstellung in den einzelnen Kapiteln an exemplarischen Diaristinnen und Diaristen. Zusammen mit der Sekundärliteratur und den weiteren Quellen verwebt sie deren Medien zu einem Text. Einige dieser Personen – man könnte sie die Hauptfiguren nennen – tauchen im Laufe des Buchs immer wieder auf. Andere hingegen haben lediglich kurze Auftritte als Nebenfiguren. Abgesehen von der Angabe des Vor- und Familiennamens sollen kurze Herkunfts- und/oder Tätigkeitsbezeichnungen – die Leipziger Großbürgerin, die Linzer Bedienstete, der Zürcher Gymnasiast etc. – der Leserin oder dem Leser das Wiedererkennen erleichtern. Wenn emblematische Zitate aus den Texten dieser Personen bereits in einem früheren Kapitel wiedergegeben wurden, habe ich sie kursiv gesetzt und auf die Quellenangaben verzichtet. Kleinere Anpassungen, beispielsweise des Kasus oder des Numerus, habe ich dabei nicht extra gekennzeichnet. Während die Orthografie der Quellenzitate generell dem Original entspricht, wurde die Zeichensetzung an einzelnen Stellen ergänzt oder korrigiert, um die Lektüre zu vereinfachen.

Besonders die Darstellung der Hauptfiguren hat Ähnlichkeiten mit historiografischen Fallgeschichten. Unter deren fünf Dimensionen, die Ruben Hackler und Katherina Kinzel unterscheiden, steht zunächst das historiografische Erzählen im Vordergrund: Während sich meist auch andere, in einzelnen thematischen Zusammenhängen vielleicht gar passendere Beispiele hätten finden lassen, stehen die (Haupt-) Figuren für eine bestimmte Position innerhalb des Untersuchungs-

62 Fritz Giese (1914), *Das freie literarische Schaffen bei Kindern und Jugendlichen*, Bd. 1, Leipzig: Barth, 37f., zit. n. Gerhalter 2017, 233.

63 Vgl. Steuer/Graf 2015a, 12ff.; Gerhalter 2017, Anhang, Tabellen 27-30. Ich danke Li Gerhalter für die mündlichen Ausführungen zu letzterer Thematik.

felds.⁶⁴ Wichtig sind dabei nicht die partikulären Eigenschaften eines Dokuments oder eines Lebens. Es geht nicht um die stilistische Raffinesse der Texte oder die Einzigartigkeit der darin geschilderten Empfindungen und Erlebnisse, dank derer die Verfasserin oder der Verfasser zu einer unverwechselbaren Persönlichkeit wird. Das sind Verkaufsargumente für veröffentlichte Tagebücher. Von einer »einzigartig begabten jungen Schriftstellerin« schwärmt der S. Fischer Verlag im Zusammenhang mit dem wohl bekanntesten Beispiel, dem Tagebuch von Anne Frank.⁶⁵ Der Mikro- und der Alltagsgeschichte der 1980er und 1990er Jahre hingegen wurde eine vergleichbare Herangehensweise oftmals zu unrecht vorgeworfen. Deren Vertreterinnen und Vertreter versuchten nämlich, an den Einzelfällen das Feld der Handlungsmöglichkeiten zu rekonstruieren, die innerhalb bestimmter Strukturen existierten. Im Unterschied dazu liegt mein eigenes Interesse an einer Figur vor allem in der Verallgemeinerbarkeit.⁶⁶ Im Zentrum steht nicht die Frage nach möglichen, sondern nach typischen Positionen. Entweder wurden sie von vielen Zeitgenossinnen oder Zeitgenossen geteilt, was vor allem bei den in den ersten drei Kapiteln auftretenden Figuren der Fall ist. Oder aber die Tagebücher lassen schon zu einem frühen Zeitpunkt Formen und Inhalte erkennen, die sich später auf breiter Basis durchsetzten. In diesem Sinne habe ich einige der Hauptfiguren der Kapitel vier bis sechs ausgewählt.

Viel wurde in den vergangenen Jahrzehnten über die Klassen des 19. Jahrhunderts geschrieben. Wenn ich in den ersten drei Kapiteln dennoch darlege, wie die Welt des mittleren und ausgehenden 19. Jahrhunderts in den Tagebüchern der jüngeren Zeitgenossinnen und Zeitgenossen erscheint, so verfolge ich damit vor allem ein Ziel: Es soll die Folie aufgespannt werden, vor der die Konturen der erlebnisorientierten Subjektkultur überhaupt erst als spezifisch erkennbar werden. Im ersten Kapitel fokussiere ich vor allem die Praktiken. Ich beschreibe den von der familiären Wirtschaft geprägten Alltag großer Teile der Bevölkerung. Eine Trennung von Produktion und Konsumtion lässt sich hier nur in Ansätzen erkennen. Vor diesem Hintergrund frage ich im zweiten Kapitel, mit welchen Leitvorstellungen der Alltag im Bürgertum gerahmt wurde. Ein Ethos allgemeiner Arbeitsamkeit wurde hier durch ein Gebot der Mäßigung in jeder Lebenslage ergänzt. Nur sehr schemenhaft lässt sich dagegen jenes individuelle Leistungsethos

64 Hackler/Kinzel 2016, 20f.

65 S. Fischer Verlag o.D.

66 Vgl. Hackler/Kinzel 2016, 12ff.

erkennen, das dem Bürgertum bis heute nachgesagt wird. Der vorherrschende Modus der Auszeichnung war das Streben nach dem Außerordentlichen. Es erlaubte manchen berufstätigen Frauen, jenes Ethos des liebenden Dienstes an Gott und der Gemeinschaft zu relativieren, das sich auch in den Tagebüchern weiblicher Bediensteter finden lässt. Solchen arbeitsbezogenen Praktiken und Leitvorstellungen der Unterlassen widmet sich das dritte Kapitel. Nicht zuletzt geht es dabei um die Frage, inwiefern der bürgerliche Wertehimmel von diesen sozialen Gruppen geteilt oder übernommen wurde. Für die Bediensteten können Diffusionsprozesse nicht ausgeschlossen werden. Die handwerkliche Produktorientierung hingegen war zwar zunächst noch vom Wirtschaftsbürgertum geteilt worden, doch wandte sich dieses im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend den beschriebenen abstrakten Leitvorstellungen zu. Das Produktethos selbst wurde im Zeitalter der Großindustrie zu einem Produktionsethos erweitert. Im Vergleich zum bürgerlichen Streben nach dem Außerordentlichen war es leichter anschlussfähig für ein erfolgs- beziehungsweise ergebnisorientiertes Leistungsdenken.

Diese Leistungsorientierung eines Teils der Arbeiterschaft und der Angestellten ist einer der Aspekte der in den Jahrzehnten um 1900 aufkommenden Konsum- und Arbeitsgesellschaft und ihrer Subjektkultur. Einigen ihrer weiteren zentralen Charakteristika sind die folgenden drei Kapitel gewidmet. Im Fokus des vierten Kapitels stehen zunächst die normativen Rahmen, wie sie in zeitgenössischen Publikationen, aber auch in den Tagebüchern selbst formuliert werden. Eine solche Ordnungsfunktion kam insbesondere der Kleinfamilie, dem Betrieb und der Nation zu. Vor diesem Hintergrund zeige ich im fünften Kapitel, dass es um 1900 nicht nur zu einer Vervielfältigung der Konsummöglichkeiten und einer Aufwertung des Konsums innerhalb des nationalstaatlichen Rahmens kam, sondern dass sich auch auf der Ebene der Subjektkultur weitreichende Verschiebungen erkennen lassen. Zunehmend wird in den Quellen nun die oben skizzierte Erlebnisorientierung beschrieben. Wie ich zugleich zeige, beschränkte sie sich nicht auf Freizeit und Konsum. Auch während der Arbeit stand für viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen das Erleben – der rege Verkehr im Geschäft, die besonderen Ereignisse während der Arbeit, das Sozialleben – im Zentrum. Viele bürgerliche Zeitgenossinnen und Zeitgenossen hingegen beschrieben ein großes Unbehagen, das sie auf ein Übermaß an Erlebnissen und Eindrücken zurückführten.

Wie die Konsum- und Arbeitsgesellschaft und ihre Subjektkultur in der diaristischen Praxis erkennbar werden, beschreibe ich im sechsten

Kapitel. Zugleich diskutiere ich dabei die Ergebnisse dieser Studie noch einmal aus der Perspektive eines mediengeschichtlichen Längsschnitts. Der Erlebnisorientierung, so lege ich dar, entsprach ein spezifischer Modus diaristischen Schreibens: das Erlebnistagebuch des 20. Jahrhunderts. Im 19. Jahrhundert hatten dokumentarische Modi und das biografische, in der Forschung gemeinhin als bürgerlich bezeichnete Tagebuch dominiert. An deren Stelle traten nun assoziative, nicht auf Kohärenz bedachte Praktiken des Schreibens und Gestaltens, die die Produktion der Einträge selbst zum Erlebnis machten. Abgeschlossen wird das Buch durch eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse und einen knappen Ausblick auf das Ende des Untersuchungszeitraums und die Jahrzehnte danach. Während sich die konkreten Konturen der Konsum- und Arbeitsgesellschaft und der erlebnisorientierten Subjektkultur im Laufe des 20. Jahrhunderts immer wieder wandelten, scheinen einige ihrer Grundcharakteristika erstaunlich stabil geblieben zu sein.

Familienangelegenheiten

Wirtschaften im Zeitalter der Industrialisierung

Die These, dass sich das »ganze Haus« der Vormoderne im Laufe des 19. Jahrhunderts in seine Bestandteile aufgelöst habe, beschäftigte Generationen von Historikerinnen und Historikern. Wie die familien-geschichtlichen Forschungen der vergangenen Jahrzehnte jedoch gezeigt haben, bedarf sie in verschiedener Hinsicht einer Korrektur.¹ Das Ideal der Kleinfamilie aus Eltern und Kindern konnte sich vor dem frühen 20. Jahrhundert höchstens ansatzweise durchsetzen. Und auch für spätere Zeiträume ist eine Differenzierung zwischen normativen Vorstellungen und gelebtem Alltag angebracht. Ebenso kann für das 19. Jahrhundert von einer weitgehenden Aufteilung zwischen männlicher Erwerbsarbeit einerseits und einem »klar abgetrennten ›privaten‹ Haushalt unter der Leitung der Frau« andererseits bestenfalls für Teile des städtischen Bürgertums die Rede sein.² Auch wenn manche zeitgenössischen Stimmen solche Tendenzen beschrieben, befürworteten oder befürchteten, wirkten sie sich auf das Leben der Bevölkerungsmehrheit nur am Rande aus. Anstatt von linearen Transformationen sollte man deshalb von den vielfältigen Einflüssen ausgehen, denen Familien und Haushalte zu jeder Zeit unterliegen. Einem klaren Trend lassen sich viele davon nicht zuordnen. Für die Sattelzeit, also die Jahrzehnte um 1800, hat Joachim Eibach jüngst auf die komplexe Gleichzeitigkeit von Prozessen der »Verhäuslichung« und der »partiellen Auslagerung von Funktionen aus dem Haus« hingewiesen.³ Bereits vor mittlerweile zwei Jahrzehnten nahm Rebekka Habermas eine vergleichbare Perspektive auf die Geschlechtergeschichte der bürgerlichen Familie in derselben Epoche ein.⁴

Im vorliegenden Kapitel orientiere ich mich an Forschungsarbeiten wie diesen, um nach dem alltäglichen Leben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu fragen. Aufgrund der Quellenlage fokussiere ich dabei vor allem jene beiden sozialen Gruppen, aus denen die meisten

1 Vgl. Eibach/Schmidt-Voges 2015; für die Kritik am Begriff des »ganzen Hauses« nach wie vor Groebner 1995; Opitz 1994.

2 Bock/Duden 1977, 125.

3 Eibach 2015, 29.

4 Habermas 2000.

überlieferten Tagebücher stammen: das Bürgertum und das Handwerk. Die Analyse bestätigt die These, dass die von der älteren Forschung beschriebenen Prozesse nur sehr zögerlich einsetzten und keineswegs linear verliefen. Weder waren Männer und Frauen ausschließlich in getrennten Räumen tätig, noch unterschieden sich ihre Tätigkeitsfelder in jeder Hinsicht. Außerhäusliches Arbeiten wurde bei den Männern zwar üblicher, doch basierte deren Lebensunterhalt weiterhin auch auf Tätigkeiten im Haus oder Garten. Ebenso wenig wie die Orte unterschieden sich die Zeiten des Alltags klar voneinander. Eine Ausdifferenzierung von Arbeits- und Freizeit lässt sich noch kaum erkennen. Damit macht in diesem Zusammenhang auch die Unterscheidung von Praktiken der Produktion und der Konsumtion wenig Sinn. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein stand Konsumtion vor allem für den lebensnotwendigen Verbrauch von Gütern. Im Unterschied zum heutigen Konsumbegriff wurden damit also keineswegs all jene Aktivitäten zusammengefasst, die außerhalb der Lohnarbeit stattfinden.⁵ Nicht durch solche binären Logiken wurde das damalige Leben strukturiert, sondern durch die Rhythmen und Bedürfnisse der Familie. Sie bestimmte die zeitliche und räumliche Struktur und die Praktiken des Alltags: die verschiedenen Formen des Lebensunterhalts und die gesellschaftlichen Verpflichtungen genauso wie das Genießen von Luxusgütern oder den sonntäglichen Kirchgang.⁶

Welche unterschiedlichen Konturen diese familiäre Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft annehmen konnte, beschreibe ich im Folgenden. Das Tagebuch einer Fabrikantentochter aus dem badischen Lahr steht im Zentrum des ersten Abschnitts. Die familiäre Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft manifestiert sich hier vor allem als häusliche Gemeinschaft. An ihr orientierten sich die vielfältigen Praktiken des Alltags – von der Arbeit über die Mahlzeiten bis zu den Vergnügungen. Das bedeutet jedoch nicht, dass sich die junge Frau nicht auch für außerhäusliche Aspekte der familiären Ökonomie interessiert hätte. Diese betrafen sie selbst und die gesamte Familie zu sehr, als dass sie gänzlich den männlichen Mitgliedern hätten überlassen werden können.

Was die Tochter eines sächsischen Rechtsanwalts und der Sohn eines Freiburger Kaufmanns zwischen dem Verlassen des Elternhauses und dem Gründen einer eigenen Familie erlebten, ist Gegenstand des

5 Vgl. auch Graeber 2011.

6 Vgl. aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive Habermas 2000, insbes. 39ff., 43ff. und 99ff.; am Beispiel von Familienunternehmen Budde 2011 sowie nach wie vor Kocka 1999b.

zweiten Abschnitts. Als Erzieherin in einem herrschaftlichen Haushalt führte erstere ein Leben, das sich nicht grundlegend von jenem der Fabrikantentochter unterschied. Die emotionalen und materiellen Beziehungen, die sie in dieser Zeit gegenüber der Arbeitgeberschaft aufbaute, blieben nach der Heirat ein wichtiger Baustein ihres Alltags. Auch der Kaufmannssohn musste für seine Lehrjahre die Heimat verlassen. Die Rückkehr nach Freiburg, die Übernahme des väterlichen Geschäfts und die Erweiterung der Herkunftsfamilie durch eine eigene Familie stellten jedoch das unhinterfragte Ziel seiner Bemühungen dar. Die viel beschriebene bürgerliche Selbstständigkeit bestand folglich gerade nicht in einer Herauslösung des Individuums aus der Gemeinschaft, sondern in dessen Beitrag zu dieser. Das galt für Männer wie für Frauen. Das Ideal, das dabei verfolgt wurde, war nach wie vor jenes der häuslichen Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft.

Wie ein entsprechender Alltag aussehen konnte, beschreibe ich im dritten Abschnitt am Beispiel eines schlesischen Pastoren-Ehepaars. Noch in den 1880er Jahren lässt sich bei diesen Angehörigen des ländlichen Bildungsbürgertums keine klare Trennung von Berufs- und Hausarbeit oder von Arbeits- und Freizeit erkennen. Abgesehen vom größeren sozialen und kulturellen Kapital dürften sich zentrale Aspekte ihres Lebens deshalb kaum vom bäuerlich geprägten Umfeld in der Pfarrgemeinde unterschieden haben. Ähnliches lässt sich für den Alltag von Wandergesellen feststellen, auf deren Tagebücher ich zu Beginn des vierten und letzten Abschnitts eingehe. Für sie war die familiäre Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft ein wichtiger emotionaler und materieller Bezugspunkt während der Reise. Und nicht anders als die bürgerlichen Lehrlinge verfolgten viele das Ziel, in die Heimat zurückzukehren und den familiären Haushalt und die Werkstatt weiterzuführen. Diese Leitvorstellungen auch tatsächlich umzusetzen, war jedoch keineswegs allen möglich. Im 19. Jahrhundert stellte die außerhäusliche Lohnarbeit zunehmend eine alternative Form des Lebensunterhalts dar. Ähnlich wie in Teilen des Wirtschaftsbürgertums und im städtischen Bildungsbürgertum verlor der Haushalt damit auch in den Unterklassen langsam an Bedeutung als Rahmen der familiären Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft.

1. Im Familienkreis: Der Alltag einer Fabrikantentochter

Im Zentrum des Lebens junger Bürgerinnen und Bürger stand die Familie – die »Annehmlichkeiten eines ruhigen, von treuer Elternliebe geleiteten Familienlebens«, wie es in der *Autobiographie* des Zürcher Gymnasiasten Karl Lehmann (*1858) heißt.⁷ Es ist deshalb kein Zufall, dass die knapp zweiundzwanzigjährige Frieda Bader (*1844) gleich im ersten Eintrag bemerkte, dass sie das Jahr 1864 »im [lieben] Familienkreis angefangen« habe. Mit ähnlichen Worten blickte die Tochter eines Zigarrenfabrikanten aus der badischen Kleinstadt Lahr am Silvesterabend auf die vergangenen zwölf Monate zurück: »Nur noch eine halbe Stunde u. wir treten in ein neues Jahr ein, o Gott, wirklich schöne Erinnerungen bleiben uns aus dem Jahre 1864, wie oft konnte ich mich so von Herzensgrund meiner Jugend freuen u. wie glücklich war ich im trauten Familienkreise.«⁸

Dieses Glück hatte Bader im Verlauf des Jahres immer wieder beschrieben. Damit verweist das Tagebuch der jungen Wirtschaftsbürgerin auf einen wesentlichen Aspekt der bürgerlichen Familie: Eltern, Geschwister und – bei den älteren Diaristinnen und Diaristen – Ehefrau oder Ehemann und Kinder stellten eine Emotionsgemeinschaft dar, deren Kristallisationspunkt das häusliche Leben war. Dieser soziale und örtliche Rahmen machte es möglich, dass in einer Welt, in der so viel Leid herrschte, das Glück einkehren konnte.⁹

Entsprechend belastete Bader die konfliktgeladene Beziehung zur Mutter sehr, wie sie immer wieder notierte. In diesem Zusammenhang finden sich auch einige der seltenen Stellen, an denen eine gewisse Distanz zu Mitgliedern der Familie erkennbar wird. Schon in »aller Frühe« sei ihr »gleich wieder die freudige Stimmung von gestern weggenommen« worden, beklagte sich die junge Frau an einem Abend im Januar 1864. »Schon das Spätaufstehen ärgerte Mama, u. bekam ich dafür schon genug, dann noch das Vergessen des Mehl's etc. denn es sollten Kränze gemacht werden o sie zankte mich so sehr, daß ich hätte mögen in den Boden schlüpfen.« Wenn sie ihren »lieblich[en]« Papa nicht hätte, bemerkte sie in den Monaten danach mehrmals, wäre dieses Leben unerträglich.¹⁰ Als umso glücklicher beschrieb sie sich, wenn das Verhältnis zur Mutter sich wieder entspannt hatte. Nach-

7 DTA, Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 7).

8 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 1.1.1864.

9 Vgl. Tanner 1995, 159ff.; Hausen 1976, 378ff.

10 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 20.1. und 16.4.1864.

dem ihr ein Verehrer »allerlei Vorstellungen gemacht« hatte, berichtete sie etwa:

Seit letzten Montag konnte ich vor großer Betrübniß nicht wieder hier hineinschreiben. Und was hätte ich auch aufzeichnen sollen, daß mein Herz mit Kummer überladen war, u. ich keine Ruhe finden könnte für das verzagte u. wunde Herz. Immer u. immer wollte ich der l. Mama Alles sagen, aber die Worte wollten nicht heraus, es war mir, wie wenn der Hals zugeschnürt wäre. Heute nun, als ich vom Kochen u. Bügeln recht müde nach Haus kam, war Mama gerade im Garten. Ich entschloß mich also, ihr mein Herz zu öffnen, es ist geschehen, sie weiß Alles, ich habe ihr gesagt, was mich drückte, u. nun bin ich wieder glücklich. Der Herr hat mein Bitten gehört u. Alles zum Besten geführt. Mama tröstete mich wie einen eine Mutter tröstet, nun werde ich wieder froh sein können, im Herrn will ich mich freuen.¹¹

Nicht einmal das Tagebuch hatte ihr helfen können. Drei Tage davor hatte sie das Geschehene zwar relativ ausführlich geschildert, doch hatte sie zugleich geschrieben, dass sie »diesem Buche nicht anvertrauen« könne, was der Verehrer alles gesagt habe. »[I]ch habe es empfunden u. in meinem Herz u. Gedächtniß ruhen die Worte.« In dieser Situation war das Gespräch mit der Mutter der einzige Ausweg. Zugleich zeigen diese Bemerkungen einer Neunzehnjährigen, wie wenig Liebesbeziehungen eine ausschließlich individuelle Angelegenheit waren. Nicht Baders eigene Empfindungen waren für ihre Entscheidungen maßgeblich, sondern die Tatsache, dass es »nicht Recht« gewesen wäre: »Ach, er ist so sehr gut, u. doch kann u. darf es nicht sein«. Auch in der letzten Begegnung ein Jahr später habe der junge Mann nicht verhehlt, »daß er mich leidenschaftlich gern gehabt u. bei meinem Sehen immer wieder neu gehofft hätte«. Auch sie habe ihm ihre »Herzensmeinung« ausgesprochen »u. wir schieden nun auf ewig unvereinbar, mit heimwehigem Herzen kam ich zurück.«¹²

Was die Gründe für die Unvereinbarkeit der beiden waren, geht aus Baders Tagebuch nicht hervor. Es ist jedoch gut möglich, dass sie in einem Zusammenhang mit der familiären Ökonomie standen. Wie Albert Tanner in seiner Studie zum Bürgertum in Zürich und Bern schreibt, stellten »gegenseitige Zuneigung und Liebe [...] unter den Motiven und Gründen, aus denen in der bürgerlichen Klasse im

11 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 23.4.1864.

12 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 20.4. und 23.4.1865.

19. Jahrhundert Ehepartnerinnen und Ehepartner tatsächlich ausgewählt wurden, weiterhin meist nur einen Faktor unter anderen« dar. Die materiellen und weiteren familiären Vorstellungen seien immer mit bedacht worden.¹³ In dieser Hinsicht dürfte Baders späterer Mann den Vorstellungen der Eltern durchaus entsprochen haben: Auch er war im Tabakgeschäft tätig.¹⁴ Und der Kaufmannssohn Carl Emil Werner (*1877) aus dem benachbarten Freiburg schrieb über einen frisch verliebten Freund: »Zu seinem Geschmack habe ich ihm gratuliert, ich war oft selbst von ihrer Schönheit bezaubert u. hätte sie immer ansehen können, dazu ein gescheidter Kopf, schöner Charakter, musikalisch wie er selbst u. last not least einzige Tochter reicher Eltern.«¹⁵

Auf die Gleichzeitigkeit von Liebessemantik und familiären Absichten verweist auch Habermas in ihrer Untersuchung der Geschlechter- und Familienverhältnisse im Nürnberger Bürgertum des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Auch wenn man auf Hochzeiten die von materiellen Interessen unberührte Seelenverwandtschaft der Eheleute beschworen und die Ehe zur Privatsache erklärt habe, seien Eheschließungen »von der familiären Öffentlichkeit diskutiert und letztlich auch bestimmt« worden.¹⁶ Damit nimmt sie die Kritik an den zentralen Thesen der älteren Familiengeschichte auf, wie sie etwa Hans Medick und David Sabean schon früh formuliert haben.¹⁷ Da Familienbeziehungen auch in früheren Gesellschaften durch eine Kombination aus Emotionen und materiellen Interessen geprägt gewesen seien, argumentiert Habermas, könne von einer Emotionalisierung der Paar- wie der Eltern-Kind-Beziehung seit dem späten 18. Jahrhundert nicht die Rede sein. Erkennen könne man hingegen qualitative Veränderungen innerhalb der bürgerlichen Familie. Insbesondere sei die Gegenseitigkeit der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern durch eine elterliche Identität der bedürfnislosen, »altruistischen Fürsorge« ersetzt worden.¹⁸ Als *liebreicher* Papa und *tröstende* Mama spiegelt sich diese Haltung in Baders Tagebuch. »Keine Ermüdung« habe die Mutter davon abhalten können, »meine Aufgaben zu durchgehen, meine Exerzitien zu korrigieren, meine Aufsätze zu verbessern, mich für die Style vorzubereiten«, bemerkte Werner am Ende des Jahrhunderts.¹⁹

13 Tanner 1995, 160ff. (Zitat: 175). Vgl. auch Habermas 2000, 279.

14 Vgl. DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 21.1.1878.

15 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 9.2.1900.

16 Habermas 2000, 294.

17 Medick/Sabeian 1984.

18 Habermas 2000, 261ff. Vgl. auch Eibach 2015, 22ff.

19 DTA, Reg.-Nr., 1798.1, 10.12.1898.

Die gemeinsame »Sorge um das kindliche Wohl«, schreibt Habermas weiter, sei eine »wichtige Grundlage« des bürgerlichen Familienverständnisses gewesen. Sie sei von Frauen und Männern geteilt worden. Nicht nur dadurch werde die von der älteren Literatur aufgestellte Behauptung widerlegt, dass es im Bürgertum zu einer geschlechtsspezifischen Trennung von privaten und öffentlichen Räumen und zu einer klaren Unterordnung der Frau unter den Mann gekommen sei. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts lasse sich auch eine allgemeine Aufwertung der Häuslichkeit als »gemeinsame[m] Bildungsraum« und Ort der Emotionen erkennen, an der Männer wie Frauen gleichermaßen beteiligt waren.²⁰ Man habe sich auf einen kleinen Kreis von Familienmitgliedern und Freundschaften zurückgezogen, innerhalb dessen man einen intensiven Austausch pflegte.²¹ Anne-Charlott Trepp spricht treffend von einer »familienzentrierte[n] Geselligkeit« als einem der zentralen Charakteristika der bürgerlichen Gesellschaft.²² Darauf dürfte Werner noch am Ende des Jahrhunderts angespielt haben, wenn er sich beklagte, dass sein »Ideal« aufgrund des frühen Todes der Mutter und der Tatsache, dass sein Vater seine Zeit lieber mit Freunden als mit der Familie verbracht habe, »nie zur Ausführung« gekommen sei: »[A]bends nach vollendeter Arbeit gemütlich beisammensein, sich mit irgend etwas Anregendem u. Bildendem, sei es nun Litteratur oder Musik oder was sonst, zu beschäftigen und all die Kleinlichkeiten des Lebens unberührt zu lassen.«²³ Ein nur leicht anderes Ideal der Geselligkeit beschrieb die Leipziger Großbürgerin Martina Limburger von Hoffmann (1869-1956):

Für mich giebt es nichts Schöneres als eine Unterhaltung bei ähnlicher Gesinnung und guter Verständnissfähigkeit. Mögen da die Ansichten noch so verschieden sein, gerade das fördert uns, zwingt uns unsere eigenen Ansichten zu klären. Das sollte die Grundlage der Geselligkeit sein, nicht aber Verwandtschaft, geschäftliche oder noch viel unwichtigere Rücksichten. So wie die Geselligkeit hier getrieben wird ist sie zu einem bloßen Spiel der Eitelkeit und Übelnemei und Mittel letzteres zu vermeiden geworden. [...] Der

20 Habermas 2000, 265. Vgl. auch Trepp 1996, Zweiter Teil, insbes. 220; zu den Unterschieden in den Bildungspraktiken Habermas 2000, 326ff., insbes. 363f.; in der Kindererziehung ebd., 365ff.

21 Habermas 2000, 315ff. Vgl. auch Eibach 2015, 33f.

22 Trepp 1996, 399.

23 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 21.1.1897.

Aufwand an Kräften, Zeit, Geld steht in keinem Verhältnis zum erzielten Genuß, wenn es überhaupt einer ist.²⁴

Weder die Familienzugehörigkeit noch sonstige Verpflichtungen und Interessen durften in ihren Augen den bürgerlichen Bildungsraum bestimmen. Das bedeutete jedoch nicht, dass die Familie nicht dessen Kern bilden konnte und sollte. In der weiteren Biografie der Großbürgerin wie der Fabrikantentochter sollte die familiäre Häuslichkeit denn auch eine Leitvorstellung bleiben. Letztere heiratete am 2. September 1871. Ein Jahr später bezogen die Eheleute ein ebenfalls in Lahr gelegenes, neu erbautes Haus. »Seit acht Tagen wohnen wir im neuen schönen Heim, das wir im ersten Jahr unserer Ehe bauen durften u. das herrlich ausgefallen ist; von dem Jedermann entzückt ist u. man sagt, es sei ein *bijou*, ein *Feennestle*«, notierte sie im Oktober 1872. Sie seien »so glücklich in unsrem seligen Heim, haben einander so innig lieb u. verschönern uns das Leben!« Am Einweihungsfest habe der Dekan eine »herrliche Ansprache« gehalten, »worin er dem Herrn dankte für das Beendigen des Heims u. Ihn einlud, der Schrein u. Hort des neuen Heims zu werden, u. daß Elternliebe u. Eltern-Segen den Kindern Häuser baut«. Wie aus dem restlichen Eintrag hervorgeht, war Bader damals schon schwanger und hoffte auf ein »herziges Kindelein«. ²⁵

Sie lebten nun, erklärte sie ein paar Monate später, »recht vergnügt, genießen unser Glück u. leben still u. ruhig dahin, unbekümmert um das, was die Außenwelt trübt!« Explizit grenzte sie dieses familiäre Idyll gegenüber größeren Gesellschaften ab: »[F]erner habe ich zwei Gesellschaften absolviert u. steht mir nun eine dritte bevor«, notierte sie eineinhalb Monate nach der Hauseinweihung, »dann wird ein stilles, seliges Leben im Herrn geführt u. soll mich weder Eitelkeit noch Neid, noch Kränkung verletzen!«²⁶ Mit der Geburt der beiden Söhne verstärkte sich diese Ausrichtung auf die eigene Familie; neben dem eigenen Gesundheitszustand und dem allgemeinen Befinden handeln große Teile des Tagebuchs in den Jahren danach von deren Kindheit und Jugend. Auch viele weitere Diaristinnen aus dem gesamten Untersuchungszeitraum wurden im Laufe von Ehe und Mutterschaft zu Chronistinnen ihrer Familie.

Wie die Forschung gezeigt hat, bedeutet die rhetorische Abwendung von der Gesellschaft jedoch nicht, dass sich das Bürgertum vollständig auf das Kleinfamilienleben zurückgezogen hätte. Das Häuslichkeits-

24 DTA, Reg.-Nr. 2153.4, 11.3.1897.

25 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 3.10.1872 (Hervorhebung i.O.).

26 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 16.2.1873 und 18.11.1872.



Abb. 1.1: Das Gasthaus zur Sonne in Lahr, wo Bader das Kochen lernte (um 1830).

ideal war eine Seite des Alltags, die gesellschaftlichen Verpflichtungen eine andere.²⁷ Die emotionalen und die materiellen Interessen galt es auch in dieser Hinsicht in Einklang miteinander zu bringen. Entsprechend fragte sich Bader im Frühjahr 1878, »ob ich alles Gesellschaftliche fahren lassen soll u. mich einpuppen mit den Kindern u. in der engern Familie od. ob man seiner Stellung u. Bildung halber mit der Welt verkehren muß, mit denen man doch nicht harmonirt«. Zur gleichen Zeit fand aber auch ihre »längstprojectirte Theegesellschaft« statt, die, wie sie anmerkte, »sehr nett ausfiel«.²⁸

Jenseits dieser ambivalenten Haltung gegenüber gesellschaftlichen Verpflichtungen beschränkte sich auch das Familienleben nicht auf das *Feenmestle*. Als Verheiratete und Mutter nahm Bader weiterhin lebhaft Anteil am Schicksal ihrer Brüder, die in nah und fern ihr Glück versuchten. Es besteht deshalb kein Anlass für die Vermutung, dass sie mit der *engern Familie* die heutige Kernfamilie meinte; dass sie Abschied von ihrer früheren Ansicht genommen hätte, »ein großer Familienkreis« sei etwas Schönes und Wohltuendes. In diesem Sinne

27 Zur Öffentlichkeit der bürgerlichen Privaträume vgl. Eibach 2015, insbes. 31 ff.; Conrad et al. 2014, 11 ff.; Egli 2014, insbes. 217 f. und 219 f.; Mettele 1996.

28 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 15.3.1878. Vgl. auch Reg.-Nr. 1116 I.2, 3.6.1866.

hatte sie im Sommer 1865, als ihr Elternhaus »voller Besuche« und alle Geschwister wieder einmal im »Vaterhause« versammelt waren, mit banger Freude notiert: »Ach, wie schön ist es doch, eine große Familie zu bilden, doch wann kommen wir wieder alle 8 zusammen? Vielleicht nie mehr im Leben –. Onkel Emier ist wieder auf einige Zeit nach Paris, so geht es immer ein u. aus«. ²⁹ Auch die zahlreichen Besuche befreundeter Familien und Verwandter beschrieb sie damals als absolut alltägliche Ereignisse. Immer wieder notierte sie in ihrem Tagebuch die Zahl der Personen, die an einem Essen oder Fest teilnahmen. Entsprechend stellte sie nach einem Mittagessen mit der Familie des Onkels und einem befreundeten Brautpaar erstaunt fest, dass sie »nur 16 Personen« gewesen seien. Ob an Wochen- oder Feiertagen: Eltern und Kinder scheinen selten alleine gewesen zu sein, obwohl die Gäste auch damals schon keineswegs immer willkommen waren. »Schon wieder eine Visite heute«, so muß man unwillkürlich am Abend des Tages ausrufen, es konnte aber nicht verhindert werden, sonst wäre es gewiß geschehen«, bemerkte die neunzehnjährige Bader im Februar 1864. ³⁰

Die Bedeutung des *Familienkreises* für das zeitgenössische Bürgertum zeigt sich nicht nur in solchen expliziten Bezugnahmen, sondern auch in den alltäglichen Handlungen. Zusammen mit anderen Familienmitgliedern – und den Bediensteten – erledigte man Hand- und viele weitere Arbeiten im und ums Haus. Wenn es sich einrichten ließ, nahm man die Mahlzeiten gemeinsam ein. Zusammen mit der Familie verbrachte man auch einen großen Teil der Abende und der Sonn- und Feiertage: Man musizierte, empfing Gäste, spielte Karten, genoss Luxusgüter wie Zigarren und Champagner, machte Ausflüge und Spaziergänge oder besuchte Verwandte und Bekannte. Die zeitliche Struktur dieses Lebens war komplex. ³¹ Die einzelnen Tätigkeiten gingen oftmals fließend ineinander über. Eine Unterscheidung von Praktiken der Produktion und der Konsumtion erweist sich in diesem Zusammenhang deshalb als wenig fruchtbar. Beispielhaft für all dies ist ein typischer Tagesablauf, den Bader in einem ihrer ersten Tagebucheinträge festhielt. Ende Januar 1864 begann, wie sie stolz notierte, ein neuer »Abschnitt« in ihrem Leben. Zum ersten Mal sei sie »in die Sonne« – wahrscheinlich ist das Gasthaus Sonne im Zentrum Lahrs gemeint (vgl. Abb. 1.1) – »zum Kochen gegangen«. Aus diesem Grund habe sie ihren Tag »nun folgendermaßen eingeteilt«:

29 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 25.12. und 13.8.1865.

30 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 29.3. und 3.2.1864.

31 Vgl. Trepp 1996, 226ff.

Morgens zum Kochen, nach dem Essen gehe ich ein halbes Stündchen in mein Zimmerchen, das unbedingt zum Leben gehört, herauf gehe ich an die Handarbeit, bis ich nicht mehr sehe, ich freue mich dann schon den ganzen Nachmittag zum Singen u. Klavierspielen, das nach 5 Uhr seinen Anfang nimmt, da schwelge ich dann in der Musik. Nach dem Nachtessen arbeite ich noch, gehe auch in den Singverein, od. spiele mit Jacques Walter [dem jüngsten Bruder; pb]! Somit ist meine Tagesordnung gemacht.³²

Die Fabrikantentochter führte nirgendwo genauer aus, welchen Zweck sie mit dem Kochen verfolgte. Soweit es sich an ihren Tagebüchern erkennen lässt, scheint sie nie nach ökonomischer oder beruflicher Unabhängigkeit gestrebt zu haben. Das Kochen war auch keine Tätigkeit, die Geld einbringen sollte. Die Familie war nicht überaus reich, aber sie verfügte doch über einen beträchtlichen Wohlstand. Neben den erwähnten Luxusgütern leistete man sich etwa im Sommer 1867 eine vierwöchige Reise zur Pariser Weltausstellung. Und zu Beginn der 1870er Jahre erhielt Bader 40.000 Gulden (68.500 Mark) aus dem Nachlass einer Tante, was mehr als dem zwanzigfachen mittleren Jahreseinkommen eines damaligen Pastors entsprach. Ihre ältere Schwester erbte gar ein Schösschen.³³ Dennoch war es während des gesamten 19. Jahrhunderts üblich, dass junge Bürgerinnen das Kochen und weitere haushaltsbezogene Tätigkeiten lernten und auch regelmäßig ausübten. So ging Bader ein Jahr nach dem Kochen auch »in's ›Kleidermachen‹, das ich in Zeit von 4 Wochen fertig lernen soll.«³⁴ Durch solche Kurzschulungen wurden die jungen Frauen aus bürgerlichem Haus nicht nur befähigt, das im elterlichen oder im eigenen Haushalt beschäftigte Personal zu beaufsichtigen. Die Hausherrinnen und ihre Töchter sollten auch in Notfällen einspringen können, wenn etwa die Bediensteten weggelaufen, krank oder aus privaten Gründen außer Haus waren oder wenn Wäscherinnen oder andere externe Fachkräfte angestellt wurden.³⁵ Haushaltsbezogene Handfertigkeiten und hauswirtschaftliche Kenntnisse sollten also dazu beitragen, das

32 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 28.1.1864.

33 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 12.7. und 10.8.1967; Reg.-Nr. 1116 I.3, 12.11.1873. Zu den Pastorengeltern vgl. Müller-Benedict/Janssen/Sander 2008, 79f.; Janz 1994, 349ff.

34 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 16.2.1865 und 13.2.1864. Für die erste Jahrhunderthälfte vgl. Habermas 2000, 74ff.; Trepp 1996, insbes. 238ff.

35 Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 26.11.1864, 24.3. und 10.6.1865; Reg.-Nr. 1166 I.3, 10.4. und 25.4.1875.

Funktionieren des Haushalts langfristig sicherzustellen – einer Ökonomie, die sich kaum je auf die Kernfamilie beschränkte.

Unter den außerhäuslichen Tätigkeiten hatte nicht nur das Kochen in der Sonne einen engen Bezug zur Familie, sondern auch die Mitgliedschaft im Singverein, die Bader mit der Mutter und der Schwester teilte.³⁶ Bei den Teilnehmerinnen des wöchentlichen Kränzchens hingegen scheint es sich größtenteils um Töchter miteinander befreundeter oder zumindest bekannter Familien gehandelt zu haben. Die einzige regelmäßige Beschäftigung, die die Fabrikantentochter aus diesem Umfeld hinausführte, waren die Besuche bei armen und kranken Mitmenschen, denen sie – wie unzählige weitere junge Frauen aus dem Bürgertum – ein gottgefälliges Leben näherbringen wollte. Immer wieder notierte Bader dagegen, dass der Vater aus geschäftlichen Gründen »abwesend« sei – in Mannheim, München oder in der Schweiz. Als Zigarrenfabrikant musste er sich um die Rohstoffe und den Absatz kümmern.³⁷ Auch die Mutter war des Öfteren unterwegs; sie bewegte sich jedoch meist innerhalb der näheren Umgebung ihres Wohnorts Lahr, wenn sie etwa Bekannte oder Verwandte besuchte. Kuraufenthalte und längere Reisen unternahm sie fast ausschließlich zusammen mit anderen Familienmitgliedern. Allerdings vertrat auch sie gelegentlich die familiäre Ökonomie nach außen, wenn sie ihren jüngsten Sohn, der »das Lernen lernen« sollte, an die verschiedenen Stationen seiner ersten Ausbildungsjahre begleitete.³⁸

Der Bruder werde nun, so prophezeite Bader im Oktober 1864 dem damals Dreizehnjährigen, »wahrscheinlich für immer unter fremden Leuten sein; aber, was will man machen, es ist das Los von so vielen seiner Altersgenossen.« Kaum anders hatte sie schon die Reisen der anderen Brüder kommentiert. »Dem zweiten Bruder Theodor haben wir auch wieder, wer weiß, auf wie lange Zeit, die Hand zum Lebewohl geschüttelt, – ach, ich hoffe, daß wir auch Alle noch so kräftig u. gesund dastehen, wenn er wieder zurückkommt aus der großen Weltstadt Paris«, hatte sie etwa zu Beginn desselben Jahres geschrieben. »Ja, wie schon so oft haben wir den Reisenden ein Lebewohl zugerufen, beinahe tagtäglich kommt es bei uns vor, u. doch beschleicht mich jedes Mal ein Gefühl der Wehmuth.« Tatsächlich verbrachten alle vier Brüder Baders einen Teil ihrer Jugendjahre in verschiedenen Städten

36 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 19.2.1864.

37 Vgl. DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 2.11.1864. Zur Geschichte der Zigarrenfabrikation vgl. Kölling 1997.

38 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 2.10.1864, 29.4. und 14.10.1865. Zur Rolle einer Mutter für die berufliche Karriere des Sohnes vgl. auch Saxer 2014, 185 ff.

des späteren Reichsgebiets, in der Schweiz, in Frankreich, Großbritannien und den USA. »Von den lieben Brüdern haben wir Gottlob gute Nachrichten«, schrieb die Fabrikantentochter zu Beginn des Jahres 1867. »Adolph ist glücklich in N.O. [New Orleans; pb] angekommen, Karl ist in Liverpool, Theodor in Hamburg, u. Jacques in Straßburg«.39 An dieser Mobilität scheint sich auch im jungen Erwachsenenalter wenig geändert zu haben. So lebte der 1838 geborene Adolph ab 1866 fast ununterbrochen in der Metropole des US-amerikanischen Südens. Auch seine drei Brüder hielten sich für kürzere oder längere Zeit dort auf, ebenso mehrere befreundete Familien und Einzelpersonen.

In den Notizen über die Mobilität ihrer Brüder beschreibt sich Bader jedoch nicht nur als Zurückbleibende, deren ökonomische Interessengebiete sich auf die Hauswirtschaft beschränken. Die Fabrikantentochter nahm auch lebhaft Anteil an den Geschicken der familiären Ökonomie. Insbesondere beschäftigte sie der Verlust des Geldes, mit dem die Eltern die Unternehmungen ihres ältesten Sohnes in New Orleans finanziert hatten. Nach jahrelangem Hoffen und Bangen war der Bankrott 1878 nicht mehr aufzuhalten. Ganz im Sinne der zeitgenössischen Vorstellungen männlicher Ehre nahm sich Adolph Bader das Leben.40 Ob sich der wirtschaftliche Niedergang von New Orleans nach dem Bürgerkrieg oder die Folgen der seit 1873 andauernden weltweiten Rezession so fatal auswirkten, lassen die Tagebücher seiner Schwester im Dunkeln.41 Sie beschreiben nicht den Zustand der Weltwirtschaft. Neben emotionaler Betroffenheit lassen sie vor allem Sorge um die familiäre Ökonomie erkennen. Trotz aller Nähe waren die Warnungen der jüngeren Kinder erfolglos geblieben. Aus Gutgläubigkeit hatten die alternden Eltern die Geschäfte des Sohns mit immer weiteren Darlehen unterstützt. Nun sahen sie sich um einen Großteil ihres Vermögens erleichtert. Ebenso entrüstet wie erschüttert notierte Frieda Bader zum Jahresende 1878:

Ein Opfer für Amerika ist wieder geworden der so liebe Bruder Adolph – seit Jahren sehen wir in all' unsern Ahnungen diesen Fall u. Ruin der l. Eltern voraus, jedoch wer dachte an eine Verwirklichung dieser Gespenster! O Gott, nur Seufzer, nur Jammer, nur Thränen geleiten uns in das neue Jahr! Wehmuth, Verzagtheit,

39 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 2.10., 6.1.1864 und 13.1.1867.

40 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 30.12.1878. Zur Ehre vgl. die grundlegende Studie von Frevert 1991.

41 Zum Niedergang von New Orleans vgl. Marler 2013, insbes. Kap. 7.

Schmerz über den Verlust des Sohnes u. Bruders zerreit uns das Herz! Alles Vermögen [...] verloren in Speculationen in schlechten Geschäften, verloren für alle 6 Kinder! [...] Und woher dies Alles – weil man es den überlegten erfahrenen Kindern nicht mitgetheilt hat, weil man dem Sohne Alles hingegeben hat in der Idee, er wird noch gerettet! Am Lebensabend, an dem alte Leute ausruhen von ihrer Hände Arbeit u. mit Freude u. Wehmuth auf ihre Vergangenheit zurückblicken, ist man bei uns am Rande der Verzweiflung, am wahnsinnig werden!⁴²

Zu einem *Opfer für Amerika* scheint der Kaufmann in den Augen seiner Schwester nicht zuletzt deshalb geworden zu sein, weil die Maschen des familiären und bekanntschaftlichen Netzes in Übersee nicht eng genug waren und die Geschwister somit ihr informelles Mitspracherecht bei der Regelung dieser »Familienangelegenheiten« weniger leicht ausüben konnten. »Bruder Adolph kam ganz unerwartet von New-Orléans, um seine Sachen, die den Eltern so viel Sorgen bereiten, einigermen zu ebnen«, bemerkte sie zum erwähnten Besuch.⁴³ Atlantikberquerungen waren für diese Bevölkerungsgruppe also sogar einigermen spontan möglich. Dennoch blieben sie sporadisch und sind nicht mit jener Form der sozialen Bindung und Kontrolle zu vergleichen, die durch alltägliche Begegnungen ermöglicht wird. Entsprechend beruhigt war Bader gewesen, als sich ihr jüngster Bruder zwei Jahre vor diesen Ereignissen für eine Rückkehr entschieden hatte. »Jacques ist dorten in New-Orléans u. findet auch nicht seinen Frieden, er will wieder kommen u. hier sich niederlassen.« In der Heimat, dürfte sie mit dieser Bemerkung impliziert haben, konnte er erwarten, was ihm in Übersee verwehrt blieb, ja verwehrt bleiben musste. Zugleich führte die geografische Distanz jedoch gerade nicht dazu, dass die anderen Familienmitglieder keine Verantwortung für das Geschehen in Amerika empfunden hätten. Nach Adolphs Tod notierte Bader: »Herr, wir wissen nicht, wo wir uns hin verstecken sollen, da Du nicht mut Gericht über uns halten!« Solche Berichte zeigen deutlich, unter welchem Druck die familiäre Ökonomie angesichts der zunehmend globalen Wirtschaft des imperialen Zeitalters stand.⁴⁴

42 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 30.12.1878.

43 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 14.9. und 18.7.1876. Von »Familienangelegenheiten« spricht auch Limburger von Hoffmann (Reg.-Nr. 2153.2, 28.1.1886)

44 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 27.3.1876 und 30.12.1878. Zu Letzterem vgl. Habermas 2000, 99ff.

Familienangelegenheiten betrafen oftmals beides zugleich – Emotionen und Ökonomie. Auch an Letzterer waren die weiblichen Familienmitglieder beteiligt. Obwohl die Bedeutung ökonomischer Kenntnisse und Fähigkeiten für das Selbstverhältnis einer Hausherrin abgenommen haben dürfte,⁴⁵ scheint sich dies im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht grundsätzlich geändert zu haben. Die familiäre Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft als Ganze sorgte für eine gewisse Stabilität im Leben. Die häusliche Idylle eines *Feennestle* hingegen, das wussten die jungen Bürgerinnen und Bürger genau, war von vielen Seiten her bedroht: Unfälle und Krankheiten, politische und wirtschaftliche Wirren und nicht zuletzt unternehmerischer Misserfolg. Im Unterschied zu Bader war es vielen auch nicht gegönnt, »in der schönen Heimath bleiben« zu dürfen.⁴⁶ Nicht wenige Bürgerinnen wechselten im Lauf ihres Lebens mehrfach den Wohnort. Sie absolvierten längere Bildungsaufenthalte in Pensionen, zogen nach der Heirat zum Ehemann und/oder gingen, zumindest für eine gewisse Zeit, der außerhäuslichen Tätigkeit einer Gouvernante oder Lehrerin nach. Wie ich am Anfang des nächsten Abschnitts zeige, bedeutete Letzteres eher eine Erweiterung denn einen Abschied von der familiären Ökonomie. Es hatte damit eine ähnliche Funktion wie die Lehr- und Studentenjahre junger Bürger, auf die ich anschließend eingehe.

2. Abhängigkeit und Selbstständigkeit: Die Lehr- und Wanderjahre junger Bürgerinnen und Bürger

In ihren während des Ersten Weltkriegs verfassten Erinnerungen schrieb die damals zweiundsechzigjährige Eva Braune geb. Steltzer (*1854), sie habe als Tochter eines Rechtsanwalts eine weitgehend »ungetrübte Jugend« in der nordsächsischen Kleinstadt Torgau verlebt. Wie ihre ältere Schwester sei sie mit vierzehn Jahren in die Pension der Berliner Königin-Luise-Stiftung⁴⁷ eingetreten. Vergeblich habe sie ihren Vater gebeten, sich dort zur Lehrerin ausbilden lassen zu dürfen. Eine Tochter gehöre ins Elternhaus, sei sein unverrückbarer Standpunkt gewesen. Als er jedoch kurze Zeit später unerwartet an den Folgen seiner Gicht starb, habe sich gezeigt, dass es mit den

45 Vgl. Habermas 2000, insbes. 48, 53 ff. und 91 f.; Budde 1997, insbes. 413 ff.

46 DTA, Reg.-Nr. 11116 I, 3, 2.9.1871.

47 Die 1811 gegründete Institution gilt als eine der ältesten Ausbildungsstätten für Erzieherinnen in Preußen, vgl. Habermas 2000, 387 (Fußnote 407).

materiellen Verhältnissen der Familie nicht zum Besten stand. Weil »keins der vier Kinder [...] versorgt« gewesen sei, habe sie ihre Studien in Berlin wieder aufnehmen können und im Oktober 1876 das »Examen für höhere und mittlere Schulen« abgelegt. Schon kurz davor habe sie eine Stelle als Erzieherin auf einem Rittergut im ostbrandenburgischen Görbitz (heute Garbicz, ca. vierzig Kilometer östlich von Frankfurt/Oder) angenommen, auf die sie die Berliner Schulleiterin vermittelt hatte.⁴⁸ Dort angekommen, begann sie mit ihren fast täglichen Aufzeichnungen, die nicht nur vielfältige Einblicke in den Alltag einer Gouvernante in der ländlichen Gesellschaft der 1870er Jahre erlauben, sondern auch einen Eindruck von den Vorstellungen und Praktiken geben, die Steltzers Alltag und Selbstverhältnis prägten.

Bei der Lektüre des Tagebuchs fallen zunächst die weitreichenden Gemeinsamkeiten mit dem Leben der im Elternhaus lebenden Fabrikantentochter Bader auf. Nicht nur wohnte die junge Erzieherin an ihrem Arbeitsort; ihr gesamter Alltag war in den Haushalt und dessen Abläufe eingebunden. Zusammen mit der herrschaftlichen Familie genoss sie die Mahlzeiten und den nachmittäglichen Kaffee; sie nahm an den Spaziergängen, Weihnachtsfeiern und anderen familiären Anlässen und Vergnügungen teil; regelmäßig half sie der Hausherrin bei den zahlreichen Arbeiten in Haus und Garten; und abends spielten die beiden dann vierhändig auf dem Klavier. Eine Unterscheidung von Arbeits- und Freizeit oder von Praktiken der Produktion und der Konsumtion bringt in diesem Kontext ebenso wenig analytischen Mehrwert wie bezüglich des Alltags von Bader. Auch die Standesunterschiede zwischen der Bürgertochter und der adeligen Gutsherrenfamilie werden an keiner Stelle in Steltzers Tagebuch explizit thematisiert. Auf den ersten Seiten ist zwar noch ein gewisses Unbehagen bezüglich der Position im Haushalt zu erkennen. Ob es damit zusammenhing, dass sie nun zum ersten Mal »in abhängiger Stellung« war, wie sie vierzig Jahre später erklärte, lässt sich jedoch nicht mehr bestimmen.⁴⁹ Stark beschäftigt zu haben scheint sie damals allerdings die Frage, ob sie ihrer Aufgabe als Erzieherin gewachsen sei. Entsprechende Zweifel begleiteten sie auch später noch, als sie ihre Rolle im Gutshaushalt gefunden hatte und den einzelnen Familienmitgliedern auch emotional in einer Weise nahestand, die mit der Verbundenheit zu den Mitgliedern ihrer Herkunftsfamilie vergleichbar ist.

48 DTA, Reg-Nr. 1839, o.D. (1916/17; Transkript: 72).

49 DTA, Reg-Nr. 1839, o.D. (1916/17; Transkript: 72).

Am deutlichsten sichtbar wird die emotionale Bindung zur Guts-herrenfamilie an Steltzers Beziehung zu Marianne, ihrer Schülerin und Tochter des Hauses. In fast jedem Eintrag taucht deren Name auf. Meistens handelt es sich um Bemerkungen, wie die nicht sehr fleißige Schülerin am betreffenden Tag gelernt oder sich allgemein betragen habe. Immer wieder lässt sich aber auch erkennen, wie intensiv die Beziehung zwischen den beiden in emotionaler Hinsicht war. So fiel es der jungen Erzieherin »nicht leicht« zurückzustehen, als sich Marianne nur noch mit einer neu gewonnenen Freundin abgab. Umso mehr freute sie sich, als sie sich wieder »sehr nahe« gekommen waren. Auch der alten Mutter des Hausherrn scheint sie sich eng verbunden gefühlt zu haben. Oft leistete sie ihr Gesellschaft, und es mag durchaus die damaligen Empfindungen wiedergeben, wenn sie in ihren autobiographischen Notizen schrieb, dass sie die alte Gräfin sehr »verehrt« habe. Diese wiederum habe ihr »beinahe mütterliche Liebe« entgegengebracht. Auch Steltzers Gefühle für die Herrin und den Herrn des Hauses gingen deutlich über rein geschäftliche Beziehungen zwischen Arbeitgebenden und -nehmerin hinaus. Das zeigt sich nicht zuletzt an der Tatsache, dass sie das körperliche Befinden und die täglichen Erlebnisse der beiden regelmäßig im Tagebuch verzeichnete. So notierte sie etwa, dass der morgendliche Jagdausflug des Hausherrn »sehr nach Wunsch ausgefallen« sei.⁵⁰

Eine komplexe Brief- und Geschenkökonomie, die – zumindest auf den ersten Blick – jener innerhalb der Herkunftsfamilie glich, trug dazu bei, die Beziehungen zur Herrschaftsfamilie aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Stolz schrieb Steltzer schon im Februar 1877, Marianne und sie hätten von der Hausherrin, die in Berlin gewesen war, »je eine Brosche und Ohringe von Jet, und wir beide noch zusammen einen Kasten mit kandierten Früchten« bekommen. Zu Weihnachten desselben Jahres erhielt sie »ein prachtvolles, fertig gemachtes Kleid, einen Muff, eine Garnitur Kragen u. Stulpen und ein lila Shäwlichen«.⁵¹ Solche Aufzählungen, die sich auch in anderen Tagebüchern häufig finden, zeigen nicht nur, dass Steltzer von der Herrschaft als Mitglied der häuslichen Gemeinschaft betrachtet wurde. Sie sind auch ein weiterer Beleg für die vielfältigen Verschränkungen von emotionalen und materiellen Beziehungen innerhalb von Haushalten.⁵²

⁵⁰ DTA, Reg.-Nr. 1839, 10.7., 12.11.1877, o.D. (1916/17; Transkript: 72) und 19.11.1877.

⁵¹ DTA, Reg.-Nr. 1839, 8.2. und 23.12.1877.

⁵² Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 11.1. und 30.1.1880.

Gleich im folgenden Eintrag notierte Steltzer allerdings, dass sie auch von ihrer Herkunftsfamilie, ihren alten Freundinnen und der verehrten Berliner Klavierlehrerin »sehr viel« bekommen habe. Die darauf folgende Aufzählung führt den kleinen Unterschied anschaulich vor Augen, der trotz aller Einbindung in die häusliche Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft am Arbeitsort bestand:

[V]on Mama 3 P. Hosen, einen Schildpattkamm, 2 P. Kragen u. Stulpen, Noten; von Großmama 5 [?], von Tante Marie 3 P. Handschuh, Couverts und einen Schleier, von Tante Anna 3 P. Strümpfe und ein [?] Shäwlichen; von Hedwig eine Schürze, von Fritz Armband, Heinrich Broche; von Fr. Wendt Bachs englische Suiten und Moore's Gedichte, von Heindorfs ein Buch von Pred. Funke. [...]; zuletzt kam noch von Marie Gossow ein Packet für mich mit Kragen und Ärmeln.⁵³

Auch wenn es an keiner Stelle des Tagebuchs explizit thematisiert wird, lässt sich dieser materielle Wettlauf zwischen Herkunftsfamilie und Arbeitgeberfamilie als Metapher für die Tatsache lesen, dass Erstere nicht nur in materieller, sondern auch in emotionaler Hinsicht wichtiger blieb. So war die leibliche Mutter eben doch die »Herzensemmama«, während die Hausherrin auch nach Jahren noch »Frau von Risselmann« genannt wurde.⁵⁴ Trotz der engen Bindungen, die Steltzer als Erzieherin zur Gutsherrenfamilie einging, sollte der Aufenthalt in deren Haushalt denn auch eine relativ kurze Episode in ihrem Leben bleiben: Im Juni 1878, also gut anderthalb Jahre nach ihrem Stellenantritt, hielt der Prediger Hugo Braune (†1914) um ihre Hand an. Braune, in den sie schon eine Weile mit zunehmender Verzweiflung verliebt gewesen war, hatte seine Stelle im Mai 1877 angetreten. Nach Görbitsch war er nach dem gescheiterten Versuch versetzt worden, im Auftrag des Oberkirchenrats eine evangelische Kirche für die zahlreichen preußischen Winteraufenthalter in Lugano aufzubauen.⁵⁵

Obwohl Steltzers Tagebucheinträge mit der Hochzeit seltener werden und schließlich ganz abbrechen, zeigen sie anschaulich, wie der eigene Haushalt nun in emotionaler wie zeitlicher und ökonomischer Hinsicht ihren Alltag zu bestimmen begann. Doch auch im »Görbitscher Pfarrhaus«, wohin die jungen Eheleute nach der Heirat übersiedelten, blieben die Kontakte zur Gutsherrenfamilie eng. Selbst

53 DTA, Reg-Nr. 1839, 26. 12. 1877.

54 DTA, Reg-Nr. 1839, 25. 8. 1877.

55 Vgl. Feitknecht 1999; DTA, Reg-Nr. 1839, o.D. (1916/17; Transkript: 72).

wenn sie sich nun seltener sahen und die junge Pfarrfrau »sehr froh« war, als die Unterrichtsstunden mit Marianne Ende 1879 aufgegeben werden konnten, übernahm diese doch die Patinenschaft für die im folgenden Jahr geborene Tochter. Zudem wurde die Pfarrfamilie auch weiterhin mit Nahrungsmitteln vom Rittergut beliefert. Und als die Ziege starb, erhielt Braune geb. Steltzer von der alten Gräfin eine neue Geschenk.⁵⁶ Die Mitglieder der Gutsherrenfamilie ergänzten nun also – ähnlich wie die Herkunftsfamilie, die Freundinnen und die Klavierlehrerin – das weite Netzwerk von emotional und materiell verbundenen Personen. Zwischen der *abhängigen Stellung* einer jungen Bildungsbürgerin auf einem Rittergut und den vielfältigen Bindungen einer Tochter oder Ehefrau gab es zweifellos Unterschiede. Die Gemeinsamkeiten sollten dabei jedoch nicht übersehen werden.

Die diaristischen Notizen von Steltzer und Bader machen deutlich, wie stark die Mobilitätsmuster junger Bürgerinnen und Bürger geschlechtlich geprägt waren. Die Frauen verbrachten deutlich mehr Zeit zu Hause und in unmittelbarer Nähe des Hauses als ihre männlichen Altersgenossen. Zugleich aber lebten Gouvernanten wie Steltzer und die unzähligen Pensionistinnen schon früh außerhalb des Elternhauses. Ihr Lebenslauf unterschied sich damit nicht grundlegend von jenem der bürgerlichen Lehrlinge und Studenten, für die die familiäre Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft ebenfalls den zentralen Orientierungspunkt darstellte. Er gehe nun »das erste Mal auf einige Zeit [...] fort«, schrieb der angehende Jurastudent Wolfgang Hampe (1877-1943) aus dem niederschlesischen Jauer (heute Jawor). »Ich gehe auch aus einem einzig schönen Elternhause. Wenn mir das nur bleibt, daß ich immer wieder in seinen Schooß flüchten kann.«⁵⁷ Viele Bildungsbürger kehrten jedoch nach dem Studium nicht nach Hause zurück. Zunächst waren sie als Hauslehrer in vermögenden Häusern tätig, und schließlich gründeten sie dort eine Familie, wo sie eine Arbeit fanden.⁵⁸ Auch viele ihrer Altersgenossen aus dem Wirtschaftsbürgertum ließen sich in einer anderen Stadt nieder, wenn sich eine Gelegenheit ergab, ein Geschäft aufzubauen oder in ein bestehendes einzusteigen.⁵⁹ Gerade dadurch erfüllten sie die familiären Erwartungen.

56 DTA, Reg.-Nr. 1839, 31.12.1878, 17.6.1880, 12.12.1879 und 3.9.1880.

57 DTA, Sig 3460.3, 16.4.1896.

58 So etwa Julius Meisner (DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2; vgl. Abschnitt 3). Vgl. auch Habermas 2000, 104 und 227; Sarasin 1997, 163 und 166ff.

59 Vgl. die Beispiele von Habermas 2000, 106f.; Kühschelm 2000, 111ff.

Einen tiefen Einblick in diesen durch die Familie und deren Netzwerke gerahmten Alltag eines jungen Wirtschaftsbürgers erlauben die umfangreichen Notizen des Freiburger Kaufmannssohns Carl Emil Werner. Seine Tagebücher – zumindest die überlieferten – verfasste er zwischen 1897 und 1914, in der Lebensphase zwischen der Kindheit und der Ausbildung einerseits und der Übernahme des väterlichen Geschäfts und der Familiengründung andererseits. Das Vorhaben, endlich mit einem Tagebuch zu beginnen, führte er gleich im ersten Eintrag auf eine doppelte Motivation zurück: Erstens sei er »unheilbar verliebt«, zweitens werde demnächst seine Ausbildungszeit beginnen. Tatsächlich hatte er das Buch selbst schon fünf Jahre davor von seiner Großmutter geschenkt bekommen, wie die Widmung auf der ersten Seite erkennen lässt.⁶⁰ Doch, so sinnierte er, »der Mensch sucht ja alles, auch das Widersinnigste zu begründen«. Deshalb habe er immer auf einen »Wendepunkt« in seinem Leben gewartet. Da die entsprechenden Momente in der Vergangenheit jeweils »sehr traurig« gewesen seien, müsse er es wohl nicht bereuen,

nie zur Ausführung dieses Entschlusses gekommen zu sein. Zwar könnte ich jetzt gerade eigentlich nicht von einem äußerlich erkennbaren Wendepunkt sprechen (wie dies z.Z. der Schulaustritt gewesen wäre) doch dieser wird ja in Kürze nachfolgen, da ich im Juli nach Genf, also das erste mal in die Fremde gehen will. [...] Zwar war projectiert, ich sollte im Herbst weg, allein Papa wie mir war es noch nicht so besonders eilig [?]. Zudem nahte das Weihnachtsgeschäft, dann konnte Papa auch wenn er früh ging, noch im nächsten Frühjahr (97) eine Kur in [Bad] Kissingen gebrauchen und dann muß ich sagen daß dieses 1/2 Jahr für mich für gesellschaftliche Bildung u. allgemeine geistige Entwicklung jedenfalls nicht bedeutungslos war.⁶¹

Ein freudiges Ereignis sollte dieser *Wendepunkt* sein, und – im Gegensatz zur Verliebtheit und *geistigen Entwicklung* – ein öffentlich sichtbares. Für alle war er als Station eines kaufmännischen Lebenslaufs erkennbar, zu dem zwischen dem Abschluss der Schule und der Berufarbeit mehrere Lehrjahre gehörten.⁶² Werner war sich der Bedeutung dieses Schrittes bewusst, und aus seinem sozialen Umfeld er-

60 Zur Praxis des Schenkens von Tagebüchern vgl. Gerhalter 2015, 68ff.; Linke 1996, 291.

61 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 3.3.1897.

62 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 10.12.1898. Vgl. Budde 1994, 219f.

hielt er deutliche Fingerzeige, ihn auch in die Tat umzusetzen. Wie er einmal bemerkte, befürchtete er, »ausgelacht« zu werden, sollte er nicht endlich aufbrechen. Auch habe seine Französischlehrerin das Gerücht kolportiert, »que c'était le cœur qui me retient!« Die romantischen inneren Motivationen, so wichtig sie für junge Bürgerinnen und Bürger waren, sollten also auch um die Wende zum 20. Jahrhundert noch gegenüber den äußeren Verpflichtungen eines Kaufmannslebenslaufs zurücktreten oder im besten Fall mit diesen in Einklang gebracht werden. Das galt auch für die künstlerischen Neigungen: »Was soll man auch alles treiben? Immer studieren?«, fragte sich Werner einige Monate später in Genf. »Ich hatte große Lust, nachdem ich 2 Stunden an der Universität zugehört hatte, einige Kurse zu besuchen, allein Papa war anderer Ansicht, vielleicht fürchtete er, ich bekäme mehr Spaß daran als am ›Handel‹.«⁶³ Wie Gunilla Budde zeigt, war diese Ambivalenz zwischen Wollen und Sollen typisch für junge Bürger. Das gilt auch für die Tatsache, dass die meisten schließlich der väterlichen *Ansicht* folgten. Einige von ihnen mag die Aussicht getröstet haben, die Kunst zwar nicht zur Profession, immerhin aber zur Passion zu machen. Als Kompromiss durften manche auch nach der Schule für einige Zeit ihren Neigungen nachgehen.⁶⁴ In diesem Sinne hatte der angehende Kaufmann nach dem Abitur geschrieben: »Mein Papa ist so gut u. läßt mich jeden Unterricht nehmen, den ich mir wünsche, so daß ich Französisch u. Englisch wie auch Musik betreiben kann. Letztere ist zwar bei mir nicht viel wert; dennoch aber macht mir dieselbe Spaß.«⁶⁵

Werners Entschluss, *in die Fremde zu gehen*, scheint nicht nur den eigenen Wünschen entsprungen zu sein. Schon die Passivkonstruktion *war projectiert* weist darauf hin, dass weitere Instanzen einen Einfluss hatten – allen voran der Vater. Ebenso war der Zeitpunkt nicht selbst gewählt: Neben den Kurplänen des Vaters und dessen persönlichen Ansichten über den rechten Moment hing er von den geschäftlichen Erfordernissen ab, vom *Weihnachtsgeschäft* und vom Mode-beziehungsweise Rechnungsjahr.⁶⁶ Gemeinsam geplant wurden aber auch die Reise und der Aufenthalt. Es galt, ein geeignetes Geschäft zu finden, das überhaupt gewillt war, Lehrlinge aufzunehmen. Ohne familiäre oder geschäftliche Beziehungen und in der Zeit vor der Formalisierung

63 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 21.7. und 13.11.1897.

64 Budde 1994, 216ff.

65 DTA, 1798.1, 20.4.1897.

66 Vgl. DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 20.4.1897.

und Standardisierung von Ausbildungsgängen bedurfte es einiger Anstrengungen, potentielle Ausbildungsstätten vom Nutzen von Lehrlingen zu überzeugen. Dies im Unterschied zu handwerksnahen Wirtschaftszweigen, wo Auszubildende als billige Arbeitskräfte durchaus willkommen waren.⁶⁷ So wichtig sie in volkswirtschaftlicher Hinsicht auch sein mochten, scheinen Lehrlinge in den Augen vieler Kaufleute doch vor allem negativ zu Buche geschlagen zu haben. In diesem Sinne beklagte Werner, dass »alle ›prinzipiell‹ keine Volontaire wollen, da dieselben doch weglaufen, wenn sie endlich etwas können«. Nach einigen gescheiterten Versuchen entschied sich der Kaufmannssohn deshalb, seine Lehrzeit als »Privatier« zu beginnen, um persönlich bei potentiellen Arbeitgebern vorsprechen zu können.⁶⁸

Parallel zur Suche nach einer Ausbildungsstätte musste gewährleistet werden, dass der junge Bürger nicht auf moralische Abwege geführt wurde. Als erste Station wählten Vater und Sohn Werner deshalb Genf, »da es für einen so jungen Menschen, welcher das erste Mal von zu Hause wegkommt nicht ratsam sei, unmittelbar nach Paris zu gehen, wo ihm absolut kein Halt geboten wird u. er gänzlich auf sich allein angewiesen ist.«⁶⁹ Bei der Suche nach Adressen von Pensionen konnten sie auf das professionelle Netzwerk von Werners Französischlehrer zurückgreifen. Der Vater half seinem Sohn, einen geeigneten Ort auszuwählen. Kaum anders hatte Bader ein Vierteljahrhundert davor auf einer Reise Zwischenstation bei einem Vetter in Genf gemacht und sich von ihm versprechen lassen, »daß er meine I. Söhnchen, wenn einer oder der andere einmal studiren wollen, bei sich aufnimmt, für sie Sorge u. ihnen den rechten Weg zeigt, der sie vor allem Bösen bewahrt u. zum Guten führt!«⁷⁰ Neben den Pensionsadressen bekam Werner auch verschiedene Empfehlungen bei Genfer Familien. In deren Häusern verkehrte er während seines Aufenthalts regelmäßig, und mit einigen blieb er auch in den Jahren danach freundschaftlich verbunden. Die nach dem Schulaustritt verfeinerte *gesellschaftliche Bildung* ermöglichte es ihm, sich in diesem Umfeld nicht völlig ungeschickt zu bewegen.⁷¹

67 Zum Handwerk vgl. Abschnitt 4 und das dritte Kapitel, Abschnitte 2 und 3.

68 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 20.4.1897.

69 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 20.4.1897.

70 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 16.6.1876.

71 Vgl. DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 20.4.1897. Zur Bedeutung von Verwandtschafts- und Bekanntschaftsnetzwerken vgl. auch Budde 1994, 208, sowie das Beispiel bei Linke 1996, 269.

Der angehende Kaufmann brauchte also keineswegs ins kalte Wasser zu springen, als er sich auf den Weg nach Genf machte. Wie Baders Mutter, die ihren Jüngsten zu seinen Ausbildungsstätten begleitet hatte, kam sein Vater sogar mit auf die Reise. Anlässlich eines letzten gemeinsamen Spaziergangs im nächtlich beleuchteten Lausanne gab er seinem Sohn »auf der Brücke [...] seine Ermahnungen für die Zukunft« mit auf den Weg, »welche darin gipfelten, ›bleibe brav, erhalte Deine Gesundheit u. hüte auch Dich vor den Weibern.« Es mag in dieser Zusammenfassung von Papas Ansprache durchaus eine leichte Ironie mitspielen; ihren Leitgedanken widersprochen hätte Werner hingegen kaum, wenn man seine weiteren Tagebucheinträge betrachtet. In diesem Sinne stellte er denn auch zum Jahresanfang 1898 fest: »Stets blieb ich den Grundsätzen des Elternhauses treu und war bemüht, mich vorwärts zu bringen«.

Seine Verbundenheit mit den Daheimgebliebenen wird aber auch dann deutlich, wenn er sich gelegentlich über sein Heimweh beklagte: »Ich habe niemand, den ich ›gern haben‹ kann, keinen Papa zum umarmen, kein Schwesterlein zum küssen.«⁷² Immerhin stand ihm der Vater weiterhin beratend zur Seite. Als auf die schriftlichen Bewerbungen immer nur Absagen folgten, überwand er »[a]uf Papas Veranlassung« hin seine Angst und begann, persönlich bei potentiellen Arbeitgebern vorzusprechen:

Das erste Mal, daß ich um eine Stelle bitte, und überdies auf französisch! An Leib u. Seele zitterte ich als ich eintrat und bis ich mich bis in den 3. Stock zu Herrn Coate durchgefragt hatte, hatte ich allen Mut verloren. [...] Ich erinnere mich nur an 2 Momente meines Lebens, wo ich ungefähr dasselbe Gefühl hatte: einmal bei einer Geschichtsklassenarbeit für Pr Mühlhäuser [...] u. als ich das erste u. einzige Mal beichtete.⁷³

Die ganze Aufregung war vergeblich, und auch zwei weitere Versuche blieben erfolglos. Doch kurze Zeit später fand Werner eine Stelle in einem Modegeschäft. Er blieb ein halbes Jahr, um dann im Juni 1898 wiederum den Vater während dessen Kuraufenthalt zu vertreten. Am 1. September trat er eine Stelle in Berlin an, wo er bis Ende Mai 1899 blieb. Hier bekam er sein »erstes selbstverdientes Geld«. Auf die 75 Mark könne er zwar nicht gerade »stolz« sein, bemerkte er, »aber

72 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 28.8.1897, 2.1.1898 und 3.10.1897.

73 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 13.11.1897.

registriert muß dieser Tag doch werden«.74 In Berlin lernte er nicht nur die Arbeit in einem Großbetrieb kennen, mehr noch als in Genf erkundete er zugleich die Vergnügungen der Großstadt. All dies, bilanzierte er nach einem Vierteljahr, betrachte er als »die noch nötigen Jahre«, während derer er »gelebt und genossen u. gearbeitet haben« wolle. Sein Lebensziel sah er im großstädtischen Angestelltendasein jedoch nicht. Vielmehr orientierte er sich an den Erfordernissen der familiären Ökonomie und am Ideal der Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft. In diesem Sinne notierte er an seinem 21. Geburtstag: »Am heutigen Tage geht mein Blick nicht in die Vergangenheit – für mich ist dieselbe noch zu unbedeutend – nein in die Zukunft. Mit aller Macht sehne ich mich nach meiner Selbständigkeit, wo die Lehrjahre vorbei sein werden«. Dann wolle er nämlich als »vollwertiger, auf eigenen Füßen stehender Bürger [...] in die Heimat zurück« kehren.75

»Nun ist man wieder ›im Dörfel‹ Berlin. So fein wie in Jauer ist's freilich nicht«, hatte auch der Jurastudent Hampe knapp zwei Jahre davor geschrieben. Die »zeitweilige Entfernung von der Heimat« betrachtete er zwar als »gute Schule«. Doch wenn dieser »Kampf bestanden« war, heißt es in einem von ihm zitierten Lied, »[k]ehr ich heim voll Seligkeit«.76 Das Ziel der Studenten- oder Lehrjahre eines jungen Bürgers bestand darin, den »unsicheren Strom des Lebens in der Fremde zu durchfahren und so bald als möglich einzulaufen in die Ruhe u. Sicherheit im Familienkreis«.77 Damit dies gelang, war es wichtig, die Fäden zum Elternhaus nie abreißen zu lassen; zu einer gelungenen Biografie gehörte aber auch, daran ließen die jungen Bürger und die meisten gleichaltrigen Bürgerinnen keinen Zweifel, eine eigene Familie zu gründen. Der von Werner wie von Bader beschworene *Familienkreis* bestand aus Herkunfts- und eigener Familie. Waren diese beiden Eckpunkte des Lebens gesichert, so brauchte die Rückkehr nicht unbedingt auch in geografischem Sinne zu erfolgen. Ein junger Bürger konnte in der Ferne bleiben, ohne gleich seine *Ruhe u. Sicherheit* zu verlieren. Umfangreiche soziale Netzwerke und die finanziellen Mittel der Familie sorgten dafür, dass dieser Lebenslauf mit einiger Aussicht auf Erfolg als Orientierungsrahmen für die individuellen Anstrengungen dienen konnte.

74 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 7.9. und 30.9.1898.

75 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 10.12.1898. Eine ähnliche Stelle findet sich auch im Tagebuch Hampes (vgl. DTA, Sig. 3460.4, 19.1.1897). Zu Werners Berlin-aufenthalt vgl. das vierte Kapitel, Abschnitt 5.

76 DTA, Sig. 3460.4, 12.1.1897; Sig. 3460.3, 5.11.1896.

77 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 14.12.1898.

Auch der in New Orleans gescheiterte Spekulant Adolph Bader entsprach diesen Anforderungen durchaus. Er hatte Kredit bei seinen Eltern und konnte vor Ort auf bekanntschafliche Netzwerke zurückgreifen. Anders wäre es ihm wohl kaum gelungen, »österreichischer Consul« zu werden, wie seine Schwester einmal stolz notierte. Kurz darauf, im September 1868, heiratete er.⁷⁸ Zum *Opfer für Amerika* scheint er erst später geworden zu sein. Geradlinig verlief dagegen die Karriere Hampes. Nach dem Studium arbeitete er zunächst als Referendar in Schmiedeberg im Riesengebirge (heute Kowary), rund fünfzig Kilometer südwestlich von seiner Heimatstadt, bevor er während eines Jahres im Infanterie-Regiment Nr. 154 diente, das in Jauer selbst stationiert war. Anschließend war er wieder Referendar bei der Staatsanwaltschaft in Liegnitz (heute Legnica), das knapp zwanzig Kilometer nördlich liegt. Hier heiratete er die Tochter eines Landgerichtsrats. Später arbeitete er in Breslau und Magdeburg. 1936 wurde er zum Richter am Reichsfinanzgerichtshof in München ernannt.⁷⁹ Der angehende Kaufmann Werner hingegen kehrte nach dem Aufenthalt in Berlin wie geplant nach Freiburg zurück. Hier trat er im Spätsommer 1899 zum ersten Mal als Rechtssubjekt auf. Nach dem Tod des Großvaters erwarb er zusammen mit dem Vater das großelterliche Haus. Die Bedeutung dieses Ereignisses für sein weiteres Leben war ihm klar bewusst: »Daß für mich die Unterschrift eine sehr ernste war, ist klar. Mit einem Schläge habe ich M 320000,- Schulden u. muß später erst noch das Geschäft übernehmen.«⁸⁰ Ab jetzt handelte er nicht mehr nur im Schatten seines Vaters.

Die Möglichkeit, in das familiäre Geschäft einzusteigen und sich am Immobilienbesitz der Familie zu beteiligen, war zentral für Werners Streben nach Selbstständigkeit. Sie erlaubte es, seine Vorstellungen über einen gelungenen Lebenslauf auch tatsächlich umzusetzen. Die bürgerliche Selbstständigkeit bestand gerade nicht in einer Herauslösung des Individuums aus der Familie, sondern im eigenständigen Beitrag zu dieser.⁸¹ »[S]elbstständig« sei sie nun geworden, schrieb auch die Fabrikantentochter Bader, als sie die ganze »Haushaltung von 21 Personen [...] zu führen« hatte.⁸² Bis Werner allerdings zum eigentlichen Teilhaber des familiären Handelsgeschäfts wurde, sollte

78 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 23.2. und 13.10.1868, 30.9.1869.

79 DTA, Sig. 3460.5, 29.6. und 8.7.1899; Sig. 3460.8, 1. und 2.2.1902; Sig. 3460, Datenbankeintrag.

80 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 7.9.1899.

81 Vgl. Kocka 1999b, 105f.

82 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 30.9.1869.

es noch fast ein Jahrzehnt dauern. Ausführlich beschrieb der nunmehr einunddreißigjährige Kaufmann ein Jahr nach diesem erneuten *Wendepunkt* den entsprechenden Vertrag mit seinem Vater: Auf mehreren Tagebuchseiten werden die verschiedenen Posten, die Höhe der Abschreibungen und die Preisentwicklung in der Zwischenzeit ausführlich festgehalten. Für die genauen Formulierungen im Vertrag hätten sie sich erstens an einem ähnlichen Dokument orientiert, das ein Freund mit dessen Vater ausgehandelt hatte. Die zweite Grundlage sei das Bürgerliche Gesetzbuch gewesen.⁸³ Neun Jahre davor (am 1.1.1900) in Kraft getreten, markiert dieses eine wichtige Etappe im Abschied von der Rechtskultur des 19. Jahrhunderts. Der Nationalstaat wurde nun zunehmend zum Vermittler und Garanten jener geschäftlichen Belange, die das Bürgertum der Industrialisierungszeit noch unter sich zu regeln pflegte.⁸⁴ Zusammen mit dem Aufkommen des modernen Banken- und Börsensystems trug dieser Prozess nicht unwesentlich zur Transformation der familiären Ökonomie in den Jahrzehnten um 1900 bei.⁸⁵

Eine andere, »verhängnisvolle Wendung« hätte Werners Leben kurze Zeit später beinahe erfahren. 1911, im letzten seiner fünf Tagebücher, berichtete der mittlerweile Dreiunddreißigjährige, wie er sich in eine *Amour fou* zu seiner früheren Verlobten Friedel Rassiga stürzte. Die während langer Jahre erarbeitete gesellschaftliche Stellung sah sich damit auf einen Schlag grundsätzlich in Frage gestellt. Rassiga war mittlerweile eine geschiedene Frau und Mutter eines kleinen Jungen. Einerseits war Werner fasziniert von der Selbstständigkeit, mit der sie ihr Leben meisterte, und vom Beziehungsideal der Kameradschaftlichkeit, die diese Lebens-»Genossin« von ihm einforderte.⁸⁶ Andererseits hatte sie aufreibende Jahre in Amerika hinter sich, während derer sie sich nicht immer an Gesetz und Moral halten konnten. Nicht nur aus diesen Gründen hätten ihn von Anfang stärkste Zweifel geplagt, erklärte Werner in einem vier Monate später verfassten Rückblick auf diese Zeit:

Nie hätte ich gedacht, daß ich anderes denn ein Mädchen heiraten könne, und dann die vorauszusehenden Schwierigkeiten mit meinem

83 DTA, Reg.-Nr. 1798.5, 15.1.1909.

84 Vgl. Suter 2016, insbes. Kap. I; Frevert 2013, insbes. Kap. V; Frevert 2010a, 100ff.; Berghoff 2004, 147ff.

85 Vgl. nach wie vor Kocka 1999a.

86 DTA, Reg.-Nr. 1798.5, 21.7.1911. Zu Werners Beziehungsidealen vgl. auch ebd., 2.7.1911; zu den sich wandelnden Beziehungskonzepten allgemein Arni 2004.

Vater, der Verzicht auf gesellschaftliches Streben, das Kind, die ungünstige finanzielle Seite etc. Und dass ich Furcht hätte mein ganzes Lebensglück auf diesem einen Pfeiler u. die Liebe zu bauen & zu wissen, daß wenn der ins Wanken kommen sollte, alles stürzen müßte, während sonst all das übrige noch verbindend wirke.⁸⁷

Trotz all dieser Zweifel, erklärte er weiter, sei er zunächst »zum Bruch mit den Meinen« entschlossen gewesen. Nicht zuletzt habe er in seinem weiteren Verwandten- und Bekanntenkreis Unterstützung dafür erfahren. Wie erwartet, sagte sich der Vater sofort in geschäftlicher wie emotionaler Hinsicht von seinem Sohn los, als dieser ihm seine Heiratspläne eröffnete. Doch schon kurz danach, als Rassiga anlässlich eines gemeinsamen Abendessens von ihren Erlebnissen in Amerika erzählte, begann er wieder, an ihren »körperlichen« wie »seelischen, moralischen« Qualitäten zu zweifeln: Die zusammen mit ihrem damaligen Geliebten realisierte Auswanderung beschrieb er als Flucht aus einer unglücklichen Ehe. Ähnlich wie Adolph Bader hatten die beiden den Neubeginn mit einem Kredit über 20.000 Mark finanziert, den Rassiga auf Basis eigener, jedoch nicht flüssiger Vermögenswerte von den Eltern des Geliebten erhalten hatte. Doch dieser, den Werner als »das reudige Schaf« seiner Familie bezeichnete, ließ sich nicht durch Rassigas Einfluss »in gute Bahnen bringen«, wie es die Eltern erhofft hatten. Während er »selbst unfähig« gewesen sei, »etwas zu leisten«, habe er das Geld seiner Geliebten verspielt. In der Hoffnung, »das Gute in ihm zu wecken«, habe Rassiga weiterhin mit ihm zusammengelebt, sogar als er wegen eines angeblichen Diebstahls von Servietten im Gefängnis landete. Werner konnte kein Verständnis dafür aufbringen. Unter Verweis auf sein »Reinlichkeitsgefühl« habe er erklärt, dass Rassiga sich auf der Stelle hätte trennen sollen. Es scheint ihm nicht möglich gewesen zu sein, ihrer Versicherung Glauben zu schenken, dass der Geliebte schuldlos verhaftet worden war. Nach einigem weiteren Hin und Her löste er die Beziehung schließlich auf, um dann im Rückblick auf dieses Ende wieder wortreich zu beklagen, dass er nicht »größer fühle und daß ich das Empfinden habe, ich sehe das Glück meines Lebens und habe nicht den Mut es fest zu halten.«⁸⁸

Werners Tagebücher enden eineinhalb Jahre nach diesen Ereignissen mit einer vergleichsweise nüchternen Beschreibung seiner Hochzeitsreise nach Frankreich und in die Westschweiz. Zusammen mit

87 DTA, Reg.-Nr. 1798.5, 15.6.1911. Für eine ähnliche Formulierung vgl. Habermas 2000, 281.

88 DTA, Reg.-Nr. 1798.5, 21.7., 24.7., 2.7. und 25.6.1911.

seiner Frau Martha, über deren Herkunft und Biografie das Tagebuch schweigt, besuchte er Sehenswürdigkeiten wie die Pariser Börse, aber auch Marthas ehemalige Pension in Lausanne. Im vorletzten Satz der Aufzeichnungen heißt es: »Abends d.h. nachts kamen wir zu Hause an, von Papa empfangen.«⁸⁹ Mit dieser Rückkehr in die Arme der Herkunftsfamilie hatten sich die bürgerlichen Leitvorstellungen endgültig durchgesetzt. Eine Abkehr davon hätte nicht nur zu *Schwierigkeiten* mit dem Vater geführt und eine *ungünstige finanzielle Seite* gehabt, sondern auch ganz allgemein *den Verzicht auf gesellschaftliches Streben* bedeutet. Gegen diese mächtigen Kräfte konnten die romantische Liebe und das zeitgenössische Kameradschaftsideal nicht ankommen. Auch im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts war es für einen Bürger wie Werner noch schwer, sein *ganzes Lebensglück* darauf *zu bauen*. Ähnlich wie die sich etablierende Konsum- und Arbeitsgesellschaft, die er in seinen frühen Zwanzigern genossen hatte, war ein solches Leben in seinen Tagebüchern zwar als Möglichkeit präsent. Wie die Zeit in Genf und vor allem in Berlin blieb es jedoch eine Episode in der Biografie dieses bürgerlichen Kaufmanns.

Werner verfasste seine Tagebücher um die Wende zum 20. Jahrhundert. Nicht einmal denkbar war ein solches Leben für die Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger des 19. Jahrhunderts gewesen. Wie der Alltag zweier Eheleute aus dem ländlichen Bildungsbürgertum in den 1870er Jahren aussah, beschreibe ich im nächsten Abschnitt. Abgesehen von den außerhäuslichen Amtspflichten und seelsorgerischen Dienstleistungen eines Pfarrers und den sozialen Verpflichtungen seiner Ehefrau unterschied sich das Leben der beiden nicht grundlegend von demjenigen vieler Zeitgenossinnen und -genossen aus anderen sozialen Gruppen.

3. Seelsorge und Gartenpflege: Ein Landpfarrer und seine Ehefrau kümmern sich um ihre Wirtschaft

Während Werners und Braunes geb. Steltzers Einträge mit der Hochzeitsreise des Kaufmanns und dem frühen Eheleben der Pfarrfrau enden und die Fabrikantentochter Bader nach der Heirat dem Alltag kaum mehr Aufmerksamkeit schenkte, geben die Tagebücher des Pastors Julius Meisner (1847-1919) und seiner zwei Jahre jüngeren Frau Olga Meisner geb. Gambke (1849-1909) einen Einblick in die Verhält-

89 DTA, Reg.-Nr. 1798.5, 23.2.1913.

nisse einer bürgerlichen Ehe zu Beginn der 1870er Jahre. Nach seinem Theologiestudium in Erlangen war Julius Meisner ab Herbst 1869 im schlesischen Landkreis Bunzlau (heute Bolesławiec) unweit seines Geburtsorts auf dem Schloss eines Grafen als Hauslehrer tätig. Im Januar 1870 erhielt er die ersehnte Erlaubnis zu predigen, 1873 folgte ein Vikariat in der Nähe der niederschlesischen Stadt Hirschberg (heute Jelenia Góra). Wie bei der großen Mehrheit der anderen in meinem Quellenkorpus erwähnten bürgerlichen Männer und Frauen war sein Alltag durch allerhand verwandtschaftliche und gesellschaftliche Verpflichtungen, Ausflüge und andere Unterbrechungen seiner Arbeit als Hauslehrer und Kirchenmann geprägt. So ging er oftmals unter der Woche Schlittschuh laufen – nicht nur dann, wenn er am Wochenende den Pflichten seines Amtes nachzukommen hatte. Er genoss Luxusgüter wie Zigarren, besuchte Theateraufführungen in den umliegenden Städten, ging tanzen und trinken und freute sich ganz allgemein der neu erlangten Unabhängigkeit von den Eltern und der Freiheiten eines Jungesellen. Als die Mutter einmal wegen seiner allzu häufigen Brauereibesuche intervenierte, stellte er lakonisch fest, dass das Billardspielen »nicht eingestellt« worden sei, der erhaltenen »Warnungen« zum Trotz. Solche Bemerkungen belegen nicht einfach die Unabhängigkeit des jungen Mannes; sie sind auch Zeichen für den regen Kontakt, den er zu seinen Eltern pflegte. So sandte er der Mutter auszubessernde Kleider, und nicht zuletzt ließ er es sich gern gefallen, als diese sich bei der Gräfin für eine Verbesserung seiner Arbeits- und Lebensbedingungen einsetzte. Mit großem Stolz notierte er auch, dass sich seine Eltern über den Erfolg seiner ersten beiden Predigten gefreut hätten. Und ähnlich wie Werner wurde er während der langwierigen Suche nach einer Pfarrstelle von Vaters Rat begleitet.⁹⁰

Meisners Vorstellungen über einen gelungenen Lebenslauf entsprechen dem beschriebenen Muster. Zu Beginn seiner Tätigkeit als Hauslehrer äußerte er zwar den Wunsch, »lange frei bleiben« zu wollen, um gelegentlich eine »kleine Poussade« mit den zahlreichen »virgines« in seiner Umgebung genießen zu können. Sein Tagebuch lässt aber keine Zweifel daran aufkommen, dass ihn sein Lebensweg einmal in die Ehe führen sollte. Tatsächlich heiratete er im September 1874 Olga Gambke, die Tochter des Kantors, des Chorleiters und Organisten der Kirchgemeinde, und Schwester eines angehenden Juristen. Schon anlässlich ihrer ersten Begegnung zu Beginn des Jahres 1870 hatte er sie

90 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 18.4. und 11.3.1870, 7.3.1874, 26.1.1870. Zu Letzterem vgl. etwa ebd., 22.2. und 25.2.1874.

als »ziemlich hübsch« beschrieben und die Hoffnung geäußert, »an ihr einen Umgang« zu haben.⁹¹ Voraussetzung für die Heiratserlaubnis des Konsistoriums, der zuständigen Kirchenbehörde, war eine feste Stelle. Nach langem Bangen und Warten bekam er eine solche im Frühjahr 1874 endlich zugesagt. »Meine Verlobung einjährig; Gott ich danke dir, daß jetzt die Wartezeit vorbei ist«, notierte er erleichtert. Der Entscheid für das Diakonat in der damals rund 1500 Einwohnerinnen und Einwohner zählenden Landstadt Seidenberg (heute Zawidów), die heute in der polnisch-tschechisch-deutschen Grenzregion liegt und als Geburtsstadt Jakob Böhmes bekannt ist (vgl. auch Abb. 1.2), fiel nicht zuletzt deshalb, weil an einem anderen Ort bereits einer der von Meisner argwöhnisch beobachteten Mitbewerber zum Zuge gekommen war. Immerhin hatte sich, so fügte er hinzu, auch Olga klar für Seidenberg ausgesprochen.⁹²

Mit Heirat und Umzug änderte sich Meisners Leben nur graduell – zumindest soweit es in seinem Tagebuch dokumentiert ist. Nach wie vor spielten die beiden Herkunftsfamilien eine bedeutende Rolle. Dass der junge Pastor nach der Hochzeit eine »gut gemeinte Predigt« des wegen seiner Knausrigkeit nicht sehr geachteten Schwiegervaters über sich ergehen lassen musste, quittierte er mit einem Achselzucken. Er sei froh über dessen Abreise, notierte er einige Tage später – wie oft bei delikateren Angelegenheiten in lateinischer Sprache. Positiv hingegen bewertete er die Tatsache, dass der eigene Vater in seinem Arbeitsleben stets präsent blieb. Meisner senior »assistierte« seinem Sohn bei Predigten und beriet ihn bezüglich weiterer Schritte auf der beruflichen Laufbahn.⁹³ Das erstaunt wenig, handelte es sich bei ihm doch um den Superintendenten und Pastor Hermann Meisner (1807–1877), der seit 1847, dem Geburtsjahr seines Sohnes, der »Oberhirte« der ersten Bunzlauer Diözese war.⁹⁴ Er hatte also selbst innerhalb der Kirche Karriere gemacht. Im Januar 1875 konnte ihm sein Sohn sogar »zur Wahl nach Berlin« gratulieren. Wahrscheinlich hatte er einen Sitz im Evangelischen Oberkirchenrat erhalten, der obersten Verwaltungsbehörde der evangelischen Landeskirche Preußens. Der berufliche Werdegang des Sohnes dürfte folglich nicht nur durch Vaters Ratschläge und Wissen um frei werdende Stellen gefördert worden sein, sondern auch durch dessen Stellung in der Kirche. So hatte er kraft

91 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 5.1., 1.4., 18.4. und 16.1.1870.

92 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 19.5., 17.6. und 22.5.1874. Zum Heiratskonsens vgl. ebd., 19.5. und 3.7.1874.

93 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 27.9. und 22.9.1874; 3.2.1875.

94 Hahn 1852, 111; DTA, Reg.-Nr. 1166 II, Erfassungsbogen II, 2.

seines Amtes die direkte Aufsicht über seinen Sohn und dessen unmittelbaren Vorgesetzten, den Oberpfarrer von Seidenberg. Ergänzt wurden diese familiären Ressourcen durch den weiteren Verwandten- und den Bekanntenkreis. Zu Letzterem gehörte ein anderer Superintendent der Region, dessen Frau mit einer guten Freundin und ehemaligen Verehrten Meisners verwandt war.⁹⁵

Auch Olgas Familie verkehrte regelmäßig mit Mitgliedern der Kirchenhierarchie und weiteren Geistlichen. So erstaunt es nicht, dass sie einige Monate nach der Heirat notierte, sie habe mit einer schon länger zum Bekanntschaftskreis gehörenden »Fr. Superintendent Schwesternschaft gemacht«. ⁹⁶ All dies sind Hinweise darauf, dass das soziale und kulturelle Kapital der Herkunftsfamilien wichtige Faktoren für die berufliche und gesellschaftliche Laufbahn des jungen Ehepaares waren. Trotz der relativen Offenheit kirchlicher Stellen und Karrieren für soziale Aufsteiger stammte denn auch ein großer Teil der Pastoren im 19. Jahrhundert aus Familien, in denen bereits Mitglieder der Eltern- oder Großelterngeneration Theologen gewesen waren. Nicht selten wurde die Pfarrstelle sogar innerhalb der Familie vererbt, wenn auch nicht immer in direkter Linie. Erst im Kaiserreich ging diese Praxis deutlich zurück.⁹⁷ In einem Toast auf den »Kränzeltater«, das älteste Mitglied seines Freundeskreises, beschrieb Meisner deshalb eine typische Karriere seiner Zeit. Da darin weitere zentrale Aspekte eines zeitgenössischen bürgerlichen Lebens zusammengefasst werden, sei er in seiner ganzen Länge zitiert:

Sind heute 57 Jahr, daß einstens hier geboren war // ein Knäblein Namens Moritz Käuffer, sein eigner Vater war sein Täufer, // i. machte // [?], nie Verdruß der Gerlachsh[eimer] Parochus [= Pfarrer; pb]. // Und dieser Knabe Moritz Käuffer studierte drauf mit großem Eifer // in Breslau fleißigst früh u. spät, in Leipzig auch der Liederstadt, // hier schwärmte an dem Pleißefluß der Gerlachsh. Parochus. // Er war noch sehr ein junges Blut, da wurde er schon Substitut // u. hier an seinem Heimathsorte erschloß sich ihm des Amtes Pforte, // im Vordorfe faßte Fuß der Gerlachsh. Parochus. // Der Jüngling wurde bald zum Mann, der sich auf eine Frau besann, // er suchte eine seltne Blume u. fand sie auch in seiner Muhme, // die gab gern den Verlobungskuß dem Gerlachsh. Parochus. // Bewundert seine Ehefrau, schon Großmama u. noch nicht grau, // sie

95 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 31.1.1875, 25.9.1876 und 16.9.1874.

96 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 16.3.1875.

97 Janz 1994, 97ff. Vgl. auch Müller-Benedict/Janssen/Sander 2008, 80.

kocht uns Gutes in dem Ofen, singt auch Quartette von Beethoven // u. beides ist ein Hochgenuß dem Gerlachsh. Parochus. // Da heut ein Lieber Wirth erst 57 Jahre wird, // so wünschen wir, daß er noch lange an uns u. unserm Kränzchen hange; // hoch lebe, ruf' ich zum Beschluß der Gerlachsh. Parochus.⁹⁸

Neben dieser Funktion als Berater und Wegbereiter blieben die Mitglieder der Herkunftsfamilien auch auf weiteren Ebenen präsent. Eine zentrale Bedeutung hatten vor allem die familiären Geld- und Güterströme. Für die materielle und gesellschaftliche Etablierung des Haushalts waren sie nicht weniger wichtig als das soziale und kulturelle Kapital. Der Besuch des Schwiegervaters dürfte deshalb nicht ganz so unwillkommen gewesen sein, wie es die kritisierte *Predigt* vielleicht vermuten lässt. Zusammen mit den Belehrungen hatte dieser den jungen Eheleuten nämlich auch einen Pfandbrief über 1000 Taler (3000 Mark) versprochen, was damals einem guten mittleren Jahreseinkommen eines Pastors entsprach.⁹⁹ Auch in den Jahren danach sandten die beiden Elternpaare und weitere Verwandte regelmäßig Geld, Esswaren und weitere Güter, was die jungen Eheleute jeweils dankbar in ihren Tagebüchern festhielten. »Erhielt ich von zu Hause eine Butter und Eiersendung, die mich sehr erfreute und noch an demselben Tage die Briefe beantwortete«, notierte Olga im Mai 1875. Umgekehrt wurde auch die Enttäuschung festgehalten, wenn das Erhaltene einmal nicht den Erwartungen entsprach. Gleichzeitig sahen sich nun aber auch die beiden Eheleute mit dem Anspruch konfrontiert, dass sie nicht mehr nur fleißig (Dankes-)Briefe schreiben und Besuche abstatten, sondern sich auch materiell erkenntlich zeigen sollten. So fühlte sich Julius aufgrund einer entsprechenden Bemerkung eines Verwandten bemüßigt, in seinem Tagebuch empört festzuhalten, dass »die Mitbringe im Wert von über 1 Thaler« doch wohl als Geburtstagsgeschenk reiche.¹⁰⁰

Neben diesen verwandtschaftlichen konstituierten sich bürgerliche Netzwerke auch über weitere Vermögens- und Warenflüsse.¹⁰¹ Dazu gehörten insbesondere Praktiken der Wohltätigkeit, die oftmals über die Mitgliedschaft in Vereinen organisiert wurde. Olga hatte sich schon vor ihrer Heirat in einem der hauptsächlich im Armenwesen

98 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 8.9.1876.

99 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 22.9. und 27.9.1874. Zu den Einkommen vgl. Müller-Benedict/Janssen/Sander 2008, 79f.; Janz 1994, 349ff.

100 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 26.5.1875, 18.9.1876 und 14.2.1875.

101 Vgl. dazu Sarasin 1997, insbes. 139ff.

aktiven Pfennigvereine engagiert.¹⁰² Ab 1875 war sie zudem Mitglied im Missions- sowie im Frauen- und Jungfrauenverein, der als eine seiner ersten Tätigkeiten ein Konzert für die weihnachtliche »Armenbescheerung« organisierte.¹⁰³ Julius dagegen scheint vor allem kraft seines Amtes in das Wohltätigkeits- und Missionswesen eingebunden gewesen zu sein. Er erwähnte zwar einmal, dass er »zum Beitritt in den Kegelklub [...] eingeladen worden« sei, doch über seine Mitgliedschaft und die Aktivitäten des Klubs ist nichts weiter zu erfahren. Neben der Wohltätigkeit scheint auch das Gewähren von Darlehen zu den Aufgaben der Pfarrleute gehört zu haben. Erstaunt stellte Julius einige Monate nach dem Stellenantritt in Seidenberg fest, dass er von einer älteren Witwe aus dem Bekanntenkreis nicht nur für die Leichenrede, sondern auch um einen Geldbetrag angefragt wurde.¹⁰⁴ Gleichzeitig konnten sie selbst bei Bekannten den nötigen Betrag ausleihen, als es einmal für die zahlreichen Besorgungen, die sie in Görlitz zu tätigen hatten, nicht reichte. Gleich am kommenden Tag notierte Olga jedoch, dass sie das Geld zurückgegeben hätten.¹⁰⁵

Auch die tägliche Arbeit des Pastors veränderte sich mit dem Antritt des Diakonats nur wenig, wie die zahlreichen Notizen über Taufen, Begräbnisse und Predigten zeigen. Obwohl er schon während der Vikariatszeit jeweils die Einnahmen aus seinen Tätigkeiten festgehalten hatte, spielte das Geld nun allerdings eine zentralere Rolle. Das mag teilweise auf die gestiegene Verantwortung zurückzuführen sein. Vor allem aber macht es deutlich, dass die Erträge aus dem Verkauf seelsorgerischer Dienstleistungen auch in den 1870er Jahren noch ein wichtiger Bestandteil des Einkommens von Pastoren waren.¹⁰⁶ Zur Zeit der Reichsgründung glich ihre Ökonomie weiterhin eher jener von Kaufleuten als der von Kirchenbeamten, die ein regelmäßiges Gehalt empfangen. »Bin begierig auf Berappigung«,¹⁰⁷ hatte Meisner denn auch schon vor seiner zweiten Predigt geschrieben – wohl wissend, dass die Gemeinde wenig vermögend war und sein

102 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 29. I. 1874. Zur Wohltätigkeit vgl. Maß 2017a; 2009.

103 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 3. 12. und 17. 12. 1876. Vgl. auch Reg.-Nr. 1166 II, 9.6. und 21.6. 1875.

104 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 8. I. 1874 ff., 8.6. 1876 und 22.4. 1875.

105 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 27. 5. und 28. 5. 1875.

106 Müller-Benedict/Janssen/Sander 2008, 79; Janz 1994, 347f.

107 Laut dem Grimm'schen Wörterbuch geht »berappen« nicht auf die süd-deutsch-schweizerische Münze zurück, sondern bedeutete ursprünglich »eine wand mit putz bewerfen«. Davon abgeleitet wurde »in derber neuerer rede [...] etwas berappen, geld für etwas hin-werfen, bezahlen; seine zeche berappen; auch den wirt, den schneider berappen«.

Wohlergehen folglich davon abhing, dass er selbst »gut gewirtschaftet« hatte. Mit Freude notierte er ein anderes Mal, dass er »über Erwarten viel« Konfirmationsgeld erhalten habe.¹⁰⁸ Dass Pastoren wie er darauf angewiesen waren, ihre Dienste gegen Bezahlung anzubieten, belegen zudem einzelne Bemerkungen über zahlungsunwillige Kunden und eine (schieds-)gerichtliche Auseinandersetzung, die Meisner eine Zeit lang stark beschäftigte.¹⁰⁹ Auch dass er sich immer wieder fragte, wie seine Predigten und andere seelsorgerische Tätigkeiten beim Publikum angekommen seien und was er noch verbessern könne, ist vor diesem Hintergrund zu betrachten. Die öffentlichen Auftritte dürften wichtige Gelegenheiten gewesen sein, für die eigenen Leistungen zu werben und deren Preis zu erhöhen.¹¹⁰ Die Leute hätten nun gesehen, stellte er nach der erwähnten Leichenrede befriedigt fest, »daß es ohne den Oberpfarrer geht. Er hatte seine Frau auf die Lauer geschickt.«¹¹¹

Ganz allgemein scheinen sich die immer wieder aufflammenden Streitigkeiten zwischen den beiden Pastoren-Ehepaaren nicht zuletzt über der Frage nach der Verteilung von Geldern entzündet zu haben: »Abends bei [...] Oberpfarrer, wo es sehr gemüthlich war,« fasste Meisner eine solche Auseinandersetzung zusammen, »der Oberpfarrer beim Streite feuerroth wurde, Olga u. ich sehr energisch auftraten u. schließlich mir noch 15 Thaler verabfolgt wurden.« Wie schon beim erwähnten Darlehen, dessen Rückzahlung über Olga lief, spielte diese hier also nicht nur eine soziale Rolle.¹¹² Nicht anders als die Wirtschaftsbürgerin Bader und deren Mutter, die sich unter anderem um die Berufsausbildung ihrer Söhne kümmerten, vertrat diese Frau aus dem ländlichen Bildungsbürgertum *energisch* die materiellen Interessen des jungen Paares. Sie war keineswegs nur für den Haushalt und die Bildung zuständig, für das von ihrem Mann besungene *Gute in dem Ofen* und die *Quartette von Beethoven*. Eine Abnahme der ökonomischen Funktion der Tätigkeiten einer bürgerlichen Ehefrau, die in der damaligen Bedeutungszunahme der zeitintensiven, vor allem als emotionales Zeichen wertvollen Handarbeiten erkennbar ist, lässt sich in diesen Fällen höchstens ansatzweise erkennen. In dieser zentralen Hinsicht dürfte sich Olga Meisners Leben deshalb nur wenig vom Alltag bäuerlicher Frauen in ihrer Gemeinde unterschieden haben. Neben den beschriebenen Aktivitäten und der Aufsicht über die Bediensteten

108 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 20.2., 27.2. und 9.4.1870, 24.3.1875.

109 Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 24.4., 26.7. und 16.8.1876.

110 Vgl. Janz 1994, 347.

111 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 25.4.1876.

112 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 14.3. und 2.8.1875.

war sie denn auch nicht zuletzt an den Arbeiten im Garten des Pfarrhauses beteiligt.¹¹³

Auch Julius' ökonomischer Beitrag zum neu gegründeten Haushalt erschöpfte sich nur auf den ersten Blick in seinem Pastorengelohnte und den weiteren mit der Pfarrstelle verbundenen Erträgen. Die zahlreichen unspezifischen Einträge, dass er am betreffenden Tag »tüchtig gearbeitet« habe, verweisen zwar zweifellos auf das Vorbereiten von Predigten und andere mit seinem Amt zusammenhängende Schreibarbeiten. Man könnte daraus schließen, dass es sich dabei um seine eigentliche Arbeit handelte und dass sich in den Tagebüchern des Ehepaars Meisner also die immer wieder behauptete Trennung von männlicher Berufs- und weiblicher Hausarbeit spiegelt. In gewohnt nüchterner Sprache fasste Julius dagegen seinen Tagesablauf am 25. April 1876 mit folgenden Worten zusammen: »Trauung mit reichlich Diäten (5 Thaler 18½ Sg.). Dann Gras, Tabak gesät u. Petersilie gepflanzt. Den Garten fertig umgegraben u. gerade 1 Woche dazu gebraucht. Gewitter.«¹¹⁴ Die Arbeit in der Studierstube und die außerhäusliche Amtstätigkeit als Pastor einerseits und die Gartenarbeit andererseits lassen sich in solchen Einträgen gut als verschiedenartige Aktivitäten unterscheiden. Wichtig für die eheliche Ökonomie waren sie allesamt.

Nicht nur die zeitliche Struktur dieses einen Tages, sondern auch die im Tagebuch gut nachvollziehbaren Wochen- und Jahresabläufe lassen vermuten, dass die Arbeit als Prediger und Seelsorger nicht einfach durch eine amateurhafte Betätigung als »Gartenknecht« in der restlichen Zeit ergänzt wurde. Zwar wurde der Garten – neben der Natur inner- und außerhalb des Städtchens Seidenberg – nun zum Betätigungsfeld für Meisners langjährige, mit unzähligen anderen bürgerlichen Männern geteilte botanische Interessen. »*Agaricus radicans* unter meinen Erbsen am Gartenzaun gefunden u. notiert mit gedrehtem Stiel«, schrieb er etwa Mitte Oktober 1876.¹¹⁵ Auf diese Rolle beschränkte sich die Bedeutung des Gartens jedoch keineswegs. Wie bereits die Bemerkung über den Abschluss des Umgrabens zeigt, war Julius auf solche Tätigkeiten nicht weniger stolz. Besonders im Frühjahr beanspruchte die Pflege des Gartens manchmal gar deutlich mehr Zeit als die Seelsorge und die Predigten. Auch wenn sie immer mit der Ergänzung

113 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 23.6. und 24.6.1875. Vgl. auch Hausen 1988, 105f.; zu den Handarbeiten Habermas 2000, 53 ff.

114 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 24.3.1875 und 25.4.1876.

115 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 13.5. und 15.10.1876. Zur Amateurbotanik vgl. Scheidegger 2017 und das zweite Kapitel, Abschnitt 1.

»im Garten« spezifiziert wird, scheint diese »Arbeit«, wie sie an vielen Stellen explizit genannt wird, folglich nicht unbedeutend für Meisners Selbstverhältnis gewesen zu sein. Es lässt sich auch nicht erkennen, dass sie dem »Standesethos« eines Pfarrers grundsätzlich widersprochen und deshalb der Aufwertung durch die Botanik bedurft hätte.¹¹⁶

Wie verschiedene Stellen im Tagebuch Meisners deutlich machen, hatten die Erträge der Gartens nicht nur die Funktion eines Zubrottes, sie leisteten vielmehr einen wichtigen Beitrag zur ehelichen Ökonomie. Gepflanzt wurden nicht nur Tabak und Petersilie. Im Frühjahr 1875 steckte oder pflanzte Meisner Salat und Kohlrabi am 17. April, Radieschen am 20. April, Bohnen am 8. Mai, Kartoffeln am 10. und 11. Mai sowie Gurken und Sellerie am 20. und 21. Mai. Damit die Pflanzen wuchsen, musste er im Juni »bei fürchterlicher Hitze« den Garten jäten. Im Jahr danach erwähnt er Erbsen und Zwiebeln.¹¹⁷ Darüber hinaus scheint das Ehepaar Meisner mit Hafer gehandelt zu haben. Im Januar 1876 verkauften sie »16 Sack« mit dem Gesamtgewicht von 1370 Pfund für 37 Taler. Auf 100 Pfund waren das zwar einhalb Silbergroschen »weniger, als der mittlere Görlitzer Marktpreis«, doch setzten sie gleich eine große Menge ab und ersparten sich die Reise in die zwanzig Kilometer entfernte Stadt. Ob sie den Hafer selbst anbauten, geht aus ihren Tagebüchern allerdings nicht hervor.¹¹⁸ Die Versorgung aus dem eigenen Garten, schreibt auch Oliver Janz, sei selbst nach der Verpachtung eines Großteils des Landes ein bedeutender Bestandteil der Ökonomie eines Pfarrhauses geblieben. Die im 19. Jahrhundert beginnende Ablösung der Natural- durch Einkommen sei erst in den 1920er Jahren zu einem Abschluss gekommen. Auch in der Ratgeberliteratur der 1850er und 1860er Jahre sei dieser Aspekt unterstrichen worden, zusammen mit dem Hinweis auf die Bedeutung eines gemeinsamen Erfahrungshorizonts von Pastoren und landwirtschaftlich geprägter Gemeinde.¹¹⁹

Der Amtsantritt Meisners in Seidenberg fiel zeitlich zusammen mit einem stärkeren Engagement des Staates in der Entlohnung der Pfarrer, das mit der Reichsgründung einsetzte.¹²⁰ Für das Jahr 1875 erhielt der junge Geistliche deshalb rückwirkend einen Zuschuss von 100 Ta-

116 Janz 1994, 342. Janz' weitere Ausführungen zeigen allerdings ein differenzierteres Bild.

117 DTA, Reg.-Nr. 1166 I., 16.6.1875, 4.9. und 30.11.1876.

118 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 18.1.1876. Vgl. auch ebd., 11.3.1876.

119 Janz 1994, 340ff. und 359f. Vgl. auch ebd., 368, sowie Müller-Benedict/Janssen/Sander 2008, 79.

120 Janz 1994, 365f.

lern.¹²¹ Das deutet darauf hin, dass seine Stelle zu jenen gehörte, deren Gehalt das staatlich festgelegte Minimum von 1800 Mark (600 Taler) nicht erreichte. Zur selben Zeit aber bedrohte die 1874 eingeführte Zivilehe wieder einen Teil der Einkünfte von Pastoren, auch wenn nicht bestimmt werden kann, inwiefern die hieraus erzielten zusätzlichen Erträge wirklich von den staatlichen Zuschüssen abgezogen wurden.¹²² Meisners Gegnerschaft gegenüber dieser Neuerung ist deshalb möglicherweise auch auf ökonomische Gründe zurückzuführen.¹²³ Darüber hinaus konnten es sich damals nur wenige Pastoren überhaupt leisten, in den Ruhestand zu treten. Dies obwohl die individuelle Altersvorsorge durch freiwillige Beiträge an den solidarisch organisierten Emeritenfonds der Provinzialkirchen ergänzt wurde.¹²⁴ Wie Janz für die preußische Kirchenprovinz Westfalen argumentiert, ging auch diese Praxis erst im Kaiserreich deutlich zurück. Dank der besseren Altersvorsorge mussten Pfarrstellen nun nicht mehr als »Familienbetrieb« geführt werden.¹²⁵ Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum Julius Meisner, der in seinem Tagebuch eher selten über emotionale Zustände berichtete, die Zunahme des Vermögens auf seinem Sparkassenbuch als »angenehm« beschrieb und »noch ein reicher Mann« zu werden hoffte. Der von ihm erträumte Reichtum war weder Selbstzweck noch Basis für ein luxuriöses Leben; er war eine Notwendigkeit.¹²⁶

Olga und Julius Meisner verfassten ihre Tagebücher in einem Umfeld, in dem die Hauswirtschaft eine zentrale Bedeutung hatte. Während sich das Pastorenehepaar aufgrund seines größeren sozialen und kulturellen Kapitals von der bäuerlichen Bevölkerung von Seidenberg und Umgebung unterschied, teilte es mit ihr einen Großteil des Alltags. Es handelte sich deshalb nicht nur um eine normative Vorgabe, wenn Ratgeberschriften den gemeinsamen Erfahrungshorizont von Pastoren und Gemeinde betonten. Nicht viel anders sah es in den 1840er Jahren bei den Püschmanns aus, der Familie des sächsischen Setzergesellen Friedrich Anton Püschmann (1829-1913). Neben der väterlichen Arbeit als Dorflehrer stützte sich deren Ökonomie auf

121 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 24.1.1876.

122 Janz 1994, 368 und 363.

123 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 10.5.1874.

124 Janz 1994, 383ff. Meisner selbst erwähnt den Emeritenfonds (vgl. DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 11.10.1875).

125 Janz 1994, 99f.

126 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 31.7.1874, 23.12. und 24.12.1875. Vgl. ebd., 22.9., 12.10. und 2.11.1874, 14.3.1876.



Abb.1.2: Das Städtchen Seidenberg in der Oberlausitz mit seinen Fabriken (um 1900).

Kartoffeläcker und mindestens eine Kuh. Dass die Landwirtschaft in diesem Leben wichtig war, zeigt sich, wenn Püschmann einen Brief seines kleinen Bruders folgendermaßen zusammenfasste: »In demselben berichtet er mir unter Anderem die Seltenheit, daß unsere Kuh zwei schöne Kälber zur Welt gebracht.«¹²⁷ An dieser Haus- und Landwirtschaft waren auch bürgerliche Männer direkt beteiligt. Tätigkeiten im und ums Haus gehörten genauso zu ihrem Alltag wie verschiedene außerhäusliche Formen des Lebensunterhalts – die Predigten oder die seelsorgerischen Dienstleistungen im Falle Meisners. Für ihn und viele seiner Klassengenossen war die Familie deshalb alles andere als »ein Refugium vor den belastenden Anforderungen der Arbeitswelt«.¹²⁸ Weder wurden außerhäusliche Arbeiten als belastend beschrieben, noch wurde die Zeit zuhause im heutigen Sinne als Freizeit verstanden. Wie ich im nächsten Kapitel zeige, sollte auch die von ihm amateurhaft betriebene Botanik nicht in diesen Kontext situiert werden.

Selbstverständlich setzte sich die Einwohnerschaft Seidenbergs und seiner Umgebung in den 1870er Jahren nicht nur aus Bauernschaft und Bürgertum zusammen. Nicht zuletzt gab es hier auch Angehörige der Arbeiterschaft. Sie verdienten ihren Lohn in den Textilfabriken, die in

127 Püschmann 2015 [1848-1856], 20. 3. 1848. Vgl. ebd., ab 20.6. 1848.

128 Schulz 2014, 3.

beiden Jahrzehnten davor in der Gegend entstanden waren (vgl. Abb. 1, 2). Wie ich in der Einleitung ausgeführt habe, existieren aus der Arbeiterschaft des 19. Jahrhunderts kaum diaristische Medien. Die alte Debatte, ob und inwiefern Fabrikarbeit zur Auflösung der familiären Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft beigetragen habe, ist für den Gegenstand diese Buchs jedoch zu wichtig, um sie gänzlich unbeachtet zu lassen. Eine Annäherung an diese Thematik ermöglicht im nächsten Abschnitt zunächst der Blick auf die zweite soziale Gruppe, aus der für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts eine signifikante Zahl von Tagebüchern überliefert ist: Wandergesellen wie Püschmann. Stärker noch als für junge Bürger – der *äußerlich erkennbare Wendepunkt* des Freiburger Kaufmanns Werner – war für sie das Unterwegssein der Anlass, überhaupt ein Tagebuch zu schreiben.

4. Weder Stabilität noch Auflösung: Familie und Ökonomie im Handwerk und in der Arbeiterschaft

Viele Meisterhandwerker waren selbst in der Produktion tätig. Abgesehen von der Verpflichtung Familienangehöriger konnten sie nicht oder nur in geringem Umfang auf die Arbeitskraft weiterer Personen zurückgreifen. Dadurch und aufgrund der Konkurrenz durch die Fabrikproduktion stand das Handwerk der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Arbeiterschaft in materieller Hinsicht oftmals näher als dem Bürgertum. Daran ändert auch der Umstand wenig, dass die Meister formell selbstständig waren.¹²⁹ Darüber hinaus verfügten sie über deutlich weniger soziales und kulturelles Kapital. Der Begriff des Kleinbürgertums, auf den sich Tagebucheditionen und Handwerksforschung seit mehr als hundert Jahren berufen,¹³⁰ trägt deshalb kaum zur Beschreibung des Handwerks bei.¹³¹ Nicht zuletzt hatte er denn auch schon im 19. Jahrhundert den Abgrenzungsbemühungen des Bürgertums gedient.¹³² Was für das Handwerk im Allgemeinen gilt, trifft insbesondere auf die Lehrlinge und Gesellen zu. Während ihrer Lehr- und Wanderjahre befanden sie sich in einer weitgehend vergleichbaren Situation wie andere soziale Gruppen, die vom Verkauf

129 Vgl. Crossick/Haupt 2016; Luks 2016, 67f.; Ehmer 1994; Haupt/Crossick 1998; Lenger 1988; Lenger 1986; Mooser 1984a; Schwarz 1974.

130 Vgl. die Hinweise bei Wadauer 2005, 223.

131 Vgl. etwa Haupt/Crossick 1998, 120ff.

132 Gall 1987, 618. Vgl. auch Budde 1994, 15 und 308f.

ihrer Arbeitskraft lebten.¹³³ Aber auch das Massenhandwerk, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in vielen Branchen zu dominieren begann, lässt sich kaum mehr mit dem älteren Zunft Handwerk vergleichen.¹³⁴

Obwohl es nach der Wende zum 20. Jahrhundert verfasst wurde und das Druckgewerbe kein klassisches Handwerk war, ist das »Kundentagebuch« des Buchdruckers Paul Ebers (1888-1932) in vielerlei Hinsicht ein typisches Zeugnis einer Gesellenwanderschaft, wie sie auch einige Jahrzehnte früher hätte stattgefunden haben können.¹³⁵ Nach einer ersten kurzen »Walze«, verschiedenen Aushilfsarbeiten und »einem längeren Aufenthalt im Vaterhause« wollte er, so schrieb Ebers im Frühjahr 1907, »abermals ›mein Glück probieren, marschieren.« In den folgenden Wochen reiste er zunächst durch die heutigen deutschen Bundesländer Sachsen-Anhalt und Sachsen. »Wir kamen bis Freiberg. Dort holten wir uns 25 Pfg. Ortsgeschenk und mußten dafür eine Stunde Holzhauen«, notierte er kurz nach Pfingsten über die Ereignisse der vergangenen Tage. Ähnliche Einträge gibt es in solchen Reisetagebüchern viele. Nicht weniger typisch ist die Fortsetzung des Eintrags: »Am anderen Tage gesellten sich uns noch drei Wanderer zu und machten wir eine Tour von 37 Klm. [...] bis Chemnitz. Nach dort hatte ich mir von meinen Eltern 3 Mk. schicken lassen, die ich auch gut gebrauchen konnte.« Auch wenn Ebers solche Geldsendungen nur an einzelnen Stellen erwähnte, scheinen sie für ihn nichts Außergewöhnliches gewesen zu sein. Schon einige Tage später notierte er, dass er von seinem Bruder einen Betrag in derselben Höhe erhalten habe.¹³⁶ Und im Juli, als er sich in Konstanz aufhielt und ein weiteres Mal knapp bei Kasse war, berichtete er mit Freude:

Meine ganze Hoffnung war auf ein tüchtiges Geburtstagsgeschenk von daheim gerichtet. Es klappte! 4 Mark und ein Paket mit Wurst, Brot, Schokolade (!), Hemden, Strümpfe und Taschentücher konnte ich von der Post wegtragen. Trotzdem behielt ich nicht viel Geld über, weil mich zur Feier des Geburtstages der Leichtsinns packte.¹³⁷

133 Vgl. Wadauer 2005, insbes. 316 und 337f.; Ehmer 1994, insbes. Kap. III und V.

134 Vgl. Welskopp 2000, insbes. 100ff.; Lenger 1986, Kap. III, insbes. 63f.; am Beispiel des Schumachergerwerbes Ehmer 1994, Kap. XI.

135 Vgl. Wadauer 2005; zum Druckgewerbe Welskopp 2010, 63ff.

136 DTA, Reg.-Nr. 1643, 19.4. und 18.5.1907.

137 DTA, Reg.-Nr. 1643, 3.7.1907.

Ähnliche Vermerke finden sich in einem Schreibheft, das Ebers' gleichaltrigem Berliner Berufskollegen Alexander Oestreich (1888-1966) als Tagebuch diente. Nachdem er kurz nach Beginn seiner Reise im thüringischen Saalfeld angekommen war, ging er, wie so oft in den folgenden Monaten, »sofort nach der Post«. Doch leider waren seine Hoffnungen vergeblich: »O, diese Enttäuschung!! Es war nur ein Brief von meiner Mutter da und eine Karte von meinem Kollegen.« Auch wenn er nicht explizit ausführte, weshalb er so enttäuscht war, liegt angesichts verschiedener Klagen über den Zustand seiner Finanzen in den Tagen davor und danach die Vermutung nahe, dass er sich eine monetäre oder anderweitige Unterstützung erhofft hatte. Dass diese Erwartung nicht unbegründet war, zeigen verschiedene weitere Tagebucheinträge. Als er gut zwei Monate später in Kopenhagen ankam, erfuhr er zu seiner »größten Ueberraschung«, dass »von Muttern wieder Geld da« war.¹³⁸ Wie auch Sigrid Wadauer in ihrer Studie über *Die Tour der Gesellen* des 18. und 19. Jahrhunderts zeigt, waren zwar nicht alle Eltern wohlhabend genug, um ihre wandernden Söhne zu unterstützen. Dennoch bildeten der »Muttergroschen«, wie dieses Geld manchmal genannt wurde, und die Pakete mit Esswaren, Kleidung und gelegentlich auch Genussgütern wie Zigaretten und Alkohol einen wichtigen Bestandteil des Lebensunterhalts von Wandergesellen und Lehrlingen. Diese familiäre Unterstützung ergänzten die bereits erwähnten Gaben – die *Ortsgeschenke* beziehungsweise das Viatikum und andere Leistungen vonseiten der Meister, Kollegen, Gewerkschaften oder Behörden – sowie kleinere Diebstähle, das »Fechten« und Betteln, eigene Ersparnisse und selbstverständlich die Entschädigungen für die Arbeit als Geselle und weitere Tätigkeiten.¹³⁹ Neben Gegenleistungen wie dem *Holzhausen* zählte dazu für Ebers der Verkauf selbstgestalteter Postkarten.¹⁴⁰

Die Familie spielte während der Wanderung nicht nur über die Unterstützung durch Geld und Naturalien eine wichtige Rolle. Das Handwerk hatte zwar in der Regel nicht die überregionalen Kontakte, auf die sich der Kaufmannssohn Werner während seines Aufenthalts in Genf stützen konnte. Zumindest im größeren herkunftsregionalen Kontext konnten jedoch auch sie auf ein vergleichbares Netzwerk von Verwandten und Bekannten zurückgreifen. Nachdem er als Gegen-

138 DTA, Reg.-Nr. 436, o.D. (Saalfeld) und o.D. (31.8.1910).

139 Wadauer 2005, insbes. 128ff. und 231ff. Für die Lehrlinge vgl. etwa Püschmann 2015 [1848-1856], 5.1., 3.4., 24.4., 5.5. und 7.5.1848.

140 Vgl. DTA, Reg.-Nr. 1643, 28.2.1909.

leistung für Kost und Logis im westlich von Halle gelegenen Nebra wieder einmal »im Rathaus eine Stunde arbeiten« musste, notierte der aus dem gut 90 Kilometer entfernten Schönebeck an der Elbe (vgl. Abb. 1. 3) stammende Ebers:

Der Polizist und seine Frau zogen uns in ein Gespräch und dabei stellte sich heraus daß die Frau eine Schulfreundin meiner Mutter und der Polizist ein Bekannter von dem Vater meines Kollegen war. Infolgedessen bekamen wir einen Topf Kaffee und ein Frühstücksbrot.¹⁴¹

Sein Berufsgenosse Oestreich besuchte auf seiner Wanderschaft einen Freund in Hamburg.¹⁴² Und auch der frischgebackene sächsische Setzergeselle Püschmann hatte sechzig Jahre davor bei verschiedenen Bekannten vorbeischaun können, als er vom sächsischen Grimma, dem Ort seiner fünf Lehrjahre, zu seinen bei Stollberg im Erzgebirge lebenden Eltern reiste.¹⁴³ Solche persönlichen und familiären Bekantschaften ergänzten die von den Gewerkschaften und Verbänden bereitgestellten Infrastrukturen, von denen diese jungen Männer ebenfalls häufig Gebrauch machten.¹⁴⁴

Während sich die Wandergesellen also auf verschiedene heimatliche Ressourcen stützen konnten, hatten umgekehrt auch die Eltern und andere Familienmitglieder ein großes Interesse daran, die Fäden nicht abreißen zu lassen. Aus ihrer Sicht war die Wanderschaft auch eine Investition in die eigene Zukunft.¹⁴⁵ Wie Wadauer zeigt, wurden die Kosten der Wanderung gelegentlich explizit mit dem Ertrag verglichen. Vor allem aber wurde die Heimkehr durch die (ökonomischen) Interessen der Familie bestimmt. Gesellen aus vermögenderem Hause wurden nach einer gewissen Zeit aufgefordert, zu heiraten und die Meisterprüfung abzulegen. Die Reise ihrer Kollegen aus materiell weniger gut gestellten Familien hingegen wurde vorzeitig beendet, wenn etwa der Tod der Mutter den Vater veranlasste, sich in seiner Nähe um eine Stelle für den Sohn zu kümmern. Zumindest in ihren sozial angesehenen Varianten erweist sich die Walz folglich genauso wenig wie die Lehrjahre oder die Studienzeit junger Bürger als Weg zu einem von der Familie unabhängigen Arbeitsleben. Viel-

141 DTA, Reg.-Nr. 1643, 23. 2. 1909.

142 DTA, Reg.-Nr. 436, o.D. (Hamburg).

143 Vgl. Püschmann 2015 [1848-1856], 14.-16. 6. 1848.

144 Vgl. das dritte Kapitel, Abschnitt 2, sowie allgemein Wadauer 2005, 336 und 340.

145 So argumentierte etwa Rupprecht 1805, 267f.



Abb. 1.3: Postkarte von Ebers' Heimatort Schönebeck an der Elbe (1906).

mehr ging es, so argumentiert Wadauer weiter, um eine »Kollektivierung [...] qua Individualisierung bei der Reise (und umgekehrt)«. In diesem Sinne sollten handwerkliche wie bürgerliche Eltern ihren Söhnen die Möglichkeit bieten, etwas von der Welt zu sehen. Dabei gaben keineswegs nur im engeren Sinne instrumentale Überlegungen den Ausschlag. Dennoch war die Wanderschaft vor allem auf die intergenerationelle »Haushaltung« einer Familie ausgerichtet, deren wenig planbaren Bedürfnissen sie untergeordnet blieb.¹⁴⁶

Kein Spezifikum bürgerlicher Reiseberichte sind auch die emotionalen Aspekte des Familienlebens. Während der teils mehrere Jahre dauernden Walz halfen Briefe, einen mehr oder weniger regelmäßigen Kontakt aufrechtzuerhalten. Wie Oestreichs regelmäßiger Gang zur Post zeigt, wurden sie oftmals postlagernd an eines der folgenden Etappenziele geschickt. Sogar im weit entfernten Ungarn erwartete ein Kollege Ebers' einen Brief aus der Heimat.¹⁴⁷ Das setzte eine gewisse Planung der Reise voraus; auch mussten die Informationen darüber und über eventuelle Änderungen der Marschrouten mit der Familie geteilt werden. Für jene zahlreichen Handwerker, die nicht schreiben konnten, war ein brieflicher Kontakt mit der Familie

¹⁴⁶ Wadauer 2000, 362f.; Wadauer 2005, 228, 231 und 216ff. Zu den ökonomischen Interessen der Familie vgl. auch ebd., 221 ff. und 340.

¹⁴⁷ DTA, Reg.-Nr. 1643, 25. 2. 1910.

zwar nicht ganz einfach.¹⁴⁸ Sie hatten jedoch die Möglichkeit, Kollegen, die in ihre Heimat reisten, mündliche Mitteilungen aufzutragen.¹⁴⁹ Nicht regelmäßig, aber doch ab und zu gaben die Gesellen in ihren Tagebüchern der Verbundenheit mit der Familie Ausdruck. Schon während seiner Setzerlehre in Grimma hatte Püschmann mit Hilfe eines Gesellen einen Neujahrswunsch für das »geliebte Aelternpaar« gedruckt. Und »tief ergriffen« kopierte er zwei Wochen danach einen Brief des älteren Bruders in sein Tagebuch. Dieser wiederum hatte ihm zuliebe die neugeborene Tochter Antonie genannt.¹⁵⁰

Sechzig Jahre später notierte der Druckergeselle Oestreich: »Am Sonnabend, abends 11.25 fuhr ich nach einem etwas traurigen Abschied nach Leipzig«. Und einige Tage später bemerkte er, dass er beim Anhören von »Jodler- und Volksliedern«, die bayerische Kollegen bei einem gemeinsam verbrachten Abend vortrugen, »ziemlich wehmütige Heimatserinnerungen« bekommen habe, die allerdings »bald wieder verschwanden«. Im Juli dann berichtete er aus Altstätten im schweizerischen Rheintal, dass er »[a]nllässlich des Geburtstages« seiner – wohl kaum selbst anwesenden – Schwester »tadellos Kaffee« getrunken habe.¹⁵¹ Selbst einzelne Bemerkungen Ebers', der sich gerne als unabhängigen jungen Mann darstellte, belegen die Bedeutung, die die Familie für ihn hatte. So erinnerte ihn der Anblick des Rheins an die heimatliche Elbe (vgl. Abb. 1.3) und an den kleinen Bruder zuhause. Nicht ohne zugleich seine Unabhängigkeit zu betonen, notierte er:

[K]urz und gut es ist da! Das Heimweh nämlich, das ich bisher nie kennen gelernt habe, trotzdem ich bereits 2 Jahr von Schönebeck (mit kurzen Unterbrechungen) entfernt bin. Vielleicht auch ist unser Kleiner dran schuld, an den ich in den letzten Tagen so oft [...] nach mir hin wünschte.¹⁵²

Alle diese Beispiele belegen die Bedeutung, die die familiäre Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft für die unterschiedlichsten sozialen Gruppen der zweiten Hälfte des 19. und teilweise noch des frühen 20. Jahr-

148 Wadauer 2000, 361ff. Für die Schweiz geht Messerli 2002 von einer fast vollständigen »Durchsetzung der Literalität« im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus. Ähnlich argumentieren Elspass 2005, 101ff., und Schikorsky 1990, 48ff., für Deutschland.

149 Vgl. etwa Püschmann 2015 [1848-1856], 15.6. und 18.6.1848.

150 Püschmann 2015 [1848-1856], 1.1. und 15.1.1848.

151 DTA, Reg.-Nr. 436, o.D. (4.6.1910) und o.D. (Coburg [11.7.1910]).

152 DTA, Reg.-Nr. 1643, 19.7.1907.

hunderts hatte. Deren idealer und in vielen Fällen auch realer Kern war der familiäre Haushalt – wenn auch nicht alle dem aus Altdorf bei Nürnberg stammenden Weißgerber Johann Friedrich Rupprecht (*1775) beigepflichtet hätten. Ziel der handwerklichen Reise sei, erklärte dieser in seiner Ratgebererzählung aus dem Jahr 1805, »ein stilles ruhiges und trauliches Leben am eignen Heerde und im Zirkel der Seinigen«. Ein Wandergeselle müsse schließlich lernen, diesen Familienalltag »dem freien aber unstäten und unruhevollen Umhertreiben in der Welt« vorzuziehen.¹⁵³ Doch selbst für junge Handwerker, die dieses Ideal teilten, sah die Realität oftmals anders aus. Für viele war eine spätere Übernahme der elterlichen Wirtschaft keine Option, weil es nichts zu übernehmen gab. Sie hatten auch nicht die Mittel oder Beziehungen, um eine andere Werkstatt zu erwerben oder gar ein eigenes Geschäft zu gründen.¹⁵⁴ Dass es Oestreich im Jahr 1930 gelingen würde, eine eigene Druckerei zu etablieren, war zu Beginn seiner Wanderung genauso wenig vorhersehbar wie in der Jugend vieler Gesellen aus früheren Zeiten. Sein Erfolg dürfte in erster Linie auf den Aufschwung des Gewerbes in den Jahrzehnten davor zurückzuführen sein.¹⁵⁵

Nicht im selben Maße möglich war die Orientierung am familiären Haushalt auch für den Allgäuer Sägereiarbeiter Johann Nepomuk Hörmann (1900–1954). Bevor er im Mai 1925 eine seit langem geplante, aufgrund der Inflation jedoch verschobene Pilgerfahrt nach Rom antrat, blickte er im Vorwort seines Reisetagebuchs auf sein bisheriges Leben zurück. Als »Bauernbub« habe er zunächst das Vieh auf dem elterlichen Hof gehütet, begann er zu erzählen, doch schon bald habe er sein »Brot selbst verdienen« müssen. Im Alter von zehn Jahren wurde er »Hüterjunge« auf einem anderen Bauernhof. Später arbeitete er auf verschiedenen Höfen als Unter- und Oberschweizer, wie Melker damals im Allgäu und benachbarten Gegenden genannt wurden. Nach dem Militärdienst fand er Arbeit in einem Sägewerk an seinem Heimatort. Nach einem Jahr ging er »auf Wanderschaft«, und schließlich nahm er 1923 eine Stelle in einem Bludener Sägewerk an. Wie dem Nachwort des Herausgebers zu entnehmen ist, arbeitete er nach seiner Rückkehr aus Rom wieder in einem Sägewerk. 1929 heiratete er und zog nach Pfronten an der Grenze zu Tirol, das rund vierzig Kilometer von seinem Heimatort entfernt liegt. Hier lebte er bis zu seinem Unfalltod im Jahr 1954.¹⁵⁶

153 Rupprecht 1805, 15f. Vgl. auch ebd., 257f.

154 Vgl. das Beispiel von Wadauer 2005, 284ff.

155 DTA, Reg.-Nr. 436, Datenbankeintrag.

156 DTA, Reg.-Nr. 1070, Mai 1925 und Nachwort des Herausgebers.

Dass Hörmann einen Teil seiner Kindheit bei »fremden Leuten« verbringen musste, scheint nicht zu einem Bruch mit den Eltern geführt zu haben. Zumindest sind im Reisetagebuch – das allerdings von Anfang an für eine zukünftige Leserschaft verfasst und möglicherweise auch im Nachhinein bearbeitet wurde¹⁵⁷ – keine entsprechenden Hinweise zu finden. Während er also eine Beziehung zur Herkunftsfamilie aufrechterhalten zu haben scheint, war er nach den Jahren der Abwesenheit weder Teil der häuslichen noch einer erweiterten familiären Ökonomie. Von den insgesamt zehn Kindern der Bauernfamilie hätten kaum alle ein Auskommen auf dem Hof finden können; und auch im Tagebuch Hörmanns finden sich keine Hinweise, dass er sich eine Zukunft in diesem Rahmen hätte vorstellen können. Trotz seines frühen Abschieds von der familiären Wirtschaft verbrachte er die im Tagebuch beschriebene Zeit als Sägereiarbeiter jedoch weitgehend im Rahmen einer häuslichen Ökonomie. Wie bei den Erzieherinnen, Hauslehrern, Handwerksgesellen und den im dritten Kapitel beschriebenen weiblichen Bediensteten trat in seinem Fall eine (temporäre) Mitgliedschaft im Arbeitgeberhaushalt an die Stelle der familiären Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft. »Ich nahm bald Abschied aus Vorarlberg«, schrieb er über seine Abreise aus Bludenz, »welcher jedoch besonders meinen Hausleuten im Büro sehr schwer fiel, war ich doch 5/4 Jahre bei ihnen im Quartier.«¹⁵⁸

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts boten die sich etablierenden Fabriken eine Alternative zu diesen älteren Modi des Lebensunterhalts: die außerhäusliche Lohnarbeit. Ausschließlich auf diese stützten sich allerdings nur die wenigsten; vorherrschend blieben Mischformen.¹⁵⁹ Während es im Bürgertum seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer langsamen Verhäuslichung weiblicher und kindlicher Tätigkeitsbereiche gekommen war, gehörten in der Arbeiterschaft gerade auch die Frauen und Kinder zu jenem Personenkreis, dessen Alltag von außerhäuslicher Lohnarbeit geprägt war. Abgesehen von den qualifizierteren Facharbeitern war ein beträchtlicher Teil der

157 DTA, Reg.-Nr. 1070, insbes. Mai 1925 und 7. Juli 1925. Es liegt nur die gedruckte Ausgabe vor, die 1981 von einem Verwandten Hörmanns herausgegeben wurde.

158 DTA, Reg.-Nr. 1070, Mai 1925. Vgl. auch Pichler 2003; 1993, insbes. 154ff.; zu den materiellen und emotionalen Beziehungen mit der Herkunftsfamilie Saurer/Gerhalter 2012, 170; Pichler 2003, 169.

159 Vgl. am Beispiel des Handwerks die Überlegungen und Literaturhinweise von Luks 2016, insbes. 66ff. und 71f.; allgemein Kocka 2015, insbes. Kap.I.2; Braun 1965, insbes. Kap.IV.

Belegschaft vieler Manufakturen und Fabriken jung und weiblich. Das gilt für unterschiedliche Branchen, vor allem aber für das Textilgewerbe.¹⁶⁰ Diese Abweichung vom Häuslichkeitsideal wurde im Bürgertum breit problematisiert. Wie Rudolf Braun schreibt, bewerteten die 1855 für die Fabrikkommission erstellten Berichte über die Situation der Textilarbeiterschaft im Kanton Zürich deshalb unisono jene Familien positiv, die »einen Produktionsverband und eine Verbrauchereinheit« bildeten und deren Mitglieder nicht den Arbeitsgelegenheiten oder gar anderen Verlockungen hinterherzogen. Viele der Gewährsleute seien der Meinung gewesen, »dass die Stabilität und Sicherung ihres Gemeinwesens davon abhängt, wie viele Familien neben der Heimarbeit noch Landwirtschaft betreiben« und somit nicht ganz von der Fabrikarbeit abhängig seien. Die Grundlage einer wohlgeordneten Gesellschaft war für sie eine häusliche Ökonomie, die auf dem Besitz der Produktionsmittel, insbesondere auf Grundeigentum, basiert. Lohnarbeit dagegen führte zu sozialer wie familiärer Desintegration.¹⁶¹

Wie jedoch die Forschung gezeigt hat, blieb die Familienbezogenheit auch unter den Bedingungen der Fabrikarbeit stark. Zwar hätte »das Industriesystem ohne die grossen Adaptationsleistungen der häuslichen Küche nicht [...] überleben können«, bilanziert Jakob Tanner aus ernährungsgeschichtlicher Perspektive. Kaum weniger sei jedoch »die ›Lebensform der Fabrik‹ durch familienwirtschaftlich geprägte Gewohnheiten und Präferenzen beeinflusst« worden.¹⁶² Ähnliches gilt für die Kindererziehung, wenn manche Elternpaare etwa einen Arbeitsplatz teilten, damit immer jemand zuhause sein konnte. Andere hingegen ließen ihre Kinder schon kurz nach der Geburt extern betreuen. Oftmals wurden sie bei Bauernfamilien untergebracht, in deren Haushalte zusätzliche Personen relativ leicht integriert werden konnten. Auch viele Kinder aus peripheren Gemeinden, die selbst in der Fabrik arbeiteten, aßen und schliefen nicht bei ihren Herkunftsfamilien. Der Unterschied zu bürgerlichen Müttern und Vätern, die im 19. Jahrhundert ihre Zeit zunehmend für die Erziehung und Betreuung der nachwachsenden Generation aufzuwenden hatten, ist deutlich zu sehen.¹⁶³ Dennoch lässt sich nicht belegen, dass damit die vom

160 Vgl. Kocka 2015, 158ff.; Braun 1965, insbes. 17, 28, 38f. und 46ff.

161 Braun 1965, 41ff., 59ff., 124ff. und 210 (Zitat: 43). Vgl. auch Kocka 2015, 174ff.; Saurer 2014, Kap. 2.1; Tenfelde 2012, 70ff.

162 Tanner 1999, 91.

163 Vgl. Kocka 2015, 266ff.; Braun 1965, insbes. 29ff., 48ff., 203f. und 208f.; zur Kinderbetreuung auch Braun 1979, Kap. II.

Bürgertum befürchtete Auflösung der Familie einhergegangen wäre. Auch für diese Angehörigen der Arbeiterschaft blieb die Familie eine wichtige Referenz.¹⁶⁴ Aus dieser Perspektive sollten Berichte über Kinder, die ihre Eltern in der Fabrik besuchten, als Belege für soziale Praktiken von Arbeiterfamilien verstanden werden, die dem Alltag der Fabrikarbeit weit eher entsprachen als die bürgerliche Norm des trauten Heims. Ebenso wenig war die mancherorts beobachtete Intensivierung der Beziehung zwischen Eltern und Kindern defizitär, wie es der Hinweis Fridolin Schulers, des ersten schweizerischen Fabrikinspektors, impliziert, dass manches Arbeiterkind wie ein »Abgott« verehrt werde.¹⁶⁵ Die arbeiterliche Gefühlsgemeinschaft funktionierte schlicht anders als die bürgerliche Familie.

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, schreibt Jan De Vries mit Blick auf den Aufstieg des »breadwinner-homemaker household«, seien neue Bedürfnisse aufgekommen, insbesondere im Zusammenhang mit Gesundheit, Kindererziehung und neuen Standards der Häuslichkeit. Diese »forms of ultimate consumption« hätten nicht über den Kauf von Gütern befriedigt werden können, weshalb es zu einer Verlagerung von Arbeitskraft von der außerhäuslichen Lohnarbeit zur Familie gekommen sei. Von diesem Prozess seien besonders Frauen und Kinder aus den Unterklassen betroffen gewesen. Ermöglicht worden sei er durch steigende Einkommen der Männer.¹⁶⁶ Im Bürgertum hingegen konnten sich Frauen und Kinder nicht aus der Lohnarbeit zurückziehen, da sie gar nie auf diese Weise beschäftigt gewesen waren. Stattdessen kam es zu einer Verlagerung der Tätigkeiten innerhalb der Familie. Die damit einhergehende Abnahme der familiären Wertschöpfung – der Ersatz des *Kleidermachens* durch wenig produktive Handarbeiten beispielsweise – konnte durch die Skalen- und Effizienzgewinne der industriellen Produktion wettgemacht werden. Die Fabrik erleichterte das Abschöpfen von Mehrwert, obwohl auch neue, dieser Situation angepasste Formen arbeiterlichen Widerstands aufkamen.¹⁶⁷ Ähnlich lässt sich bezüglich des tendenziellen Rückzugs auf die *engere Familie* argumentieren. Im Unterschied zur Beschäftigung von mobilen Arbeitskräften wie Tagelöhnern, Handwerksgesellen und Bediens-

164 Kocka 2015, insbes. Kap. III. 5 und 266ff. Vgl. auch Tenfelde 2012, insbes. 88ff.

165 Braun 1965, 204ff. (Zitat 204). Für positivere Bewertungen durch Schuler vgl. ebd., 220 und 248.

166 De Vries 1994, 263. Vgl. De Vries 2008, Kap. 5.

167 Zum Widerstand vgl. nach wie vor Lütcke 1993; Braun 1965, 189, 191ff. und 218.

teten erlaubte es die industrielle Fertigung, die Arbeitskraft einer ungleich größeren Zahl von Angehörigen unterer Klassen einzusetzen, ohne sie über eine kürzere oder längere Zeit in die eigene Hauswirtschaft zu integrieren. Durch die Fabrikproduktion konnten also Klassendifferenzen wie Lohnarbeit vom *Familienkreis* ferngehalten werden.

Das bedeutete zugleich, dass die Unterklassen – insbesondere die Frauen und Kinder – den neuen Bedingungen viel stärker ausgesetzt waren. Arbeiterkinder, darauf hat für die 1920er Jahre schon Detlev Peukert hingewiesen, kamen auf vielfältige Weise in Kontakt mit ökonomischen Praktiken. Insbesondere verdienten viele schon früh ihr erstes Geld und konnten sich so selbst mit Leckereien und anderen Waren eindecken.¹⁶⁸ Sandra Maß ergänzt, dass dies nicht selten den Neid von Sprösslingen aus bürgerlichem Haus weckte. Diese lernten die faszinierenden Welten der außerhäuslichen Vergnügungen und des Konsums nämlich vor allem im Spiel kennen. Sie kauften nicht mit realem Geld im Laden auf der anderen Straßenseite ein, sondern mit Spielgeld im Spielladen, der im Kinderzimmer stand. Mit gemischten Gefühlen, argumentiert Maß weiter, habe das Bürgertum auch auf die Forderung reagiert, die Gelderziehung zum Schulstoff zu machen. Der familiäre Innenraum und die Kindheit sollten so weitgehend wie möglich unberührt von der Geldwirtschaft bleiben – von jener Geldwirtschaft, von der diese Klasse am meisten profitierte.¹⁶⁹ Wenn der Soziologe Ferdinand Tönnies in seinem Buch *Gemeinschaft und Gesellschaft* (1887) mit Blick auf die Selbstständigkeit von Händlerinnen und Arbeiterinnen als Rechts- und Geldsubjekte von einer »Analogie des Loses der Frauen mit dem Lose des Proletariats« sprach, formulierte er genau dieses Unbehagen – die Angst vor dem »Auflösungsprozeß des gemeinschaftlichen Lebens« durch Geldwirtschaft und Lohnarbeit.¹⁷⁰

Diese Leitvorstellungen, die den Alltag der bürgerlichen Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft rahmten, beschreibe ich nun im zweiten Kapitel. Neben einer allgemeinen Arbeitsamkeit orientierte man sich an einem ebenfalls religiös begründeten Pflicht- und Gemeinschaftsdenken und an einem Ethos der Mäßigung. Das moderne Profitstreben und Leistungsdenken hingegen, das dem Bürgertum so oft nachgesagt wurde, lässt sich bestenfalls in Ansätzen erkennen.

168 Peukert 1987a, 80f.

169 Maß 2017a; Maß 2009. Vgl. auch Maß 2017, Kap. III und IV. Dass die Straße noch für Arbeiterkinder der 1920er Jahre wichtig war, zeigt Peukert 1987a, 77ff.

170 Tönnies 1991 [1887], §40. Vgl. dazu Studer 2000, 83f.

Arbeitsamkeit und Amüsement

Ideale von Bürgerlichkeit

»Sie trauen mir sehr wenig zu«, notierte der angehende niederschlesische Pastor Julius Meisner (1847-1919) nach einem mit befreundeten Familien verlebten Nachmittag im Januar 1870. Bei seiner anstehenden ersten Predigt müsse er sich deshalb »möglichst anstrengen«. Diesen Vorsatz nahm er ernst: Eine knappe Woche später bestieg er »die Kanzel mit freudigen Gefühlen, weil ich die Predigt gut memoriert hatte«. Auch in der folgenden Zeit beschrieb er sich als gewissenhaft arbeitenden Kirchenmann. Wie im ersten Kapitel dargelegt, dürfte die Notwendigkeit, einen Teil des Einkommens über seelsorgerische Dienstleistungen zu bestreiten, eine wichtige Rolle bei diesen Bemühungen gespielt haben. Eines der wiederkehrenden Themen zu Beginn von Meisners Arbeitsleben war aber auch die Frage, ob er den Ansprüchen genügen werde. Dabei scheint es ihm weniger um das Erreichen persönlicher Ziele gegangen zu sein denn um die Anerkennung durch Familie, Bekannte und Pfarrgemeinde. »Es war das 1. Mal, daß mir der Vater seine Zufriedenheit aussprach. Sehr erfreut dadurch«, notierte er in diesem Sinne nach einer seiner ersten Predigten. Ebenso lässt sich die Bemerkung, dass er ein Kind »zur Zufriedenheit« begraben habe, nicht nur vor dem Hintergrund seiner finanziellen Abhängigkeit von seelsorgerischen Dienstleistungen verstehen, sondern auch ganz allgemein als Feststellung, dass er seine vertraglichen und sozialen Pflichten gegenüber der Trauerfamilie und der Gemeinde erfüllt habe.¹

Über diese ökonomischen und sozialen Aspekte hinaus lassen sich in Meisners Tagebüchern vor allem zwei Leitvorstellungen erkennen, an denen sich der junge Bildungsbürger bei seiner Arbeit orientiert zu haben scheint. Erstens vermitteln seine Notizen den Eindruck, dass er das Erwerben von Anerkennung und das Befriedigen seiner materiellen Interessen nicht nur – und vielleicht nicht einmal hauptsächlich – als Ergebnis seiner individuellen Fähigkeiten und Anstrengungen betrachtete. Das Gelingen seiner Anstrengungen war abhängig von äußeren Faktoren, die er selbst nicht kontrollieren konnte: der Unterstützung durch die familiäre Gemeinschaft oder dem göttlichen Willen.

1 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 16.1., 22.1., 18.4. und 16.6.1876.

Dass sein Vorhaben »mit Gottes Hülfe« gelingen werde, war eine Hoffnung, die er vor allem in den ersten Monaten seines Vikariats immer wieder seinem Tagebuch anvertraute.² Auch wenn Gott später nur noch sporadisch auftaucht, waren solche Bemerkungen keine reinen Floskeln. Sie verweisen vielmehr auf die religiöse Basis des bürgerlichen Arbeitsethos, auf eine »Alltagstradition des Glaubens«, die auch in anderen zeitgenössischen Quellen ein wichtiges Moment darstellt.³

Ein zentrales Bewertungskriterium für die alltägliche Arbeit Meisners war zweitens auch der Fleiß. Wenn der Vikar von einem Vorgesetzten »für ›fleißig‹ befunden« wurde,⁴ sollte das nicht mit jener abwertenden Semantik heutiger Arbeitszeugnisse verwechselt werden, in denen auf diese Weise signalisiert wird, dass sich jemand zwar bemühte, die Ergebnisse jedoch bescheiden blieben. In Meisners Welt stellte der attestierte Fleiß ein großes Lob dar. Auch seine Frau Olga geb. Gambke (1849–1909) beschrieb sich als arbeitsame Haushälterin: »Leider wurde es mir heute nicht möglich, in die Kirche zu gehen, ich hatte den ganzen Tag fest zu thun, ehe ich einiger Maßen wieder Alles in Ordnung brachte.«⁵ Am Erfolg gemessene, individuelle Leistung und vergleichbare Begriffe hingegen spielen in den Tagebüchern der Eheleute kaum eine Rolle – auch wenn Julius mit sichtlicher Befriedigung feststellte, dass er *gerade 1 Woche* zum Umgraben des Gartens gebraucht habe. Stolz war er auch auf seine Bildung, wenn er etwa anlässlich einer Einladung mit der »Kenntniß imponierte, daß Podolien zwischen Bessarabien und Wolhynien läge«.⁶ Auch hier scheint es jedoch eher darum gegangen zu sein, den an einen Mann in seiner Position gestellten Ansprüchen zu genügen, denn um einen Leistungsvergleich. Nicht zuletzt werden diese Aspekte von Meisners Selbstverhältnis in der ebenfalls im ersten Kapitel zitierten Ansprache zum 57. Geburtstag des Gerlachsheimer Pfarrers erkennbar. Auch dieser scheint vor allem den Erwartungen seines Umfelds entsprochen zu haben, wenn er *mit großem Eifer* und *fleißigst früh u. spät* studierte. Es ging darum, dem Vater keinen *Verdruß* zu bereiten. Individuelle Leistungsziele hingegen werden nicht angesprochen. Stattdessen wurde er bald *Substitut* an seinem *Heimathsorte*, wo er in des Vaters Fußstapfen

2 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 13.1.1870.

3 Habermas 2000, 203. Vgl. Habermas 2000a, insbes. 170ff.; Linke 1996, 269, sowie Abschnitt 3.

4 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 11.10.1875.

5 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 4.4.1875.

6 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 21.4.1870.

treten konnte. Und so *erschloß sich ihm des Amtes Pforte* eher, als dass er sie selbst öffnete.

Dem auf die Bedürfnisse der Gemeinschaft ausgerichteten Ethos der Arbeitsamkeit widmet sich ein zentraler Teil dieses Kapitels. Während bisher die – von verschiedenen sozialen Gruppen weitgehend geteilten – Praktiken und Ideale der familiären Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft im Fokus standen, geht es nun um die Leitvorstellungen, mit denen dieser Alltag im Bürgertum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerahmt wurde. Sie rechtfertigen es am ehesten, vom Bürgertum – das es als klar definierbare sozial Gruppe allenfalls in kleinstädtischen Umgebungen gab – als einem Kollektivsingular zu sprechen.⁷ Schon früh hat Lothar Gall argumentiert, dass bestimmte Ideen ein »Verbindungsglied zwischen den faktisch sehr unterschiedlichen Lebens- und Existenzformen« gebildet hätten und so ein »emphatischer« Begriff von Bürger und Bürgertum entstehen konnte. Das »eigentliche Integrationsmoment« sei »die gemeinsame Teilhabe an der bürgerlichen Kultur« gewesen: das Teilen von Werten, Bildungsinhalten, Verhaltens- und Lebensweisen.⁸ Auf der Basis solcher Arbeiten richtete sich die Aufmerksamkeit der Bürgertumsforschung zunehmend auf die Herausbildung und die Veränderungen eines »bürgerlichen Wertehimmels«, eines Habitus der Bürgerlichkeit, beziehungsweise bürgerlicher Subjekte und Gefühlswelten. Dabei rückte zunehmend auch die performative Dimension von Bürgerlichkeit in den Blick der Forschung. Manfred Hettling und Stefan-Ludwig Hoffmann beschreiben sie gar als eines der hauptsächlichen Merkmale: »Vom ›Bürger‹ zu reden bedeutete immer auch den Wunsch, ›bürgerlich‹ zu werden, sich bürgerliche Eigenschaften überhaupt erst anzueignen.«⁹

Wie ich in den ersten beiden Abschnitten ausführe, muss die Frage nach den Gestirnen am bürgerlichen Wertehimmel zumindest teilweise neu gestellt werden. Im Fokus steht dabei die kritische Auseinandersetzung mit der älteren These, die Orientierung am individuellen Erfolg sei eine Leitvorstellung des Bürgertums gewesen. Wie ich am Beispiel Meisners bereits angedeutet habe, war das zentrale Element des Arbeitsethos der arbeitsame Dienst an der Gemeinschaft. Das Streben nach dem Außerordentlichen und die Rede von den

7 Dass der Wunsch, Gemeinsamkeiten zu erkennen, oftmals über die empirische Forschung triumphierte, kritisieren etwa Hettling 1999, 20; Sarasin 1997, 15. Zu den Unterschieden vgl. Haupt/Crossick 1998, insbes. Einleitung; Sarasin 1997, insbes. 11 ff.; zum kleinstädtischen Bürgertum Schulz 2014, 62 ff.

8 Gall 1987, 612f. und 619,

9 Hettling/Hoffmann 2000a, 15.

eigenen Talenten scheinen zwar auf das moderne Leistungsdenken zu verweisen, doch meistens ging es dabei um die Einmaligkeit einer Tat oder angeborenen Gabe und nicht um einen systematischen Einsatz aller Kräfte oder gar um eine Orientierung am Ergebnis. Vor diesem Hintergrund frage ich im dritten Abschnitt nach den Spezifika des Arbeitsverständnisses von Bürgerinnen. Deutlicher als die männlichen Angehörigen dieser Klasse richteten sie ihr Handeln an der Leitvorstellung des liebenden Dienstes aus, den sie mit einem am Jenseits orientierten Pflichtethos verbanden. Die Lohnarbeit ermöglichte es manchen bürgerlichen Erzieherinnen und Lehrerinnen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch zugleich, eine Art Berufsstolz zu entwickeln und diesen Rahmen vorsichtig auszuweiten.

Nicht weniger prägend als das Ethos der Arbeitsamkeit war ein allgemeines Mäßigungsdenken. Wie ich im vierten Abschnitt zeige, wurden auf seiner Basis nicht nur die Vergnügungen und der Genuss von Luxusgütern bewertet. Es diente auch als Korrektiv für die von mancher Seite erhobene Forderung nach unablässiger Tätigkeit. Welche Verhaltens- und Gefühlsskripte die konkreten Vergnügungs- und Luxuspraktiken des Bürgertums prägten, untersuche ich im abschließenden Abschnitt. Denn dass Bürgerinnen und Bürger gelegentlich auch ausgelassen feierten, lässt sich nicht bezweifeln. Das Amüsement, der Kunst- und Naturgenuss, die (Gottes-)Liebe und die Jugendlichkeit, so argumentiere ich, stellten ihnen einen Rahmen zur Verfügung, innerhalb dessen sie die schönen Seiten des Lebens auskosten konnten. Aus heutiger Perspektive lassen sich diese Skripte und die Arbeitsamkeit als Verhaltensanleitungen beschreiben, die für die Bereiche der Konsumtion beziehungsweise der Produktion jeweils spezifisch sind. Wie ich im ersten Kapitel ausgeführt habe, lassen die Zeitstrukturen und Praktiken der familiären Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft eine solche Unterscheidung jedoch nicht zu. Die Anwendung dieses Begriffspaars birgt deshalb das Risiko, die Spezifika dieses Alltags und seiner Leitvorstellungen zu übersehen – seine Differenz zu den um 1900 aufkommenden konsum- und arbeitgesellschaftlichen Strukturen und Werten, auf die ich im vierten bis sechsten Kapitel eingehe.

1. Arbeitsamkeit und Pflichtbewusstsein oder: Die Suche nach dem »bürgerlichen Leistungsethos«

Die individuelle Leistung galt lange als einer der Leitbegriffe des Bürgertums.¹⁰ Dennoch spielt sie etwa in Albert Tanners monumentaler Geschichte des Berner und Zürcher Bürgertums lediglich eine marginale Rolle. Zwar habe sich diese Klasse »wie keine zuvor zur profitorientierten Konkurrenz- und Marktwirtschaft, zur individuellen Leistung des einzelnen, zur Freiheit und zum Prinzip gleicher Rechte und Chancen für alle bekannt«, schreibt er in den einleitenden Bemerkungen zum Buchteil über die bürgerliche Lebensweise. Sie habe aber auf einer Institution gegründet, »die sich zu all dem in schroffem Gegensatz befand«. Die »Familie und nicht das Individuum« sei als Grundpfeiler der sozialen Ordnung betrachtet worden.¹¹ Ganz in diesem Sinne forderte der Nürnberger Weißgerber Johann Friedrich Rupprecht (* 1775) von den Männern eine »hinreichende Portion Ehrgeiz«. Gleichzeitig ließ er jedoch nie einen Zweifel daran, dass dieser der Familie zugutekommen sollte.¹² In ihrer Studie zum Alltag des Nürnberger Bürgertums in den Jahrzehnten um 1800 weist auch Rebekka Habermas darauf hin, dass »die These von einem genuin bürgerlichen Einstellungswandel in Richtung einer gesteigerten Hochachtung von Leistung differenziert werden« müsse. Wertschätzung für individuelle Verdienste habe sich »weniger nach dem erwirtschafteten ökonomischen Kapital als nach dem erarbeiteten kulturellen Kapital« bemessen. Man habe »sich nicht des Geldes« gerühmt, sondern der Unermüdlichkeit, mit der »man seinem fast religiösen Auftrag zur Steigerung von Moral und Anstand nachkam«. ¹³ An die Stelle ständischer Privilegien sollten »Verdienst und Tugend« treten, fasste eine Basler Großbürgerin um 1800 diese Grundlagen bürgerlichen Selbstverständnisses in ihrem Tagebuch zusammen.¹⁴

Kaum anders äußerten sich die Diaristinnen und Diaristen der zweiten Jahrhunderthälfte. Meisners Stolz auf seine geografischen Kenntnisse verweist ebenso auf dieses Selbstverhältnis wie die noch

10 Vgl. u.a. Reckwitz 2010, 171; Voswinkel/Kocyba 2008, 22; Kocka 1999c, 233f.; Kocka 1988, 27; Budde 1994, insbes. 113ff.; Gall 1989, 76; im Zusammenhang mit diaristischem Schreiben Schikorsky 1990, 94f.

11 Tanner 1995, 159f. Vgl. auch Kühschelm 2010, 862f.; Goltermann 2000, insbes. 154ff.

12 Rupprecht 1805, 17.

13 Habermas 2000, 35f., 98, 122 und 397. Vgl. auch Graber 2017, 21ff.

14 Baur 2000, 114.

kurz nach dem ersten Weltkrieg formulierte Absicht von Anna Maria Jesse (*1900), Tochter eines Lübecker Armeebeamten, »aus sich einen möglichst vollkommenen Menschen [zu] machen«. ¹⁵ Ein prägnantes Beispiel ist auch der angehende Jurastudent Wolfgang Hampe (1877-1943) aus dem niederschlesischen Jauer (heute Jawor). Er wolle »ein tüchtiger Mann werden aus eigenem Sinn und nichts an die Meinung anderer setzen«, erklärte er im April 1896 selbstbewusst. »Mein Herz soll eine Welt für sich sein. Gesund an Seele und Körper. Offen für das Gute u. Schöne.« Einige Wochen später jedoch begann er sich zu fragen: »Was ist denn nun eigentlich das, was ich will u. soll?« Erstens gelte es, den Erwartungen der Familie nachzukommen: »Ich möchte so gerne alle meine Examina ordentlich bestehen u. so den Eltern Freude machen.« Zweitens sei ihm

jetzt auch klar geworden, daß mein einziges, mir wirklich bestimmtes Ziel ist und bleibt, dem Schönen, Guten u. Wahren immer nachzujagen [...]. Der wissende Mensch ist gut – in dem Sinne möchte ich recht viel lernen, in dem Sinne auch die Freiburger Zeit benützen. ¹⁶

Bildung und Moral – das waren die zentralen Orientierungslinien dieses bildungsbürgerlichen Selbstverhältnisses. Als Verfechter Letzterer tat sich Meisner hervor, wenn er sich »sehr gründlich gegen die Falschheit im geselligen Verkehr aussprach«. Sein immer wieder thematisiertes Streben nach Geld hingegen stellte keinen Selbstzweck dar. Es verweist auf seine Verpflichtungen gegenüber der Familie und auf die Notwendigkeit, für das Alter vorzusorgen. ¹⁷

Der zentrale Orientierungspunkt ökonomischen Handelns sei im Bürgertum des 18. und frühen 19. Jahrhunderts das langfristig gesicherte Auskommen der familiären Wirtschaft gewesen, schreibt auch Habermas. Die Angehörigen der älteren Generation hätten sich als Haushalterinnen und Haushalter über anvertraute Güter verstanden, die ihre Aufgaben »nur im Rahmen vielfältiger Abhängigkeiten« innerhalb wie außerhalb der Familie erfüllen konnten. Ebenso hätten die jüngeren Familienmitglieder noch weitgehend »am frühneuzeitlichen Ideal des selbständigen Handwerkers und des Kaufmanns« festgehalten, selbst wenn sie durchaus stolz auf die eigenen Leistungen gewesen

15 DTA, Reg.-Nr. 2189.3, 27.9.1919. Zu Jesse vgl. Bänziger 2015, insbes. 189ff.

16 DTA, Sig. 3460.3, 10.4. und 17.5.1896.

17 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 15.5.1870. Vgl. dazu auch das erste Kapitel, Abschnitt 3.

seien. Entsprechend seien ein Gewinnstreben, das unkalkulierbare Risiken eingeht, und das Anhäufen von immer größeren Reichtümern verpönt gewesen. Den industriellen Kapitalismus, seine Klassegegensätze und die damit einhergehende Verarmung breiter Bevölkerungsschichten habe man abgelehnt.¹⁸ Explizit gesellte auch die Lehrer Fabrikantentochter Frieda Bader (*1844) den »Ehrgeiz« als Sünde des Erwachsenenalters neben die »heimliche Lust« der Jugend und den »Sorgegeist« des Alters.¹⁹ Zugleich beschrieb sie die Brüder im Ausland weniger als ihres eigenen Glückes Schmiede denn als Reisende, die dem unvorhersehbaren Lauf des Lebens ausgesetzt sind: »Jacques weilt eben in Amerika, ob er dort sein Glück findet od. recht herumgeworfen wird auf des Lebens Wegen, wird man erst später sehen – Adolph schreibt wenig, er macht seine Geld-Erfahrungen. Gottlob, daß man etwas Höheres kennt!« Wie ich im ersten Kapitel beschrieben habe, waren die »Geldaffairs« des ältesten Bruders Adolph (1838-1878) auch danach immer wieder Anlass zu größter Sorge: »[W]ie tief wird der l. Bruder geführt, an den Rand der Verzweiflung u. nur um des schändlichen Gewinnes willen«, schrieb Bader im März 1876.²⁰

Für Bürgerinnen wie Bader war klar: *Speculationen* an der Börse und anderswo gehörten nicht zu den Praktiken, aufgrund derer die familiäre Ökonomie florieren konnte. Es drohte nicht nur der persönliche *Ruin*, sondern auch Not und Gram *für alle Kinder*.²¹ In diesem Sinne warnte ein namenloser »Waldschulmeister« – wie Jeremias Gotthelf, der Verfasser der *Uli-Romane*,²² stammte er aus dem Emmental – die Leserschaft der *Schweizer Familie* noch kurz nach der Jahrhundertwende vor den Gefahren der Börse. Der Sohn eines wohlhabenden Sägereibesitzers, so ist in einem mehrteiligen »Bild aus dem Volksleben« zu lesen, spielte auf Anraten eines vermeintlichen

18 Habermas 2000, insbes. 3, 93ff., 99ff. und 135. Für die Gegenüberstellung von Gewinnstreben und Gemeinwohl in einem zeitgenössischen Tagebuch vgl. Baur 2000, 112f. Am Beispiel von Kaufleuten aus dem französischen Lille argumentierte schon Hirsch 1991, insbes. 385 und 425, dass deren Forderung nach Selbstregierung und Gewerbefreiheit nicht als Individualismus missverstanden werden sollte. Ich danke Pierre Eichenberger für diesen Hinweis.

19 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 21.7.1864. Zur Problematisierung von (männlichem) Ehrgeiz im Bürgertum vgl. Verheyen 2018, 41 ff.; Kessel 2000.

20 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 24.10.1875 und 27.3.1876.

21 Für den zeitgenössischen Börsen- und Spekulationsdiskurs vgl. Engel 2016; Engel 2014; Langenohl 2013; Schößler 2013; Stanziani 2012; Stäheli 2007.

22 Vgl. das dritte Kapitel, Abschnitt 1.

Freundes »nicht nur in der Lotterie«, sondern betätigte sich auch »mit namhaften Summen, welche er sich mit Hülfe des getriebenen Agenten auf den Kredit seines Vaters zu verschaffen wußte, an der Börse«. Doch dem »unerfahrenen« jungen Mann vom Lande war »das Getriebe an diesem Geldmarkt fremd«, und so hatte »sein schlauer Verführer« ein »um so leichteres Spiel«. Am Ende verlor auch diese Familie beinahe Haus und Betrieb und musste ihr »Besitztum mit einer großen Hypothek belasten«. Sie »erfuhr die Wahrheit des Sprichwortes: Bürgen bringt Bürden.«²³ Erst die im späten 19. Jahrhundert aufkommenden modernen Geschäftsbanken sollten externe Kreditvergaben zur Regel machen. Bis dahin dominierten Vertrauensbeziehungen innerhalb des Familien- und Bekanntenkreises.²⁴ Sie bedurften einer guten moralischen und monetären Erziehung in der Kindheit und einer engen Kontrolle im Erwachsenenalter.²⁵

In ihren Arbeiten zum Leistungsdenken um 1900 argumentiert auch Nina Verheyen, dass sich die Erzählung vom linearen Aufstieg des Leistungsethos nicht halten lasse. Als Leitvorstellung sei individuelle Leistung überhaupt erst im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgekommen. Unabhängig vom Geschlecht habe im Bürgertum noch lange ein Arbeitsethos dominiert, das »stark religiös fundiert« war: »Unermüdlicher Fleiß aus Verpflichtung gegenüber Gott, Zufriedenheit durch ständige Tätigkeit, das war bürgerliches Arbeitsethos.«²⁶ Gegenstand zeitgenössischer Debatten sei deshalb in erster Linie die allgemeine Einstellung gegenüber der Arbeit gewesen. All dies lasse sich nicht zuletzt an der Geschichte des Begriffs »Leistung« selbst ablesen, der im 19. Jahrhundert noch weitgehend über das Erfüllen einer sozialen oder vertraglichen Pflicht gegenüber anderen definiert worden sei.²⁷ Ein Blick ins *Deutsche Wörterbuch* bestätigt diese Einschätzung. In den um 1879 verfassten Lemmata »leisten« und »Leistung« steht die Bedeutung »einer verpflichtung nachkommen, etwas schuldiges thun oder erfüllen« im Vordergrund. Noch in jenen Beispielen, wo stärker »die fähigkeit des subjects betont wird«, domi-

23 »Waldschulmeister« im Emmental 1903b, 147 und 163.

24 Vgl. Frevert 2013, insbes. Kap. V; Frevert 2010a, 100ff.; Berghoff 2004, insbes. 149ff.; Habermas 2000, 103ff.

25 Zur Gelderziehung vgl. Maß 2017; 2017a.

26 Verheyen 2014, 48 (Hervorh. i. O.). Vgl. Verheyen 2018, Kap. 4; Verheyen 2014a; Verheyen 2012; zur Bedeutung der Religion ferner Habermas 2000, insbes. 96, 103 und 107.

27 Verheyen 2014, 49. Vgl. auch Verheyen 2012, 385.

niert dieser Aspekt.²⁸ In diesem Sinne schrieb Bader einmal über die offensichtliche Unfähigkeit junger Kinder, die nach dem Tod des Vaters anfallenden Aufgaben »auszuführen«. Ein anderes Mal erwähnte sie die »Leistungen unseres Singvereins«, die von ihrer Schwester sehr gelobt worden seien. Meistens allerdings gebrauchte sie das Wort als Teil des Ausdrucks »Gesellschaft leisten«.²⁹

Letzteres gilt auch für das Tagebuch des Freiburger Kaufmannssohns Carl Emil Werner (*1877). Im Sinne einer formelhaften Verpflichtung verwendete der junge Kaufmann den Begriff hingegen im Januar 1901 in London, als »der neue König Edward VII« kam, »um den Eid zu leisten & den des Parlamentes entgegen zu nehmen«. Bei anderen Gelegenheiten wollte er »sich etwas leisten« – sei es eine Badehose oder einen Witz. Und im letzten Tagebuch schrieb er über seine zwischenzeitliche Verlobte Friedel Rassiga, dass sie nach der Verhaftung ihres Geliebten in New York City »selbst unfähig« gewesen sei, »etwas zu leisten«. Auch wenn er es nicht explizit ansprach, ging es dabei nicht zuletzt darum, der Sorgpflicht für den kleinen Sohn nachzukommen. Ein anderes Mal notierte er über eine längere Aussprache mit ihr, dass er am nächsten Morgen »froh an die Arbeit« gegangen sei. »Froher denn seit langem, wo ich mich immer nur mit aller Macht zwingen mußte, etwas zu leisten«.³⁰ Auch hierbei ging es wohl vor allem um das Erfüllen seiner Pflicht. Einzig über den ersten Tag in Brüssel, wo er auf dem Weg von Paris nach London einen Zwischenstopp einlegte, bemerkte Werner: »Das war die Leistung meines ersten Tages, jedenfalls nicht zu verachten.«³¹

Da diese Begrifflichkeit in den untersuchten Tagebüchern allgemein selten vorkommt, sind solche im engeren Sinne begriffsgeschichtlichen Analysen von beschränkter Aussagekraft.³² Im Vergleich zu anderen zentralen Begriffen wie Fortschritt und Freiheit, die »unter dem Eindruck eines zunehmend zukunfts-offenen Erwartungshorizonts« geprägt wurden, schreibt auch Verheyen, habe es »schlichtweg

28 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm 2017 (1879), Lemma »leisten«, <<http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=leisten>>. Vgl. ebd., Lemma »Leistung«, <<http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=leistung>>.

29 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 3.4.1864; Reg.-Nr. 1116 I.3, 7.10.1877.

30 DTA, Reg.-Nr. 1798.5, 26.1.1901; Reg.-Nr. 1798.2, 19.7. und 29.7.1900; Reg.-Nr. 1898.3, 19.10.1901; Reg.-Nr. 1798.5, 25.6. und 6.7.1911.

31 DTA, Reg.-Nr. 1798.2, 14.10.1900.

32 So fehlen die Begriffe »leisten« und »Leistung« im Tagebuch der Gouvernante und späteren Pfarrfrau Eva Braune geb. Steltzer ganz (vgl. DTA, Reg.-Nr. 1839).

keinen analog profilierten Leistungsbegriff« gegeben.³³ Im Zentrum der Ausführungen in diesem und im nächsten Abschnitt steht deshalb die allgemeinere Frage, welche arbeitsbezogenen Leitvorstellungen in den Tagebüchern zu finden sind und ob und inwiefern sie vielleicht doch auf das heutige Leistungsdenken verweisen.

In seiner im Winter 1875 verfassten *Autobiographie* listete der sechzehnjährige Zürcher Gymnasiast Karl Lehmann (*1858) den ganzen Katalog bürgerlicher Tugenden auf. Die Rede ist von Ordnungsliebe, Genauigkeit und »große[r] Wahrheitsliebe«, von Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Pflichtgefühl, von »strikte[m] Gehorsam gegen die Eltern und die Schule« sowie von einem bildungsorientierten Fleiß, von Strebsamkeit und Tüchtigkeit. Die »Reizbarkeit« hingegen, die den jungen Mann immer wieder »zu unüberlegten Handlungen fortreißen« ließ, galt es zu überwinden und nicht noch durch »reine Unterhaltungselektüre« zu steigern.³⁴ Deutlicher noch als bei Meisner oder Hampe lassen sich in diesen Selbstbeschreibungen die Gemeinschaftsorientierung und die Bedeutung einer allgemeinen Arbeitsamkeit für das bürgerliche Arbeitsethos erkennen. Als Negativbeispiele dienten zwei von Lehmanns frühesten Freunden, die Söhne einer im selben Haus wohnenden gebildeten Familie beziehungsweise des Hausbesitzers. Schon im Alter von zehn Jahren sei Ersterer von seinen Eltern in verschiedenen alten und neuen Sprachen unterrichtet worden. Bei dem »mit mancherlei Talenten begabten Knaben« habe dies »eine krankhafte Frühreife« geweckt, was sich etwa in einem »leichtfertige[n], rasche[n] Urtheil« äußere. Auch die im Rückblick als beinahe aufgedrängt beschriebene Freundschaft des zweiten Jugendfreundes habe sich nach kurzer Zeit als keine »wahre« erwiesen. Der drei Jahre ältere Junge habe ihm in vielen Dingen geholfen, ihn aber zugleich ausgenutzt. Zudem habe er sich

auf alle Arten Geld zu verschaffen [gewusst], kein Mittel war ihm für seine Zwecke zu schlecht, und er hatte stets Lumpenstreiche im Kopfe. So war ich beständigen Versuchungen ausgesetzt, und wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn nicht mein Vater, der die Gefahr erkannt hatte, mich mit allen Kräften von dem Verführer ferngehalten hätte.³⁵

33 Verheyen 2012, 384.

34 DTA Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 5 ff.).

35 DTA Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 5. Ähnliche Formulierungen zitiert Maase 2002, 249.

Einmal mehr wird in diesem Zitat die moralische Verpflichtung jeglichen Handelns betont: Die *Zwecke* heiligen nicht die *Mittel*. Glücklicherweise, so erzählt Lehmann weiter, sei seine Familie kurz nach diesen gefährlichen Begegnungen in einen anderen Teil der Stadt gezogen. Nun sei er mit »ganz andere[n] Kreise[n]« in Kontakt gekommen. Er habe sich nicht mehr mit »Knaben ungebildeter Leute« wie dem Sohn des ehemaligen Hausbesitzers abgeben müssen, die mit ihrem schweizerischen Deutsch – dessen Beherrschung er sich an anderer Stelle durchaus rühmte – der Hochsprache genauso wenig die Ehre erwiesen wie seine aus der Pfalz stammenden Eltern. Für die positiv konnotierten Werte dieser *anderen Kreise* stand die Religion mit »ihrer idealen Weltauffassung«, vor allem jedoch die »Liebe zu Natur und zu den Wissenschaften«. ³⁶ Im Gegensatz zu Ersterer wurde diese auch in Lehmanns Elternhaus und besonders in der Schule gepflegt. Vermittelt wurde die Begeisterung für die Realienfächer und die bürgerlichen Arbeitstugenden nicht zuletzt im Institut des Reformpädagogen Friedrich (von) Beust (1817-1899). Dieser ehemalige preußische Offizier hatte sich während der 1848er Revolution in Köln und im Herzogtum Baden engagiert, weshalb er nach der definitiven Niederlage nach Zürich fliehen musste. Er war mit Karl Marx befreundet, seit 1854 mit einer Cousine von Friedrich Engels verheiratet und in der zweiten Hälfte der 1860er Jahre Mitglied der 1. Internationale. In Zürich übernahm der Anhänger Johann Heinrich Pestalozzis die Schule von Karl Fröbel, einem Neffen des Pestalozzischülers und Kindergartengründers Friedrich Wilhelm August Fröbel. Internationale Bekanntheit als Reformpädagoge erlangte Beust durch die frühe Einführung von Leibesübungen und Handfertigkeitsunterricht sowie durch den naturwissenschaftlichen, empirischen Schwerpunkt der an seiner Schule unterrichteten Fächer. Auf der Oberstufe gehörte dazu unter anderem das Anlegen eines Herbariums. ³⁷

Die Botanik und ähnliche Formen der von Tobias Scheidegger treffend als »petite science« bezeichneten amateurhaften Naturforschung wurden nicht zuletzt deshalb als pädagogisch wertvoll betrachtet, weil sie mit der Ordnungsliebe und der Genauigkeit zwei

36 DTA Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 7 und 10ff.). Zum Verhältnis von Natur und Wissenschaft im Bürgertum vgl. Geulen 2000.

37 Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, Lemma »Beust, Friedrich«, <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd135547075.html#adbcontent>>; Deutsche Biographie, Lemma »Beust, Friedrich von«, <<http://www.deutsche-biographie.de/pnd135547075.html>>; Historisches Lexikon der Schweiz, Lemma »Beust, Friedrich [von]«, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8058.php>>.

zentrale bürgerliche Tugenden förderten.³⁸ Sie erlebten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen solchen Boom, dass die *Schweizer Familie* 1903 vor den Folgen des ungezügelter Sammelns aus »frischer, reiner Jugendlust« für das Pflanzen- und Tierreich warnte. Als Ausweg forderte der Verfasser des Artikels die »Schaffung eines wahren Naturverständnisses« – nicht ohne darauf hinzuweisen, dass dies vor allem für die Kinder jener Eltern gelte, »die nicht die Zeit und nicht genug eigene Bildung« haben.³⁹

Vor diesem Hintergrund ist es nicht erstaunlich, dass die Botanik im Zentrum von Lehmanns wissenschaftlichen Interessen stand. Er teilte diese Leidenschaft mit Vater und Bruder, Beusts Sohn und Nachfolger Fritz von Beust, dem Landpfarrer Meisner, dem Juristen Hampe und unzähligen anderen.⁴⁰ In den Briefen an die Eltern, die der Zürcher Gymnasiast im Sommer 1874 während einer von Beust senior geleiteten Fußreise durch die schweizerischen und italienischen Alpen verfasste, beschrieb er sich denn auch mehrfach als »eifrigen Botaniker« und »rasende[n] Pflanzenfreund«. ⁴¹ Dank dieser Leidenschaft habe er auch endlich einen richtigen Freund gefunden, berichtete er am Schluss seiner *Autobiographie*: »[B]ald sammelten wir um die Wette. Mein Eifer nahm so auch immer mehr zu, und wir benutzten jetzt alle unsere freie Zeit, um [...] die Natur von Flora's lieblichen Kindern zu studieren.«⁴² Zugleich äußerte er die Hoffnung, dass die Hingabe an die Botanik die »Quelle« für seine »zukünftige Stellung sein« werde.⁴³ Auch diese Formulierung erinnert eher an *des Amtes Pforte*, die sich dem zukünftigen Gerlachsheimer Pfarrer ein paar Jahrzehnte früher geöffnet hatte, denn an ein individuelles Leistungsethos. Inwiefern sich ein solches im *Sammeln um die Wette* und im Streben nach dem Außerordentlichen andeutete, untersuche ich im folgenden Abschnitt.

38 Scheidegger 2017. Zu den epistemischen Tugenden des Botanisierens vgl. ebd., insbes. 92ff.

39 Sonntag 1903.

40 DTA Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 5 und 7); DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 11.8. und 23.9.1870, 15.10.1876; DTA, Sig. 3460.3, o.D. (gepresste Blumen auf S. 58ff.). Fritz von Beust publizierte 1881/1889 seinen *Schlüssel zum Bestimmen aller in der Schweiz wild wachsenden Blütenpflanzen* (vgl. Rudio 1908).

41 DTA, Reg.-Nr. 972 I.1, Briefe vom 19.7. und 28.7.1874.

42 DTA, Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 11). Zum Sammeleifer vgl. Scheidegger 2017, insbes. 494ff.; zu den Bemühungen, die Botanik als Wissenschaft von Spiel, Sport und Leidenschaft abzugrenzen, ebd., 90ff.

43 DTA, Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 11).

2. Modi der Auszeichnung: Talent und große Taten

Ein Hinweis, anhand dessen sich Lehmanns Arbeitsethos genauer fassen lässt, findet sich gleich im Anschluss an die Bemerkung über die *zukünftige Stellung*. Seine autobiografischen Aufzeichnungen beendete der Gymnasiast nämlich mit folgenden Worten: »Aber ich verhehle nicht daß: Qui studet optatem cursu contingere metam, Multa tulit, fecitque puer, sudarit et alsit.«⁴⁴ Dieses Zitat aus Horaz' *Ars poetica* liest sich in einer zeitgenössischen Übersetzung wie folgt: »Wer da strebt in der Bahn ans Ziel, das ersehnte, zu kommen, // Leidet und thut als Knabe schon viel, trägt Hitze wie Kälte«. Es werden also die Tugenden der Ausdauer und der Leidensfähigkeit beschworen. Das Ziel, um das es in dem betreffenden Abschnitt geht, ist ein »gutes Gedicht«. In dieser Hinsicht schreibt Horaz insbesondere, »dass ohne poetische Ader // Fleiss so wenig vermag als Begabung ohne die Schule«. ⁴⁵ Treffender könnte man die bürgerlichen Vorstellungen von künstlerischer Arbeit wohl kaum zusammenfassen: Reiner Fleiß brachte wenig, man musste auch *mit Talenten begabt* sein.⁴⁶ Doch zugleich bedurften Letztere einer passenden schulischen Begleitung. Wo diese Möglichkeit einer allmählichen, kontrollierten Vervollkommnung nicht gegeben war, drohten eine *krankhafte Frühreife* und allzu *leichtfertige, rasche Urtheile* – keine guten Voraussetzungen für ein gutes und glückliches Leben im Kreise von Familie und Freunden.

In den ersten Monaten seiner Lehrjahre beschrieb sich der Freiburger Kaufmannssohn Werner als zaghafte(n) jungen Mann.⁴⁷ Es erstaunt deshalb nicht, dass er sich freute, als der Vater von einem Kuraufenthalt in Bad Kissingen zurückkam und seine ungeliebte »Alleinherrschaft« im Geschäft zu Ende ging: »Mehr Freiheit wie sonst brauche ich nicht und außerdem giebt es nur Ärger.« Mit Blick auf die bevorstehende Ausbildungszeit versuchte er zwar immer wieder, sich Mut zu machen. Doch blieb »das ungemütliche Gefühl, wie wird es draußen sein, zum ersten Male für sich selbst sorgen«. Gleichwohl wusste er um die Notwendigkeit, diesen Zustand möglichst bald zu überwinden: »Ich sehne mich vorwärts, daß ich bald selbstständig arbeiten u. wirken kann, denn nie kann man wissen was uns das

44 DTA, Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 11).

45 Kayser 1888, 16.

46 Vgl. auch Blaschke 2013.

47 Zu Werners Lehrjahren vgl. das erste Kapitel, Abschnitt 2, und das vierte Kapitel, Abschnitt 5.

Schicksal noch aufbewahrt hat. Drum vorwärts!«⁴⁸ Dies war jedoch einfacher gesagt als getan. Vor allem anlässlich der zahlreichen Abendgesellschaften und Theaterbesuche in den ersten Wochen seines Aufenthalts in Genf beschäftigten die wahrgenommenen Defizite den jungen Mann sehr, wie der folgende längere Tagebucheintrag deutlich macht:

Mit meinen 20 Jahren bin ich doch noch ein richtiges unselbstständiges, unerfahrenes Kind. [...] Jeden Tag bin ich von so vielen verschiedenen Stimmungen beherrscht, daß ich selbst nicht weiß, in welcher ich mir die Wahrheit vor Augen halte. Bald mutig und frisch will ich vorwärts streben, bald wieder und dies vorherrschend, erfüllt mich eine Unsicherheit, die mich verzagt macht. Alles, alles was ich angreife ist mittelmäßig oder überhaupt nichts. Alle andern die ich kennen lerne, und die jünger sind als ich, wieviel selbstständiger, wieviel interessanter, wieviel größer und präziser ihr Wissen. Wohl war ich in der Schule der Erste, doch nur, weil ich büffelte, und viel mehr büffelte wie die andern. Auch dort schon, wo Talent dazugehört, versagte ich. Weder Zeichnen, noch Singen, noch Turnen. [...] Kein eigenes Urteil wage ich über ein Kunstwerk zu fällen. Von Malerei u. Bildhauerei fehlt mir jede Ahnung für Schönheiten. Wie fad, linkisch und albern bin ich in Gesellschaft. [...] Jetzt bin ich in einem Geschäft. Ich glaubte wenigstens hierin, in dieser Prosa, leiste ich etwas. Doch wie ärgere ich mich stets über meine Langweiligkeit, mein ungenaues Arbeiten. Wo ist das Außerordentliche? Selbstständigkeit im Arbeiten? Alle 5 Minuten laufe ich fragen.⁴⁹

Es war nicht einfach, die an einen jungen Kaufmann gestellten Erwartungen zu erfüllen und sich auf dieser Basis in der bürgerlichen *Gesellschaft* bewegen zu können. Tatsächlich scheint dies Werner in Genf jedoch recht gut gelungen zu sein. In den folgenden Monaten habe er zwar noch oft zu spüren bekommen, dass sein jugendlicher »Stand nicht so recht für vollwertig betrachtet« wurde, notierte er rückblickend im September 1898. Dennoch sei er durch den »Aufenthalt unter fremden Menschen, den täglichen Verkehr mit andern Charakteren etwas männlicher geworden«.⁵⁰ Zentral für diesen Prozess waren die im Zitat genannten Werte der umfassenden Bildung, des wohl-

48 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 21.7.1897.

49 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 14.12.1897.

50 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 2.9.1898.

überlegten, *eigenen Urteils* und ganz allgemein der gedanklichen und wirtschaftlichen *Selbstständigkeit*. Doch Werner strebte nicht nur danach, als selbstständiger Bürger und urteilsfähiger Mann Anerkennung zu finden. Er wollte zu den herausragenden Mitgliedern der Gesellschaft gehören, lehnte das Mittelmaß ab. Erkennbar wird dieses Selbstverhältnis nicht zuletzt in seiner Orientierung an der Figur des großen Mannes, die sich in der Beschreibung Wilhelms II. zeigt: »Beliebt ist der Kaiser, schon allein der Energie wegen, die sich auf seinem Gesichte ausdrückt. Auf welchem Gebiete auch zeigt der Kaiser sich nicht bewandert? Überall kennt er sich aus, für alles interessiert er sich u. giebt überall Anregungen.«⁵¹

Um eine solche Größe zu erreichen, war nicht nur das *Talent* gefragt, das Werner an sich selbst vermisste. Es reichte nicht, dass er *viel mehr büffelte wie die andern*. Zugleich benötigte man auch jene Energie, die Werner auf des Kaisers Gesicht erkannte. Stolz notierte der Landpastor Meisner nach einer erfolgreich durchgesetzten Gehaltserhöhung im Januar 1870: »Das habe ich sehr meiner energischen Interpellation zu danken, nur immer schnauze, das ist die Hauptsache. Mein Dank war kühl u. gemessen.«⁵² Der sechzehnjährige Gymnasiast Hampe hingegen beklagte sich, dass er »[e]nergielos u. beständig hin u. her schwankend« sei. Ein Gegenmittel waren hygienische Körperpraktiken. Um sich abzuhärten und Entschlossenheit zu üben, fasste der junge Mann den Vorsatz, sich »täglich 4 Mal zu waschen, d.h. den ganzen Oberleib mit Wasser förmlich zu überschütten. Ich will es ausdauernd jeden Tag bis in den kältesten Winter hinein fortsetzen – doch was heißt bei mir: ›ich will.‹ Es scheint als ob ich überhaupt keine Willenskraft mehr besäße.« Diese Arbeit am eigenen Willen lässt sich auch in den weiteren Einträgen Hampes verfolgen. Zu Mariä Empfängnis 1897 – er war nun Jurastudent in Breslau – lobte er sich entsprechend, dass er »ziemlich energisch gearbeitet« habe.⁵³

Genau dies, das willensstarke, energische Streben nach dem Herausragenden, ist jene Dimension des bürgerlichen Leistungsbegriffs, die dem heutigen Leistungsethos scheinbar am nächsten kommt. In diesem Sinne beschrieb Werner zwei Jahre nach seiner Genfer Zeit die »Leistungen« von Londoner Sängerinnen und Varietékünstlern, die entweder »wirklich bedeutend« oder aber wenig »neu & hervorragend«

51 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 10.9.1899. Beim Juristen Hampe spielt Bismarck eine vergleichbare Rolle (vgl. Sig. 3460.5, 1.8.1898). Zur Figur des großen Mannes vgl. Gamper 2016.

52 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 7.1.1870.

53 DTA, Sig. 3460.1, 17.8.1893; Sig. 3460.5, 8.12.1897.

waren. »Wie weit hat es derselbe schon gebracht«, bemerkte er auch am Ende der Genfer Selbstkritik beim Betrachten des Bildes eines Bekannten, über dessen Können oder Wissen nichts Näheres zu erfahren ist. »[W]as leistet er für sich, für andere! So will ich suchen, vor allem neue Energie zu gewinnen, die mich hoffentlich auch sonst in die Höhe heben wird.«⁵⁴ Hier verbinden sich die beiden zentralen Dimensionen des bürgerlichen Leistungsbegriffs: der enge Bezug des Individuums auf die Gemeinschaft und die Orientierung am Besonderen. Zugleich übertrug Werner letztere Dimension auf die Tätigkeit als Kaufmann. Wenn er der *Langweiligkeit* und dem *ungenauen Arbeiten* das *Außerordentliche* entgegensetzte, war sein Vergleichsmaßstab auch hier das *Kunstwerk*. Die Rede von der *Prosa* sollte folglich nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Unfähigkeit, etwas zu leisten, hier noch nicht im Sinne eines modernen Leistungsethos verwendet wurde. Vielmehr orientierte sich Werner an einem künstlerischen Leistungsbegriff, wie er im *Deutschen Wörterbuch* anhand von Friedrich Schillers Gedicht *Breite und Tiefe* veranschaulicht wird: »[W]er etwas treffliches leisten will, hätt gern was groszes geboren, der sammle gern und unerschläfft, im kleinsten punkte die höchste kraft.«⁵⁵

Um das Große ging es diesen Bürgern, nicht um eine Quantifizierung oder einen Vergleich von Aufwand und Ertrag. In diesem Sinne argumentieren Stephan Voswinkel und Hermann Kocyba, dass der Leistungsbegriff im Bürgertum auf den »mit- oder eingebrachten Ressourcen« basiert habe. Erstens sei er von den »Talente[n]« ausgegangen, von »Geschick, Intelligenz, künstlerische[r] Kreativität, Schlagfertigkeit, Schönheit«. Wichtig seien zweitens auch die Anstrengung und der Einsatz während der Arbeit gewesen. Man habe sich am Aufwand orientiert. Heute dagegen stehe stärker das Ergebnis im Zentrum. Es gehe darum, bei gleichbleibender Qualität die Quantität zu steigern, um die Fähigkeit zur Problemlösung und nicht zuletzt auch um den Gewinn.⁵⁶ Erst dieses in den Jahrzehnten um 1900 aufgekommene Leistungsdenken habe eine individuelle Zurechenbarkeit mit einer Gegenüberstellung von Aufwand und Ertrag kombiniert, schreibt auch Verheyen. Charakteristisch dafür sei eine Orientierung an der Mess- und Quantifizierbarkeit sowie eine thematische

54 DTA, Reg.-Nr. 1798.2, 20. 10. und 24. 10. 1900; Reg.-Nr. 1798.1, 14. 12. 1897.

55 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm 2017 (1879), Lemma »leisten«, <<http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=leisten>>; vgl. ebd., Lemma »Leistung«, <<http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=leistung>>.

56 Voswinkel/Kocyba 2008, 23f.

Offenheit.⁵⁷ Beides fehlt in den hier untersuchten Tagebüchern: Es wird zwar verglichen, nicht aber gemessen.⁵⁸ Und zugleich bleibt der Leistungsbegriff, wenn er denn überhaupt auf die Ergebnisse individueller Anstrengungen verweist, weitgehend auf die Kunst und das *Außerordentliche* beschränkt.

In diesem Sinne interessierte sich etwa der Nationalökonom Friedrich List in seinem Buch *Das Nationale System der politischen Ökonomie* (1841) nicht nur für »Männer, die in den Wissenschaften Großes geleistet« haben. Er fragte auch, wie »ausgezeichnete Leistungen im Handel, in der Industrie oder im Staats- und Kriegsdienst« zustande kommen. Nicht anders als Lehmann oder Werner hob er dabei die Bedeutung von Genialität und Talent hervor. Im Zentrum seiner Aufmerksamkeit standen jedoch nicht mehr die Künstlerinnen und Künstler, sondern die »Manufacturisten«. Sie seien die für die Industrialisierung eines Landes maßgebliche Bevölkerungsgruppe.⁵⁹ Deutlich sichtbar sind zugleich die Bezüge auf die Gemeinschaft. List interessierte sich nicht für die Privatökonomie und damit auch nicht für die Frage, welche Ziele die Menschen genau verfolgten. Seine Bemühungen galten vielmehr einer Theorie der ökonomischen Regierungstätigkeit, durch die das Bestehen der Nation im Wettstreit mit anderen Nationen gewährleistet werden sollte. Das einzelne Wirtschaftssubjekt und seine Anstrengungen interessierten ihn deshalb in erster Linie als Mittel im Dienste eines höheren, nationalen Zwecks. Dazu solle die »wahre Moralität und Religiosität« der Arbeitsamkeit jene Haltungen ersetzen, die »den Erfolg« der individuellen »Anstrengungen dem Willen einer höhern Macht anheim [...] stellen«. ⁶⁰ Dieser allgemeine Fleiß war auch wichtiger als außerordentliche Leistungen. Entsprechend distanzierte sich List im Anschluss an eine der markantesten Stellen seines Buchs, die den Leistungsbegriff ausbuchstabiert, von Adam Smiths »Materialismus, Particularismus und Individualismus«. Individuelle Leistungen stellt er vor allem als Effekt äußerer Bedingungen dar:

57 Verheyen 2014, 47. Vgl. auch das dritte Kapitel, Abschnitt 3.

58 Messungen und Quantifizierungen um der moralischen Verbesserung willen nahm hingegen der »Zeitkontrolleur« Marc-Antoine Jullien vor (vgl. Lejeune 2014d).

59 List 1841, XXXIII, 42 und 285 ff. Vgl. auch ebd., XXXV.

60 List 1841, 285 und 299. Auf die Verknüpfung von Arbeit und Nation bei List verweist auch Conze 1972, 189. Vgl. zu dieser Thematik auch das vierte Kapitel, Abschnitt 2.

In allen diesen Beziehungen hängt jedoch das Meiste von den Zuständen der Gesellschaft ab, in welchen das Individuum sich gebildet hat und bewegt, davon – ob Wissenschaft und Künste blühen, ob die öffentlichen Institutionen und Gesetze, Religiosität, Moralität und Intelligenz, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit und Recht produciren, ob in der Nation alle Factoren des materiellen Wohlstandes: Agricultur, Manufacturen und Handel gleichmäßig und harmonisch ausgebildet sind, ob die Macht der Nation groß genug ist, um den Individuen den Fortschritt in Wohlstand und Bildung von Generation zu Generation zu sichern und sie zu befähigen, nicht nur ihre innern Naturkräfte in ihrer ganzen Ausdehnung zu benützen, sondern auch durch auswärtigen Handel und Colonialbesitz die Naturkräfte fremder Länder sich dienstbar zu machen.⁶¹

Wie Philipp Sarasin in seiner Analyse der hygienischen Literatur zeigt, war nicht die (National-)Ökonomie, sondern der Sport das »Referenzsystem« für die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommenden Ideen individueller Leistungsfähigkeit. Mit dem Athleten sei zunächst in Frankreich eine Figur aufgetaucht, an der sich neue Vorstellungen der Optimierbarkeit des Menschen kristallisierten und auf deren Basis die Überwindbarkeit der *fatigue* denkbar wurde – jenes bürgerlich-männlichen Phantasmas der ständig drohenden absoluten Energielosigkeit. Parallel zur zunehmenden Ausrichtung an der Nation hätten sich auch die Turner in Deutschland diesem Denken anzunähern begonnen.⁶² Dabei ist jedoch zu bedenken, dass auch im Sport zunächst das Einzigartige angestrebt und bewundert wurde, weniger der konkrete Leistungsvergleich. Gerade der Bergsport eignete sich dazu bestens, wie Lehmanns brieflicher Bericht über eine Wanderung zum Roseggletscher beim Piz Bernina zeigt. Über diesen höchsten Gipfel der östlichen Alpen schrieb er: »Hier sahen wir eine gewaltige Eiswand, die letzten Sommer ein junger Berliner mit 3 Führern, die einige 100 Stufen in das Eis hackten, zum ersten Mal erstieg und die jetzt den Namen des Kühnen verewigt.«⁶³ Wiederum ging es um das Außerordentliche – die Kühnheit des Helden, die Erst-

61 List 1841, 206f. Vgl. auch ebd., 170ff. und 207ff.

62 Sarasin 2001, 314ff. (Zitat 322). Die anhaltende Bedeutung des Mäßigungsdenkens für die Turnerbewegung beschreibt Goltermann 1998, 111f., 255f. und 262ff. Zur Bedeutung von Leistung und Wettbewerb in der Geschichte des Sports vgl. Pyta 2009.

63 DTA, Reg.-Nr. 972 I.1, Brief vom 27.7.1874.



Abb. 2.1: Der von Lehmann bewunderte Piz Bernina mit seiner »gewaltigen Eiswand« in einer Publikation des Schweizer Alpenclubs (1876/80).

maligkeit der Tat und Besonderheit der hochalpinen Szenerie (vgl. Abb. 2.1). Von seinen eigenen Leistungen hingegen berichtete er am Tag darauf, wenn er über den mondänen Kurort St. Moritz im Engadin schrieb:

Eine lange Reihe mit [...] vier bis fünfstöckigen stattlichen Hotels neben einander; an zwei neuen, wovon das eine zu 300 Betten[,] werden eben erbaut. [...] In unseren strapazierten, staubigen Reisekleidern marschierten wir, unsere langen Hirten[?]stöcke in der Hand haltend durch das elegante, geputzte Publikum, und es traf uns mancher verwunderte Blick, wir aber schauten stolz in die Welt hinein, wir leisteten etwas, während die hier sitzen gut essen und trinken und ein wenig spazieren gehen.⁶⁴

Dass diese Zeilen an die handwerklichen Reiseberichte eines Alexander Oestreich (1888-1966) oder Paul Ebers (1888-1932) erinnern, ist nicht erstaunlich. Nicht nur war die Fußreise der Gesellen ein wichtiges Vorbild für bildungsbürgerliches Wandern. Hier wie dort handelte sich auch um etablierte Praktiken und Narrative der Abgrenzung gegen oben.⁶⁵ Anlässlich seiner Beschreibung der Überquerung des Semmering-Passes im Februar 1910 berichtete Ebers: »Und was glaubten wir als bestes droben anfangen zu können? Maggi-Suppe kochen!« Und so hätten sie also »ungefähr um 12 Uhr Maggi-Semme-

64 DTA, Reg.-Nr. 972 I.1, Brief vom 28.7.1874. Vgl. DTA, Reg.-Nr. 1085,3, Brief vom 12.9.1901.

65 Zu den Distiktionspraktiken bürgerlicher Reisender vgl. Prein 2005, Kap. 6; zur Fußreise das dritte Kapitel, Abschnitt 2.

ring-Schneesuppe« gegessen. »Das erregte höchste Verwunderung des [...] internationalen Reisepublikums auf dem Semmering. Etwas besseres hat uns aber keiner der deutschen, englischen und französischen Herrschaften angeboten.«⁶⁶ Auch als Lehmann die eigene Leistung hervorhob, dürfte das Streben nach Distinktion wichtiger gewesen sein als die Orientierung an einem athletischen Leistungsethos. Wie Ebers und Oestreich, der am Rand seiner Tagebuchseiten jeweils die täglich zurückgelegten Kilometer festhielt, verzichtete er etwa darauf, die Wegstrecken miteinander zu vergleichen. Genau dies tat hingegen der Brandenburger Banklehrling Otto Richard (1884-1957) ein Vierteljahrhundert später anlässlich seiner Radfahrten.⁶⁷ Dem Zürcher Gymnasiasten ging es nicht um einen solchen quantitativen Vergleich. Stattdessen unterschied er seinen anstrengenden Marsch in *staubigen Reisekleidern* von den gemütlichen Spaziergängen des *eleganten, geputzten Publikums* im Kurort.

Beim Wettsammeln der beiden jungen Pflanzenfreunde handelte es sich zwar nicht um eine sportliche Betätigung. Da es in der *freien Zeit* stattfand, hatte es jedoch eine vergleichbare Funktion im Alltag. Es ist deshalb möglich, dass sich hier ein modernes Leistungsdenken äußerte, doch lässt sich dies an den Quellen nicht klar belegen. Für eine solche Interpretation spricht der Umstand, dass der Aufstieg des Sports und die Bedeutungszunahme der Naturwissenschaften gegen Ende des Jahrhunderts gleichermaßen Anlass zu Kritik boten. Ein Beispiel dafür ist die auch im deutschsprachigen Raum viel beachtete schwedische Reformpädagogin Ellen Key, deren Bücher etwa von der Leipziger Großbürgerin und Industriellengattin Martina Limburger von Hoffmann (1869-1956) gelesen wurden.⁶⁸ In ihren *Essays* (1899; dt: 1900) stellte Key »unseren modernen Mädchentypus – [...] die junge Dame, die sich der Natur nie anders nähert, als auf dem Rade oder den Skis, mit dem Tennisracket oder dem Ruder in der Hand« einerseits und »Goethes Freundin, die junge Bettina Brentano, die wie ein Reh in der Natur lebte; die die höchsten Berge erkletterte, um dort von der glühenden Sonnenglut gebadet zu werden« andererseits gegenüber. Es folgen nicht weniger als 102 weitere Wörter in ähnlich romantisierendem Stil, bevor sie fortfährt: »Ausser dieser künstlerischen Art, sich in die Natur einzuleben, giebt es noch die naturwissenschaftliche Art, die jetzt auch zu gunsten des Sports beiseite geschoben wird«. Key ließ

66 DTA, Reg.-Nr. 1643, 16.2.1910.

67 Vgl. das fünfte Kapitel, Abschnitt 3.

68 Vgl. das fünfte Kapitel, Abschnitt 4.

keinen Zweifel daran, dass dieser Vergleich von neueren und älteren Beschäftigungen in und mit der Natur »nicht zu Gunsten der Gegenwart« ausfallen könne. In jedem Fall aber seien »Knaben auf dem Rad ein minder erfreulicher Anblick als Knaben mit Botanisierbüchsen!« Botanisieren konnte man in den Augen dieser Zeitgenossin auch ohne Wettbewerb und Leistungsorientierung, Sport treiben hingegen kaum. »Der Wettsport« habe nämlich aus dem Aufenthalt in der Natur »ein Fieber gemacht, eine neue Form der Jagd und der Zersplitterung«. So jagten die Sportbegeisterten in ihrer »Trainingraserei an allen Natureindrücken vorbei« und entfernten sich im »Freiluftleben oft von der Natur wie von sich selbst. Nur der Körper, nicht die Seele, wird durch diese Art Sport entwickelt.«⁶⁹

Bezüglich der Geschichte des ökonomischen Leistungskörpers stellt Sarasin fest, dass entsprechende Vorstellungen erst um die Jahrhundertwende vom Bereich des Sports und der Gymnastik auf die Arbeit und die Produktion übertragen worden seien. Deshalb sei es fraglich, ob das hygienische Körperideal tatsächlich »jenes einer ermüdungslosen Arbeitskraft war, einer ins Unendliche potenzierten produktiven Energie«. Der athletische Motorenmensch des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts stelle letztlich einen »Fluchtpunkt außerhalb der Hygiene« dar. Gleichzeitig lässt Sarasin die Frage offen, ob und inwiefern man dieses neue Körperideal noch als bürgerliches beschreiben kann. Einerseits spricht er von einem »Übergang vom bürgerlichen Körper zum modernen Körper«. Andererseits fügt er hinzu, dass »dessen Durchsetzungserfolg [...] mit dem paradoxen ›Sieg‹ des Bürgertums in der entstehenden Mittelstands- und Konsumgesellschaft zusammenfällt«. ⁷⁰ Der moderne Körper scheint also zugleich bürgerlich und nicht mehr bürgerlich zu sein – eine Antwort auf eine zentrale Fragestellung dieses Buchs, die kaum zu befriedigen vermag. Vor diesem Hintergrund beschreibe ich in den folgenden Abschnitten weitere Aspekte des bürgerlichen Wertehimmels. Wie Sarasin zeigt, orientierte sich das Bürgertum des 19. Jahrhunderts nicht zuletzt an einem allgemeinen Mäßigungsdenken. Auf dieses Ideal, sein Verhältnis zum Streben nach dem Außerordentlichen sowie auf die Rahmung von Vergnügungen und Luxus komme ich im vierten und fünften Abschnitt zurück. Zunächst gehe ich der bisher offen gebliebenen Frage nach, inwiefern das bürgerliche Arbeitsethos geschlechtlich geprägt war.

69 Key 1900 [1899], 79f.

70 Sarasin 2001, 314, 322ff. und 264. Vgl. auch ebd., 412.

3. Demut oder Selbstständigkeit? Geschlechtergeschichtliche Perspektiven

Auch die meisten jungen Frauen aus dem Bürgertum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, deren Tagebücher ich für diese Studie untersucht habe, orientierten sich am beschriebenen Ideal einer allgemeinen Arbeitsamkeit. »[I]ch bügelte ordentlich im Schweiß meines Angesichts«, beschrieb die Fabrikantentochter Bader einen typischen Tag in ihrem Leben. Die Zwanzigjährige war im »Bügelhaus« gewesen war, wo sie »Herrenhemden bügeln« lernen sollte.⁷¹ »Schon Tage vorher hatten wir eine große Masse Zuckerbrot gebacken, und waren überhaupt sehr fleißig an all den vielen Weihnachtsarbeiten gewesen«, schrieb die ebenfalls aus Lahr stammende Kaufmannstochter Elisabeth Kaufmann (*1861) kurz vor Silvester 1882. »Es gab diesmal sehr viel zu tun, da es hauptsächlich große langwierige Arbeiten waren. Es war gut, daß Weihnachten bald heranrückte, denn das anstrengende anhaltende Arbeiten hatte uns halb krank gemacht.«⁷² Der in zeitgenössischen Schriften viel diskutierte und kritisierte weibliche Müßiggang hingegen spielt in den Selbstthematisierungen dieser Diaristinnen keine Rolle – weder als beschriebene Praxis noch als Leitvorstellung.⁷³ Viel eher trifft das Gegenteil zu: Zumindest der Tendenz nach beschrieben sich die Frauen als noch arbeitsamer als die Männer. Schon 1815 konnte man in diesem Sinne im *Brockhaus* lesen: »Der Mann arbeitet im Schweiß seines Angesichtes und bedarf erschöpft der tiefen Ruhe, das Weib ist geschäftig immerdar in nimmer ruhender Betriebsamkeit.«⁷⁴

Viel deutlicher als Meisners oder Lehmanns Texte sind Baders Einträge zugleich durch die Religion geprägt. In klaren Mondnächten fühle man immer die eigene »Nichtigkeit«, sinnierte die junge Frau im Januar 1864, »u. doch will man so oft *etwas* scheinen, ja gerade dies sich *etwas dünken* ist bei mir so in's Fleisch gewachsen, o ich weiß es leider ja, bitte auch immer den Herrn um wahre *Demuth*.« An unzähligen Stellen in ihrem Tagebuch bewertete sie denn auch ihre tägliche Arbeit mit Blick auf das Jenseits: »O lasset uns schaffen, mit Furcht u. Zittern, daß wir selig werden.« Entsprechend ordnete sie das Erfüllen ihrer Aufgaben innerhalb der familiären Gemeinschaft verschiedent-

71 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 14.5.1864.

72 DTA, Reg.-Nr. 1865, 29.12.1882.

73 Vgl. Habermas 2000, 37, 131 und 136.

74 Conversations-Lexikon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände, Bd. 1, 3. Aufl., Leipzig/Altenburg 1815, 211, zit. nach Hausen 1976, 366. Zur weiblichen Betriebsamkeit vgl. auch Habermas 2000, 41 f.

lich der treuen Pflichterfüllung gegenüber Gott unter, dessen oft »un-
erforschliche Wege« man auf sich zu nehmen habe. Mehrfach notierte
sie auch explizit, dass man nicht gleichzeitig »Gott u. der Welt dienen«
könne.⁷⁵ Diese religiöse Orientierung des Arbeitsethos hinderte Bader
nicht daran, sich gelegentlich zu beklagen, »kaum eine Viertelstunde
für sich« zu haben. Sie half ihr jedoch, den »Mühseligkeiten des alltäg-
lichen Lebens« nicht zu »unterliegen« und meist »innerlich vergnügt«
der Arbeit nachzugehen.⁷⁶ Einen zusätzlichen Ausgleich bot die
Sonntagsruhe. So notierte sie unter Verweis auf das vierte Kapitel des
biblischen Briefs an die Hebräer: »Doch es ist ja Sonntag, u. ich darf
ausruhen, ja es ist noch eine Ruh' vorhanden.« All dies zusammen-
fassend beendete die nunmehr Vierunddreißigjährige das Jahr 1878 mit
den Worten: »Liebe üben, freundlich sein, arbeiten u. beten, das läßt
uns nüchtern u. nimmt uns nicht den Frieden, wie Alles andere!«⁷⁷

Auch die zukünftige Ehefrau des Inspektors einer »Anstalt für ver-
wahrloste Kinder« erklärte kurz nach der Verlobung in einem Brief an
eine enge Freundin: »[W]enn ich mich auf mich allein verlassen müsste,
auf meine Kraft und meinen Verstand, ich hätte nimmermehr den Mut
gehabt, diesen Schritt zu tun, so aber darf ich mich auf den Herrn ver-
lassen, [...] der uns beistehen will, wenn wir ihn ernstlich bitten.«⁷⁸
Und bei der schlesischen Erzieherin Eva Braune geb. Steltzer (*1854)
trug das religiös fundierte Pflichtethos neben den emotionalen Bin-
dungen zur Gutsherrenfamilie dazu bei, das Leben mit Sinn zu ver-
sehen. Der »selbstlos[e]« Einsatz für die häusliche Gemeinschaft war
für sie ebenso zentral wie eine demütige Haltung gegenüber Gott,
dessen »Wege nicht unsere Wege sind«. In seinen Händen lag letztlich
das gute Gelingen aller Bemühungen. Zugleich wird die Pflicht gegen-
über Gott und Herrschaft auch hier durch eine Rhetorik des Dienstes
überhöht. »So sind wir nun Diener und Haushalter über Gottes
Geheimnisse«, zitierte Steltzer im Sommer 1877 eine Predigt, die sie
sichtlich beeindruckt hatte, »nun suchet man nicht mehr an den Haus-
halten, denn daß sie treu erfunden werden.«⁷⁹ Es handelt sich hierbei

75 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 16.1.1864 (Hervorhebung i.O.); Reg.-Nr. 1116 I.3,
12.11.1873; Reg.-Nr. 1116 I.2, 17.4.1864. Vgl. auch Reg.-Nr. 1839, insbes.
10.3., 16.3. und 9.7.1877.

76 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 29.4.1865, 23.1. und 30.6.1864. Vgl. auch Reg.-
Nr. 890 II, 17.11.1872.

77 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 30.1.1864; Reg.-Nr. 1116 I.3, 30.12.1878. Vgl. auch
Reg.-Nr. 1839, 15.7.1877.

78 DTA, Reg.-Nr. 208 I.5, Emma S. an A. Rettberg, 16.9.1866.

79 DTA, Reg.-Nr. 1839, 10.7.1877, 27.5.1878 und 17.6.1877. Zu den Bindungen
an die Gutsherrenfamilie vgl. das erste Kapitel, Abschnitt 2.

um den Anfang des vierten Kapitels des ersten Korintherbriefs im Wortlaut der Lutherbibel. Darin heißt es weiter, dass es nichts gebe, »das du nicht empfangen hast«. Es gehe deshalb nicht an, sich für etwas zu rühmen, als ob man es selbst getan habe.⁸⁰

Das Ziel menschlichen Handelns war also auch in diesem Kontext die treue Verwaltung von bloß anvertrauten Dingen, nicht die Vermehrung von individuellem Ruhm, die man im Streben nach großen Taten erkennen konnte, oder gar von Besitz. Ganz in diesem Sinne beschwor Steltzer »die Ohnmacht und Schwachheit der Menschenseele«. Und immer wieder bat sie Gott, den »Stolz« und die »Eigenliebe« zu brechen und ihr die eigene Hilfsbedürftigkeit aufzuzeigen. Ähnlich wie Bader setzte sie diese Haltung unter anderem in fast täglichen Besuchen bei einer todkranken alten Frau um. Es ist wenig verwunderlich, dass sie anlässlich dieser Besuche und angesichts der befürchteten Einseitigkeit ihrer Liebe zum späteren Ehemann zwischenzeitlich gar davon träumte, sich von der weltlichen Liebe abzuwenden und »Dir o Jesu mein Herz ganz zu übergeben«. Diakonissin – eine Dienerin Gottes – wollte sie werden.⁸¹ Neben der Arbeitsamkeit und dem guten Haushalten beschrieben auch zahlreiche weitere junge Bürgerinnen dieses Ideal der demütigen und liebenden Pflichterfüllung gegenüber Gott.

Inwiefern wies dieses Arbeitsethos geschlechtsspezifische Züge auf? Ist es ein Zufall, dass vergleichbare Vorstellungen bei den männlichen Diaristen kaum zu finden sind? Die geschlechtergeschichtliche Forschung hat schon früh darauf hingewiesen, dass die Geschlechterverhältnisse in der Neuzeit neu geordnet wurden. Das habe sich insbesondere auf den Bereich der Produktion ausgewirkt, wo es zu einer Unterscheidung in produktiver Lohn- und liebender Hausarbeit gekommen sei.⁸² Wie Karin Hausen in ihrem viel zitierten Debattenbeitrag über die »Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere« argumendierte, waren gewisse Tätigkeitsbereiche schon in früheren Epochen geschlechtlich markiert gewesen. Mit Bezug auf angeblich universale, naturgegebene Wesensmerkmale seien sie jedoch seit dem späten 18. Jahrhundert zunehmend in absoluter Weise voneinander unterschieden worden: der männlichen Rationalität, Gewaltsamkeit, Zielgerichtetheit und Willenskraft sei die weibliche Emotionalität, Liebe,

80 Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers (1867), 185 (1. Kor. 4).

81 DTA, Reg-Nr. 1839, 28.2., 24.2., 17.4., 10.3. und 16.3. 1878.

82 Vgl. Bock/Duden 1977, insbes. 122 ff.

Hingabe und Emsigkeit gegenübergestellt worden. Parallel dazu habe die spezifische Position einer Person im sozialen Gefüge, also beispielsweise die Rolle der Ehefrau oder des Sohnes, im Vergleich zum Geschlecht, an Bedeutung verloren.⁸³ Zumindest auf den ersten Blick lassen sich diese Zuschreibungen in den Tagebüchern bürgerlicher Frauen und Männer wiederfinden. Während Werner, Hampe und Meisner von Energie und Willenskraft sprachen und sich *schnauze* und *kühl* gaben, wollten Bader und Steltzer *Liebe üben, freundlich sein, arbeiten u. beten*.

Zugleich müssen diese Leitvorstellungen jedoch vor dem Hintergrund des komplexen Alltags der familiären Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft und des auch für die Männer geltenden religiösen Pflichtethos betrachtet werden. Angesichts der Lenkung menschlicher Geschicke durch Gott und der Mitspracherechte der Familie in vielerlei Angelegenheiten eines bürgerlichen Lebens hatten männliche Energie und Willenskraft ihre klaren Grenzen.⁸⁴ Nicht zuletzt zeigen Studien zur Geschichte der männlichen Empfindsamkeit, dass sich ein abstrakter Rationalismus keineswegs als »allgemeines Prinzip« durchsetzen konnte, wie es die frühe Geschlechtergeschichtsschreibung annahm.⁸⁵ Bürgerliche Männer sollten nicht einfach nach einem Ausschluss von Gefühlen als Handlungsmotiven, streben.⁸⁶ Dass Leitbegriffe wie Verhaltensweisen nicht so eindeutig auf die Geschlechter verteilt waren, wie es normative Quellen vermuten lassen, zeigt aber auch ein Blick auf die weiblichen Familienmitglieder.⁸⁷ Obwohl ihre Handlungsmöglichkeiten eingeschränkter waren, mussten sie ebenfalls sehr unterschiedlichen Anforderungen gerecht werden. Diese ließen sich keineswegs immer mit dem Ethos hingebender Liebe vereinbaren. In der Ehe etwa sollten sich die Frauen nicht einfach dem Mann unterwerfen, sondern auch eigene materielle Interessen verfolgen. Dies galt besonders bei der Verwaltung der eigenen Güter.⁸⁸ Auch wenn prominente Stimmen wie Friedrich Schleiermacher oder

83 Hausen 1976, 365 ff. Vgl. auch Hettling/Hoffmann 2000a, 15; Studer 2000; für eine Zusammenfassung dieser Positionen Habermas 2000, 33 f.; zur zeitgenössischen Debatte ebd., insbes. 315 f.; zu den Überschneidungen der Tätigkeitsbereiche im Ancien Régime Bock/Duden 1977, 124 ff.; zur Biologisierung der Geschlechterdifferenz Sarasin 2001, 192 ff.

84 Vgl. am Beispiel der Eheschließung Habermas 2000, 287 f. und 292 ff.

85 Hausen 1976, 386.

86 Vgl. etwa Frevert 2010; Habermas 2000a; Trepp 1996.

87 Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts vgl. Habermas 2000; Trepp 1996, insbes. 238 ff.

88 Vgl. etwa die Beispiele bei Baur 2000, 109 ff.; Habermas 2000, 284 ff.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel dem Ehemann schon im frühen 19. Jahrhundert die alleinige Verfügungsgewalt zugestehen wollten, ließen die zivilgesetzlichen Regelungen den Ehefrauen – und anderen Familienmitgliedern – denn auch noch bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs am 1.1.1900 vielerlei Handlungsmöglichkeiten.⁸⁹

Es war deshalb nichts Außergewöhnliches, wenn sich die Leipziger Großbürgerin Limburger von Hoffmann darüber beklagte, dass sie »willensschwach und sentimental« sei. Kaum anders als der Kaufmannslehrling Werner beschrieb auch sie ihre Selbstzweifel: »Ein Fehler von mir, von dem ich, glaube ich, sehr vergeblich hoffe daß er sich mit den Jahren verlieren soll, ist unentschlossener, unklarer Geschmack«. Zwar erklärte sie zugleich, dass dieser Mangel für ihren »Ehrgeiz« und ihr »Selbstbewußtsein außerordentlich gesund« sei. Und ein gutes Jahrzehnt später sollte sie schreiben, dass der »größte Feind des Lebens [...] das Wünschen« sei. Doch vorerst spielte diese Perspektive kaum eine Rolle. »Noch unerträglicher« sei ihre »Befangenheit Fremden oder wenigstens ferner Stehenden gegenüber«, fuhr sie stattdessen fort. Auch ein »klares Urteil« habe sie nicht. »Ich glaube aber dazu müßte man unbeeinflußt von andern Menschen sein und könnte dann wiederum keine feste Ansicht bilden, da man, ich wenigstens, nicht so etwas aus sich selbst schöpfen kann und Bücher wiederum sind ursprünglich menschlicher Einfluß.« Überhaupt sei man immer »abhängig von den Verhältnissen und oft auch von andern Menschen«.⁹⁰ Besser könnte man das bürgerliche Freiheits- und Selbstständigkeitsideal kaum beschreiben: Im Wissen um die vielfältigen Abhängigkeiten und Einflüsse sollte man zu einer eigenen Meinung und Stellung gelangen. Zugleich musste Limburger von Hoffmann aber erkennen, dass Männern und Frauen unterschiedliche Lebenswege offenstanden: »Unabhängig sein, das können wir Mädchen aber eben nie«, schrieb sie als Zwanzigjährige.⁹¹

Schon früh wiesen Gisela Bock und Barbara Duden auf die Widersprüchlichkeit hin, die das »Frauenbild des 19. Jahrhunderts [...] jenseits seiner Charakteristika ›Häuslichkeit, Unterwürfigkeit, Frömmigkeit, Reinheit« bestimmt habe: »[D]ie Frau wurde nicht nur als schwach und passiv normiert, sondern aktiv und stark mußte sie im Ernstfall

89 Habermas 2000, 294ff.

90 DTA, Reg.-Nr. 2153,2, 26.9. und 28.1.1886; Reg.-Nr. 2153,4, 13.11.1898.

91 DTA, Reg.-Nr. 2153,3, 27.8.1890. Zur Freiheit vgl. Goltermann 2000, insbes. 154ff.; zur weiblichen Selbstständigkeit Trepp 1996, 239f.; zur Familienbezogenheit der Selbstständigkeit das erste Kapitel, Abschnitt 2.

auch sein«. ⁹² Auch Karin Hausen betonte später die zu beobachtende Diskrepanz zwischen Norm und Praxis. ⁹³ Schon im erwähnten älteren Text hatte sie durchaus mit Vorsicht argumentiert und nach der sozialen Reichweite der von ihr beschriebenen Prozesse und Werte gefragt. Deren hauptsächlicher Träger sei das Bildungsbürgertum gewesen, vor allem die Beamten. Nur in dieser Gruppe sei eine Unterscheidung der Tätigkeitssphären überhaupt möglich gewesen, da die Arbeitsorte der Männer gänzlich vom Wohnort getrennt waren. Zusammen mit den höheren Gehältern, den sukzessive eingeführten Pensionen und der beruflichen Spezialisierung habe dies dazu geführt, dass ein »Zusammenwirken der Eheleute prinzipiell nicht mehr vorgesehen« war. Weil somit kein direkter Zusammenhang zwischen der Erwerbsarbeit und den vielseitigen hauswirtschaftlichen Tätigkeiten mehr bestand, hätten Letztere der häuslich-weiblichen Sphäre zugeordnet werden können. In den bauerlichen Schichten und in der Arbeiterklasse dagegen sei eine Trennung von Haushalt und Berufsarbeit genausowenig möglich gewesen wie im gewerblichen oder kaufmännischen Bürgertum. ⁹⁴ Die These, dass die Polarisierung der Geschlechter für die »bürgerliche Familie« des 19. Jahrhunderts ganz allgemein stehe, wurde also schon in solchen frühen Studien auf- und zugleich infrage gestellt. ⁹⁵

Inwiefern aber lässt sich die Aufteilung in zwei Sphären im Bildungsbürgertum selbst erkennen? Wie Daniela Saxer zeigt, verstanden es die von ihr untersuchten Wiener und Zürcher Hochschulhistoriker des 19. Jahrhunderts sehr gut, die wissenschaftliche Tätigkeit und die Hochschulräumlichkeiten als extrafamiliäre, ausschließlich männliche Domänen zu präsentieren. Damit sei aber erstens der Umstand verschleiert worden, dass wissenschaftliche Karrieren ohne familiäre Netzwerke und vererbte oder verwandtschaftlich geteilte Forschungsmittel wie Bibliotheken nur schwer zu realisieren waren. Zweitens blendeten diese Darstellungen aus, dass die Forschungen zu einem beträchtlichen Teil im häuslichen Rahmen durchgeführt wurden. Erst der Aufstieg moderner Forschungsinfrastrukturen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts habe für eine allmähliche Ablösung dieses Arrangements gesorgt. ⁹⁶ Drittens und vor allem hätten die zeitgenössischen Erzählungen

92 Bock/Duden 1977, 171.

93 Hausen 1988.

94 Hausen 1976, 384ff. Zu Letzterem vgl. auch Tanner 1995, 161ff.

95 Vgl. etwa Hausen 1976, insbes. 390f. Ähnlich argumentieren auch Bock/Duden 1977, 125.

96 Saxer 2014, 209. Zum Studierzimmer als Teil des Hauses wie »Klausen des Naturforschers« vgl. Scheidegger 2017, Kap. 7.1 (Zitat: 542).

die weitreichenden Beiträge von Frauen, insbesondere von weiblichen Familienmitgliedern, weitgehend unsichtbar gemacht. So lasse sich ab den 1840er Jahren eine Umdeutung der eigenständigen Arbeit von Frauen zu einem »Teil weiblicher Beziehungsarbeit in der Familie« erkennen. Damit zeigt Saxer deutlich die Widersprüche zwischen bildungsbürgerlichen Arbeitsidealen und der alltäglichen Arbeit auf.⁹⁷

Ein gutes Beispiel, um nach den Kontinuitäten der familiären Ökonomie und ihrer Geschlechterverhältnisse innerhalb des urbanen Bildungsbürgertums zu fragen, ist die Biografie von Steltzers bester Schulfreundin Bertha Held (1854-1945). Kurz bevor die Tochter einer Offizierswitwe im Alter von achtzehn Jahren ihre Ausbildung als Lehrerin beendet hätte, heiratete sie den wohlhabenden Zürcher Patriziersohn und Geschichtspräsident Gerold Meyer von Knonau (1843-1931). Für den Entschluss zu heiraten spielte die ökonomische Situation der Familie eine zentrale Rolle. Aus demselben Grund zog später auch Helds Schwester nach Zürich. Wenig verlockend scheint dagegen die Aussicht gewesen zu sein, zeitlebens ein Auskommen als Gouvernante finden zu müssen. Meyer von Knonau hatte schon vor der Heirat auf die wissenschaftlichen Dienstleistungen seiner Mutter und weiterer Familienmitglieder zurückgegriffen; nun übernahm seine Frau diese Funktion und unterstützte ihren Ehemann in verschiedenster Hinsicht. Frauen wie sie, schreibt Saxer, hätten »einen wesentlichen Beitrag zur Produktivität ihrer akademischen Partner« geleistet.⁹⁸ Betrachte man die wissenschaftlichen Leistungen dieser familiären Mitarbeiterinnen genauer, werde zudem deutlich, dass »die Trennlinie zwischen handwerklicher Hilfsarbeit und intellektuell anspruchsvoller Forschung« wenig scharf war. Die männlichen Historiker seien deshalb ständig bemüht gewesen, die Geschlechtergrenzen symbolisch zu stabilisieren, indem sie etwa die ersten Studentinnen als »Mannweiber« diffamierten.⁹⁹ Mit solchen misogynen Diskursen sah sich auch Berthas Freundin Steltzer konfrontiert: ihr späterer Mann habe wegen deren »Blaustrumpfsinn« – der vermuteten Nähe zur Frauenbewegung – eigentlich nie eine Erzieherin heiraten wollen, schrieb sie rückblickend in ihren autobiographischen Aufzeichnungen.¹⁰⁰

97 Saxer 2014, 214 und 211f. Vgl. ebd., Kap. 4.1ff., sowie am Beispiel von Amateurwissenschaftlern auch Scheidegger 2017, 547ff.

98 Saxer 2014, 206 und 210ff. Zu Meyer von Knonau vgl. das Historische Lexikon der Schweiz, Lemma »Meyer von Knonau, Gerold«, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16567.php>>.

99 Saxer 2014, 217 und 219. Vgl. auch Scheidegger 2017, 310ff. und 500ff.

100 DTA, Reg.-Nr. 1839, o.D. (1916/17; Transkript: 72).

Die »bürgerliche Arbeitsmoral« männlicher Historiker beschreibt Saxer anhand der Tagebücher Ernst Gagliardis (1882-1940), des späteren Professors für Allgemeine und Schweizer Geschichte an der Universität Zürich. Sein Großvater Bernardo Pfiffer-Gagliardi (1810-1867) hatte im Tessin des mittleren 19. Jahrhunderts eine wichtige Rolle als Straßenbauer und radikalliberaler Politiker gespielt. Dennoch lässt sich der Historiker – im Unterschied zu seinem akademischen Lehrer Meyer von Knonau – als Aufsteiger beschreiben. Der Vater, ein Telegraphenbeamter, war früh verstorben. Die Mutter verdiente den Lebensunterhalt als Geschäftsführerin einer kleinen Zürcher Lebensmittelhandlung.¹⁰¹ Sein Arbeitsethos hingegen scheint sich kaum von demjenigen eines Lehmann, Werner oder Hampe unterschieden zu haben. Er bemühte sich nicht einfach um eine Karriere als Wissenschaftler, sondern suchte die »eigene Leistung« von der bloßen Wiedergabe vorhandenen Wissens abzugrenzen. Dabei verfolgte er immer das Ziel der Selbstverbesserung. »Aus einem überwiegend triebartigen Tätigsein und Nichtstun« müsse er »ein Arbeiten unter der Lenkung des Willens, nach Maßgabe der vorhandenen Kraft entwickeln«, erklärte der Zwanzigjährige im April 1902. Nur so könne er schließlich zu »außerordentliche[n] Leistungen« gelangen. Es sei deshalb geradezu »eine Existenzfrage, wenigstens für den geistigen Menschen, ob ich von der Selbstzerstörung zur Selbstbeherrschung gelange.« Erleichtern sollte diese »Selbsterziehung zur Lebenskunst« das Führen eines Tagebuchs.¹⁰²

Doch nicht nur Kaufleute wie Werner und Hochschullehrer wie Gagliardi strebten nach dem Außerordentlichen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann sich auch unter Lehrerinnen und Erzieherinnen ein Berufsethos herauszubilden, dessen Ziel das Höhere und Besondere war.¹⁰³ Das Nachdenken über die Arbeit ist eines der zentralen Themen im Tagebuch Anna Rettbergs (1844-1931). Es sei für sie wichtig, erklärte die Tochter Friedrich Wilhelm Rettbergs (1805-1850), eines früh verstorbenen Theologieprofessors, Kirchenhistorikers und Prorektors der Universität Marburg, schon in ihrem ersten Tagebuch-

101 Saxer 2014, 142f. Vgl. Historisches Lexikon der Schweiz, Lemma »Pfiffer-Gagliardi, Bernardo«, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D3548.php>>; Neue Deutsche Biographie, Lemma »Gagliardi, Ernst Robert«, <<https://www.deutsche-biographie.de/gnd124020321.html#ndbcontent>>.

102 Zentralbibliothek Zürich, NL Gagliardi 27, Ernst Gagliardi, Tagebücher, Heft IV, 22.4. und 13.4.1902, zit. nach Saxer 2014, 141f. Zum Tagebuchschreiben im Bürgertum vgl. das sechste Kapitel, Abschnitt 1.

103 Zum Ethos weiblicher Berufstätigkeit vgl. auch Budde 1994, 121f.

eintrag vom Februar 1865, bald »in irgendeine Wirksamkeit einzutreten«. ¹⁰⁴ Die Ökonomie der bürgerlichen Familie bot ihren weiblichen Angehörigen unterschiedliche Lebenslaufmodelle an. Bader, Steltzer und Meisners künftige Frau Olga Gambke übernahmen schließlich die Funktion der Hausherrin. Rettbergs Nachdenken über ihren zukünftigen »Wirkungskreis« hingegen war zunehmend vom Wissen geprägt, dass dieser nicht innerhalb einer eigenen Familie liegen konnte. Wie an verschiedenen Einträgen erkennbar wird, hatte sie zunächst durchaus ans Heiraten gedacht. Allein, so musste sie feststellen, habe sich die »Männerwelt« bisher »erst in sehr wenig idealen Produkten gezeigt und ich fürchte fast, dass es davon sehr wenig gibt«. Immer deutlicher wurde ihr deshalb bewusst, dass sie versuchen musste, »auf eigenen Füßen« durch die Welt zu kommen, um »niemandem mehr zur Last« zu fallen. ¹⁰⁵ Bis ihre eine Schwester Pfarrfrau und ihr Bruder Landrat geworden seien, hatte sie schon im ersten Eintrag geschrieben, habe sie zuhause noch ihre Aufgaben. Doch was danach kommen werde, beschäftige sie sehr. Sie sei nun schon zwanzig Jahre alt, also »reif genug«. Dennoch wisse sie einfach nicht, wozu sie »geschaffen« sei. Wenn sie nicht wüsste, dass Gott ihr schließlich die »Wege zeigen« werde, fuhr sie fort,

so könnte ich verbittert und schwermütig werden. [...] Wozu habe ich all diese häuslichen Talente, den Sinn für ein bescheidenes ruhiges Leben, die Fähigkeit, in kurzer Zeit viel und wenn ich will, auch gut fertig zu bringen? Die Lust und Liebe für praktische Arbeiten jeder Art, wozu ist dies mir gegeben, wenn mir nicht auch der Platz angewiesen wird, wo ich dies anwenden und gebrauchen soll. So viele schöne Stellen in der Bibel weisen darauf hin, Geduld zu haben und zu zuwarten und alle Sorgen auf den Herrn zu legen, der für Witwen und Waisen sorgen will. O' wie gerne wollte ich mich ganz auf den Herrn verlassen. ¹⁰⁶

Wie dieses Zitat zeigt, orientierte sich Rettberg stark an der Leitvorstellung des liebenden Dienstes. Zugleich werden jedoch Zweifel erkennbar. Auch später fragte sie sich immer wieder, ob sie sich tat-

¹⁰⁴ Reg.-Nr. 208 I, 17.2.1865. Zu Friedrich Wilhelm Rettberg vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, Lemma »Rettberg, Friedrich Wilhelm«, <<http://www.deutsche-biographie.de/pnd116449837.html?anchor=adb>>; Professorenkatalog der Philipps-Universität Marburg, Lemma »Rettberg, Friedrich Wilhelm«, <<http://www.uni-marburg.de/uniarchiv/pkat/details?id=3800>>.

¹⁰⁵ DTA, Reg.-Nr. 208 I, 2.4. und 16.12.1866, 28.2.1865, 1.2. und 20.8.1866.

¹⁰⁶ DTA, Reg.-Nr. 208 I, 17.2.1865.

sächlich auf den *Herrn verlassen* könne und ob ihr wirklich *der Platz angewiesen* werde. Diese Zweifel mischten sich mit einer vorsichtigen Gesellschaftskritik. Es gebe »zweierlei Mädchen, gute, und böse, es gibt zweierlei gute Mädchen«, schrieb Rettberg eineinhalb Jahre später. Auf der einen Seite stünden jene, »die beim ersten Blick schon gefallen, die alle ihre guten Eigenschaften in volles Licht gesetzt haben[,] von denen jedermann mit Begeisterung spricht, die erst wenn man sie mehrere Jahre kennt, ihre Fehler sichtbar werden lassen«. Dies seien »Mädchen, die nur für Sonn- und Festtage geschaffen sind«. Sie würden »übellaunig«, sobald sie »in einem spießbürgerlichen Alltag leben« müssten. Die »zweite Art« von Mädchen hingegen sei »schüchtern, lustig, bescheiden, nicht in die Augen fallend, froh wenn sie geduldet wird. Sie hat vielleicht dieselben guten Eigenschaften, als erstere Art, kann sie aber nicht so verwerten.« Zudem werde einem solchen Mädchen oftmals sein »linkisches Wesen vorgeworfen; dadurch verschüchtert, wird sie noch linkischer, von allen Menschen unbeachtet, nur weil der in ihr schlummernde Glanz nicht angefacht wird«. ¹⁰⁷ Genau diese Duldsamkeit und Passivität wird hier letztlich hinterfragt. Dass viele Frauen ihre *Talente* nicht *verwerten* konnten, lag auch an den Strukturen der bürgerlichen Gesellschaft.

Neben der Gründung einer eigenen Familie erlaubte es die Tätigkeit als Haushälterin, das Leben dem *praktischen Arbeiten* zu widmen. Eine zweite Möglichkeit, finanziell unabhängig zu sein, war die von Steltzer zwischen Ausbildung und Heirat verrichtete Arbeit als Gouvernante. Dafür fehlten der Professorientochter Rettberg jedoch die Lust und die Kenntnisse: »Am Küchenherd aber nicht im Fauteuil fühle ich mich heimisch.« So blieb sie vorläufig in Marburg, wo sie ihre Schwester unterstützte, die bald ein Kind bekam. Der mehrmonatige Aufenthalt in deren Haushalt war zwar, wie sie wiederholt schrieb, kein Vergnügen und mit sehr viel Arbeit verbunden. Dennoch betonte sie im Juni 1866 – allem Anschein nach nicht zuletzt mit Blick auf den beginnenden Preußisch-Österreichischen Krieg –, dass es ihre »Pflicht« sei, zu bleiben. ¹⁰⁸ Als schließlich ihr »letzter Freund« in Marburg, der Theologe Rudolf Friedrich Grau (1835-1893), einen Ruf der Universität Königsberg annahm, wollte sie nur noch »fort, möchte in die Welt und mir Ruhe wagen«. Doch es war nicht einfach, eine Stelle zu finden. Nach einem weiteren Jahr, das sie wieder im Haus der Mutter verbrachte, entschied sie sich endlich doch, eine Ausbildung

107 DTA, Reg.-Nr. 208 I, 12. 10. 1866.

108 DTA, Reg.-Nr. 208 I, 17.2. und 31. 10. 1865, 26.6. 1866.

zur Erzieherin zu absolvieren. Von einer im Elsass lebenden Tante erhielt sie ein Darlehen von 300 Talern, das sie als berufstätige Frau dann mühsam zurückzahlen musste.¹⁰⁹

Soweit es aus zwei rückblickenden Tagebucheinträgen der inzwischen dreiundvierzig beziehungsweise siebenundachtzig Jahre alten Rettberg erkennbar wird, haderte sie ein Leben lang mit der Tätigkeit als Erzieherin »in fremden Landen«. Trotzdem übte sie ihren Beruf während langer Jahre aus, bis sie als gut Vierzigjährige zurück ins Elternhaus zog. Nachdem ihre geliebte und um ihre Weltgewandtheit beneidete und bewunderte Schwester im Kindbett verstorben war, übernahm sie die Erziehung ihres Neffen. In dieser Zeit, schrieb Rettberg, habe sie viel Zeit »bei meinen vielen Freunden« verbracht. Die »kleinen Ersparnisse und die Unterstützung der Universität« hätten es ihr schließlich ermöglicht, »einen eigenen Hausstand zu beginnen«. ¹¹⁰ Auch dieser Lebenslauf einer Gouvernante und unverheirateten erwachsenen Frau war mit der familiären Ökonomie vereinbar. Mehr noch: Er war sogar einer ihrer stützenden Pfeiler. Vor dem Hintergrund der hohen Sterblichkeit, die in allen zeitgenössischen Tagebüchern ein wichtiges Thema ist,¹¹¹ und angesichts der fehlenden sozialstaatlichen Absicherungen war es nicht nur für die Rettbergs wichtig, auf ein innerfamiliäres Reservoir an Arbeitskräften zurückgreifen zu können. Diese Rolle konnte auch Männern zukommen, wie die Biografien unverheirateter Bürger zeigen. Auch sie waren in das komplexe Geflecht von Unterstützungen und Verpflichtungen eingebunden und hatten zum Fortbestand der familiären Ökonomie beizutragen.

Trotz der unbezweifelbaren Bedeutung, die das Liebesethos und die Orientierung am Haus für bürgerliche Frauen wie Rettberg hatte, lässt sich feststellen, dass die individuelle Berufstätigkeit in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts bei beiden Geschlechtern aufgewertet wurde. Zwar schreibt Philippe Lejeune, dass Mädchentagebücher des 19. Jahrhunderts vor allem von dem bei Limburger von Hoffmann thematisierten Leben in Abhängigkeit zeugten. Ein Berufsleben sei für

109 DTA, Reg.-Nr. 208 I, 10.8.1866, 21.1.1872, 8.7.1873 und 18.7.1875. Zu Grau vgl. Professorenkatalog der Philipps-Universität Marburg, Lemma »Grau, Rudolf Friedrich«, <<http://www.uni-marburg.de/uniarchiv/pkat/details?id=8991>>.

110 DTA, Reg.-Nr. 208 I, 18.10.1872 und 16.5.1931. Vgl. ebd., 21.8.1897.

111 Vgl. etwa diverse Einträge Baders (DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2/3). Für die Kindersterblichkeit vgl. DTA, Reg.-Nr. 1223, o.D. (»Kindersegen in Brochzell«).

sie genauso wenig vorgesehen gewesen wie eine freie Partnerwahl. Entsprechend schreibt er über junge Frauen, die andere Wege beschritten, dass sie »ihrer Zeit voraus« gewesen seien. Zugleich weist er jedoch darauf hin, dass neue Ausbildungsmöglichkeiten zunehmend auch die weiblichen Nachkommen des Bürgertums auf »Karrieren« vorbereitet hätten.¹¹² Ähnlich argumentiert Habermas: Die Bedeutungszunahme ehelicher Zweisamkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts habe sich in einem »ungleichen Austausch von Bildung« geäußert. Obwohl den Frauen damit hauptsächlich die Rolle von Rezipientinnen zugedacht gewesen sei, habe dies schließlich dazu beigetragen, dass sie zunehmend »auch außerhalb der eigenen vier Wände ihren Bildungshorizont erweitern und schließlich auch nutzen« wollten. Um die Jahrhundertmitte wurden zahlreiche Frauenbildungsvereine gegründet, die Einrichtung von Lehrerinnenseminaren gefordert, und auch die höhere Mädchenbildung wurde zum Thema. Parallel dazu kam es zu einer Aufwertung der Erziehung und der intellektuellen Bildung der Kinder. Damit wurde der Lehrerinnenberuf für bürgerliche Frauen zu einer Möglichkeit, einer bezahlten Berufstätigkeit nachzugehen.¹¹³

Wie ich dargelegt habe, wurde die geschlechtsspezifische Zuweisung der Arbeitssphären erst im Laufe des 19. Jahrhunderts und nur für eine kleine Gruppe innerhalb des Bürgertums überhaupt möglich. Die Geschichte des Lehrerinnenberufs zeigt, dass sich beinahe im selben historischen Moment auch schon ein gegenläufiger Prozess erkennen lässt – so erfolglos er auf den Ebenen der bürgerlichen Leitvorstellungen und später des Sozialstaats und des Rechts auch bleiben sollte.¹¹⁴ Ein deutlicher Beleg dafür sind nicht zuletzt jene zeitgenössischen Stimmen, die nicht nur die Individualisierung des Arbeitsethos allgemein beklagten, sondern dabei insbesondere auf die Folgen für die Geschlechterverhältnisse hinwiesen. In seinem Buch *Gemeinschaft und Gesellschaft* (1887) fasste etwa Ferdinand Tönnies zunächst das bürgerliche Gemeinschaftsethos zusammen:

Wiederum bildet Gemeinschaft, solange sie dessen kräftig ist, auch widrige Arbeit sich gemäß zu einer Art von Kunst, indem sie ihr Stil, Würde und Anmut verleiht und einen Rang in ihrer Gliederung, als Beruf und Ehre. Aber durch die Belohnung mit Geld, ebenso durch die Feilhaltung fertiger Sachen, vollends durch die

112 Lejeune 2014c, 177 und 185f.

113 Habermas 2000, 364 und 381ff. Vgl. auch Kühschelm 2010, 865f.

114 Zu Letzterem vgl. Studer 2000, insbes. 97ff.

Arbeit auf Vorrat, tendiert dieser Prozeß fortwährend, in sein Gegenteil umzuschlagen; das Individuum zu seinem alleinigen Subjekte zu machen [...]. Seiner ganzen Beschaffenheit nach und mit voller Bewußtheit ist solches Subjekt [...] der Händler oder Kaufmann.«¹¹⁵

Würde, Anmut, Ehre, Gemeinschaft, Beruf und Rang – diese Leitbegriffe ließen auch die unangenehmste Tätigkeit zur *Kunst* werden. Abstrakter und zugleich präziser hätte man das bürgerliche Arbeitsethos wohl kaum beschreiben können. Ihm gegenüber stand ein neuartiges Leistungsethos, das sich in der *Arbeit auf Vorrat* und der monetären *Belohnung* manifestierte. Es löste das *Subjekt* aus der Gemeinschaft heraus und hatte die industrielle Produktion und das Anbieten von Standardware als Begleiterscheinungen. In besonderem Maße, so fährt Tönnies einige Zeilen weiter unten fort, widerspreche die Tätigkeit der Kaufleute deshalb »dem weiblichen Gemütes«. Nicht besser sei die Fabrikarbeit. Weder werde sie aus einem »Pflichtgefühl« heraus getan, noch verwirkliche sie sich in einem Produkt oder in einer »Dienstleistung« an anderen Menschen oder an der Natur. So hätten Handel und Fabrikarbeit gleichermaßen den Effekt, dass Frauen zu Rechts- und Geldsubjekten würden, die »aufgeklärt« und »herzenskalt« seien. Nichts sei bezeichnender für den Prozess der Auflösung der Gemeinschaft und der gleichzeitigen Vergesellschaftung als diese Hinwendung der Frau zu »Freiheit und Selbstständigkeit«.¹¹⁶ In diesem doppelten Kampf gegen das Leistungsdenken und die damit verbundene Emanzipation der Frauen wurde Tönnies von zahlreichen zeitgenössischen Kräften unterstützt. Während sie in ersterer Hinsicht letztlich auf verlorenem Posten standen, konnten sie in geschlechterpolitischen Belangen dauerhafte Erfolge verbuchen. Dennoch brachte die sich verändernde Arbeitswelt auch Identitätsangebote für Frauen mit sich, die nicht im beschriebenen Dienstethos aufgingen.¹¹⁷

Nicht allen Bürgerinnen war der Beruf einer Erzieherin so »verhasst« wie Rettberg. Und nicht in jeder Biografie blieb die Tätigkeit als Gouvernante auf einige wenige Jahre zwischen Jugend und Ehe beschränkt wie bei Steltzer. Doch auch in deren Tagebüchern finden sich Andeutungen auf berufliche Ambitionen. Durch den frühen Tod ihres

115 Tönnies 1991 [1887], Zweites Buch, Zweiter Abschnitt, §40.

116 Tönnies 1991 [1887], Zweites Buch, Zweiter Abschnitt, §40 (Hervorhebung i. O.).

117 Vgl. jüngst Angehrn 2019, Teil I; Isler 2019; zur Durchsetzung des modernen Leistungsdenkens das dritte Kapitel, Abschnitt 4.

Vaters, schrieb Rettberg einmal, hätten ihr die »Mittel« gefehlt, »etwas ordentliches zu lernen und dann dem Leben kühn ins Auge zu schauen«. Deshalb müsse sie sich nun »auf die Fürsorge meines Vaters im Himmel verlassen«. Zugleich betonte sie stolz, dass sie *in kurzer Zeit viel und wenn ich will, auch gut fertig bringen* könne. Steltzer dagegen hatte eine Ausbildung genossen. Zusammen mit dem Dienstethos war ihr Verständnis der Tätigkeit als Erzieherin vor allem durch einen religiösen Begriff des Berufen-Seins »zu[r] Arbeit im Reiche Gottes« geprägt.¹¹⁸ Entsprechend beschrieb sie immer wieder ihre Zweifel an der Ernsthaftigkeit ihrer Bemühungen, »selbstlos [zu] werden und nicht immer an mich [zu] denken«. Dazwischen formulierte sie aber auch ein professionelles Selbstverständnis, wenn sie etwa Italienisch lernte, Musik übte oder die Mängel ihrer Ausbildung thematisierte: »Könnte ich doch nur einmal Gewißheit erlangen, ob ich es richtig mache; aber wen soll ich fragen? [...] Wäre ich doch nur in einem Seminar gewesen; es fehlt mir zu sehr an Erfahrung im Unterrichten und allem.« Eine gewisse Abhilfe bot ihr der Austausch mit den Erzieherinnen der beiden anderen Kinder der Gutsherrschaft: »Wir saßen alle 3 sehr gemüthlich zusammen«, berichtete sie über einen Sonntagnachmittag im Februar 1878, »ich hatte meinen Stundenplan mitgebracht und wir sprachen viel über unsere Stunden. Das regt recht an und macht neue Lust zum Unterrichten.« Als ihren Lebensunterhalt selbst verdienende Frau leistete sie zugleich Beiträge an einen »Pensionsverein« – nicht anders als bildungsbürgerliche Männer wie der Landpfarrer Meisner.¹¹⁹

Ähnliches lässt sich auch für das Selbstverhältnis der ein Jahr älteren, aus Stuttgart stammenden Pensionistin Sophie Amthor (*1853) feststellen. Weil sie »3 unversorgte, jüngere Brüder hatte«, berichtete sie im Vorwort ihres Tagebuchs, habe sie nicht gewollt, »daß die Eltern weiter für mich bezahlen«. ¹²⁰ Zunächst war sie in Devon als Gouvernante im Haus von John Charles Bowring (1820-1893) tätig, einem wohlhabenden Kaufmann, Amateurbotaniker und -entomologen und Sohn des ehemaligen Gouverneurs von Hongkong. Im Frühling 1874 zog sie in die Mädchenpension Mon Plaisir bei Lausanne. Dabei handelte es sich um eines jener Institute am Genfersee, in denen auch einige andere der hier beschriebenen jungen Frauen

118 DTA, Reg.-Nr. 1839, 22. 1. 1867, o.D. (zwischen 16. 11. 1866 und 11. 1. 1867) und 30. 9. 1877.

119 DTA, Reg.-Nr. 1839, 10. 7. und 5. 7. 1877, 24. 2. 1878, 29. 12. 1876.

120 DTA, Reg.-Nr. 890 II, o.D. (»Zur Orientierung«).

auf ihre späteren Aufgaben als Vorsteherinnen eigener Haushalte und Gouvernanten vorbereitet wurden.¹²¹ Amthor war jedoch keine normale Pensionistin, denn sie erhielt von den Eltern lediglich ein »Taschengeld« für die Ausflüge. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie als Musiklehrerin der anderen Pensionistinnen. Im Gegenzug konnte sie gratis an den Unterrichtsstunden teilnehmen. Auch wenn das Leben in *Mon Plaisir* für sie »mehr wie das einer Familie als Pension« war und sie sich später auch »nach einem eigenen Heerd« sehnte, war sie stolz auf ihren Beruf.¹²² Dies äußerte sich nicht zuletzt in einem Arbeitsethos, in dem sich der religiöse Auftrag mit dem Streben nach dem Außerordentlichen verbindet. »[W]ie ist diese Welt so schön u. doch so viel Weh, so viel Trennung auf derselben«, stellte sie einmal fest,

aber soll diese Unvollkommenheit hier unten nicht eine Sehnsucht nach etwas Besserem in uns erwecken, ja unser Sehnen soll nach Oben gerichtet sein u. so soll auch mein Wahlspruch, mein Motto sein: »Excelsior«, mit dem ich meinen neuen Beruf, ein neues Leben beginnen will, mit frischem Muth u. Gottes Hülfe!¹²³

Amthor wollte nicht nur der Gemeinschaft dienen, sondern nach dem *Besseren* streben. Dabei ging es nicht nur um den Kampf gegen die moralische und alltägliche *Unvollkommenheit* der Welt. Dies zeigt sich etwa, wenn sie die Darbietung ihrer Schülerinnen mit folgenden Worten kommentierte: »[W]enn man einmal etwas Besonderes leisten will, kann man gar nichts, dazu trägt schon die Aufregung viel bei, besonders bei solchen, die nicht geübt im Vorspielen sind, so konnte ich meinen bösen Mädchen keine Vorwürfe machen«. ¹²⁴ Um eine außerordentliche Leistung erbringen zu können, das hatte schon der vom Gymnasiasten Lehmann zitierte Horaz erklärt, war Talent nötig, aber auch Übung. Verpönt waren solche Ambitionen hingegen keineswegs. Dies galt letztlich für beide Geschlechter – solange man sich auf die Bereiche der Bildung und der Kunst beschränkte. Nur zögerlich wurde dieses Denken auf den Bereich der Arbeit übertragen. Der mit dem Moral- und Bildungsimperativ eng verbundene Lehrerinnenberuf mag dabei eine Art Brückenfunktion gehabt haben. Frauen wie Amthor waren damit nicht nur ein Vorbild an Arbeitsamkeit. Manche

121 So Claire A. (DTA, Sig. 3536.1) und Carl Emil Werners Schwester (ebd., Reg.-Nr. 1798.1, 2.9.1898). Vgl. auch ebd., Reg.-Nr. 1301 I.2; Linke 1996, 55.

122 DTA, Reg.-Nr. 890 II, o.D. (»Zur Orientierung«), 13.4.1874 und 10.6.1875.

123 DTA, Reg.-Nr. 890 II, 13.4.1874.

124 DTA, Reg.-Nr. 890 II, 19.7.1874.

von ihnen entwickelten gleichsam unter der Hand professionelle Ambitionen.¹²⁵ Ein solcher *Beruf* machte es zumindest denkbar, auch außerhalb der Hauswirtschaft ein befriedigendes, auf *eigenen Füßen* stehendes Leben zu führen.

Auch Migration konnte dem Aufbruch aus diesem Rahmen dienen, besonders wenn die Zielorte städtische und industrielle Zentren in Europa oder Übersee waren. Die bessere Stellung der weiblichen Bevölkerungshälfte in den USA ist ein Topos in Briefen von Ausgewanderten.¹²⁶ Wie die Rede vom »reichen Land« dürfte auch dieser narrative Pull-Faktor nicht ohne Folgen geblieben sein. Darauf deutet nicht zuletzt die Tatsache hin, dass Auswanderungen von Frauen – im Gegensatz zu denen von Männern – »meist irreversibel« waren, wie Annemarie Steidl schreibt. Da im späten 19. Jahrhundert die Erwerbsmöglichkeiten in den urbanisierten Gegenden der US-amerikanischen Ostküste tatsächlich vielfältiger waren als in vielen Teilen des deutschsprachigen Raums, waren solche Erwartungen auch nicht ganz unbegründet. Dennoch blieb der soziale Aufstieg für viele eine vergebliche Hoffnung, die Mehrheit der jungen Frauen arbeitete weiterhin in Haushalten. Ähnliches gilt für die europäischen Großstädte, wo die Frauen unter den im 19. Jahrhundert Zugewanderten ebenfalls in der Mehrheit waren. Es ist denn auch eines der zentralen Verdienste neuerer Forschungen zur Geschlechtergeschichte der Mobilität, dem Bild von »abenteuerlustigen jungen Männern, die sich alleine auf den Weg zu einem besseren Leben machten«, vergleichbare Geschichten weiblicher Unternehmungen gegenübergestellt zu haben.¹²⁷

Ohne Geld und Beziehungen lebte auch die Auswanderin Rassiga, die ehemalige Verlobte des Freiburger Kaufmanns Werner. Sie gehörte damit zu jener Bevölkerungsgruppe in den USA, die, wie dieser bemerkte, »hart [...] ums Brod kämpfen mußte«. Ihr ebenfalls aus dem Bürgertum stammender Geliebter arbeitete in einem Hotel, in dem er aufgrund eines Missverständnisses für einen Diebstahl verantwortlich gemacht wurde. Sie selbst lebte eine Zeitlang »in einer Familie als Mädchen«, wo sie, wiederum in den Worten Werners, »all die niedren Dienstmädchenarbeiten verrichtete«, auf die die häusliche Ökonomie

125 So baute die Mutter des Bremer Diaristen Berthold Friedrich Kippenberg (1880–1959) zusammen mit ihrem Mann eine erfolgreiche höhere Töchterschule auf; vgl. Wikipedia, Lemma »Johanne Kippenberg«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Johanne_Kippenberg>.

126 Vgl. Pichler 2003, 173 f. und 180 ff.; Pichler 1993, 199 ff.

127 Steidl 2004, 266, 269, 253 und 249. Vgl. Gabaccia 1994, insbes. Kap. 4; Pichler 1993, 199 ff.

angewiesen war. Gerade weil ihre Biografie nur durch das Tagebuch eines Menschen überliefert ist, der letztlich ganz andere Ziele verfolgte, ist Rassiga ein gutes Beispiel für jene Frauen, die nach einem Leben jenseits der Rolle als »gute Hausfrau« in einer Familienökonomie suchten.¹²⁸ Möglich machte dies nicht zuletzt die Großstadt. In den USA lebte sie in der Millionenstadt New York City. Und während der im Tagebuch behandelten Zeit zog sie zu einer Freundin nach Straßburg, das damals bereits rund 180.000 Einwohnerinnen und Einwohner zählte.

Immer wieder stellt Werner seine Geliebte als Frau dar, die »es anders nicht konnte«. Sie sei unglücklich mit einem Arzt verheiratet gewesen, der an einem anderen Ort lebte und nichts von ihr wissen wollte. Aus diesen Verstrickungen habe »Amerika sie frei machen« sollen. In Kontrast dazu stehen zahlreiche Bemerkungen, die Rassiga eine deutlich aktivere Rolle zugestehen und an Selbstbeschreibungen bürgerlicher Männer erinnern. Sie sei eine Frau, die »zwar andre Wege geht, als wir Durchschnittsmenschen für recht halten, aber mit Energie & Konsequenz und ihrer Persönlichkeit eigenes Daseinsrecht zugesteht und die Folgen nicht scheut«. Er bewundere an ihr, wie sie trotz ihrer misslichen Situation »das Leben in die Hand nimmt und sich eine selbstständige Zukunft schaffen will«. Im Alltag äußerte sich diese Eigenständigkeit in den von Werner nur widerwillig akzeptierten Vorstellungen Rassigas über die Kindererziehung oder in der Forderung nach getrennten Schlafzimmern und einem Verzicht auf den Austausch von Eheringen. In ihrem Bücherschrank standen zahlreiche Bücher, wusste Werner weiter zu berichten, »meistens moderne, von denen sie nur zuviel gelesen hatte – u. allzu sehr beeinflusst war«. Immerhin seien dort »auch Goethe und andre Klassiker« zu finden. Als geradezu »bohèmehaft« bezeichnete der Freiburger Kaufmann schließlich Rassigas Leben in Straßburg.¹²⁹ Die bürgerliche Familie hingegen, wie Werner sie sich wünschte, entsprach offensichtlich nicht ihren Vorstellungen. Und auch die Rolle einer Hausfrau und Mutter scheint sie nicht angestrebt zu haben.

Es ist bezeichnend, dass Werner diese Erlebnisse nach der Wende zum 20. Jahrhundert festhielt. Er beschrieb eine Begegnung mit einer *modernen* Frau, die nicht für die Bürgerinnen des 19. Jahrhunderts stehen kann. Trotz aller Ambivalenzen und Aufbrüche, die auch das Schreiben von Steltzer, Rettberg und vor allem Amthor prägen, weist

128 DTA, Reg.-Nr. 1798.5, 24.7., 25.6., 2.7. und 15.7.1911.

129 DTA, Reg.-Nr. 1798.5, 2.7., 25.6., 6.7., 24.7. und 21.7.1911.

die von Werner skizzierte Figur Rassiga deutlich über deren Vorstellungswelt hinaus. Sie selbst hingegen mag sich durchaus am bürgerlichen Wertehimmel orientiert haben. So scheint sie die Bezeichnung *bohèmenschaft* für sich explizit abgelehnt zu haben. Das ausschweifende Pariser Künstlerleben war nicht das Ideal der Wahlstraßburgerin.¹³⁰ Welche Leitvorstellungen das Genießen von Luxusgütern und Vergnügungen im Bürgertum stattdessen rahmten, ist Thema der folgenden beiden Abschnitte. Wie ich zunächst ausführe, wurde der bürgerliche Alltag nicht nur von einem Ethos der allgemeinen Arbeitsamkeit und der Gemeinschaftsorientierung begleitet, sondern auch von einem ebenso grundlegenden Mäßigungsideal. Es setzte die Leitlinien für alle Bereiche des Lebens. Wer sich stattdessen ausschließlich der Arbeit oder dem Genuss hingab, setzte nicht nur die Gemeinschaft aufs Spiel, sondern riskierte auch den Verlust der eigenen Gesundheit und schließlich gar die Selbsterstörung.

4. Mäßigung in jeder Lebenslage

Wie ich im ersten Kapitel dargelegt habe, entsprach der Arbeitsalltag der Fabrikantentochter Bader in kaum einer Hinsicht einem Achtstundentag des 20. Jahrhunderts. Ebenso wenig lässt er sich mit dem Ideal des Hausfrauendaseins der 1950er Jahre fassen. Sein sozialer und geografischer Raum war die familiäre Ökonomie des 19. Jahrhunderts. Die Tätigkeiten, die innerhalb dieses Rahmens verrichtet wurden, waren vielfältig, und ihre zeitliche Struktur war durch allerhand Unterbrechungen wie Mahlzeiten, Spaziergänge, Besuche und Gegenbesuche, aber auch die Dauer des Tageslichts geprägt. Darüber hinaus genoss Bader im Jahresverlauf jeweils mehrere längere Aufenthalte außerhalb der Heimatstadt Lahr. Im Sommer 1865 verbrachte sie zusammen mit anderen Familienmitgliedern vier Wochen im Kurort Wildbad im nördlichen Schwarzwald. Hier sollte sich die junge Frau nicht nur von der Bleichsucht erholen, jener auch von Rettberg und anderen Diaristinnen erwähnten »Frauenkrankheit« des bürgerlichen Zeitalters.¹³¹ Explizit grenzte sie den Kuraufenthalt auch von der alltäglichen Hausarbeit ab:

¹³⁰ DTA, Reg.-Nr. 1798.5, 21.7.1911. Zur Bohème vgl. Meyer 2001.

¹³¹ Zu Rettberg vgl. unten; zur Bleichsucht allgemein King 2004; Hardach-Pinke 2000.

Ich will nun allen Staub u. allen Kochdampf preisgeben u. will diesen Aufenthalt recht genießen damit er mir innerlich u. äußerlich zum Wohl gereiche. Alles fliegt aus u. da wollen auch wir nicht hinter dem Ofen bleiben, sondern wollen auch hinaus in die weite weite Welt.¹³²

Baders Leben war also keineswegs ausschließlich durch ein religiös fundiertes, unablässiges Tätigsein im *Schweiß meines Angesichts* geprägt. Explizite Bezugnahmen auf das zeitgenössische Mäßigungsdenken sind von ihr zwar vor allem im Zusammenhang mit jenen Zeiten zu finden, die sie fern der Arbeit verbrachte. »[N]ach all' dem Faulenzen u. dem Pflegen im Bad sehnt man sich wieder nach der täglichen Beschäftigung«,¹³³ schrieb sie nach der Rückkehr aus Wildbad. Doch wie Sarasin argumentiert, ließen sich die »Anforderungen religiöser Demut und religiösen Pflichtbewusstseins« gut mit der »traditionelle[n] Diätetik« vereinbaren, die »immer eine konventionelle Rede der Mäßigung in jeder Lebenslage bereit« gehalten habe. An diesem Mäßigungsdenken hätten sich große Teile des Bürgertums während des 19. Jahrhunderts orientiert. Ihr Arbeitsethos sei deshalb keineswegs durch jenen uneingeschränkten Produktivismus bestimmt gewesen, der dieser Klasse oftmals nachgesagt werde. »Während proletarische Körper übermäßig beansprucht wurden und das Resultat dieses Exzesses augenfällig war«, hätten die zahllosen Hygieneschriften ihr bürgerliches Publikum dazu angeleitet, dem Leben »durch die Abwechslung der Tätigkeit, durch regelmäßige Genüsse neben der Arbeit, durch ausreichend Ruhe und Schlaf und schließlich durch eine zuträgliche Ernährung« ein Gleichgewicht zu geben.¹³⁴ Niemand unter den Verfasserinnen und Verfassern der für diese Studie untersuchten Tagebücher scheint diesem Mäßigungs- und Ausgleichsideal im Sinne einer »konsequenten Methode der ganzen Lebensführung« gefolgt zu sein.¹³⁵ Dennoch spiegelt es sich in ihrem alltäglichen Handeln und ihren Selbstverhältnissen durchaus wider.

Vergnügungen und der Genuss von Luxusgütern waren auch außerhalb der Kuraufenthalte ein wichtiger Aspekt von Baders Leben. Man müsse dies jedoch »piano thun«, betonte sie immer wieder. Nur wer diese Maxime berücksichtigte, durfte die freie Zeit »so recht aus

132 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 9.7.1864.

133 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 9.8.1864.

134 Sarasin 2001, 226 und 321. Vgl. auch ebd., 319; Habermas 2000, etwa 121 f. und 145 ff.

135 Weber 1988, 115.

Herzensgrund« genießen. Jene Bekannten hingegen, die sich dem »rauschende[n] Vergnügen« einer Tanznacht hingaben, notierte die Fabrikantentochter im Frühling 1864, müssten sich anderntags vielleicht fragen, ob sie sich nicht »Vorwürfe zu machen« hätten.¹³⁶ Ganz ähnlich bemerkte auch die eineinhalb Jahrzehnte jüngere Kaufmann einmal, dass sie sich »entsetzlich niedergeschlagen und elend« fühle. »Vielleicht kommt es daher, dass ich gestern Abend im Kasino dem Fastnachtsball ein wenig, natürlich nur passiv, beiwohnte.« Deshalb wünsche sie sich nun, »weit fort von dem Treiben dieser Welt, fort von aller Unruhe und Eitelkeit, fern von aller Sünde und bösen Gedanken« zu sein. »Aber wann werde ich endlich dahin gelangen, daß der köstliche Friede Gottes mich durch und durch durchdringt und ich rein, ganz rein werde?«¹³⁷ Wie beim Arbeitsethos orientierten sich Kaufmann und Bader auch bei der Bewertung von Genuss und Vergnügen an christlichen Werten. »Sich in Weltlust Freude machen // Hat bei Christen keine Statt«, schrieb Letztere im Anschluss an eine sonntägliche Wagenpartie mit dem örtlichen Singverein.¹³⁸ Die Zeilen dürfte sie dem Unterkapitel »Christliche Selbstbeherrschung« aus dem 1836 erstmals veröffentlichten *Christlichen Gesangbuch* des Großherzogtums Baden entnommen haben.¹³⁹

Dennoch wäre es falsch, den jungen Frauen eine einseitige Entsaugungsmoral zu unterstellen. Die von Bader lebhaft geschilderten Eindrücke vom Ausflug mit dem Singverein lassen vielmehr die ganze bürgerliche Ambivalenz bezüglich des Genusses weltlicher Freuden erkennen:

Ich bin sehr müde, nicht von der Arbeit, sondern vom Tanzen u. Amüsiren. Heute hatten wir einen recht vergnügten Tag, es wird zwar nicht ohne Leid u. Vorwürfe vorübergehen, denn keine Freude ist ja rein, alles Vergnügen muß mit Kummer vermischt sein. [...] Herr Debus war mein Tischgenosse u. ich unterhielt mich auch vortrefflich, Theodor Kuen war mir zur Rechten u. sehr aufmerksam. Nach dem Diner wurde getanzt [...], auch mit einem prächtigen Bouquet wurde ich erfreut, man ging in die Kirche [...] sang dazwischen, tanzte auch wieder u. endlich um 6 Uhr ging's an's Abfahren. Ich kam zu Stößer's, die Jagdwägen waren tüchtig besetzt, u. so im vollen Trabe, ein Wagen am andern fuhren wir

136 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 19.7.1868, 3.6.1865 und 9.4.1864.

137 DTA, Reg.-Nr. 1865, 15.2.1885.

138 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 29.5.1864.

139 Evangelische Kirchen-Sektion des Ministeriums des Innern 1836, 190.

davon. Im Ganzen sollen es gegen 20 Wagen gewesen sein. Ich habe mich sehr gut unterhalten, doch es ist Welt u. bleibt Welt.¹⁴⁰

Anstatt sich in der Entsagung von der *Welt* zu üben, schrieb Bader auch am Karfreitag 1877: »[M]öge der Geist Gottes an uns arbeiten, daß wir's würdig genießen können!«¹⁴¹ Ebenso lässt das Gesangbuch im Anschluss an die zitierten Zeilen keinen Zweifel daran, dass es um eine »Mäßigung im Genusse irdischer Freuden« gehe – und nicht um den von Kaufmann beschriebenen völligen Verzicht auf Weltlichkeit und die Suche nach absoluter Reinheit: Es entspreche Gottes erklärtem Willen, dass es den Menschen gut gehe. Nicht nur sollten sie ausreichend zu essen haben, sondern »zum Bedürfnis auch noch Freude für einen jeden Sinn«. Allerdings gelte es, zu jeder Zeit und in jeder Situation Nüchternheit walten zu lassen. Ihr Gegenteil, die Schwelgerei, wurde nicht zuletzt den Tugenden der Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit gegenübergestellt. Sie fördere »Müßiggang, Haß gegen nützliche Geschäfte, Betrug«.¹⁴²

Das Verhindern von Verschwendung, schreibt Sandra Maß, war auch ein wichtiger Aspekt zeitgenössischer geldpädagogischer Debatten: Kinder sollten zu spar- und arbeitsamen Subjekten erzogen werden. Zugleich wurde das Ethos der Mäßigung aber auch als Schutz vor den negativ bewerteten Eigenschaften des Eigennutzes, der Habsucht und des Geizes betrachtet. Das Taschengeld sollte deshalb weder für Süßigkeiten ausgegeben noch gespart, sondern für wohltätige Zwecke oder die Missionsarbeit gespendet werden. »Ach, wie viel wird auch für den Gaumen ausgegeben, wie mancher Noth könnte man damit abhelfen«, beklagte sich etwa Bader.¹⁴³ Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, so argumentiert Maß weiter, seien solche Vorstellungen durch Anleitungen zum richtigen Umgang mit den neu aufkommenden Konsumangeboten ergänzt worden. Der leitende Wert sei aber weiterhin die Mäßigung geblieben.¹⁴⁴

Deutlich erkennbar wird die zentrale Bedeutung des Mäßigungs-ideals nicht zuletzt dort, wo die Diaristinnen und Diaristen den eigenen Genuss gegenüber einem exzessiven Luxusleben abgrenzen. Zwar war die Sommerfrische, wie das Beispiel Baders zeigt, ein wich-

140 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 29. 5. 1864.

141 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, o.D. (»Charfreitag Abend«).

142 Evangelische Kirchen-Sektion des Ministeriums des Innern 1836, 190f.

143 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 17.9.1864.

144 Maß 2009, 63 ff. und 71 ff. Vgl. Maß 2017a; zum Ideal der Sparsamkeit auch Habermas 2000, insbes. 51 (insbes. Fußnote 83) und 101 (Fußnote 41).

tiger Teil des bürgerlichen wie des aristokratischen Kalenders, und auch bezüglich anderer Formen des Umgangs mit der freien Zeit oder des Genusses von Luxusgütern gab es viele Ähnlichkeiten zwischen diesen sozialen Gruppen.¹⁴⁵ Dennoch stellte die Zwanzigjährige im Sommer 1864 das mondäne Leben im Kurort Wildbad, »wo die Eitelkeit u. Genußsucht obenan steht«, explizit jenen Vergnügungen gegenüber, die sie und ihre Familie am selben Ort genossen.¹⁴⁶ Dieselbe Ambivalenz zwischen Lust am Luxus und Distinktion findet sich in den Briefen, die der Zürcher Gymnasiast Lehmann an seine Eltern schrieb. »Hatten wir in Poschiavo schon fein gespeist«, berichtete er aus Pontresina im Engadin, wo seine Reisegruppe an jenem Tag übernachtete, »so übertraf hier die Küche alle Erwartungen: Geflügel von Genf, Filet von Zürich, Lachs aus dem Rhein, Meerfische, die frisch versandt wurden, aus Venedig, allerlei feine Gemüse und süße Speisen, es wollte kein Ende nehmen«. Wie erwähnt, distanzierte er sich im Kurort St. Moritz hingegen, den die Wandergruppe andern tags besuchte, vom *eleganten, geputzten Publikum*, das nur *sitze, gut esse und trinke und ein wenig spazieren gehe*. Konsequenterweise schrieb er nach der »wieder exquisit feinen Table d'hôte in Samaden« am Abend danach: »Wenn es noch ein paar Wochen so fort gieng käme ich als vollendeter Gourmand heim, doch schon in ein paar Tagen sitze ich wieder bei Euch, und genieße Hausmannskost!«¹⁴⁷ Allzu lange und ohne Distanzierung durfte sich ein junger Bürger ein solch mondänes Leben nicht zugestehen.

Das Mäßigungsideal erforderte eine – zumindest rhetorische – Abgrenzung vom Luxusleben. Es verunmöglichte aber keineswegs Genuss und Vergnügen. Was es in allen Bereichen des Lebens zu vermeiden galt, war der Exzess. Was das bedeutete, wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert nicht zuletzt im Kontext der aufkommenden Suchtfrage verhandelt. So heißt es in Eduard Levinsteins viel zitierter Monographie über *Die Morphiumsucht* (1877), dass diese »in die Kategorie der andern menschlichen Leidenschaften, wie übermässiges Rauchen, Spielsucht, Gewinnsucht, Neigung zu Geschlechtsexcessen etc.« falle. In vielerlei Hinsicht gleiche ihr deshalb das »excessiv[e]«

145 Vgl. Geisthövel 2005.

146 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 17.7.1864. Zur bürgerlichen Kritik am aristokratischen Luxus vgl. auch Prein 2005, Kap. 6; Breckman 1991; zu den Überschneidungen »bürgerlicher« und »aristokratischer« Praktiken Schulz 2014, 69ff.

147 DTA, Reg.-Nr. 972 I.1, Briefe vom 26.7. und 28.7.1874.

Trinken.¹⁴⁸ Während ein maßvoller Genuss von Morphin bei Autoren wie Levinstein als kaum denkbar galt, hielten sie dies bei der Geschlechtlichkeit, beim Rauchen und beim Alkohol durchaus für möglich. Vielleicht ist es deshalb kein Zufall, dass Lehmann den Schluss von Horaz' Wettlaufvergleich nicht mehr zitierte. »Meidet so Weib als Wein«, lautet er in der zeitgenössischen Übertragung; und kurz darauf folgt eine Kritik an Dichtern, die gerne in Genüssen schwelgen.¹⁴⁹ In solchen Texten wird jene asketische Steigerung des Mäßigungsdenkens erkennbar, die dieses durch das Ideal der Enthaltsamkeit ersetzte. Dazu scheint sich etwa Lehmanns verehrter Lehrer Friedrich (von) Beust zunehmend bekannt zu haben. »[D]em Wirthshause, seit 1882 jedem Alkoholgenusse fern« geblieben sei er, heißt es im 1903 verfassten Eintrag in der *Allgemeinen Deutschen Biographie*.¹⁵⁰

Auch die Marburger Professorientochter Rettberg war einer ausgewogenen Mischung von Zeiten des Genusses und der häuslichen Arbeitsamkeit keineswegs abgeneigt. Während der ganzen im Tagebuch beschriebenen Zeit zeigte sie sich aber stärker als Lehmann, Bader oder Kaufmann bemüht, sich von den mondänen Beschäftigungen in ihrem sozialen Umfeld abzuwenden. Es gelinge ihr einfach nicht, klagte sie schon im ersten Tagebucheintrag, sich mit den »kleinen alltäglichen Genüssen« zufriedenzugeben.¹⁵¹ Besonders deutlich wird diese Ambivalenz in den Notizen vom Spätsommer 1867. Damals verbrachte sie mehrere Wochen bei ihrer Tante Sidonie Gieseler. Diese war ebenfalls Tochter eines Professors, des Göttinger Theologen und Kirchenhistorikers Johann Karl Ludwig Gieseler (1792-1854).¹⁵² Nach dem frühen Tod der Ehefrau eines wohlhabenden Fabrikbesitzers führte sie dessen Haushalt im elsässischen Guebwiller. Zen-

148 Levinstein 1877, 8f. Zu Levinstein vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, Lemma »Levinstein, Eduard«, <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd136667511.html#adbcontent>>.

149 Kayser 1888, 16f. Vgl. Horaz 2008, V. 419ff.

150 Allgemeine Deutsche Biographie, Lemma »Beust, Friedrich von«, <<https://www.deutsche-biographie.de/gnd135547075.html#adbcontent>>. Zu solchen asketischen Formen des Mäßigungsethos vgl. auch Habermas 2000, insbes. 121ff., 142 und 146ff.

151 DTA, Reg.-Nr. 208 I, 17.2.1865. Zu den Genüssen vgl. etwa ebd., 208 I, 26.4.1866.

152 Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, Lemma »Gieseler, Johann Karl Ludwig«, <<https://www.deutsche-biographie.de/gnd100286097.html#adbcontent>>; Neue Deutsche Biographie, Lemma »Gieseler, Karl«, <<https://www.deutsche-biographie.de/gnd100286097.html#ndbcontent>>.

trales Motiv des Rückblicks auf den dortigen Aufenthalt ist Rettbergs langjähriges Leiden an der Bleichsucht:

Das Leben rauscht dahin, geschwind, voll Vergnügungen, jeden Tag eine neue Zerstreung. Gestern in Esslingen, morgen in Weil, übermorgen nach Ludwigsburg, dazwischen Theater, Opern, herrliche Dinners, Champagnerkorken fliegen. Dies alles ist mir viel zu viel, ich gehe körperlich zu Grunde. In diesem Grade habe ich die Bleichsucht noch nie gehabt. Zwei Treppenstufen bringen mich außer Atem. Was mir natürlich alle Vergnügungen verbittert. [...] In 8 Tagen nun muss ich wieder in die Pension, das wird hart nach allen den Freiheiten sein, doch was kann's helfen, solch ein Herrenleben möchte ich auch nicht immer führen, das passt gar nicht zu mir und ich glaube, wenn ich jetzt in ganz einfachen Verhältnisse zurück kehrte, würde ich mich körperlich besser befinden, denn so schwach war ich noch nicht, so übel und hilflos noch nie.¹⁵³

Schon zwei Jahre früher hatte Rettberg nach einem zweimonatigen Aufenthalt im Elsass ein Fazit gezogen, das deutlich an die Bemühungen Baders und Lehmanns erinnert, sich vom großbürgerlichen oder aristokratischen Luxusleben abzugrenzen. Es sei zwar eine gute Erfahrung gewesen, schrieb die Professorentochter damals, »auch einmal Pracht und Reichtum kennen zu lernen, es gefällt mir, doch möchte ich es nicht für immer so haben. Man verliert ganz die Freude am Kleinen.«¹⁵⁴ Indem sie den *Freiheiten* des *Herrenlebens* nun jedoch zusätzlich die gesundheitlichen Vorteile *einfacher Verhältnisse* gegenüberstellte, wurde die Bleichsucht zur ultimativen Forderung, sich zwischen den beiden Lebensweisen zu entscheiden. Bei aller Lust an Genuss, Vergnügen und geselligem Leben und bei allem Wissen um die soziale Bedeutung von Bällen und Dinners: Ein Luxusleben, wie es im elsässischen Haushalt ihrer Wahrnehmung nach vorherrschte, war für sie schon aus gesundheitlichen Gründen undenkbar. Die Zurückhaltung im Genuss weltlicher Freuden war nicht einfach eine gesellschaftliche Konvention; sie war ein körperliches Gebot.

Das Prinzip der Mäßigung prägte auch das medizinische Wissen über die Bleichsucht. In seinem 1841 in deutscher Übersetzung veröffentlichten Handbuch zur *Behandlung der Frauenkrankheiten* schrieb etwa Marc Colombat de l'Isère, Pariser Arzt und Ritter der Ehren-

153 DTA, Reg.-Nr. 208 I, 23.9.1867.

154 DTA, Reg.-Nr. 208 I, 31.10.1865.

legion, zu den Ursachen der Bleichsucht gehörten unter anderem das weibliche Geschlecht, das Lebensalter der Pubertät und die erblichen Anlagen, ferner »die strenge Enthaltbarkeit oder der Mißbrauch im Genusse der physischen Liebe, der Wittwenstand, die Selbstbefleckung« sowie »übermäßige Anstrengungen, Mangel an Beschäftigung, eine sitzende, erschlaffende, müßige und wollusterweckende Lebensweise.«¹⁵⁵ Sein Londoner Kollege Samuel Fox interessierte sich in seinen zeitgleich ins Deutsche übertragenen *Beobachtungen über die mit dem Namen der Bleichsucht bezeichnete Störung der gesammten Gesundheit des Weibes* hauptsächlich für die körperlichen Vorgänge. Er lehnte die meisten der von Colombat de l'Isère und anderen genannten Ursachen ab und zählte, trotz des Titels seines Buches, auch Männer zu den Betroffenen. Doch pflichtete er seinen Kollegen insofern bei, als auch in seinen Augen »jede das Gemüth heftig erregende oder trübende Ursache leicht Veranlassung zu einer allgemeinen Erkrankung« sein konnte.¹⁵⁶ Dieses Denken war die Grundlage für die Behandlung: Neben allerlei pharmazeutischen Mitteln, Ernährungsvorschriften und Empfehlungen hinsichtlich der klimatischen Bedingungen schrieb Colombat de l'Isère mit direktem Bezug auf das Arbeits- und Körperethos des Bürgertums, dass sich die Kranken »verhältnismäßig einer Beschäftigung hingeben« und viel Bewegung haben sollten.¹⁵⁷ Auch Fox forderte eine »häufige Veränderung« der Luft »durch kleine Reisen, Spazierfahrten etc.« Hingegen sei nichts »so geeignet, die organischen Functionen in Unordnung zu bringen, wie Stubenhüten«.¹⁵⁸

Der Hinweis auf die Gefährlichkeit von Romanen und anderen die Phantasie anregenden Medien fehlte nicht. Betroffenen jungen Mädchen »untersage man die Lectüre schwärmerischer und spannender Romane«, empfahl der Pariser Arzt, sowie »die Besichtigung zweideutiger oder erschütternder Gemälde u. s. w.«¹⁵⁹ Auch die Bemerkungen über die Ätiologie der Bleichsucht mit ihren deutlichen Verweisen auf den Onanie-Diskurs – Baders *heimliche Lust* – sind zweifellos in diesem Kontext zu sehen.¹⁶⁰ Besonders Colombat de l'Isère wandte sich jedoch gegen jene *strenge Enthaltbarkeit* in jeder Lebenslage, die

155 Colombat de l'Isère 1841, 442.

156 Fox 1841, 81. Ähnlich argumentiert auch Heinkelmann 1838, 7f.

157 Colombat de l'Isère 1841, 448.

158 Fox 1841, 43 und 104.

159 Colombat de l'Isère 1841, 448. Vgl. Heinkelmann 1838, 8.

160 Zum Onanie-Diskurs vgl. Eder 2009, Kap. 3; Laqueur 2004, Kap. IV und V; Sarasin 2001, u. a. 69f., 230f., 356ff. und 404ff.

manche Hygieniker des frühen 19. Jahrhunderts dem Mäßigungsgedanken eines Christoph Wilhelm Hufeland ankreideten.¹⁶¹ »Zerstreuungen durch Unterhaltungen aller Art, und wo möglich der Tanz«, stellte der Pariser Arzt unmissverständlich fest, »werden ebenfalls sehr heilsame Dienste leisten.«¹⁶² Allerdings sollten solche Empfehlungen nicht mit Ratschlägen aus jenem Strang der hygienischen Literatur verwechselt werden, für die das Maß der Mäßigung weniger Verzicht und Sparsamkeit waren denn die Suche nach einem individuellen, möglichst intensiven Gleichgewicht der Säfte.¹⁶³ »Wenn indessen auch eine strenge Diät befolgt werden muß«, mahnte Colombat de l'Isère zwar die Berücksichtigung persönlicher Neigungen an, »so ist doch immer eine gewisse Nachsicht in Bezug auf den Appetit zu mancherlei Dingen [...] auszuüben, insoweit dieß nicht Schaden verursacht.«¹⁶⁴ Mit seiner positiven Bewertung maßvoller *Zerstreuungen* war er aber weit davon entfernt, eine Steigerungslogik der Reize zu vertreten. Was in diesen und vergleichbaren Schriften über die Bleichsucht und ähnliche Krankheiten formuliert wird, ist, wie Sarasin formuliert, »ein veritables Mittelstandsprogramm für den Körper.«¹⁶⁵

Die Bürgerinnen und Bürger sollten ein – durchaus nicht für alle gleiches – Mittelmaß finden zwischen dem *Herrenleben* der Aristokratie einerseits und den misslichen Verhältnissen des Proletariats andererseits. In letzterer Hinsicht fehlt denn auch bei Autoren wie Colombat de l'Isère der Hinweis nicht, dass zu den Ursachen der Bleichsucht auch »das Wohnen an niedrig gelegenen, feuchten, kalten Orten, wo keine Sonnenstrahlen hinbringen, wie in Steinbrüchen, Bergwerken, Kerkern, finstern Werkstätten [...] und engen, schmutzigen Straßen« sowie ganz allgemein »die Armuth« zu zählen seien.¹⁶⁶ Dies waren alles andere als jene Umstände, mit denen junge bürgerliche Frauen wie Rettberg und Bader konfrontiert waren, so wenig rosig die finanziellen Verhältnisse Ersterer aufgrund des frühen Todes des Vaters auch waren. Weder kannten sie das Arbeiten in schlecht belüfteten Fabriken aus eigener Erfahrung, noch lebten sie in Großstädten wie dem gemäß Werner »im allgemeinen etwas schmutzigen« München der späten 1890er Jahre oder dem Hamburg der 1910er

161 Sarasin 2001, 212 ff. Zu Hufeland vgl. ebd., 68 ff. und 222 f.

162 Colombat de l'Isère 1841, 448.

163 Sarasin 2001, 176 ff. und 212 ff.

164 Colombat de l'Isère 1841, 448.

165 Sarasin 2001, 236. Vgl. ebd., 238 ff.

166 Colombat de l'Isère 1841, 442. Ähnlich argumentieren auch Fox 1841, 43, und Heinkelmann 1838, 7.

Jahre, das die Lübecker Beamtentochter Jesse beschrieb. »Dann sind wir an einem Sonntagabend in der belebtesten Straße Hamburgs gewesen. Ein unheimlicher Verkehr«, notierte sie nach einem Aufenthalt in der Innenstadt. »Auch verschiedene von den schrecklich düsteren Flets habe ich gesehen. Bleiche hohlhängige Kinder hinter den Fenstern. Gardinen, nur noch schmierige Lumpen. Ganz schrecklich. [...] Oh, wie habe ich mich da auf mein Lübeck gefreut.«¹⁶⁷

Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehenden Großstädte konfrontierten nicht nur ihre Besucherinnen und Besucher mit den Schattenseiten der Industriegesellschaft. Aus diesem Grund verlagerten selbst Teile des Bürgertums, die Geschäft und Wohnsitz in den alten Innenstädten gehabt hatten, Letzteren zunehmend an die Peripherie. Ein Beispiel dafür ist die Leipziger Großbürgerin Limburger von Hoffmann. Neben der Kritik an den gesundheitlichen und sozialen Folgen des Großstadtlebens folgte sie einer Naturbegeisterung, die auch schon frühere Generationen geprägt hatte.¹⁶⁸ Wie ich nun im Schlussabschnitt dieses Kapitels ausführe, handelte es sich dabei um eines jener Gefühls- und Handlungsskripte, die den Bürgerinnen und Bürgern das Auskosten von Vergnügungen und den Erwerb von Luxusgütern erlaubten. Sie definierten jene Situationen und Stationen im Alltag und Lebenslauf, an denen man auch einmal die *Champagnerkorken fliegen* lassen durfte, anstatt immer nur den *kleinen alltäglichen Genüssen* nachzugehen.

5. Kunstgenuss und Amusement: Rahmungen von Vergnügen und Luxus

Einen wichtigen sozialen Rahmen für Vergnügungen und den Genuss von Luxus stellten für die meisten Diaristinnen und Diaristen die Familie und der engere Freundes- und Bekanntschaftskreis dar. »Dies war ein recht schöner Sonntag, zwar etwas weltlich, aber doch in der Familie genossen, wo es einem so recht wohl ist«, notierte Bader nach einer sonntäglichen Eisenbahnfahrt, für die sie sogar »die Kirche schwänzen« musste. Auch am Leben in »Saus und Braus« im Zuge der Feierlichkeiten zum sechzigsten Geburtstag des Vaters konnte sie sich dank dieses sozialen Umfelds unbeschwert erfreuen.¹⁶⁹ Ähnliches lässt

167 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 2.9.1898; Reg.-Nr. 2189.1, o.D. (Herbst 1916).

168 Zur Großstadtkritik vgl. das fünfte Kapitel, Abschnitt 4.

169 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 24.9.1865, 19.7.1868 und 29.5.1864.

sich für die Vergnügen des Landpastors Meisner feststellen. »Lustige Heimfahrt u. eine Flasche Konsumwein zu Vaters Überraschung ausgekneipt«, notierte das Mitglied des örtlichen Konsumvereins nach einem Familienausflug im November 1876 in üblicher Kürze. Ebenfalls »viel Spaß«, unter anderem dank des billigen Bieres, hatten seine Frau Olga und er anlässlich eines gemeinsam mit Freunden unternommen Ausflugs im August desselben Jahres. Und schon während Meisners Zeit als Hauslehrer waren Einladungen bei befreundeten Familien – neben Kneipenbesuchen mit Freunden – ein wichtiger Aspekt des Alltags gewesen. Er habe sich »π gut [sehr gut; pb] amüsiert«, bemerkte er nach einem Kränzchen.¹⁷⁰

Wie Angelika Linke darlegt, hatte das Wort *amüsiert* einen eigentlichen »Signalwert« in bürgerlichen Egodokumenten. Wie kein anderes Konzept habe das Amüsement für »die bewusst gepflegte Geselligkeit« dieser Klasse gestanden. Gelegenheiten dazu gab es viele, von der kleinen Einladung und der Landpartie im Familien- und Freundeskreis über das Essen im Restaurant und den Theaterabend bis zum Ball.¹⁷¹ In ihrem Tagebuch berichtete Olga Meisner geb. Gamke denn auch gleich mehrfach, dass sie sich »sehr gut amüsiert« habe. Dasselbe taten Limburger von Hoffmann, Kaufmann und Werner.¹⁷² Mit der für sie typischen Ambivalenz schrieb selbst Bader, dass sie müde sei *vom Tanzen u. Amüsiren*. Wie sie genau wusste, waren festliche Anlässe wesentliche Bausteine der familiären Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft. Neben den ungeliebten Abendgesellschaften gehörten dazu vor allem die Tanzbälle im Winterhalbjahr. Hier wurde das komplexe Netzwerk jener Beziehungen gepflegt, die nicht zum engen Kreis von Familie und nahen Bekannten gehörten. In einer stark auf persönliche Bindungen bauenden Welt war dies von größter Wichtigkeit.¹⁷³ Diese Bedeutung der bürgerlichen Geselligkeit bekam Werner während seines Aufenthalts im Genf der Jahrhundertwende ebenso deutlich zu spüren wie Rettberg eine Generation früher. Ein Besucher habe »es für eine Unnatur eines jungen Mädchen erklärt, wenn es nicht tanzte«, bemerkte Letztere im März 1865.¹⁷⁴

170 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 20.11. und 8.8.1876, 15.1.1870. Zum Konsumverein vgl. ebd., 27.2.1876; Prinz 1997.

171 Linke 1996, 270ff. (Zitate 271, 273 und 282). Vgl. Elspass 2005, 406ff.

172 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 29.1.1874. Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 3.6.1882; Reg.-Nr. 2153.3, 19.1.1980; Reg.-Nr. 1865, 10.9.1882; Reg.-Nr. 1798.1, 3.3. und 13.11.1897.

173 Vgl. etwa Sarasin 1997, 163ff., 202f. und 212f.

174 DTA, Reg.-Nr. 208 I, 26.3.1865.

Das Amüsement war eines jener Gefühls- und Verhaltensskripte, die es dem Bürgertum erlaubten, dem Genuss zu frönen und Vergnügungen nachzugehen. Entsprechend signalisierte man mit der Verwendung dieser Begrifflichkeit im Tagebuch, dass man sich in der Vergangenheit richtig verhalten hatte. Das Amüsement steht damit in einem engen Bezug zur Frage nach dem echten Vergnügen. Durch seinen Fokus auf das »Begnügen und Beschränken«, argumentiert Jens Wietschorke, unterschied sich dieses vom falschen, unersättlichen Vergnügen der Unterklassen. Deren rein sinnliches, auf den Moment ausgerichtetes und zum Exzess neigendes Verhalten – die »Vergnügungssucht«, wie es in Johann Georg Krünitz' *Ökonomischer Encyclopädie* aus dem Jahr 1852 heißt – hatte eine Bürgerin, ein Bürger nach Kräften zu meiden. Echtes Vergnügen diene einem Zweck, insbesondere der Bildung der Persönlichkeit, und reichte insofern über den Moment hinaus.¹⁷⁵ Letzteres lässt sich von der Mehrzahl der in den untersuchten Tagebüchern beschriebenen Amüsements freilich kaum behaupten. Wichtiger war hier der soziale Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft. Er sorgte dafür, dass ein echtes Vergnügen war, was von außen betrachtet als Exzess erscheinen mochte.

Während das Amüsement vor allem der Reproduktion der bürgerlichen Gesellschaft diene, stand die Bildung im Zentrum eines zweiten Gefühls- und Verhaltensskripts: des Kunst- und Naturgenusses.¹⁷⁶ Die von ihm bevorzugte »Art sich zu vergnügen« sei »zugleich Cultur«, hatte schon Immanuel Kant in seiner Schrift *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* aus dem Jahr 1798 geschrieben. Es sei die »Vergrößerung der Fähigkeit, noch mehr Vergnügen dieser Art zu genießen; dergleichen das mit Wissenschaften und schönen Künsten ist.«¹⁷⁷ Gut sieben Jahrzehnte später lässt sich diese Form des Vergnügens in Lehmanns amateurbotanischer *Liebe zu Natur und zu den Wissenschaften* erkennen. Aus dieser Perspektive wäre die Abgrenzung der eigenen sportlichen Leistung von den Spaziergängen des *eleganten, geputzten Publikums* in St. Moritz gar nicht nötig gewesen. Solange sie – wie es während der unter Lehrer Beusts Leitung stehenden Alpenreise zweifellos der Fall war – mit einem Ausflug in die

175 Wietschorke 2013 (Zitat: 50). Vgl. auch Bausinger 2013.

176 Zum bürgerlichen Naturverständnis vgl. Geulen 2000.

177 Kant, Immanuel (1839 [1798]), *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, in: Immanuel Kant's Schriften zur Anthropologie und Pädagogik. Nebst einer Sammlung von Briefen und öffentlichen Erklärungen und einem chronologischen Verzeichnisse sämtlicher Schriften Kant's, Leipzig: Modes und Baumann, 113-377, zit. n. Wietschorke 2013, 50.

Natur oder in die Welt von Kunst und Wissenschaft verbunden waren, boten Schlemmereien wie jene in Poschiavo, Pontresina und Samaden und andere Praktiken des Genießens kaum einen Anlass für moralische Beunruhigung.

Der Kunst- und Naturgenuss stellte nicht nur einen Rahmen für solche Genusspraktiken dar, er leitete auch das Empfinden der Bürgerinnen und Bürger an. Bader konnte nicht nur deshalb mit ungeteilter Freude auf ein Konzert im Baden-Badener »Conversations-saal« zurückblicken, weil es »von den vornehmsten Badgästen« besucht worden war. Das Skript des Kunstgenusses ermöglichte es ihr auch, die gewohnte Zurückhaltung abzulegen. Die Darbietung könne »wirklich nicht leicht übertroffen werden«, schrieb sie begeistert, »ach es war herrlich, diese Macht u. Gewalt in der Musik machte einem angst u. bang [...]. Ach Musik ist die Seele des Menschen, es ergreift sie bis in's Innerste«. ¹⁷⁸ Ganz ähnlich berichtete Werner, dass Richard Wagners *Tannhäuser* (1845) einen noch »viel mächtigeren, unvergleichlichen Eindruck« hinterlassen habe als Ludwig van Beethovens *Fidelio* (1814). Geradezu »entzückt« sei er gewesen, »von der Leidenschaft des Sängers mitfortgerissen« und »[g]ar nicht mehr ich selbst«. ¹⁷⁹ Der Kunst- und Naturgenuss erlaubte, ja erforderte körperliche Ausnahmezustände. Er führte zu einmaligen »Empfindungen« oder – bei bergsteigerischen Leistungen etwa – gar zu Rauschzuständen, die die Effekte von Opium und Haschisch weit hinter sich ließen. ¹⁸⁰ Sein Gegenteil war die von Lehmann abgelehnte *reine Unterhaltungslektüre*. »[O]hne irgend welchen geistigen Gewinn« seien zwei junge Wanderer nach Hause zurückgekehrt, warnte die *Schweizer Familie* noch kurz nach der Jahrhundertwende vor den Gefahren unbedarften Reisens. Sie hätten »weder für landschaftliche Reize, noch für die Erzeugnisse menschlicher Kunst Sinn und Interesse« gehabt, und so sei »ihr Sinnen einzig auf sinnliche Genüsse und Lustbarkeiten gerichtet« gewesen. ¹⁸¹ Wer sich von solchen Angeboten *bis in's Innerste* ergreifen ließ, hatte den Weg zum echten Vergnügen verlassen.

Entsprechend aufgewertet werden mussten Vergnügungen, deren künstlerischer Wert zweifelhaft war. Ein Beispiel ist der Circus Renz,

178 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 1.8.1865.

179 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 1.10.1899.

180 Hettling 1998, 19; Rindlisbacher/Locher 2018, insbes. 94. Zur Unterscheidung von inneren Empfindungen und äußeren Erlebnissen vgl. das fünfte Kapitel, Abschnitt 2.

181 »Waldschulmeister« im Emmental 1903, 115.

den der dreiundzwanzigjährige Meisner im September 1870 während einer dreitägigen Reise in die Großstadt Dresden besuchte¹⁸² und dessen in Leipzig gezeigter »Königin von Abyssinien« die *Gartenlaube*, dieses Leitblatt gebildeten Vergnügens, ein halbes Jahrzehnt später einen ausführlichen Bericht widmete (vgl. auch Abb. 2.2). Hier fällt zunächst die Begeisterung des anonymen Verfassers auf. »Die Wirkung dieses den Circus mehrmals umkreisenden Zuges ist großartig, und bei der blendenden elektrischen Beleuchtung geradezu märchenhaft«, heißt es über das Finale. »[K]ein Wunder daher, daß, wenn der Letzte des Zuges verschwunden ist, der Beifall donnernd losbricht und, so viel ich bisher in Hamburg, Berlin und Leipzig beobachtet habe, der Director Renz stets dreimal gerufen wird.« Im gesamten Text lässt sich zugleich ein Bemühen erkennen, die Darbietungen als außerordentliche künstlerische Leistungen zu beschreiben. Schon im ersten Absatz wird der Vorwurf der »Reclamemacherei« explizit zurückgewiesen. Besonders prägnant ist jedoch vor allem der Schluss: Wer daran zweifle, »daß sich auch in solchen Leistungen eine geniale Thätigkeit entwickeln läßt, weil er sie für nichts weiter als Routine hielt«, solle sich die Vorstellung selbst ansehen. So werde man »seine Ansicht sicher berichtigen und gewiß mit uns darin übereinstimmen, daß jetzt der Circus Renz einzig in seiner Art und der Leiter desselben in seinem Berufe ein Genie ersten Ranges ist.«

Über solche Berichte informierten illustrierte Zeitschriften wie die *Gartenlaube* ihre Leserinnen und Leser über die Angebote der noch jungen Unterhaltungsindustrie. Zugleich gaben sie ihnen Argumente an die Hand, um diese als echte Vergnügungen zu genießen. Wenn ein Künstler so *genial* war wie Renz, durfte man auch eine ebenso große Begeisterung empfinden, selbst wenn das Programm zuvor schon von zehntausenden anderen gesehen worden war. Und nicht zuletzt brauchte man den erotischen Inhalt nicht zu verbergen: »[E]in Corps reizender Jägerinnen tritt mit Pfeil und Bogen auf, prachtvoll, aber zugleich praktisch zur Jagd gekleidet, indem alle Kleidungsstücke möglichst eng anschließen.«¹⁸³

Ein gutes Beispiel für die Ambivalenzen bürgerlichen Genießens ist auch der Bericht der Kaufmannstochter Kaufmann über einen Aufenthalt in Basel im Herbst 1884. Der familiäre Kontext blieb dadurch gewahrt, dass sie von einer der Schwestern begleitet wurde. In Basel wohnten die beiden zudem bei »liebenswürdigen Verwandten«, mit

182 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, 9.9. und 10.9.1870.

183 N.N. 1876, 338 und 340.



Abb.2.2: Illustration zum Artikel »Die Königin von Abyssinien« in der *Gartenlaube* (1876).

denen es »wunderschön, lustig und unterhaltend« war. Zusammen mit ihren Basen und Vettern genossen sie »Abwechslung auf Abwechslung, Vergnügen auf Vergnügen«. Mehrmals gingen sie zur großen Herbstmesse dieser nach Straßburg zweitgrößten Stadt im Umkreis Lahrs. »Ungemeines Leben« habe dort geherrscht, schrieb Kaufmann mit der für das zeitgenössische Bürgertum typischen Mischung aus Faszination und Ablehnung. »[R]ingsum unausstehliches Dudeln der vielen Buden, Carussellen, Moritaten, Casperletheater, Instrumente usw. gellte einem den ganzen Tag in die Ohren, daß einem fast Hören und Sehen vergehen mochte.« Besonders auffällig ist dabei der Unterschied zwischen der Beschreibung des Besuchs »gar manche[r] Hütten« einerseits und von Konzerten und Opern andererseits. Angebote wie »Variété-Theater, Wachsfigurenkabinett, Steinkohlenbergwerk und Menagerie«, in der »ein junges Mädchen in den Hyänen und ein junger Mann in den Löwenkäfig eintraten und mit den wilden Bestien spielten«, werden bloß aufgezählt. Entsprechend fehlen im Zusammenhang mit »diesem weniger idealen Genuss« Hinweise auf Emotionen. Nicht so beim »höhere[n] höchst interessante[n] Kunstgenuss« des »berühmten Klavierkünstlers« und Liszt-Schülers Eugen d'Albert (1864-1932), der damals gerade seine ersten eigenen Kompositionen veröffentlichte: »In der Tat ein gewaltiges geniales Spiel dieses kleinen unscheinbar aussehenden fast knabenhaften jungen Mannes.

So muß Liszt früher gespielt haben, dachte ich bei den wilden, ganz dämonisch klingenden Chopin'schen und Lisztschen Weisen.« Kaum anders klingt der Bericht über ihren ersten Abend in der Oper. Hier sah sie *Faust und Margarete* (1859) von Charles François Gounod, eines der meistgespielten Stücke jener Jahrzehnte. Außerordentlich beeindruckend seien verschiedene Szenen gewesen, »und dann zuletzt, als die Verwandlung vor sich ging und Gretchen umgeben von zwei Engeln dem Himmel zuschwebte, die Stadt mit ihren Türmen im letzten Sonnenschein vergoldet unter ihnen lag, ja das war toll.«¹⁸⁴ So faszinierend die *weniger idealen* Vergnügen auch gewesen sein mögen: In Kaufmanns Tagebuch wurden nur jene Eindrücke verzeichnet, die der *Kunstgenuss* hinterlassen hatte.

Während Bürgerinnen und Bürger jeden Alters von Kunst und Natur *bis in's Innerste* ergriffen wurden, war die Liebe in erster Linie den Jungen vorbehalten. In kaum einem Jugendtagebuch fehlen schwärmerische Passagen über – oft unerwiderte oder unmögliche – Liebesbeziehungen. Die Liebe zu Gott prägt vor allem die Texte junger Frauen. Bader etwa erzählte von ihrer »glühenden, ersten Liebe«. Sie wolle sich, so bemerkte sie mit größter Leidenschaftlichkeit, »mit aller brünstigen Liebe dem Herrn hingeben«. Deutlich zurückhaltender, aber doch mit *heimwebigem Herzen*, berichtete sie über eine *auf ewig unvereinbare* Beziehung zu einem jungen Mann. Als »dies felix« bezeichnete selbst der wortkarge Hauslehrer Meisner die Tage, an denen er Marie traf. Mit dieser hoffte er, seinen »L-Plan« umsetzen zu können. Ob die Abkürzung für einen Lebens- oder einen Liebes-Plan steht, lässt sich nicht bestimmen. Da sein Gegenüber gerade erst dreizehn Jahre alt geworden war, so sinnierte er an einer anderen Stelle, würde er noch einige Jahre »frei bleiben« und sich die eine oder andere Poussade gönnen können. Der Unterschied zwischen den knappen Hinweisen darauf und den ausführlichen Beschreibungen der Liebe zur »kleinen reizenden hirschaugenschlaun« Marie ist dabei deutlich zu sehen.¹⁸⁵

Vor dem Hintergrund solcher Textpassagen sollten die zeitgenössischen Bemühungen, besonders bei den Frauen *die Lectüre schwärmerischer und spannender Romane* zu unterbinden, nicht über eines hinwegtäuschen: Bei der jugendlichen Liebe handelte es sich um ein

184 DTA, Reg.-Nr. 1865, November 1884. Zu d'Albert vgl. Wikipedia, Lemma »Eugen d'Albert«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Eugen_d%E2%80%99Albert>; zu Gounods Oper Wikipedia, Lemma »Faust (Gounod)«, <[https://de.wikipedia.org/wiki/Faust_\(Gounod\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Faust_(Gounod))>.

185 DTA, Reg.-Nr. 11116 I.2, 15.7. und 10.9.1865, 29.12.1869 bis 17.1.1870.

weithin akzeptiertes Verhaltens- und Gefühlsskript. Das ist auch Niklas Luhmanns These entgegenzuhalten, der intellektuelle Anspruch der Liebe der Romantik sei im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts verloren gegangen und diese »ins Triviale« gewendet worden; der Zweck der heutigen romantischen Liebe bestehe hauptsächlich darin, Waren zu konsumieren.¹⁸⁶ Aus sozialgeschichtlicher Perspektive stellt sich vielmehr die Frage, ob es nicht schon in der Romantik eine zentrale Funktion der Liebe gewesen ist, einen Rahmen für Praktiken des Genusses und das Innerste ergreifende Emotionen zur Verfügung zu stellen.

Ergänzt wird dieses Verhaltens- und Gefühlsskript der Liebe in vielen Tagebüchern durch ein ausgesprochenes Pathos der Jugendlichkeit. Von der Jugend als der »schönsten Lebensperiode« sprach Lehmann.¹⁸⁷ Und der zwanzig Jahre jüngere Hampe erklärte: »Auch ich erfuhr einmal die Zauber goldiger Jugend! Ich mißte ihn schon allzu lange! Erhaltet mir den Teuren, ihr Götter!«¹⁸⁸ Ganz in diesem Sinne kommentierte Bader die Heiratspläne der Brüder: »[Ü]berall regt sich, die Jugend fühlt eben jugendlich u. denkt an Poesie u. Liebe«. Über sich selbst bemerkte sie immer wieder, dass sie einen »schönen Jugendsonntag« oder »glückliche Jugendjahre« verlebt habe. Wie bei anderen Diaristinnen und Diaristen ist mit solchen Bemerkungen oftmals die Feststellung verbunden, dass die Jugend nur eine kurze Phase im Leben sei. Sie vergehe unwiederbringlich, um dem beschwerlichen Erwachsenenleben und dem Verfall Platz zu machen. So würden schließlich alle »einsehen, daß die Jugendträumereien aufhören müssen u. man je älter man wird, den Ernst u. den Zweck des Lebens kennen lernen muß«. Im 1870 verfassten, letzten Eintrag des ersten Tagebuchs schrieb Bader entsprechend, dass zwischen dessen Deckeln »viel viel Jugendlust, Übermuth, u. manche fröhliche Stunde [...], aber auch manche thränenreiche Zeit verzeichnet« sei. Das Buch selbst wolle sie nun ins »Meer der Vergangenheit u. in des Herrn Hände« legen. Im Alter solle es ihr dann »noch manche Stunde in der Erinn' rung versüßen, wenn vielleicht Viele, die darin verzeichnet sind nicht mehr hinieden wallen – in des Herrn Hände lege ich meine Zukunft! Er wird's wohl machen!«¹⁸⁹ Sie war nun sechsundzwanzig Jahre alt und sollte sich ein gutes Jahr später verloben.

186 Luhmann 2001, 134. Vgl. zu Letzterem auch Bänziger 2009; Illouz 2003.

187 DTA, Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 1).

188 DTA, Sig. 3460.2, 2. 12. 1894.

189 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 13. 10. 1868, 30.6. 1867, 19.7. 1868, 1. Advent 1864 und 2.2. 1870.

Noch ganz mit dem Pathos der Jugendlichkeit hatte die Kaufmannstochter drei Jahre zuvor geschrieben, dass sie »eine prächtige Jugendreise gemacht« und »so recht im vollen Maaße genossen« habe. Tatsächlich konnte sie von einem außergewöhnlichen Ereignis berichten. In Begleitung von Tante und Schwester, also im sozialen Rahmen der Familie, hatte sie im Sommer 1867 Paris und die dortige Weltausstellung besucht. Nach der Rückkehr hielt sie ihre Eindrücke im Tagebuch fest. Ein prägnanteres Beispiel für die Ambivalenz, mit der bürgerliche Reisende den vielfältigen Vergnügungsangeboten ihrer Zeit begegneten, lässt sich kaum denken. Zum Abschluss dieses Abschnitts sei der Eintrag deshalb etwas ausführlicher zitiert:

Alles, was sich mir merkwürdiges darbot, mit den Augen verschlungen u. nun sehr befriedigt von der Reise zurückgekommen. Paris, die große Weltstadt, im wahren Sinn des Wortes, bietet so viel Sehenswerthes, daß man nur in größter Eile Alles durchnehmen muß, die Ausstellung ist so großartig, daß man oft mit Staunen vor einem Gegenstand steht, u. fragen muß: ›ist das Menschenwerk?[, daß dabei viel eitle Ehre, Augenlust u. – Fleischeslust dabei ist, läßt sich kaum absprechen, ja, wir müssen lange, lange Zeit dem Herrn loben u. danken, daß Er uns so viel Liebes geschenkt hat. In Ostende durften wir das gewaltige Meer mit seinen Wellen u. Wogen bewundern, das so viel Abwechslung u. Großartigkeit mit sich bringt (Seebad, Meerfahren), dann wie lieblich ist's am rebenumkränzten Rheinstrom mit seinen Ruinen, Felsen u. Klippen, wie mächtig spricht [?] da Gott der Herr durch die großartige Natur, ja, es war ein Traum, nur die Erinnerung bleibt.¹⁹⁰

Wenn sich Bader vom *Merkwürdigen* und *Sehenswerthen* der *Weltstadt* und von der *Großartigkeit* des *gewaltigen Meeres* beeindruckt zeigte, stützte sich ihr Bericht erstens auf das Skript des Kunst- und Naturgenusses. Wie sehr ihre Wahrnehmung davon geprägt war, zeigt auch die Rheinromantik, derer sie sich zur Beschreibung der Rückreise bediente. Der *rebenumkränzte Rheinstrom mit seinen Ruinen, Felsen u. Klippen* war damals ein verbreiteter Topos.¹⁹¹ Zweitens werden die Eindrücke durch die Bemerkung entschärft, dass letztlich alles nur ein *Traum* sei. Dass Bader die Reise trotz *viel eitler Ehre, Augen-*

190 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 10.8.1867. Ähnlich äußerte sie sich auch am 26. 3. 1867 über einen Ausflug nach Karlsruhe. Zu den Weltausstellungen vgl. das vierte Kapitel, Abschnitt 2.

191 So in einer Biografie des Demokraten Karl Böhme (1809-1864) in der *Gartenlaube* (vgl. Rödiger 1872).

lust u. Fleischeslust in vollen Zügen genießen konnte und durfte, ermöglichte drittens die Versicherung, dass aus *Natur* wie *Menschenwerk* letztlich immer Gottes Liebe spreche. »[D]as Einzige ist jetzt nur«, hatte sie schon vor der Abreise nach Paris geschrieben, »daß wir uns, Leib u. Seele dem Herrn in Seine Hand geben, damit Er uns führe, leite u. wir mit Ihm u. mit reinem Herzen Alles sehen u. genießen«. ¹⁹² Mit alledem stellte die Fabrikantentochter sicher, dass das Tagebuch auch *im späten Alter noch manche Stunde in der Erinnerung versüßen* konnte. In jenen Stunden würde sie nicht nur wissen, wie es 1867 in Paris, Ostende und am Rhein ausgesehen hatte. Dank des emotionalen Skripts des Kunst- und Naturgenusses würde sie auch ihre damaligen Empfindungen wieder aus dem *Meer der Vergangenheit* hervorholen können.

Luxus und Vergnügen, das zeigen diese Beispiele, gehörten wesentlich zum bürgerlichen Alltag. Zur Analyse dieser Praktiken und der entsprechenden Werte trägt die Unterscheidung von Konsumtion und Produktion kaum etwas bei. Charakteristisch war vielmehr, dass sie durch den sozialen Rahmen von Familie und Freundeskreis sowie durch die Verhaltens- und Gefühlsskripte des Amüsemments, des Natur- und Kunstgenusses, der (Gottes-)Liebe und der Jugend bestimmt waren. Dieser Kontext erlaubte es den Angehörigen des Bürgertums, sich zu vergnügen und große Gefühle zu erfahren, ohne den Forderungen des Arbeitsamkeits- und Mäßigungsethos zuwiderzulaufen. Oder, um eine klassische Begrifflichkeit der Bürgertumsforschung zu verwenden: Er erlaubte es ihnen, dem Ideal der rationalen Lebensführung nachzuleben.

Diesem Wertehimmel ihrer Herrschaften ausgesetzt waren auch jene unzähligen Frauen und Männer aus den unteren Klassen, die ihren Lebensunterhalt als Bedienstete bestritten. Ihre Tagebücher stehen am Anfang des dritten Kapitels, in dem ich nach den Arbeitsvorstellungen des Gesindes, des Handwerks und der Industriearbeiterschaft frage. Dabei gilt es insbesondere das mit der These von der rationalen Lebensführung verbundene Argument zu differenzieren, dass es im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu einer Diffusion des bürgerlichen Arbeitsethos in die unteren Klassen gekommen sei. Vom abstrakten Arbeitsamkeitsethos des Bürgertums, so argumentiere ich, unterschieden sich die arbeitsbezogenen Leitvorstellungen des Handwerks und von Teilen der Arbeiterschaft durch eine größere Bedeutung der Produkte beziehungsweise der industriellen Produktion und

192 DTA, Reg.-Nr. 11116 I.2, 12.7.1867.

Produktivität. Mit Letzterer war das Leistungsdenken des 20. Jahrhunderts deutlich leichter vereinbar als mit dem bürgerlichen Streben nach dem Außerordentlichen. Damit zeigt sich, dass dem in vielerlei Hinsicht vergleichbaren Leben breiter Bevölkerungsschichten des mittleren 19. Jahrhunderts – dem im ersten Kapitel beschriebenen Alltag der familiären Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft – nur teilweise ein gemeinsamer Vorstellungshorizont entsprach.



Dienst, Produkt und Leistung

Arbeitsbegriffe der Unterklassen

»Die Gesamtheit der Dienstboten befindet sich in permanenter Bewegung, in fortwährender Fluctuation«, schrieb der linksliberale Ökonom Oscar Stillich in seinem Bericht über *Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin* aus dem Jahr 1902. »Die Dienstboten sind die ›Zigeuner der Nation«. Etwas ganz Analoges haben wir bei den gewerblichen Arbeitern der Großindustrie. Sie sind alle mobilisiert.«¹ Ein Mittel gegen die damit einhergehende Dienstbotennot – die schwierige Suche nach Bediensteten und deren häufige Stellenwechsel –, erklärte sein Grazer Kollege Karl Schwechler ein Jahr später, sei eine systematischere »Erziehung zu ihrem Berufe«.² Noch 1966 war in einer im Auftrag des Rationalisierungs-Kuratoriums der deutschen Wirtschaft verfassten Studie zu lesen, dass die Fluktuation »vielen Betrieben seit langem ernste Sorgen« bereite und »sicherlich keine kurzlebige Erscheinung« sei. Unter den eher knapp formulierten Empfehlungen findet sich an prominenter Stelle der Hinweis, dass »ein Ausbau der ja ganz zu Unrecht oft als unnötiges Residuum vergangener Perioden bezeichneten Arbeitsverwaltung« zu diskutieren sei. Besonders aber sollten die Schulen und Medien darauf verpflichtet werden, »dem einzelnen Arbeiternehmer« jene »Richtgrößen« zu vermitteln, »an denen er sich und sein Verhalten besser als bisher orientieren kann«.³ Ein beredtes Zeugnis solcher Bemühungen legen Tausende von Schulaufsätzen ab, die auf Anregung des Erziehungswissenschaftlerpaares Wilhelm und Elfriede Roessler in den 1950er Jahren verfasst wurden.⁴ Anhand von Themen wie »Mein Arbeitsplatz« und »Wie stelle ich mir meinen zukünftigen Beruf vor?« sollten die Schülerinnen und Schüler lernen, die Arbeit im Betrieb zu einem wichtigen Aspekt ihres Selbstverhältnisses zu machen.

- 1 Stillich 1902, 266. Ich danke Jessica Richter für diesen und den folgenden Hinweis.
- 2 Schwechler 1903, 22 (Hervorhebung i.O.). Zur Bedienstetenmobilität vgl. auch Wierling 1987, Kap. III.
- 3 Lutz/Weltz 1966, 7, 18 und 185. Zur deutschen Arbeitsverwaltung in der Nachkriegszeit vgl. u.a. Wiede 2013; Meskill 2010, Kap. 6; Schmuhl 2003, Teil III.
- 4 Roessler 1958. Vgl. dazu Abels/Krüger/Rohrmann 1989.

Diese Beispiele belegen vor allem eines: Noch in den 1960er Jahren teilten viele die Meinung früherer Beobachterinnen und Beobachter, dass die Arbeit keineswegs für alle Arbeitenden eine zentrale Bedeutung hatte. Über die Gründe der Fluktuation hingegen geben solche Äußerungen kaum Auskunft. Noch weniger informieren sie über die Vorstellungen, die die Arbeiterinnen und Arbeiter in der Industrie und im Gewerbe tatsächlich von ihrer Tätigkeit in den Haushalten, Fabriken, Werkstätten und Büros hatten.⁵ Dieser Thematik, den Praktiken des Lebensunterhalts und den damit verbundenen Leitbegriffen nicht-bürgerlicher sozialer Gruppen, widmet sich das vorliegende Kapitel. Dabei frage ich nicht nur nach Unterschieden zum bürgerlichen Arbeitsamkeits- und Mäßigungsethos, sondern auch nach Gemeinsamkeiten und Transferprozessen, die sich seit dem mittleren 19. Jahrhundert beobachten lassen. Im Zentrum der Darstellung stehen zunächst jene beiden Bevölkerungsgruppen, aus denen eine nennenswerte Zahl diaristischer Medien überliefert ist: weibliche Bedienstete einerseits und männliche Handwerksgesellen andererseits. In letzterer Gruppe war das Führen eines Reisetagebuchs schon zu Beginn des Untersuchungszeitraums dieser Studie üblich. Bei Ersteren hingegen scheinen sich diaristische Praktiken erst um 1900 verbreitet zu haben, im Zuge eines allgemeinen Booms des Mediums Tagebuch.⁶ Durch eine vorsichtige Kontextualisierung lassen sich auf dieser Basis dennoch einige Schlüsse ziehen, die auch für die Jahrzehnte davor Gültigkeit haben dürften.

Aufgrund ihrer weitreichenden Einbindung in den Arbeitgeberhaushalt waren die Bediensteten in einem besonderen Maße mit der Lebenswelt ihrer Herrschaften konfrontiert. Vor diesem Hintergrund gehe ich im ersten Abschnitt dem komplexen Verhältnis von Alltag und arbeitsbezogenen Werten nach, das eine ehemalige Weißnäherin aus Schlesien während ihrer Zeit in einem englischen Oberklassenhaushalt schilderte. Das nicht zuletzt in christlichen Texten propagierte Ethos des liebenden Dienstes und der gegenseitigen Verpflichtung von Herrschaft und Gesinde, so lege ich dar, war auch für sie leitend. Es erschwerte den Widerstand gegen schlechte Arbeitsbedingungen, verunmöglichte ihn aber nicht. Thema des zweiten Abschnitts sind die Arbeitsvorstellungen von Handwerksgesellen seit dem mittleren 19. Jahrhundert. Wie die Forschungen der vergangenen Jahrzehnte

5 Vgl. am Beispiel der Roeßler-Aufsätze Bänziger 2016, 47ff.; allgemein Welskopp 2016.

6 Vgl. das sechste Kapitel, insbes. Abschnitt 3.

gezeigt haben, unterschieden sich diese nicht nur aufgrund ihrer spezifischen Klassenlagen vom Bürgertum, sondern auch durch ihr am Produkt orientiertes Arbeitsethos. Diese Vorstellungswelt, so argumentiere ich, war in den Jahrzehnten um 1800 noch von kleinen Fabrikanten und Händlern geteilt worden. Im Zuge der Abkehr von handwerklich-kleingewerblichen Tätigkeiten verlor sie jedoch im Bürgertum des 19. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung. An die Stelle des Produkts traten hier die im zweiten Kapitel beschriebenen, abstrakteren Leitvorstellungen der Arbeitsamkeit und der Mäßigung.

Wie ich im dritten Abschnitt weiter ausführe, lässt sich dieser Prozess an den nationalökonomischen Produktivitätsdebatten beispielhaft nachvollziehen. Parallel dazu kam es zu einer Idealisierung des Handwerks durch das Bürgertum. Davon profitierten einige kunsthandwerkliche Berufsgruppen. In anderen Wirtschaftsbereichen hingegen geriet das handwerkliche Produktethos durch die industriellen Arbeitsbedingungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Druck. Es wurde durch ein Produktions- oder Produktivitätsethos ersetzt, das sich nicht mehr am Einzelprodukt, sondern an qualitativ hochstehender Massenware orientierte. Im Vergleich zum im zweiten Kapitel beschriebenen bürgerlichen Begriff des Außerordentlichen erwies es sich als deutlich kompatibler mit dem in den Jahrzehnten um 1900 aufkommenden Effizienz- und Leistungsdenken. Auf Letzteres gehe ich im vierten Abschnitt ein. Am Beispiel eines Handelsreisenden beschreibe ich die Angestelltenschaft als wichtige Trägerin dieser arbeitsbezogenen Leitvorstellung des 20. Jahrhunderts.

1. Liebe und Widerstand: Eine Weißnäherin wird Maid

Nach dem frühen Tod ihrer Eltern – der Vater war ein einfacher Weichensteller im niederschlesischen Landkreis Lauban (heute Lubań) gewesen, wo auch das Pastorenehepaar Olga Meisner geb. Gambke (1849-1909) und Julius Meisner (1847-1919) lebte – finanzierte Agnes Vorwerk (1879-1964) ihren Lebensunterhalt zunächst als Weißnäherin.⁷ Bald gab sie diese Tätigkeit jedoch auf, um Dienstbotin zu werden. Der Hintergrund für diesen Schritt, ob Letzteres etwa besser bezahlt wurde, lässt sich nicht mehr eruieren. Ungewöhnlich war er

7 DTA, Reg.-Nr. 61, biografische Notiz von Vorwerks Tochter. Die Weichensteller gehörten zu den am schlechtesten bezahlten Beamten des »unteren« Dienstes (Treue 1992, 566).

jedoch nicht, wie die Forschung und andere Tagebücher zeigen.⁸ Dies gilt auch für die Tatsache, dass Vorwerk im Alter von dreiundzwanzig Jahren eine Stelle als Maid in einem Oberklassenhaushalt in der Nähe von Liverpool annahm.⁹ Gefunden haben dürfte sie die Stelle über eine jener privaten Arbeitsvermittlungsgagenturen, die es damals nicht nur in größeren Ortschaften gab.¹⁰ Die Gründe für die Auswanderung lassen sich ebenfalls nicht mehr rekonstruieren. Allgemein wurde transnationale Mobilität jedoch selten ausschließlich durch Push-Faktoren wie die materielle Notwendigkeit und andere Zwänge oder das Vorhandensein einer Mobilitätskultur bestimmt.¹¹ Wie Briefe von Migrantinnen und Migranten zeigen, hatten viele andere Ziele als aus einer ausweglosen »heimischen Misere zu entkommen«.¹²

Während ihres Englandaufenthalts arbeitete Vorwerk für zwei verschiedene Herrschaften. Der Kontrast zwischen dem langen Leiden am ersten Ort und der im Tagebuch nur noch knapp beschriebenen zweiten Stellung könnte kaum größer sein. Ihr Tagebuch zeugt damit von den sehr unterschiedlichen Lebenssituationen, mit denen Bedienstete konfrontiert waren. Gerade deshalb dürften ihre Erlebnisse, insbesondere die inneren Konflikte, in die sie während ihrer Tätigkeit im ersten Haushalt gestürzt wurde, einen guten Einblick in das Selbstverhältnis einer Dienstinne des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ermöglichen. »Durch das herumreisen kann ich so recht den Unterschied kennen lernen«, stellte die junge Frau denn auch selbst fest. Wie sie sich ein ideales Dienstverhältnis vorstellte, lässt sich auf Basis ihrer Notizen über die zweite Stellung skizzieren: »Ich bin so glücklich hier«, fasste sie nach knapp zwei Monaten zusammen. Wichtiger als die Bezahlung scheinen »weiche« Faktoren gewesen zu sein. Im Unterschied zum ersten Ort war sie nun nicht mehr als Maid der

8 Ein Beispiel ist das Tagebuch von Josefa Gastegger (1905-2004; SFN, NL 47). Maria Brunnbauer (DTA, Reg.-Nr. 1977) hingegen wechselte zwischen Stellungen und Aufenthalten zuhause. Für Österreich vgl. Richter 2015a; für England Todd 2005, 114ff.; zum Dienst bzw. zur bezahlten Haushaltsarbeit aktuell Isler 2019, Teil 4; Richter 2017; Hoerder/Nederveen Meerkerk/Neunsinger 2015; Witkowski 2013; Wirkowski 2013a sowie nach wie vor Bochsler/Gisiger 1989; Wierling 1987; Tenfelde 2012b [1979].

9 Zur transnationalen Mobilität von Bediensteten vgl. etwa Bollauf 2010; Henkes 1998.

10 Vgl. Wadauer/Buchner/Mejstrik 2012, 174ff.; Vana 2013, 42f.; Schrover 2006; Habermas 2000, 77; Pichler 1993, 33ff.; Wierling 1987, 75ff.

11 Zu den Push-Faktoren innerhalb industrialisierter Gegenden vgl. Braun 1965, 43f. und 58f.; zur Mobilitätskultur Steidl 2008, insbes. 80f. und 87ff.; am Beispiel Vorarlbergs Pichler 1993, 19ff.

12 Pichler 2003, 178 (Zitat); Steidl 2008, insbes. 80ff. und 92.

Hausherrin tätig. Zusammen mit der Gouvernante hatte sie sich vor allem um die beiden Töchter des Hauses zu kümmern. Manchmal hatte sie zwar viel Arbeit, doch gab es auch ruhigere Zeiten. Zugleich scheint sie von der Herrschaft eine angemessene Wertschätzung erhalten zu haben. Von einer Reise nach Hamburg hätten die Herrschaften »allen was mitgebracht, mir ein hübsches Gäbelein [?] und zwei Deutsche Bücher«,¹³ notierte sie einmal erfreut.

Dagegen war schon die Begrüßung durch die erste Dienstherrin in England bezeichnend für den Alltag, der sie während der Zeit in diesem aristokratischen Haus erwarten sollte: »Ich kriegte Schreck, wie ich sie sah, der noch grösser wurde, als sie weder ein ›Guten Tag‹ oder gar Willkommen für mich hatte.« Selbst wenn es zwischendurch auch einmal bessere Momente gab, zeugt das Tagebuch doch hauptsächlich von der zunehmenden Verzweiflung, mit der die junge Frau in den folgenden Wochen und Monaten zu kämpfen hatte. Vor allem die Lady scheint ihre schlechte Laune ziemlich ungehemmt an ihren Bediensteten ausgelassen zu haben. Aber auch der Hausherr und die weiteren Familienmitglieder meckerten an ihnen herum und verhielten sich »very disagreeable«, wie Vorwerk immer wieder notierte. Parallel zu dieser schlechten Behandlung litt sie unter der vielen und anstrengenden Arbeit. »Was ist diese Stellung haart! Arbeiten bis man wirklich nicht mehr kann, mürrische, unfreundliche Behandlung und derartig schlechtes Essen, dass ich beinahe am verhungern bin«, fasste sie ihre unerträgliche Situation kurz vor Jahresende 1902 zusammen.¹⁴ Tage mit wenig Arbeit scheinen selten gewesen zu sein. Das gilt auch für die freien Stunden, selbst wenn, wie Vorwerk einmal bemerkte, die Sonntagsarbeit in dem englischen Haushalt weniger aufwändig sei »denn in Germany«.¹⁵

In der freien Zeit beantwortete Vorwerk jeweils die sehnlichsten erwarteten Briefe und Pakete von Verwandten und Bekannten aus der alten und neuen Heimat, machte Besorgungen oder ging zusammen mit Freundinnen und anderen Dienstbotinnen aus. Was genau die jungen Frauen dabei unternahmen, hielt sie selten fest. Hin und wieder

13 DTA, Reg.-Nr. 61, 12.11.1902 und 26.5.1903.

14 DTA, Reg.-Nr. 61, 13.6., 6.10. und 29.12.1902. Zu den Arbeitsbedingungen im England der 1930er Jahre vgl. Bollauf 2010, 23ff.; zum Verhältnis zur Herrschaft und zu den Arbeitsbedingungen allgemein Richter 2017, Kap. 4 und 5; Witkowski 2013a; Tenfelde 2012b; Habermas 2000, insbes. 74ff.; Bochsler/Gisiger 1989, insbes. Kap. I.3; Wierling 1987, Kap. IV; Wierling 1983, 146ff.; Tichy 1984, 34ff.

15 DTA, Reg.-Nr. 61, 4.10. und 2.11.1902.

berichtete sie von Theaterbesuchen in der nahen Großstadt Liverpool, wo ihre Herrschaft eine Stadtwohnung besaß. Neben diesen meist nur flüchtig erwähnten Ausflügen in die Welt der urbanen Vergnügungen ermöglichte ihr die Stellung als Maid gelegentlich auch das Beobachten des außerhäuslichen Gesellschafts- und Luxuslebens der oberen Klassen: Einmal begleitete sie ihre Lady bei einem Hotelaufenthalt, ein anderes Mal durfte sie gar auf einem Ball mit dabei sein. Nicht nur bei solchen Gelegenheiten erhielt sie teilweise intime Einblicke in den Alltag der Herrschaftsfamilie. Vor ihren Augen betrank man sich ungeniert, und auch die (heimlichen) Liebschaften wurden nur halbherzig verborgen. Sie solle einfach »nicht hinsehen, wenn sie sich küssen«, habe eine Verwandte der Herrschaft einmal gesagt. Doch, kommentierte Vorwerk, »[w]as thun sie es direkt vor meiner Nase«. ¹⁶

Diese Hinweise zeigen, wie weitgehend Bedienstete Teil der Ökonomie wie der sozialen Beziehungen eines bürgerlichen oder aristokratischen Hauses waren. Insofern weist ihr Alltag deutliche Parallelen zum Leben Eva Braunes geb. Steltzers (*1854) und anderer bürgerlicher Erzieherinnen und Hauslehrer des 19. Jahrhunderts auf. Doch wie das respektlose Verhalten der Herrschaft, das schlechte Essen und die langen Arbeitszeiten zeigen, sollten zugleich die fundamentalen Klassenunterschiede nicht vergessen werden, von denen Dienstverhältnisse geprägt waren. In vielen Fällen wurde die Differenz hier ungleich deutlicher markiert als die Grenzen zwischen bürgerlichen Erzieherinnen und aristokratischer Herrschaft. ¹⁷ Dafür sorgten nur schon die unterschiedlichen Formen der (vertraglichen) Regelung der Tätigkeiten sowie die Tatsache, dass Dienstverpflichtungen sich in vielen Fällen nicht auf bestimmte Tätigkeiten beschränkten. »64,82 Prozent sind als Mädchen, beziehungsweise Köchinnen für alles tätig«, heißt es noch in einer umfragebasierten Studie aus den 1920er Jahren über die fehlende »Spezialisierung« von Bediensteten, »und den Antworten ist zu entnehmen, daß es eigentlich keine Arbeit im Haushalt gibt, vom Kohlentragen und Bodenreiben bis zum Kinderspazierenfahren und zur Pflege Schwerkranker, die nicht als ganz selbstverständlich von ein und derselben Arbeitskraft verlangt wird.« Der Grund dafür liege nicht nur in der Tatsache, dass sich viele Familien mehrere Bedienstete nicht leisten konnten. Der »Hausgehil-

16 DTA, Reg.-Nr. 61, 16.11., 17.11., 29.12. und 20.6.1902.

17 Zu Braune geb. Steltzer vgl. das erste Kapitel, Abschnitt 2; zur bürgerlichen Abgrenzung von den Bediensteten vgl. Budde 1994, 290ff.; Bochsler/Gisiger 1989, Kap. II.

finnenberuf« sei auch nach wie vor »mit dem vollständigen Leben im Haushalt« verknüpft. »Die Hausgehilfin muß als ungelernete Arbeitskraft gar nichts, in Wirklichkeit aber doch alles können und leisten.«¹⁸

All dies belegen die Erfahrungen Vorwerks in aller Deutlichkeit: Sie war als Maid oder Kammerjungfer verpflichtet worden, hatte sich also vor allem um die individuellen Bedürfnisse der Hausherrin zu kümmern. Dazu gehörten das Ankleiden, die Unterstützung bei der Körperhygiene und sonstige persönliche Dienstleistungen wie das Nähen von Kleidungsstücken. Auf solche Tätigkeiten beschränkte sich ihre Arbeit jedoch keineswegs. Immer wieder musste sie auch bei der Wäsche oder in der Küche aushelfen, etwa wenn sich wieder einmal ein Küchenmädchen aus dem Staub gemacht hatte. »Meine Pflicht mehr als getan. Gepackt, gewaschen u.s.w.«, notierte sie einmal. Sie dürfte damit gleichermaßen auf die übergroße Arbeitsfülle wie auf die von ihr verlangten Tätigkeiten verwiesen haben, die keineswegs alle ihren Vorstellungen von der Arbeit einer Maid entsprachen. In Bezug auf das Waschen hatte sie ihre Erwartungen schon kurz nach Stellenantritt thematisiert. »Nehmt Euch nur keine Jungfer, wenn Ihr nicht mal ihre Wäsche bezahlen könnt. Ich wütend«, schrieb sie damals empört. Zugleich reproduzierte sie bei solchen Gelegenheiten die auch unter den Bediensteten selbst bestehende Hierarchie, wenn sie sich etwa mit Handschuhen davor schützen wollte, »Hände wie eine Kuhstallmagd« zu bekommen.¹⁹

Auf den tendenziellen »Zwangscharakter« des Dienstes verweist auch Klaus Tenfelde. Es habe sich um einen »auf bestimmte Zeit abgeschlossene[n] Auslieferungsvertrag über die volle Arbeitskraft des Verpflichteten« gehandelt.²⁰ Auch wenn das Prinzip der Vertragsfreiheit formal eingehalten wurde, war der Dienst alles andere als ein einfacher Tausch von Arbeitskraft gegen Lohn. Das Gesinderecht beschrieb die Dienstbotinnen und -boten als abhängige Mitglieder der Hausgemeinschaft. Mit dem Eintritt in den Dienst verpflichteten sie sich, sittsam, treu und fleißig zu sein und die häusliche Ordnung zu befolgen. Am Ende des 19. Jahrhunderts begann sich die Situation der Bediensteten zwar langsam zu verbessern. Eine zögerliche Annäherung an gewerbliche Arbeitsverträge lässt sich jedoch erst seit der Zwischenkriegszeit erkennen.²¹ Mit Schrecken erfuhr Vorwerk denn

18 Leichter 1926, 737. Ich danke Jessica Richter für diesen Hinweis.

19 DTA, Reg.-Nr. 61, 14. 10., 21. 6. und 6. 10. 1902.

20 Tenfelde 2012b, 27ff. und 31 ff. (Zitate 33 und 41).

21 Vgl. Keiser 2013, Kap. 4; Dürr 1997, 127f.; zur Formalisierung im 20. Jahr-

auch von der ersten Hausherrin in England, dass sie zwar nach zwei Jahren »in Germany einige Ferien hätte«, danach aber »wieder zu ihr zurückkommen« müsse.²² Forderungen wie diese sind jedoch noch kein Beleg dafür, dass sich das Gesinde tatsächlich so stark einbinden ließ, wie es sich die Herrschaft wünschte. Die verschiedenen Notizen in Vorwerks Tagebuch über plötzliche Personalwechsel sind ebenso sprechende Beispiele für die hohe Mobilität der Bediensteten wie die Debatte über die sogenannte Dienstbotenfrage.²³

Vor diesem Hintergrund wurden seit 1900 die eingangs zitierten und verschiedene weitere sozialwissenschaftliche Studien zu den Lebens- und Arbeitsverhältnissen der Bediensteten erstellt. Eine auf Meldezetteln basierende Erhebung aus Graz etwa ergab, dass im Jahr 1898/99 von 586 erfassten Dienstbotinnen lediglich 38 länger als ein Jahr im selben Haushalt geblieben waren.²⁴ Eine Münchner Studie aus dem Jahr 1914 zeigte, dass die längste je absolvierte Dienstzeit zwar nur bei gut 20 Prozent der Befragten weniger als ein Jahr betrug. Bloß knapp jede zwölfte Dienstbotin wusste aber nicht ebenso von kürzeren Stellendauern zu berichten, mehr als jede zweite hatte gar schon weniger als drei Monate an einem Ort gearbeitet.²⁵ In Hamburg schließlich war es in den 1890er Jahren laut einer zeitgenössischen Polizeistatistik zu 50.000 und mehr jährlichen Stellenwechseln gekommen – bei einer Gesamtzahl von 27-30.000 Stellen. Diese Zahlen gab der Ökonom Stillich in seiner Berliner Studie zu Vergleichszwecken an. Dabei verwies er einerseits auf die eingangs erwähnten, »aus dem Zeitcharakter erklärlichen Umstände« wie einer allgemeinen Ruhelosigkeit. Andererseits begründete er die ständige »Fluctuation« mit einer ganzen Reihe von »Mißständen« in den herrschaftlichen Haushalten. Sie beträfen die Unterbringung, das Essen, die Behandlung durch die Herrschaft und die Arbeitszeiten.²⁶ Bis auf Ersteres finden sich diese Aspekte in Vorwerks Klagen wieder.

Die Dienstbotenfrage beschäftigte auch die Herrschaften. »Hätten mir nicht Dienstbotennöte dies Jahr sehr schwer gemacht so wäre es völlig ungetrübt gewesen«, notierte die Leipziger Großbürgerin Mar-

hundert Richter 2015; Richter 2015a; Richter 2013; Boris/Fish 2015; Neunsinger 2015.

22 DTA, Reg.-Nr. 61, 27.10.1902.

23 Vgl. dazu Isler 2019, Teil 4; Richter 2017, Kap. 2; Sarti 2015, 28ff.; Budde 1994, 290ff.; Bochsler/Gisiger 1989, Kap. II.1; Wierling 1987, Kap. V.

24 Schwechler 1903, 25.

25 Mußner 1918, 113.

26 Stillich 1902, 265ff. (Zitate: 266).

tina Limburger von Hoffmann (1869-1956) an Silvester 1901.²⁷ Im März 1914 schrieb die Marburger Professorientochter Anna Rettberg (1844-1931) an die Ehefrau ihres Neffen, der knapp drei Jahre davor eine Pfarrstelle im Süden Brasiliens angetreten hatte: »Dass die Dienstbotennot bei euch auch so groß ist, ist ja recht störend. Hat denn die Mile einige Anhänglichkeit an euch, so dass sie bleiben will? Soll man ihr etwas schenken?«²⁸ Zumindest in Brasilien scheint sich in den folgenden acht Jahren wenig geändert zu haben, wie einem weiteren Brief zu entnehmen ist: »Die Dienstbotennot ist wohl auf der ganzen Welt verbreitet, man bekommt keine und dann nur bei hohem Lohn. Das kann man sich nicht leisten«. Umgerechnet 800 Mark müssten sie zahlen, und »[d]ie sich noch vermieten, gehen in die Stadt«. Die meisten Pfarrfamilien in ihrer Gegend müssten deshalb »ohne Mädchen« auskommen.²⁹ Mit der Konkurrenz durch die Fabrikarbeit und die zunehmenden Möglichkeiten, als Angestellte ein Auskommen zu finden, argumentierten schon zeitgenössische Beobachter, hatte sich die Situation auf dem »Arbeitsmarkt« für Bedienstete stark verändert.³⁰

Wie die Bediensteten betonten auch die Herrschaften die Klassendifferenz mehr oder weniger stark. So begründete der Freiburger Kaufmannssohn Carl Emil Werner (*1877) seine Freude über die Rückkehr des Vaters vom Kuraufenthalt in Bad Kissingen mit der allzu großen Verantwortung, die er als temporärer Hausherr gegenüber den Bediensteten und Angestellten zu tragen hatte: »Da ich weiß, daß ich ein Hitzkopf bin und manchmal die richtigen Grenzen gegenüber den Untergebenen überschreite, was ja gerade kein Wunder ist, ist es mir lieber, ich habe weniger Gelegenheit hierzu, und bin dann auch nicht »grob«.³¹ Es dürfte auch kein Zufall sein, dass die frisch verheiratete Pastorengattin Braune geb. Steltzer die Ziegen und die Bediensteten in einem Atemzug nannte: »In unserem Hausstand hat sich wenig geändert; Guste ist seit Oktober fort, Tine aber noch bei uns; für das aufgehängte Lieschen hat uns die alte Fr. v. Risselm[ann] gleich darauf eine andere Ziege, Gretchen, geschenkt«.³² Im Vergleich zur im Zitat erwähnten Mutter des Gutsbesitzers, der Braune geb. Steltzer in ähnlicher Weise verbunden blieb wie der eigenen Familie, scheint die Beziehung zu den Haustieren und Bediensteten also deutlich

27 DTA, Reg.-Nr. 2153.4, Silvester 1901.

28 DTA, Reg.-Nr. 208 I, A. Rettberg an F. Schüler, 14.3.1914.

29 DTA, Reg.-Nr. 208 I, F. Schüler an A. Rettberg, 25.2., 20.10. und 2.8.1922.

30 Schwechler 1903, 23. Vgl. Berrisch 1984, 387.

31 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 21.7.1897.

32 DTA, Reg.-Nr. 1839, 12.12.1879.

stärker instrumenteller Natur gewesen zu sein. Ein Echo fanden in den bürgerlichen Tagebüchern schließlich auch die zeitgenössischen Debatten über die moralische Minderwertigkeit, Faulheit und mangelnde Sesshaftigkeit der Unterklassen. Die Lahrer Fabrikantentochter Frieda Bader (*1844) etwa beklagte sich über die Unordentlichkeit der Köchin. Ihretwegen komme sie immer wieder »in solch' einen Ärger«, schrieb sie im Februar 1864, »daß ich mich oft fragen muß, ob es auch der Mühe werth ist«. ³³ Und noch 1922 schrieb die junge Pfarrfrau aus Brasilien an ihre Tante Rettberg:

Unser Mädchen ist 14 Jahre alt, groß und stark, könnte alle Arbeit schaffen wenn sie wollte. Ist entsetzlich starrköpfig, langsam und faul, sie wird wohl nicht anders werden. Geld bekommt sie nicht, wir kleiden sie. Der Vater ist ein Trinker und die Mutter eine liederliche Person. ³⁴

Um diese Unfähigkeit zur Arbeit zu bekämpfen, setzten nicht erst die zu Beginn dieses Kapitels zitierten Stimmen aus dem 20. Jahrhundert auf schulische Erziehung. Das hauptsächliche Ziel der Caritas des Ancien Régime war noch die Milderung der Armut gewesen. Schon in den Jahrzehnten um 1800 hingegen begann man, auf die Erziehung der Armen zu setzen. Zusammen mit Verbesserungen des wirtschaftlichen Umfeldes – unter anderem wurden Arbeitsmöglichkeiten geschaffen – sollte die Armut auf diese Weise grundsätzlich bekämpft werden. In diesem Sinne wurden etwa die Industrieschulen gegründet. Hier sollten die jungen Angehörigen der Unterklassen fleißiges Handarbeiten und sparsames Haushalten lernen. Sie wurden dabei weniger als Nächste angesprochen denn als Andere, deren Aufstieg zur höheren Kulturstufe des Bürgertums man befördern wollte. ³⁵ Im Laufe des 19. Jahrhunderts gab es unzählige weitere solche Initiativen, unter anderem die sogenannten Kinderbewahranstalten. Hier würden »kleine Kinder, bes. armer Eltern, wegen Mangels an häuslicher Pflege aufgenommen, zur Reinlichkeit u. Ordnung gewöhnt u. nach ihrer Fassungskraft auf angemessene Weise ausgebildet«, ist in *Pierer's Universal-Lexikon* aus den 1860er Jahren zu lesen. Im Unterschied dazu seien die von Friedrich August Fröbel initiierten Kindergärten »für Kinder bemittelter Eltern« bestimmt. Hier werde »für eine naturgemäße Beschäftigung von Kindern, welche die Schule noch nicht

33 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 13.2.1864. Vgl. auch Tenfelde 2012b, 19ff.

34 DTA, Reg.-Nr. 208 I, F. Schüler an A. Rettberg, 25.2.1922.

35 Vgl. Konrad 2004, Kap. 3; Habermas 2000, 172ff.

besuchen gesorgt, dieselben in verschiedenen Spielen etc. unterwiesen.«³⁶ Eine Kinderbewahranstalt hatte etwa der Leipziger Kaufmann und Kunstsammler Julius Harek gegründet. Anlässlich eines Aufenthalts auf seinem Schloss im Sommer 1885 notierte seine Nichte Martina von Hoffmann: »[A]lles sehr nett eingerichtet. Die Kinder sind wirklich niedlich, machen beim Guten Tag sagen tiefe tiefe Knixe und befühlen mit sandigen Fingern Kleider und Handschuhe.«³⁷ Dass sich die Beteiligten eines Tages auf Augenhöhe begegnen können sollten, war hier eindeutig nicht vorgesehen.

Wie etwa Karin Hausen und Rebekka Habermas darlegen, trug die Aufwertung von Kernfamilie und Freundeskreis im Bürgertum des 19. Jahrhunderts nicht nur zu einer tendenziellen Abnahme der Zahl der Bediensteten bei, sondern auch zu einer Änderung von deren Stellung. Während die wirtschaftliche Gemeinschaft weiterhin Bestand hatte, trat die Bedeutung der Dienstbotinnen und -boten als »Sinnkomponente« der Familie zunehmend zurück.³⁸ Da man man jedoch innerhalb eines *Hausstands* nach wie vor alle möglichen Arbeiten gemeinsam zu erledigen hatte, dürfte in vielen Fällen zugleich eine gewisse Nähe entstanden sein. Manche Herrschaften waren denn auch durchaus um das allgemeine Wohl des Personals bemüht oder ermunterten es gar zu Vergnügungen wie dem Besuch einer Theateraufführung. Selbst Vorwerk notierte während ihrer Zeit im ersten Liverpooler Haushalt einmal: »Ich arbeite zuviel, behauptet mein Herr«.³⁹

Wie in den zeitgenössischen Industrieschulen und Kinderbewahranstalten wurde diese Sorge zunehmend in einem pastoralen Sinn verstanden. Der religiös motivierte Zivilisierungs- und »Erziehungsauftrag«, dem die Hausherrinnen im 19. Jahrhundert nachzuleben begannen, löste laut Habermas ein älteres »persönliches Treueverhältnis« ab, das auf Gegenseitigkeit beruht hatte. Das (weibliche) Gesinde zu »regieren«, sei zur zentralen Aufgabe der Hausherrin geworden. Um den Ruf des Hauses zu schützen, habe sie zwar auch früher schon über dessen Sittlichkeit wachen und ökonomische Tugenden lehren sollen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hingegen habe zu den

36 N.N. 1860, 488. Eine von einem Neffen Fröbels gegründete Schule besuchte der Zürcher Gymnasiast Karl Lehmann (*1858) in den 1870er Jahren (vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 1). Zur Geschichte der Kinderbewahranstalten und -gärten vgl. Konrad 2004, Kap. 3 und 4.

37 DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 17.7.1885. Vgl. auch Reg.-Nr. 2153.2, 28.1.1886.

38 Hausen 1976, 370f. Vgl. Habermas 2000, 74ff. und 393.

39 DTA, Reg.-Nr. 61, 3.10.1902. Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 10.4. und 11.4.1875.

Pflichten zunehmend gehört, »die Mägde um ihrer selbst willen zu – im bürgerlichen Sinne – »guten« Menschen zu erziehen«.40 Eine solche Sorge um die Bediensteten mag auch der Kontext einer Bemerkung der schlesischen Pfarrfrau Olga Meisner geb. Gambke gewesen sein, dass sie ihrer Dienstbotin eine »Bußpredigt« habe halten müssen. Sie sei unerlaubterweise nachts außer Haus gewesen.41 Für Vorwerk äußerte sich die herrschaftliche Sorge in verschiedenen »Predigten«, die sie über sich ergehen lassen musste, oder in der Forderung einer Verwandten der Herrschaft, ihr »Haar mehr aufzukleben«.42

Neben dem selbstgegebenen Erziehungsauftrag und dem Gesinde-recht stellten vor allem religiös fundierte Vorstellungen über das Verhältnis von Herr und Knecht die Leitlinien für das richtige Verhalten der beiden Vertragsseiten bereit. »Der Herr [...] zeige uns und den Dienstboten immer den rechten Weg«, schrieb Olga Meisner geb. Gambke zu Beginn des Jahres 1874.43 Dabei dürfte sie sich an Vorstellungen orientiert haben, die in zeitgenössischen kirchlichen Schriften häufig zu finden sind. In Preußen zählte dazu besonders das in den 1820er Jahren unter maßgeblicher Mitarbeit Friedrich Schleiermachers herausgegebene *Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für evangelische Gemeinden*. In der neunten, 1874 erschienenen Auflage werden unter der Überschrift »Für Herrschaften« verschiedene Verhaltensregeln aufgelistet. Da auch die »Herren ihren Herrn im Himmel« hätten, dem gegenüber sie »getreue Knechte« zu sein hatten, müssten sie gegenüber ihren Bediensteten ebenso

[w]ohlthätig seyn und mild bei ihren Fehlern, nicht gleich bereit, den kargen Lohn zu schmälern. Wer sucht, wie er beim Richter Gnade finde, wird lieb reich seyn, geduldig und gelinde [...]. Doch Gott, wie leicht, wie leicht wird wer regieret, zum Mißbrauch seines Ansehns nicht verführet von Eitelkeit, von Liebe zum Gewinne, vom Eigensinne.44

Ähnlich lauten die entsprechenden Regeln im *Christlichen Gesangbuch* des Großherzogtums Baden, aus dem Bader in einem anderen Zusammenhang zitiert haben dürfte.45 »Zu meinem Wohlseyn dienen

40 Habermas 2000, 74 und 81. Vgl. auch ebd., 80ff., 137 und 175.

41 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 16.5.1875.

42 DTA, Reg.-Nr. 61, 25.11. und 20.6.1902.

43 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 2.1.1874.

44 Breseius et al. 1874, 493. Zum Entstehungskontext des Gesangbuchs vgl. Reich 1992, 312 ff.; zu Schleiermachers Vorstellungen Habermas 2000, 81 f.

45 Vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 4.

sie [die Bediensteten; pb] mit Aufwand ihrer Kräfte, und dulden gern des Lebens Müh' im nützlichen Geschäfte. Laß dafür mich auch dankbar seyn, und nie dies Vorrecht stolz entweihn, das du mir, Vater, schenkest!« Wie ein Freund solle man die Bediensteten »christlich lieben«, ihnen führend zur Seite stehen und ihre »Pflicht durch Menschlichkeit versüße[n]«.46 Diese an das bürgerliche Gemeinschaftsethos appellierenden und sich explizit gegen das individuelle Gewinnstreben wendenden Vorstellungen sind dem Zwangscharakter gegenüberzustellen, den das Dienstverhältnis haben konnte und – wie nicht nur Vorwerks Erfahrungen zeigen – in vielen Fällen auch hatte. Selbst wenn sie nicht im Sinne eines Vertrags verpflichtend waren und das Machtungleichgewicht nicht unterschätzt werden sollte, konnte man diese Verhaltensregeln kaum gänzlich unbeachtet lassen. Auch dürften die Herrschaften von den Bediensteten selbst an ihre Pflichten erinnert worden sein; deren Forderungen nach gutem Essen, ausreichender Bezahlung oder einer gemeinsamen Weihnachtsfeier wurden nicht immer nur zwischen den Deckeln eines Tagebuchs formuliert, wie es bei Vorwerk großenteils der Fall war. Tenfelde schreibt, dass der Widerstand ländlicher Arbeitskräfte nicht zuletzt durch die »religiösen Überzeugungen von der Rechtlichkeit und Richtigkeit einer Ordnung legitimiert« gewesen sei, »in der noch der geringste Untertan im Wechselbezug von Schutz und Dienstleistung Anspruch auf eine auskömmliche Existenz hatte«. Daran habe sich auch die Entlohnung orientiert, nicht an der Produktivität der geleisteten Arbeiten.47

In Vorwerks Tagebuch spielt die Religion keine zentrale Rolle. Dennoch zitierte sie im Anschluss an die Bemerkung, dass sie sich am neuen Ort in England *glücklich* fühle, eine Zeile aus einem von verschiedenen Diaristinnen erwähnten kirchlichen Dankeslied: »Der Herr hat alles wohlgemacht.«48 Allgemein wurde den Bediensteten noch bis ins 20. Jahrhundert hinein ein Arbeitsethos nahegelegt, das seine Grundlagen im christlichen Denken des 19. Jahrhunderts hatte. Insbesondere sollten auch sie sich am Verhältnis von Herr und Knecht orientieren. Neben den Verhaltensregeln für die Herrschaften finden sich im preußischen *Gesangbuch* denn auch entsprechende Mahnungen für das »Hausgesinde«. Gleich zu Beginn werden die unterschiedlichen sozialen Positionen hervorgehoben und als gottgewollt dargestellt:

46 Evangelische Kirchen-Sektion des Ministeriums des Innern 1836, 225.

47 Tenfelde 2012b, 67f.

48 DTA, Reg.-Nr. 61, 21.5.1903. Das Lied ist beispielsweise in einem *Geistlichen Liederschatz* aus dem Jahr 1832 zu finden (N.N. 1832).

»Nicht Alle können herrschen; Viele sollen gehorchen, wenn sie nützlich werden wollen, und willig [...] den Brüdern dienen.« Eifrig und arbeitsam sowie demütig, treu und pflichtbewusst sollten sich die Bediensteten bemühen, »der Herren Willen genau [zu] erfüllen«, selbst wenn deren Forderungen manchmal hart seien:

O wüßten wir doch nichts von falschen Händen, die Herren-Gut veruntreu'n und entwenden! Und wäre nie, wer Lohn empfängt und Pflege, zur Arbeit träge! Und würde wahre Demut nicht vergessen, daß Keiner selbstklug, trotzig und vermessen sich billigen Befehlen widersetze, die Pflicht verletze. Auch was sie nicht versteht, vollbringt mit Freuden die Treu' und weiß gelassen auch zu leiden.⁴⁹

Der pastoralen *Pflege* von oben steht hier eine demütige *Pflicht* von unten gegenüber. Sie sollte nicht zuletzt dadurch bekundet werden, dass man auf Gottes Vergeltung an »[d]es Lebens Abend« wartete, anstatt zu Lebzeiten nach einem der wenigen Plätze an der Sonne zu streben.⁵⁰ Hierin liegt der Unterschied zum Arbeitsethos, das von den bürgerlichen Erzieherinnen erwartet – und oftmals auch gelebt – wurde. Bei allem liebenden Pflichtbewusstsein versahen diese ihren Dienst mit dem Selbstbewusstsein jener, die nicht dazu bestimmt waren, bis an *des Lebens Abend* unten zu bleiben; wie ich im zweiten Kapitel ausgeführt habe, entwickelten einige von ihnen gar berufliche Ambitionen.

Ein auch am Diesseits orientiertes Resultat der guten Lebensführung eines Bediensteten entwarf dagegen Albert Bitzjus alias Jeremias Gotthelf in seinen Uli-Romanen. Im Unterschied zum ständischen Ideal der zitierten Gesangbücher propagierte der Berner Pfarrer eine Aufstiegsgeschichte. Anders als vergleichbare Erzählungen aus dem 20. Jahrhundert ist sie aber nirgendwo an ein Ethos individueller Leistung geknüpft. Ein Bauer mit eigenem Hof wird Uli durch Fleiß, Sparsamkeit, Abstinenz von sexuellen und anderen Genüssen und eine vertrauensvolle Treue zum Dienstherrn und zu Gott. Eine der Schlüsselpassagen von *Uli der Knecht* (1846) ist bezeichnenderweise im Kapitel »Ein Knecht kömmt zu Gelde und alsbald zeigen sich die Spekulanten« zu finden. Über den beschriebenen Tugendkatalog hinaus wird hier einmal mehr die bürgerliche Ablehnung des Gewinnstrebens deutlich erkennbar:

49 Breseius et al. 1874, 498f.

50 Breseius et al. 1874, 499.

Er ging dem Meister mit allem Fleiße an die Hand, als ob es seine eigene Sache wäre, und fühlte dabei alle Tage mehr, daß er doch auf diese Weise ein ganz anderer Kerli werde, als er zu selber Zeit einer gewesen sei, wo er es für eine Schande geachtet, ein guter treuer Knecht zu sein, und seinen Ruhm darein gesetzt, den Meister zu überlisten, zu viel zu fressen und zu wenig zu arbeiten. Er setzte eine Ehre darein, das ganze Jahr durch vom Lohne nichts einzuziehen, ihn ganz stehen zu lassen, und er zwang es auch durch. Er ließ es sich gesagt sein, daß man nicht auf die Zukunft hin oder vielmehr auf künftigen Erwerb hin anschaffen dürfe, sondern daß der zukünftige Erwerb der Zukunft gehöre und die Vergangenheit die Gegenwart ernähren müsse, d. h. daß man aus dem verdienten Lohn seine Bedürfnisse müsse bestreiten können. Und da in der Zukunft der Gebrauch wohl sicher ist, aber nicht der Erwerb, so muß die Vergangenheit uns auch die Nothpfennige liefern für die Tage, von denen man sagt: sie gefallen uns nicht.⁵¹

Vergleichbare Erzählungen mit einer weiblichen Protagonistin dürften kaum zu finden sein. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass für Vorwerks Arbeitsethos vor allem die dienende Liebe zentral war. Trotz aller Kritik und Verzweiflung versuchte sie, die Herrschaft an ihrer ersten Stelle in England »lieben [zu] lernen«. Tatsächlich stellte sie nach einiger Zeit auch erstaunt fest: »I like She more, as [?] I thin[k].« Wohl auch deshalb fiel es ihr schwer, es nicht als Folge ihres eigenen »unausstehliche[n] Charakter[s]« zu betrachten, dass das Verhältnis zwischen ihr und der Lady nicht war, »wie es sein soll«. ⁵² Eine tiefer gehende Verbundenheit zu erreichen, erwies sich jedoch als unmöglich – trotz der unermüdlichen Arbeit an ihren Emotionen und ungeachtet der Versuche, sich an der materiellen Inszenierung der Dienstbeziehung durch Geschenke und Gegengeschenke zu beteiligen.⁵³

Die Bedeutung dieses Ethos des liebenden Dienstes für das Selbstverhältnis weiblicher Bediensteter sollte nicht unterschätzt werden, waren diese doch den entsprechenden Anrufungen aufgrund ihrer Einbindung in den herrschaftlichen Haushalt in starkem Maße ausgesetzt. Diese spezifische Rahmung weiblicher Arbeit als Dienst sollte

51 Gotthelf 1846, 79.

52 DTA, Reg.-Nr. 61, 3. 11. 1902, 31. 1. 1903, 12. 11. und 22. 11. 1902. Zur emotionalen Beziehung zwischen Hausherrin und Bediensteten vgl. auch Habermas 2000, insbes. 79f.; Bochsler/Gisiger 1989, 95ff.; Wierling 1987, Kap. IV.4.1.

53 Für die Geschenkökonomie des Dienstverhältnisses vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 61, 25. 11. und 26. 12. 1902; Reg.-Nr. 2153.1, 9. 12. 1880. Vgl. auch Habermas 2000, 79.

bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Bestand haben. Wie Jessica Richter zeigt, war es in Österreich noch in den 1930er Jahren umstritten, ob die Tätigkeit der Bediensteten als Lohnarbeit zu bewerten sei.⁵⁴ Auch heute noch wird an das Dienstethos appelliert, um eine ganze Reihe von Arbeiten wie Pflege, Betreuung und Reinigung schlecht oder gar nicht zu bezahlen.

Wie bei den Erzieherinnen bedeutet all dies jedoch nicht, dass Dienstbotinnen nicht danach streben konnten, auf *eigenen Füßen* zu stehen. Auch Vorwerk gelang es schließlich, die liebende Demut zu überwinden: »Besser wenn man nicht zuviel Liebe giebt«, bilanzierte sie, »man ist weniger enttäuscht.« Leicht fiel ihr die Entscheidung nicht, das Dienstverhältnis aufzukündigen. Sie wollte die Verwandten zuhause nicht unnötig in Sorge stürzen und wusste nicht, ob sie in England wieder eine Stellung finden würde.⁵⁵ Geholfen haben mag ihr nicht nur die Dienstbotenfrage, sondern auch ein Aspekt des Arbeitsethos, der nicht in der dienenden Liebe aufgeht. Unter anderem in der Lehre als Weißnäherin scheint sie sich ein Berufsethos angeeignet zu haben, das sich nicht nur an allgemeinen Werten wie Fleiß, Tüchtigkeit, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit orientierte. Es basierte ebenso auf einem nicht geringen Ehrgeiz und einem Stolz auf das eigene Können. Trotzig notierte die junge Frau im Februar 1903: »Nicht ich habe den Schaden, wenn ich hier gehe, Lady wird das schon noch einsehen.« Umgekehrt ärgerte es sie, dass sie zu langsam arbeitete oder lernte. In diesem Sinne äußerte sie auch einmal ihr Bedauern, in der Lehre keine ausreichenden beruflichen Kenntnisse erworben zu haben: »Mit vieler Not Jäckchen fertig gemacht, ich bin doch nicht sehr perfekt im Schneidern [...]. Mit 16 Jahren ist nicht Zeit zu Schneidern lernen.«⁵⁶ Das sich hier andeutende handwerklich-produktorientierte Arbeitsethos und seine Unterschiede zum bürgerlichen Arbeitsamkeitsethos beschreibe ich nun im zweiten Abschnitt.

2. Produkt und Moral: Ein Lehrersohn wird Setzer

Im ersten Kapitel habe ich die Reisen von Paul Ebers (1887-1932) und Alexander Oestreich (1888-1966) als typische Beispiele für Gesellenwanderschaften im Zeitraum zwischen dem 18. und dem frühen

⁵⁴ Richter 2017; Richter 2015; Richter 2015a.

⁵⁵ DTA, Reg.-Nr. 61, 26. I., 19.2. und 1.3.1903.

⁵⁶ DTA, Reg.-Nr. 61, 22.2.1903, 13.10., 27.11. und 5.12.1902.

20. Jahrhundert beschrieben. Ausgeklammert blieb dabei ein zentraler Aspekt ihres Selbstverhältnisses: die starken Bezüge zur Arbeiterbewegung. Dass es diese gab, ist nicht erstaunlich. Unter den handwerklichen Mitgliedern der zeitgenössischen Sozialdemokratie war die Wanderung eine weit verbreitete Praxis.⁵⁷ Zwei Aspekte der Arbeiterbewegung stehen im Zentrum der beiden Tagebücher. Erstens konnten sich die Wandergesellen auf ein breites Netz von Solidaritätsstrukturen stützen. »St. Gallen ist eine Stadt mit hervorragenden sozialen Einrichtungen«, notierte Oestreich während seiner Reise durch die nordöstliche Schweiz. Ein paar Tage später besuchte er in Zürich den »Arbeiterbildungsverein, wo wir ein Essen bekamen, wie noch niemals. (Suppe, Spiegeleier, Bratkartoffel u. Brod). Wir aßen natürlich bis zum Platzen.« Und anlässlich eines Aufenthalts im fränkischen Coburg stellte er fest: »Auf der Wanderschaft lernt man erst den richtigen Wert der Volksküchen kennen, ich habe heut Mittag für 33 p erst Gemüse und dann Reissuppe gegessen, aber so viel, daß ich nachher knapp noch laufen konnte«. Damit einher ging zweitens nicht nur ein Berufsethos als gewerkschaftlich organisierte Drucker; auffällig ist auch ein ausgesprochenes Klassenbewusstsein als »Proletarier« und Sozialdemokraten.⁵⁸ Nachdem er auf dem Weg nach Straßburg eine Auseinandersetzung mit einem Geistlichen gehabt hatte, beschrieb Ebers dieses Selbstverständnis im Sommer 1907 folgendermaßen:

Pfarrer: »Sind's G'ssell?« »Nee, Jehilfe – Buchdrucker« »So – wollen's sich die Welt anschauen?« »Ja, wir können es ja, wir bekommen unsre gute Unterstützung.« »Sooo – wohl vom Verband?« »Na freilich vom Verband der deutschen Buchdrucker.« »Aha, vom sozialdemokratischen!« Auf meinen Kollegen, den wir inzwischen eingeholt hatten hinweisend, fragt er weiter: »Sell isch auch Buchdrucker?« Die Antwort übernahm der Kollege selbst: »Gewiß, wir wollen die Welt aus eigener Anschauung kennen lernen, wollen uns weiter bilden damit wir nicht in der Dummheit ganz und gar erhalten bleiben. Denn unsre Schulkenntnisse, die uns eingetrichtert wurden, sind gleich Null.« (Kollege Imholz ist Katholik). – Jetzt wurde es dem Herrn ungemütlich. »So, Ihr Herren, jetzt muß ich hier rein!« Und ab ging er. Vorher klapperte er so

⁵⁷ Welskopp 2000, 148f.

⁵⁸ DTA, Reg.-Nr. 1643, 11.7.1910, o.D. (Coburg) und 28.4.1907; Reg.-Nr. 436, 23.8.1910. Bei Ebers ist zwar nicht von Volksküchen die Rede, gelegentlich aber speiste er im Gewerkschafts- oder Volkshaus (vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 1643, 27.4.1907).

verheißungsvoll in seiner Tasche. Ich meinte, ein 50Pfg.-Stck. wär mein und er tat es doch nur, um seine Tasche zuzuhalten, damit ich ††† Sozialdemokrat ihm nicht sein Geld stehl. Von den Schlauesten war dieser Pfaffe jedenfalls keiner!«⁵⁹

Solche Begegnungen mit dem Klerus oder mit Bauern gehörten zu den Narrativen einer gelungenen Wanderschaft. Das gilt auch für die Abenteuer mit Polizei, Militär und Gendarmerie.⁶⁰ Um Geld zu sparen, wollte sich etwa Oestreich zusammen mit einem Kollegen »per Schub« von Zürich zur Grenze bringen lassen. Die Polizei spielte allerdings nicht mit; anstatt abgeschoben zu werden, erhielten die beiden Gesellen etwas zu essen. Sie gingen deshalb zu Fuß ins rund 20 Kilometer entfernte Winterthur. Hier war kurz davor der Bauarbeiterstreik, der längste Streik in der schweizerischen Geschichte, zu Ende gegangen. In anderen Branchen gab es aber weiterhin Arbeitsniederlegungen, wie die Erlebnisse der beiden zeigen. Sie wurden von »10 streikenden Brauern aufgehalten«, von denen sie für Streikbrecher gehalten wurden. Als das Missverständnis aufgeklärt war, wurden sie, ähnlich wie es Oestreich ein paar Wochen davor in Regensburg erlebt hatte, mit Geld und Essen beschenkt.⁶¹

Jenseits aller Selbststilisierung wird in solchen Episoden die Bedeutung der Arbeiterbewegung sichtbar. Sie stellte den beiden Buchdruckern ein Handlungsrepertoire und einen Modus der Weltdeutung zur Verfügung, die über Abenteuerromantik hinausgehen. Dazu gehören insbesondere die Werte der Freundschaft und der Solidarität: »Ich hoffe doch, daß ihm meine Gesellschaft angenehm sein wird«, schrieb Ebers über einen Reisegefährten. »Haben wir doch vor zwei Jahren so treue Kameradschaft gehalten! Ich freue mich schon auf das Wiedersehen.«⁶² Wie die Begegnung mit dem Pfarrer zudem zeigt, brachte die Arbeiterbewegung ihre Mitglieder auch in eine Distanz zur Kirche, die in bürgerlichen Tagebüchern der Jahrzehnte um 1900 kaum in dieser Deutlichkeit zu finden ist. Sie fehlt aber auch in den Einträgen des sächsischen Lehrersohns und Setzers Friedrich Anton Püschmann (1829-1913), während dessen Lehr- und Gesellenjahren sich das Druckgewerbe gerade erst zu organisieren begann. Er ging

59 DTA, Reg.-Nr. 1643, 15.7.1907. Vgl. auch 22.4.1907.

60 Vgl. dazu Wadauer 2005, insbes. 124 und 168ff.; zum Gesellenabenteuer ebd., 309ff.

61 DTA, Reg.-Nr. 436, 11.7. und 14.7.1910, o.D. (Regensburg). Zum Bauarbeiterstreik vgl. Koller 2009, 158ff.

62 DTA, Reg.-Nr. 1643, 16.3.1909.

nicht nur zur Beichte und regelmäßig in die Kirche, sondern notierte auch immer wieder Auszüge aus Texten und Predigten, in denen das christliche Pflicht- und Sittlichkeitsdenken zum Ausdruck kommt.⁶³

Zumindest im Falle Ebers' führte das Selbstverständnis als Sozialdemokrat auch zu einer kritischen Distanz zum Kaiserreich – wenn auch nicht unbedingt zur Nation. »Deutschland, schaffe Konsule, die für alle Deutschen sorgen«, kommentierte er den Klassenunterschied bei den Leistungen des Staates. Die Episode, auf die er mit diesen Worten Bezug nahm, hatte ihm mit aller Deutlichkeit gezeigt, dass er keineswegs zu den privilegierten Untertanen des Kaisers gehörte. In Pesaro an der Adria war er angeschossen worden, als er einen Bauern um ein Nachtlager bitten wollte. Dieser hatte die Absichten des Reisenden missverstanden. Aus diesem Unglück und durch eine, wie er später bitter beklagte, »stümperhafte ärztliche Behandlung« in einem Krankenhaus in Ancona scheint er eine bleibende Beeinträchtigung der Hand davongetragen zu haben. Im Unterschied zu vermögenden Familien konnte es sich die Familie Ebers zumindest in der Perspektive des invaliden Sohnes nicht leisten, für diesen aufzukommen. Als er wieder zu Hause angelangt war, wollte er deshalb nicht lange bleiben. Trotz des ausdrücklichen Wunsches der Eltern, dass er bleibe, könne er ihnen nicht »zur Last [...] liegen«.

Durch seinen langen Arbeitsaufenthalt in Österreich hatte er auch die Bezugsberechtigung für die gewerkschaftliche »Ortsunterstützung« in Deutschland verloren.⁶⁴ Er fiel damit durch die Maschen jener berufsgemeinschaftlichen Vorsorgeinstitutionen, die in Teilen des Handwerks und in gewissen bürgerlichen Berufen die familiäre Solidargemeinschaft ergänzten. Deren Vorläuferinnen reichen weit zurück, doch war es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in qualitativer wie quantitativer Hinsicht zu einer Ausweitung gekommen.⁶⁵ Zugleich gehörte Ebers zu einer der letzten Generationen abhängig beschäftigter Männer, die auf solche privaten Formen der Unfall- und Altersvorsorge angewiesen waren. Nicht ohne Widerstand wurden sie im modernen, die ganze Nation als Solidargemeinschaft definierenden Sozialstaat der Jahrzehnte um 1900 zunehmend obsolet,

63 Püschmann 2015 [1848-1856], o.D. (Motto zum Jahr 1848), 1.1., 15.1., 24.3., 7.5., 13.5. und 14.5.1848. Zur Organisierung der Drucker vgl. ebd., 1.4. und 5.4.1848; Welskopp 2010, 63.

64 DTA, Reg.-Nr. 1643, 12.6. und 5.6.1910, o.D. (Schluss).

65 Für Deutschland vgl. Kott 2014, insbes. Kap. 1.2, für die Schweiz Braun 1965, 141ff. und 159ff.

während die Grenzen gegenüber dem Ausland umso deutlicher gezogen wurden.⁶⁶

Noch waren die Unterschiede zwischen oben und unten jedoch wichtiger als die Grenzen der Nation, wie weitere Erlebnisse Ebers' zeigen. Im Anschluss an den Krankenhausaufenthalt in Ancona landete der Druckergeselle nämlich zu allem Unglück auch noch für einige Tage im Gefängnis, zunächst ohne Kenntnis der Gründe.⁶⁷ Auch wenn nicht gewiss ist, ob und inwiefern diese Geschichte sich tatsächlich so zugetragen hat, wie sie – allem Anschein nach im Nachhinein – aufgeschrieben wurde.⁶⁸ Sie dokumentiert nur die extremste von unzähligen obrigkeitlichen Disziplinierungsversuchen, die in den *Kudentagebüchern* eines Paul Ebers oder Alexander Oestreich zu finden sind. Dem Freiburger Kaufmann Werner oder dem schlesischen Jurastudenten Wolfgang Hampe (1877-1943) wäre es wohl kaum passiert, dass sie in Mannheim »wegen Landstreicherei dem Gefängnis überwiesen« wurden wie zwei ebenfalls aus Berlin stammende Kollegen Oestreichs. Auch war wenig wahrscheinlich, dass sie »wegen angeblichen Bettelns [...] auf offener Straße verhaftet« wurden, wie es Letzterem einen Tag später widerfuhr.⁶⁹ Solche Erlebnisse prägten Oestreichs Aufenthalt im österreichischen Feldkirch genauso wie seine Reisen auf dem Gebiet des Deutschen Reiches.⁷⁰ Ebers' Erfahrungen waren kaum anders. Mobilität war im Untersuchungszeitraum immer auch ein wichtiger Schauplatz der Kontrolle und Disziplinierung weniger privilegierter sozialer Gruppen. Das gilt für zyklische und zirkuläre Migrationsformen wie die Saisonarbeit und die Wanderschaft genauso wie für die Auswanderung.⁷¹ Bevor er auf Wanderschaft gehen konnte, hatte schon der zwei Generationen ältere Püschmann zuerst bei der Polizei seinen Lehrbrief gegen ein Wanderbuch

66 Vgl. Kott 2014, insbes. Kap. 6; Leimgruber 2008, Kap. 1; Lengwiler 2006, insbes. Teil I; Gilomen/Guex/Studer 2002; zum Widerstand privater Kassen auch Braun 1965, 213f.

67 DTA, Reg.-Nr. 1643, 12.6.1910.

68 Einen Hinweis darauf, dass die Erzählung nicht gänzlich frei erfunden ist, liefert die am Beginn des Tagebuchs eingeklebte Todesanzeige des Ortsvereins Schönebeck, die dem Andenken des »Invalide[n] Paul Ebers« gewidmet ist (DTA, Reg.-Nr. 1643, o.D.).

69 DTA, Reg.-Nr. 436, o.D. (Mannheim) und 30.7.1910. Zu Werners und Hampes Lehr- und Studentenjahren vgl. das erste Kapitel, Abschnitt 2.

70 Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 436, o.D. (Feldkirch).

71 Zum Verhältnis zwischen Mobilitätspraktiken und staatlichen Lenkungsmaßnahmen vgl. Wadauer 2011; für Beispiele im Zusammenhang mit der Auswanderung Pichler 2003, 175; Pichler 1993, 38ff.

eintauschen und bei der »Heimathsbehörde« die Wandererlaubnis »erbitten« müssen. Auch berichtete er von einem unterwegs angetroffenen Posamentier, der sich vergeblich darum bemüht hatte, nach Russland auswandern zu dürfen.⁷²

Inwiefern entsprachen dieser besonderen Lage der unteren Klassen und den Identitätsangeboten der Arbeiterbewegung auch spezifische Vorstellungen über die Arbeit? In Übersichtstexten zur Geschichte der Arbeit geht Jürgen Kocka zunächst auf die bürgerlichen Debatten des 18. und 19. Jahrhunderts ein. Damals habe sich die alte Verknüpfung von Arbeit und Mühsal aufgelöst, argumentiert er. Stattdessen sei die Arbeitsamkeit als Selbstzweck verstanden und zu einem wesentlichen Aspekt des Selbstverhältnisses und Moment der Unterscheidung von der Aristokratie aufgewertet worden. Zugleich habe die aufkommende politische Ökonomie die Arbeit zur hauptsächlichen Grundlage gesellschaftlichen Reichtums stilisiert.⁷³ Trotz der schwierigen Quellsituation, so Kocka weiter, lassen die Äußerungen nicht-bürgerlicher sozialer Gruppen dagegen vor allem einen Schluss zu: »Je näher die Quellen an den Alltag und die Erfahrungen der landwirtschaftlich und gewerblich arbeitenden breiten Bevölkerung herantreten, desto weniger ist von jener Glorifizierung der Arbeit zu spüren«. Dies habe sich auch in den Forderungen der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aufstrebenden Arbeiterbewegung niedergeschlagen, die sich vor allem die Verkürzung der Arbeitszeit auf die Fahnen schrieb. Selbst unter den einfachen Mitgliedern der Bewegung sei jedoch zugleich ein emphatischer Begriff von Arbeit als qualifizierte, produktive, männliche und kulturell bedeutsame Tätigkeit gepflegt worden. Indem er die Diskrepanz zwischen dem Arbeitsideal und der Realität in den Fabriken und Werkstätten deutlich habe zutage treten lassen, sei er zur Grundlage für die weitergehenden Forderungen der Arbeiterbewegung nach staatsbürgerlicher Anerkennung, gesellschaftlicher Teilhabe und Verbesserung der Arbeitsbedingungen geworden.⁷⁴

Auf die Frage, in welchem Verhältnis dieses handwerklich-männliche Arbeitsethos zu den Leitvorstellungen des zeitgenössischen Bürgertums stand, gibt Kocka keine eindeutige Antwort. Hingegen schreibt er, dass der Widerspruch zwischen realen und idealen Verhältnissen

72 Püschmann 2015 [1848-1856], 10.6. und 15.6. 1848.

73 Kocka 2010; Kocka 2010a. Vgl. Conze 1972, 160ff., sowie die differenzierenden Hinweise bei Leonhard/Steinmetz 2016, 13f.; Ehmer 2012.

74 Kocka 2010 (Zitat: Druckversion, 4); Kocka 2010a. Zum Verhältnis der Forderungen nach einer Verkürzung der Arbeitszeit einerseits und nach mehr Geld andererseits vgl. Cross 1993; Cross 1993a.

auch vor dem Hintergrund des »Aufstieg[s] der bürgerlichen Gesellschaft« und deren Arbeitsethos so klar habe wahrgenommen werden können. Die Arbeiterbewegung wurde, so legt er nicht zuletzt auch mit Bezug auf Karl Marx nahe, zu einem wichtigen Teil von bürgerlichen Ideen getragen.⁷⁵ Angesichts der sozialen Herkunft zahlreicher Exponentinnen und Exponenten der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts mag dies ein naheliegender Schluss sein.⁷⁶ Es handelt sich jedoch um einen Kurzschluss, der die familienbiografischen Aspekte zu sehr betont. In diesem Sinne kritisiert Karl Christian Führer an der Marx-Biografie Jonathan Sperbers, dass dieser »mit seiner Konzentration auf den bürgerlichen Denker Marx und seine Welt den moralischen, auf soziale Gerechtigkeit zielenden Impuls hinter der kommunistischen Bewegung wie auch hinter der gesamten Arbeiterbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts« ignoriere.⁷⁷ Warum, so wäre etwa zu fragen, sollten nicht auch Marx' vielfältige Kontakte zu Personen aus nicht-bürgerlichen Kreisen oder bestimmte eigene Erfahrungen in sein Denken eingeflossen sein? Mischa Suter etwa verweist auf die »Marx'sche Borgwirtschaft« im Londoner Exil und rückt auf diese Weise den Alltag des Philosophen in die Nähe der Schuldenpraxis der Unterschichten des 19. Jahrhunderts.⁷⁸ Die Arbeiterbewegung hatte, so lässt sich diese Perspektive verallgemeinern, auch eigene Inhalte, die sich nicht einfach auf die bürgerliche Herkunft ihrer Vordenkerinnen und -denker zurückführen lassen. Diese mussten sich vielmehr bemühen, auch bei der einfachen Arbeiterschaft Gehör zu finden. Bis zu einem gewissen Grad hatten sie von deren Vorstellungen und Erfahrungen auszugehen, die sich letztlich doch deutlich von jenen des zeitgenössischen Bürgertums unterschieden.⁷⁹

Diese Prozesshaftigkeit und Offenheit individueller Wertvorstellungen ist auch einer der Ausgangspunkte von Sigrid Wadauers Studie über die Wandergesellen: In der eigenen Retrospektive wie in der wissenschaftlichen Beschreibung tendiere der Handwerker dazu, »die Autobiographie des Handwerkers« zu erzählen, »der Arbeiter erinnert sich an die Arbeiterkindheit; das Bürgertum erwacht – sie sind, was sie immer schon waren.« Das Leben im Allgemeinen, vor allem aber die Vorstellungen, Praktiken und Erfahrungen des Wanderns seien jedoch

75 Kocka 2010, Druckversion, 6f. (Zitat: Druckversion, 6).

76 Zur Sozialstruktur der Sozialdemokratie im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts vgl. Welskopp 2000, Teil I.

77 Führer 2014.

78 Suter 2016, 18ff.

79 Vgl. auch Eiden-Offe 2017; Rancière 2013.

komplexer und ambivalenter, als es solche nachträglichen Selbstdarstellungen zuließen. Im 19. Jahrhundert waren denn auch nicht nur Kaufmannslehrlinge und Wandergesellen, sondern »neben Arbeitern, Stromern, Vagabunden, Bettlern, Fahrenden und Gesinde auch Studenten, Kaufleute, Bildungs- und Lustreisende« unterwegs.⁸⁰ Wie Wadauer am Beispiel des Herbergsreformers Carl Vocke deutlich macht, wurden die Wandernden um die Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus als sehr heterogene Gruppe junger Männer wahrgenommen. In den Herbergen trafen sehr unterschiedliche »Classen« aufeinander, berichtete dieser, von wohlhabenden Bürgersöhnen über vom sozialen Abstieg bedrohte Kaufleute und Dorfbewohner bis zu »Abkömmlinge[n] lüderlich moralisch-gesunkener, aber auch nur armer Familien«, deren Eltern sich »ein sorgenfreies Alter zu verschaffen« hofften.⁸¹ Alle diese Mobilitätstypen – die Liste wäre um die Soldaten und die weiblichen Varianten und ihre Spezifika zu ergänzen – waren mit jeweils besonderen Repräsentationen verknüpft, an denen sich das Handeln und die Selbstverhältnisse der Reisenden orientieren konnten. Sich an bürgerlichen Werten orientierende Reiseratgeber wie *Ludwig Roberts Wanderungen als Handwerksbursch im nördlichen Teutschlande* von Johann Friedrich Rupprecht (*1775) stellten denn auch zweifellos eine Referenz für viele Wandergesellen dar.⁸² Darauf verpflichten ließ sich jedoch niemand.

Die wandernden Handwerker, schreibt Wadauer weiter, seien keineswegs nur »Rezipienten diverser Reisemoden, Lieferanten authentischer Wanderlieder oder sprachlose außerliterarische Referenz« gewesen, sondern hätten sich aktiv an der Produktion dieser Mobilitätsräume beteiligt. Nicht zuletzt sei die handwerkliche Fußreise bei anderen sozialen Gruppen geradezu zur Mode geworden. Ein Beispiel dafür ist die zweiwöchige Alpenwanderung, die der Zürcher Gymnasiast und Amateurbotaniker Karl Lehmann (*1858) im Sommer 1874 unternahm.⁸³ Umgekehrt konnten die Begegnungen unterwegs auch der Bestärkung der eigenen (Gruppen-)Identität dienen. Ein Burschenschaftler habe sich »an den Kapellmeister gemacht u. diesem erklärt, daß er das nächste Stück selber dirigieren werde. Irgend ein Kaufmannsstift

80 Wadauer 2005, 59 und 40.

81 Vocke, Carl (1856): Ueber das Handwerksburschen- und Herbergs-Wesen in Deutschland. Nebst Bericht über die christliche Herberge »zum Gartenhause« in Sondershausen. Nordhausen: A. Büchting, zit. nach Wadauer 2005, 109f.

82 Rupprecht 1805.

83 Wadauer 2005, insbes. 40f. Vgl. auch ebd., 206ff.; zu Lehmanns Reise das zweite Kapitel, Abschnitte 1 und 2; zur Fußreise allgemein Kaschuba 1991.

den das ärgert tritt heran – es entspinnt sich ein Streit«, beschrieb der Jurastudent Hampe eine Auseinandersetzung anlässlich eines Stadtgartenkonzerts in Freiburg im Breisgau, »ein wilder Knäuel von Menschen – heftige Bewegungen, der Stift wird wie ein Ball dahin u. dahin geschleudert«. Zusammen mit dem studentischen Helden der Geschichte sei er anschließend in ein Café gegangen, wo er sich überreden ließ, der Verbindung beizutreten.⁸⁴ Der Setzerlehrling Püschmann wiederum berichtete von einer Begegnung mit Soldaten anlässlich eines nachmittäglichen Stadtpaziergangs. Diese hätten sich über ihn und seine Freunde lustig gemacht und sie als – wenig angesehene – Schneidergesellen bezeichnet. Ein anderes Mal freute er sich, als Bauern ihn mit seinen »langen Haaren« und seiner »weißen, roth-paspielrten Mütze« schief anschauten.⁸⁵

Auf Straßen und Märkten, in Herbergen und Wirtschaftshäusern oder bei festlichen Anlässen begegneten sich also die unterschiedlichsten Personengruppen. Der Setzerlehrling Püschmann lernte beim Tanz nicht nur Töchter von Handwerkern kennen, sondern auch eine Näherin und eine Handarbeiterin.⁸⁶ In seinem Lehrbetrieb, dem Verlags-Comptoir zu Grimma, trafen ebenfalls Menschen verschiedener Herkunft aufeinander. Ähnliches lässt sich auch für den Alltag in wohlhabenden Haushalten feststellen.⁸⁷ Nicht weniger alltäglich waren Interaktionen zwischen den unterschiedlichsten Bevölkerungsgruppen auf dem Land. Als Püschmann an einem Samstagnachmittag im Juni 1848 bei einem Vetter und dessen Ehefrau Kaffee trank, war auch ein »Bergmann« anwesend. Dieser habe sich bald verabschiedet, »um »anzufahren«, aus den Schachten neues Brennmaterial (Steinkohle) heraufbefördern zu helfen«, drückte der Setzergeselle sein Interesse an dessen Beruf und dem entsprechenden Vokabular aus. Später besuchte er die ehemalige Bedienstete seiner Eltern, die eben »vom Felde« kam. Zwei Tage davor hatte er einen anderen Vetter »zum Mähen in den Sträuchern« bestellt und war im Schiefersteinbruch auf einen ehemaligen Schulfreund getroffen, »der dort mit beschäftigt ist, und mich mit in die dort erbaute, vom Schieferbrecher Gräßler bewohnte ärmliche Hütte führte«.⁸⁸

Solche Begegnungen unterschiedlichster sozialer Gruppen waren etwas Alltägliches. Bei aller Rhetorik des Fremd- und Andersseins

84 DTA, Sig. 3460.3, 17.5.1896.

85 Püschmann 2015 [1848-1856], 11.4. und 24.4.1848.

86 Püschmann 2015 [1848-1856], 14.2., 21.2. und 24.4.1848.

87 Vgl. auch die Beispiele bei Budde 1994, 233 ff. und 325 ff.

88 Püschmann 2015 [1848-1856], 24.6. und 22.6.1848.

musste man deshalb darauf vertrauen können, dass basale Formen des sozialen Umgangs auch für andere Bevölkerungsgruppen oder an anderen Orten galten. Erzählungen des Austauschs sind denn auch in den untersuchten Tagebüchern nicht seltener als jene des Missverständnisses. So schrieb Ebers über das Ende seiner Italienreise:

Der Kommissar, ein noch junger Mensch, hatte schon als Hotel-dienner in Baden-Baden und Köln sein Glück versucht. Wir unterhielten uns auf deutsch, italienisch und englisch, d. h.: was er nicht deutsch sagen konnte, sagte er erst englisch und dann italienisch. Verstand er aber mein italienisch nicht, dann suchte ich meine ganz geringe Kenntnis des Englischen anzubringen und wenn das nichts nützte, dann sprach ich deutsch. Und so konnte ich mich mit diesem ziemlich hohen Polizeibeamten ganz ausgezeichnet ausquatschen. [...] Als die Zeit kam, daß ich verschifft werden sollte, holte der Kommissar einen Beamten und – eine Flasche Wein. Die tranken wir beide zusammen und ich wurde entlassen mit den Worten: »Die Deutschen sollen nicht glauben, daß alle Italiener Schufte sind!«⁸⁹

Diese Beispiele zeigen erstens, dass es zwischen sozialen Gruppen immer Gemeinsamkeiten und Unterschiede gibt. Zweitens verbreiten sich Leitvorstellungen und Praktiken selten nur in eine Richtung. Und drittens schließlich sind die Gruppen selbst alles andere als stabil. Vor diesem Hintergrund lässt sich argumentieren, dass die unspezifische Rede von der Bürgerlichkeit zeitgenössischer Arbeitsvorstellungen letztlich in unbedachter Weise Marx' Kritik an den Ansätzen der vereinigten deutschen Sozialdemokratie übernimmt. In seiner Polemik hatte der kommunistische Vordenker bekanntlich das in Gotha verabschiedete Programm pauschal als bürgerlich und romantisch verurteilt.⁹⁰ Im Unterscheid dazu weist Thomas Welskopp darauf hin, dass die deutschsprachige Arbeiterbewegung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus eigenständige Formen des Arbeitsethos gepflegt habe. So sei der Assoziationssozialismus dem Bild einer harmonischen und selbstbestimmten handwerklichen Produktion verpflichtet gewesen, die es genauso aus den Fesseln der zünftischen Ordnung des Ancien Régime wie aus den Fängen des »von außen« kommenden Handelskapitals zu befreien galt. Entsprechend habe man sich nicht in erster Linie gegen die kleinen Fabrikanten und deren Führungsmethoden

89 DTA, Reg.-Nr. 1643, o.D. (Schluss).

90 Vgl. Marx 1973 [1875].

gewandt. Auch die Abschaffung des Privateigentums sei nicht das Ziel gewesen. »[T]hey demanded that the ›good‹ property created by work be liberated from the burden of ›capital‹ which made it ›bad‹, ›parasitic‹ property.« Innerhalb der sich formierenden deutschen Arbeiterbewegung sei diese handwerkliche Fraktion bis mindestens in die 1890er Jahre hinein dominant geblieben. Grundlage für ihre arbeitsbezogenen Leitvorstellungen seien Begriffe wie Fleiß, Männlichkeit und Handfertigkeit gewesen. Sie alle seien im Produkt verkörpert worden, dessen Herstellung als für sich befriedigende Tätigkeit betrachtet worden sei. Auf dieser Basis habe Arbeit letztlich zu einem Synonym für menschliches Handeln ganz allgemein werden können.⁹¹

Das Ethos der Arbeitsamkeit und die Kritik am Finanzkapital teilten Handwerk und Assoziationssozialismus mit großen Teilen des Bürgertums der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ebenso gab es in all diesen Kreisen eine ausgeprägte Kritik an Gewinnstreben und Spekulation. Eine Differenz zwischen dem assoziationssozialistischen und dem bürgerlichen Arbeitsethos dürfte deshalb vor allem in der handwerklichen Produktorientierung zu finden sein und in der Art und Weise, wie die sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz imaginiert wurden. In letzterer Hinsicht bestand eine zentrale Forderung von Vertretern handwerklicher Berufe darin, die Herstellung von Gütern in demokratisch geführten, autonomen Kooperativen zu organisieren.⁹² Da der Staat lediglich die Rahmenbedingungen für diese freiwilligen Zusammenschlüsse zur Verfügung stellen sollte,⁹³ wird zugleich die Nähe des Assoziationssozialismus zu Vorstellungen erkennbar, die auch von der radikaldemokratischen Bewegung des Vormärz getragen worden waren. Wie Welskopp schreibt, hätten sich die sozialdemokratischen Handwerker der Mitte des 19. Jahrhunderts denn auch weniger als Proletarier denn als Staatsbürger betrachtet: »Nicht ›Bürgerlichkeit‹ als Lebensstil beanspruchte man für sich, sondern die politischen Bürgerqualitäten des ›citoyen‹.«⁹⁴ In vergleichbarer Weise argumentiert Rudolf Braun für die schweizerische Genossenschaftsbewegung, dass sich darin die handwerklichen und »kleinbürgerlichen« Teile der Arbeiterbewegung, allen voran die Grütlianner,

91 Welskopp 2010, 56ff. Vgl. dazu ausführlich Welskopp 2000 sowie zum Marx'schen Arbeitsbegriff Platonina/Welskopp 2010; zur Assoziation als Form der Vergesellschaftung auch Braun 1965, 139ff. und 163ff.; zum Arbeitsethos ebd., 168f.

92 Welskopp 2010, 59ff.

93 Braun 1965, 140f.

94 Welskopp 2000, 575ff. (Zitat: 577).

organisiert hätten. Eine zentrale Referenz sei das Gedankengut des Liberalismus, der Aufklärung und der Französischen Revolution gewesen: »Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, Fortschritt, Bildung, Wissenschaft, Sittlichkeit, Gewissen usf.«⁹⁵ Eine ideelle Nähe des Assoziationssozialismus zu zentralen Gestirnen am bürgerlichen Wertehimmel ist damit klar zu erkennen. Doch sollte dabei nicht vergessen werden, dass etwa die Vorstellung einer allgemeinen Staatsbürgerschaft im Bürgertum des 19. Jahrhunderts keineswegs weit verbreitet war. Soziale Ungleichheit war eine der Grundfesten des bürgerlichen Alltags. Es ist deshalb gut möglich, dass das Denken der Aufklärung gerade in radikalen, assoziationssozialistischen und verwandten Kreisen tradiert, transformiert und vor allem ausprobiert wurde.⁹⁶

Zahlreiche Aspekte dieser handwerklichen Ideenwelt des mittleren 19. Jahrhunderts finden sich im Tagebuch des 1829 geborenen Setzerlehrlings Püschmann. Neben dem christlichen Pflichtdenken orientierte er sich erstens an Begriffen wie Fleiß oder Strebsamkeit. In einer Petition an den Prinzipal verwies er auch auf »die Vortheile einer möglichst gesitteten moralisch guten Gesellschaft«. Angeeignet haben dürfte er sich diese Werte nicht zuletzt im Elternhaus. Sein Vater war Lehrer in einem Dorf im Erzgebirge, das damals rund 450 Einwohnerinnen und Einwohner zählte. Einen wichtigen Einfluss auf Püschmanns Leitvorstellungen hatte zweitens die 1848er Bewegung. Die Tagebucheinträge vom März und April des Jahres beschreiben sehr anschaulich die allgemeine Politisierung jener Zeit, von der auch der Lehrling ergriffen wurde. Bei jeder Gelegenheit und in allen möglichen Konstellationen wurde »politisiert«. In diesem Zusammenhang macht sich die bürgerlich-ländliche Herkunft des Setzerlehrlings bemerkbar, wenn er sich als »gemäßigt Liberale[n]« bezeichnete, der gegen einen »Chor Radicaler, Republicaner und Communisten zu kämpfen hatte«. Zugleich aber dürfte seine Begeisterung für die revolutionären Ereignisse zu einem nicht geringen Teil über seine Arbeit zu erklären sein. Ein Aspekt davon ist die direkte Betroffenheit des Druckgewerbes von den Zensurbestimmungen. Entsprechend groß war die Freude aller Beteiligten über die vorläufige »Gewährung der Preßfreiheit« in Sachsen am 10. März 1848. Zur Feier des Tages veranstaltete der Prinzipal, der Besitzer der Druckerei, denn auch für seine gesamte Belegschaft ein Fest in einer Schenke außerhalb Grimmas.⁹⁷

95 Braun 1965, 141 und 167ff. (Zitat 168f.).

96 Vgl. grundlegend Welskopp 2000; zum Radikalismus in der Schweiz Tanner 1997, insbes. 125ff.

97 Püschmann 2015 [1848-1856], 13.4., 3.4., 16.3., 1.-3.3. und 10.-12.3.1848.

Ebenso wichtig – wenn nicht sogar wichtiger – für Püschmanns Leitvorstellungen war drittens die spezifische Lebens- und Arbeitssituation der Burschen und Gesellen. Schon in der »Vorerinnerung« zu seinem Tagebuch schrieb Püschmann, dass er in Grimma »in so mancher meiner gehegten Hoffnungen und Erwartungen schmerzlich getäuscht« worden sei. Damals habe auch niemand gesagt, dass ihm am Ende der eigentlichen Lehrzeit von fünf Jahren zusätzliche vier Probewochen »aufgebürdet« würden. In verschiedenen weiteren Einträgen beschrieb er, wie das Druckgewerbe nicht nur durch gemeinsame Interessen, sondern auch von einer deutlich markierten Klassenlinie geprägt war. So wurden die Löhne und Arbeitszeiten willkürlich festgelegt und die Lehrlinge grundlos gehohlet.⁹⁸ Gegen Ende von Püschmanns Aufenthalt in Grimma wurden die Gesellen sukzessive entlassen und durch Lehrlinge ersetzt. Trotz seines Wissens um die Umgangsformen in seinem Gewerbe im Allgemeinen und um den schlechten Geschäftsgang seines Lehrbetriebs im Besonderen war der junge Mann enttäuscht, dass er keine »Condition« erhielt. Er hätte nicht gedacht, notierte er nach einem Gespräch mit dem Prinzipal, »daß er, nachdem wir fünf Jahre und vier Wochen ihm gedient, uns gleich so ohne Weiteres fortschicken würde, zumal er jetzt von Gehilfen so entblößt sei. Aber was macht sich so ein Mann für Gewissen daraus.« Für ihn selbst sei diese Situation ja noch erträglich, auch wenn er gehofft habe, nicht mehr länger die Eltern um Geld bitten zu müssen. Schlimm hingegen sei die am selben Tag erfolgte Entlassung dreier verheirateter Gehilfen, die sich um »Frau und Kinder« und die Forderungen der Gläubiger kümmern müssten.

Mit letzterer Bemerkung verwies Püschmann auf einen wichtigen Aspekt seines Lebens als Lehrling und Geselle, den er mit den weniger privilegierten sozialen Gruppen teilte: die allgemeine Borg- und Schuldenwirtschaft. Größere Anschaffungen bezahlte er in Raten; er lieh und verlieh Geld; und er berichtete von Schulden und Pfändungen in seinem Umfeld. Einen Teil seiner Kleider kaufte er in gebrauchtem Zustand. Zugleich konnte er seinen alten Rock zum Kaufpreis weiterverkaufen.⁹⁹ Eingebettet waren solche ökonomischen Praktiken in die Vorstellungswelt der Unterklassen. In dieser Hinsicht berichtet Püschmann von »Unruhen«, die ausgebrochen seien, weil die Besitzerin

98 Püschmann 2015 [1848-1856], o.D. (»Vorerinnerung«). Vgl. ebd., 13.2., 23.2. und 12.4.1848; Welskopp 2010, 64ff.

99 Püschmann 2015 [1848-1856], 7.6., 12.5., 13.2., 14.2., 16.2., 2.4., 6.5., 16.5., 23.5. und 11.2.1848.

eines Ritterguts der dort lebenden Bevölkerung gegenüber »auf Fortentrichtung der hergebrachten herrschaftlichen Steuern und Abgaben« bestanden habe. Solchen gewaltsamen Aktionen begegnete der junge Mann zwar mit Ablehnung und Distinktion; angesichts eines zerstörten Fürstenschlosses im sächsischen Waldenburg etwa berichtete er abschätzig von der »Wut des Pöbels«. Doch indem er hinzufügte, dass sich diese »gegen den allerdings etwas selbstüchtigen Besitzer« gerichtet habe, äußerte er gleichzeitig ein gewisses Verständnis.

Nicht zuletzt beteiligte sich der Setzer selbst an weniger drastischen Widerstandspraktiken in seinem Umfeld, wie die folgende Episode vom März 1848 zeigt: Ein Nachbar, so schrieb er, habe sich angesichts der mangelnden Qualität eines Hefebrötchens nach der entsprechenden Taxe – dem staatlich festgelegten Gehalt und Preis von Grundnahrungsmitteln – erkundigt. Es handle sich um einen »Luxusartikel«, für den es keine Taxe gebe, sei die Antwort der Polizei gewesen. Er selbst habe daraufhin das »geheime Arbeitchen« übernommen, ein »Carricaturgemälde« anzufertigen. Es zeige zwei Männer, »die mit sichtbarer Anstrengung auf einer Tragbahre ein Hefebrötchen trugen«. Auf die Frage von Passanten, was sie da schleppten, sage einer der beiden: »Du, die komm' wahrscheinlich von Kamtz, do sei die Dinger a bissel grösser, weil so do en Taxe ham! [...] Na hör'n Se, ich will Se's nur sa'en, das is ä Grimmischer Luxusartikel, ä Edward'sches Hefebrüdelchen!!« In der folgenden Nacht hätten sie das Plakat an eine Hauswand in der Stadt gekleistert. Am Tag davor schon hatten anonyme »Arbeiter« im *Grimmaischen Wochenblatt* die Frage aufgeworfen, warum es für Hefebrötchen keine Taxe gebe.¹⁰⁰

Neben dieser am ökonomischen Subsistenzdenken orientierten Form des Widerstands zeugt Püschmanns Tagebuch auch von den spezifischen Praktiken innerhalb seines Gewerbes.¹⁰¹ Er berichtete etwa von Burschen und Gehilfen, die »das Desertieren im Kopfe« hatten oder trotz eines Verbots über Pfingsten nach Hause fuhren. Zunehmend lassen sich in seinem Betrieb aber auch die für die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung wichtigen Organisierungsbemühungen der Drucker und Setzer erkennen. Ungeachtet der Ermahnungen des Meisters trafen sich zunächst die Gehilfen, um gemeinsame Forderungen zu diskutieren. Dabei orientierten sie sich am Vorbild ihrer Leipziger Kollegen, die anlässlich einer

100 Püschmann 2015 [1848-1856], 14.4., 15.6., 30.3. und 31.3.1848.

101 Zur Subsistenz und zur Brottaxe in der Mitte des 19. Jahrhunderts vgl. am Beispiel französischer Kommunen Streng 2017, insbes. Kap. IV.1.

Arbeiterversammlung folgende Forderungen erhoben hätten: »10 Stunden Arbeit täglich – bessere Preise und Schadloshaltung der Arbeiter für unverschuldetes Feiern, Correctur- und Manuscript-Abhaltungen – Regulierung der Burschenzahl und der Zahl der Druckmaschinen zu den Gehilfen und Pressen.«¹⁰² Kurz darauf verfasste auch Püschmann selbst eine Petition im Namen der Burschen, in der die Entlassung des Lehrlingsaufsehers, die Beschränkung der Lehrlingszahl, eine Prüfung der Fähigkeiten und des »moralischen Verhaltens« neuer Burschen und das Erlassen der Probewochen gefordert wurden. Wenn der Setzerlehrling im Juni 1848 an einer Sitzung des »deutschen Verein[s]« teilnahm, in deren Rahmen die »Arbeiter- und Auswandererfrage verhandelt wurde«, ging es dabei also auch um seine eigene Situation. Er war nicht nur der Sohn eines Dorfschullehrers und ein Liberaler, sondern auch ein prekär beschäftigter Lohnarbeiter. So erstaunt es nicht, dass er sich explizit zur »Arbeitergesellschaft« zählte.¹⁰³

Auch Wadauer schreibt, dass Werte wie »Fleiß, Arbeitswillen und Moral« zwar von den etablierten Vertretern des Handwerks »zum Brauch, alles andere aber zum Missbrauch erklärt« worden seien. Das Ideal des Wandergesellen, wie es in Selbst- wie Fremddarstellungen des 18. und 19. Jahrhunderts formuliert wurde, lasse sich jedoch nicht auf solche abstrakten Begriffe reduzieren. Vielmehr habe es ein komplexes Gefüge von heterogenen Verhaltensregeln und Orientierungshilfen umfasst. Insbesondere habe diese »Hohe Schule des ordentlichen Handwerkers« bürgerliche Vorstellungen der Bildungsreise mit dem Ziel kombiniert, die handwerklichen Fertigkeiten und Kenntnisse zu erweitern. Sie sei in allen untersuchten Regionen und während des gesamten Untersuchungszeitraums, der vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert reicht, erstaunlich stabil geblieben.¹⁰⁴ Der normative Horizont einer Wanderschaft konstituierte sich folglich als im doppelten Sinne geteilter. Zum einen orientierte er sich am bildungsbürgerlichen Wertehimmel; ebenso stark aber basierte er auf davon weitgehend unabhängigen Vorstellungen über die spezifischen Qualifikationen, nach denen ein guter Handwerker streben musste. In den von Wadauer untersuchten Egodokumenten werden in diesem Zusammenhang etwa das Aufdecken bisher »unbekannter Geheimnisse« der Materialbearbeitung oder besonders schön gearbeitete Produkte erwähnt. Als

102 Püschmann 2015 [1848-1856], 13.5., 9.6. und 5.4.1848. Vgl. auch Welskopp 2010, 65; zur Bedeutung der Drucker und Setzer für Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung ebd., 63.

103 Püschmann 2015 [1848-1856], 13.4. und 3.6.1848.

104 Wadauer 2005, 125. Vgl. ebd., 103ff., 124f. und 252.

Gegenstück dazu erscheint die monotone Fabrikarbeit. Sie hatte ein ordentlicher Handwerker folglich zu meiden.¹⁰⁵

Diese handwerkliche Orientierung am Produkt lässt sich auch bei Püschmann erkennen. In seinem Tagebuch, in dem im Unterschied zu den Wandergesellen auch die letzten Lehrmonate Erwähnung finden, äußerte er sich ausführlich zu den täglichen Arbeiten in der Druckerei. Meistens war er mit dem Satz der *Sächsischen Kirchenzeitung* beschäftigt. Wenn er einmal nicht fertig wurde, arbeitete er bis spät in die Nacht hinein. Das bedeutet allerdings nicht, dass er tagsüber nicht auch einmal spazieren gegangen oder Schlittschuh gelaufen wäre. Allgemein beschrieb er sich als sorgfältigen und ordentlichen Setzer, der stolz auf seine fehlerfreien Arbeiten war. »Vormittags las ich meine zweite Correctur, um möglichst Druckfehler zu verhüten, noch einmal durch, corrigirte und revidirte«, notierte er am 7. Januar 1848. Mehrmals hielt er fest, wessen Setzkasten er dabei verwendete, in welchen Schriftgrößen er den Text zu setzen hatte und welches »Malheur« ihm dabei unterlaufen war. Entsprechend stolz war er, wenn eine Arbeit abgeschlossen war und den Ansprüchen an ein gutes Produkt genügte. »Ich setzte Kirchenzeitung, hohe Petit [eine kleine Schriftgröße; pb], und Examenbericht«, berichtete er am 10. Februar. »Abends nach 9 Uhr ließ ich abziehen und hatte nun glücklich in drei Tagen meine Nummer zusammengeschanzt, bis auf einige Zeilen durchgehende Corpus [eine mittlere Schriftgröße; pb], welche ich nicht mit zu Censur und Correctur abziehen ließ.« Und am folgenden Tag ergänzte er: »Vormittags setzte ich meine letzte Columne vollends voll und setzte meinen durchgehenden, hölzernen Vinkelhaken ordentlich in Stand.« Doch leider habe ihm der Prinzipal einen Strich durch die Rechnung gemacht und befohlen, den leeren Platz mit einem anderen als dem vorgesehenen Text zu füllen. Aus diesem Grund sei er nicht auch mit der zweiten Korrektur fertig geworden. Mit Blick auf dieses Interesse am Produkt erstaunt es nicht, dass Püschmann sich anstelle einer zu teuren Uhr »lieber ein Handbuch für Buchdrucker anschaffen« wollte.¹⁰⁶

Heinz-Gerhard Haupt und Geoffrey Crossick argumentieren, dass »Vorstellungen von ›moralischer Ökonomie‹, von Produktqualität und vom Recht auf ein Gewerbe« zentrale Aspekte des Selbstverhältnisses

105 Wadauer 2005, 247. Zur Bedeutung der Handwerksprodukte und ihrer Bearbeitung vgl. ebd., u.a. 251f., 265, 267f. und 328; zur Fabrikarbeit ebd., 246.

106 Püschmann 2015 [1848-1856], 7.1., 30.1., 2.2., 12.2., 26.2., 9.2., 10.2. und 13.2.1848.

von kleinen Händlern und Handwerkern gewesen seien. Darin hätten sie sich von den »dominierenden Werten der Klassengesellschaft« wie »Reichtum, Qualifikation und Leistung« unterschieden. Wie ich jedoch im zweiten Kapitel gezeigt habe, beherrschten Letztere den bürgerlichen Wertehimmel der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch keineswegs. Es handelte sich folglich nicht um allgemeine »kapitalistische Prinzipien«. Vielmehr stellten sie gerade auch für das Bürgertum eine »Herausforderung« dar, nicht nur »für die Welt von Handwerksmeistern und Ladenbesitzern«. ¹⁰⁷ Zugleich stellt sich die Frage, ob die Produktorientierung nicht auch für Teile des Wirtschaftsbürgertums noch weitaus länger von Bedeutung war, als Haupt und Crossick andeuten. Im Unterschied zu den Handwerkern waren viele Händler zwar nicht direkt – mit eigenen Händen – an der Herstellung beteiligt. Dennoch benötigten auch sie ein umfangreiches Wissen über die von ihnen vertriebenen Waren, über deren Beschaffung, Lagerung und Verkauf. Dies vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die unterschiedlichen Funktionen in Handelshäusern noch wenig ausdifferenziert waren. ¹⁰⁸

Noch deutlicher als beim Handel stellt sich die Frage nach dem Produktethos bei jener Schicht der kleinen Fabrikanten, die sich im 18. und frühen 19. Jahrhundert aus dem städtischen Handwerk entwickelte. ¹⁰⁹ Einer von ihnen war der Weißgerber und Ratgeberautor Rupprecht. Wie zeitgenössischen biografischen Lexika zu entnehmen ist, war schon sein Vater ein »Bürger und Weisgerber« in Altdorf bei Nürnberg gewesen. Er selbst habe zunächst Kaufmann werden wollen, sich aber aufgrund von »Unordnungen in den Handlungsgeschäften« nach dem Tod seines Lehrherrn doch für die »Profession seines Vaters« entschieden. Nach der Lehre und einigen Gesellenjahren in Potsdam und Göttingen habe er schließlich in Kremenschuk am Dnjepr, »wo sich bereits verschiedene deutsche Kaufleute und Professionisten etabliert haben, [...] auf Kosten des Kaisers Alexander eine Semischgerberei Fabrik anlegen« dürfen. ¹¹⁰ Rupprecht lässt sich kaum mehr mit kleinen Handwerksmeistern vergleichen – so rudimentär die Arbeitsteilung und wenig mechanisiert diese Form der Fettgerbung im damaligen Zarenreich auch gewesen sein dürfte. ¹¹¹

107 Haupt/Crossick 1998, 22f.

108 Vgl. Habermas 2000, insbes. 99ff.

109 Vgl. die Beispiele bei Ehmer 1994, 217ff.; Gall 1989, insbes. 32ff. und 54ff.

110 Nopitsch 1806, 339f. Vgl. auch Meusel 1811, 243; zu Rupprecht das erste Kapitel, Abschnitt 4.

111 Zu den zeitgenössischen Fabrikbegriffen vgl. Fischer 1962, 27ff.

Dem entspricht auch der Inhalt seiner Ratgeberschrift. Ein Gespräch über Sinn und Zweck der Gesellenwanderschaft, das der Vater des Protagonisten am Anfang des Buches mit einem befreundeten Tischler führt, beginnt zwar mit einer Aufzählung handwerksspezifischer Anforderungen. »Die Fortschreitung des Handwerkmanns zu höherer Geschicklichkeit, wird nur durch lebhaften gegenseitigen Umtausch seiner Kenntnisse gegen die Kenntnisse anderer befördert«, heißt es dort unter anderem, »bei verschiedenen Meistern trifft man immer auch wieder eben so verschiedene Verfahrungs- und Bearbeitungsarten an«. ¹¹² Konkreteres über die Welt der Produkte und das entsprechende Ethos ist jedoch nicht zu erfahren.

Was Rupprecht in seinem Buch vor allem behandelt, sind erstens die zahlreichen Möglichkeiten, vom rechten, sittlichen Weg abzukommen. Der zweite Aspekt seines Programms sind die abstrakten Werte eines arbeitsamen Lebens im Kreise der familiären Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft: die »Zufriedenheit mit seiner Vaterstadt« und die endliche Rückkehr des reisenden jungen Mannes in die Familie; das Streben nach Vervollkommnung und Selbstständigkeit in der Profession; eine »hinreichende Portion Ehrgeiz« und ein »Trieb zur Auszeichnung in den Augen verständiger, geschickter und aufgeklärter Menschen«; sowie, nicht zuletzt, »ein warmes Gefühl für alles Schöne«. In diesem Sinne müsse jeder »Vaterlandsfreund« handeln, da »der Staat geschickte, thätige und unternehmungsfähige Bürger bedarf« und ein »rascherer Fortgang zur höheren Aufnahme des Kunstfleißes und der Betriebsamkeit bewerkstelligt« werden müsse.

Es ist wenig wahrscheinlich, dass diese Ausrichtung an den abstrakten Werten der Arbeitsamkeit und Sittlichkeit nur auf Rupprechts Bestreben zurückzuführen ist, sein Buch für Angehörige aller möglichen Gewerbe interessant zu machen. Ein Produktethos hätte sich auch beschreiben lassen, ohne sich allzu sehr in berufsspezifischen Aspekten zu verlieren. Wenn er sich weitestgehend an Wertvorstellungen orientierte, die auch »der sich den Wissenschaften und Handlungsgeschäften weihende Jüngling« geteilt haben dürfte, ging es ihm vielmehr ganz allgemein um die »Beförderung vaterländischer Industrie, höherer Sittlichkeit und Bildung des Mittelstands«, wie er schon im Vorwort schrieb. ¹¹³ Die Spezifika des handwerklichen Arbeitsethos interessierten aus dieser Perspektive eines Nationalökonomen und Fabrikanten nicht.

¹¹² Rupprecht 1805, 13.

¹¹³ Rupprecht 1805, 17f., 19, 119f. und VIII.

Damit ist Rupprechts Ratgeberbuch ein Beispiel für den Aufstieg jenes abstrakten Ethos der Arbeitsamkeit, das ich für das Bürgertum des mittleren 19. Jahrhunderts beschrieben habe. Ab dem späten 18. Jahrhundert erlaubte es die zunehmende Arbeitsteilung bestimmten sozialen Gruppen, für körperliche Tätigkeiten auf die Arbeitskraft der *Untergebenen* zurückzugreifen, wie sie der Freiburger Kaufmannssohn Werner einmal nannte. Püschmanns Prinzipal scheint denn auch vor allem als Besitzer der Druckerei in Erscheinung getreten zu sein. In dieser selbst scheint er eher selten anwesend gewesen zu sein, geschweige denn gearbeitet zu haben. Die Kontrolle der Arbeit erledigten der Lehrlingsaufseher und der Meister. Die Arbeit selbst wurde vor allem von den Gehilfen und Burschen erledigt. »Unsere Arbeiter sind noch immer beschäftigt, den Schlamm aus dem Tabakkeller zu tragen«, notierte auch die Fabrikantentochter Bader nach einem Unwetter im Mai 1865. Die Arbeit des Vaters hingegen ist in ihrem Tagebuch hauptsächlich über dessen zahlreiche Geschäftsreisen präsent. Wenn sie später einmal bemerkte, dass Papa das »Cigarrenmachen aufgeben« wolle, meinte sie entsprechend nicht das Handwerk des Zigarrenmachers, sondern den Einkauf von Rohwaren und den Verkauf von Fabrikaten.¹¹⁴

Etwas anders, zumindest auf den ersten Blick, verhält es sich mit den Handarbeiten, denen sich bürgerliche Frauen wie Bader ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend widmeten.¹¹⁵ Auch wenn hierbei verständlicherweise kein Berufsstolz erkennbar wird, rücken doch die Resultate dieser Arbeiten und ihre Eigenschaften in den Vordergrund. »[I]ch habe die vergangenen Tage beim Kleidermachen tüchtig genäht; ein Sommerkleid fertig gemacht u. jetzt arbeite ich am schwarzseidenen, es macht eine große Freude«, schrieb die Fabrikantentochter im Spätwinter 1865. Ohne Zweifel: Dem einzelnen Produkt wurde in solchen Bemerkungen ein großer Wert zugemessen, ein deutlich größerer als den Gebrauchsdingen aus den Händen einer Hausvorsteherin des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Es handelte sich aber um einen Wert, der alleine als Tauschwert innerhalb der emotionalen Ökonomie von Familie und Freundeskreis funktionierte. Auf dem städtischen Markt hätten solche Produkte kaum etwas eingebracht. Der ideelle Rahmen war nicht das materielle Wohlergehen des Haushalts, sondern das Ethos des liebenden Dienstes an der familiären Gefühlsgemeinschaft: »Wir sind so sehr mit Weihnachts-

114 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 13.5.1865; Reg.-Nr. 1116 I.3, 3.5.1872.

115 Vgl. dazu Habermas 2000, insbes. 53 ff.

arbeiten überhäuft, daß wir oft bis in die Nacht um 1 Uhr arbeiten, [...] allein um fertig zu werden u. Jedem eine kleine Freude zu machen, muß man wohl die traulichen Nachtstunden dazu nehmen.«¹¹⁶

Aus der Perspektive des Handwerks, für das der Zweck der Produkte letztlich der im Verkauf zu realisierende ökonomische Wert war, orientierte sich die Herstellung dieser Liebes-Produkte an einem Ethos, das nicht weniger abstrakt war als Rupprechts Bemühungen um eine *Beförderung vaterländischer Industrie, höherer Sittlichkeit und Bildung*. Wie ich nun zu Beginn des dritten Abschnitts zeige, lässt sich dieser Prozess der allmählichen Loslösung eines abstrakten bürgerlichen Arbeitsethos vom handwerklichen Produktethos am national-ökonomischen Produktivitätsdenken geradezu beispielhaft nachverfolgen. Parallel dazu tauchte allerdings auch das Produktethos wieder auf: in der Idealisierung des Kunsthandwerks durch das Bürgertum etwa, aber auch im Selbstbild von Ingenieuren. Im Produktionsethos von Teilen der (qualifizierten) Industriearbeiterschaft schließlich wurde es an die Bedingungen der modernen Massenproduktion angepasst.

3. Produktion und Männlichkeit: Arbeit in der Industriegesellschaft

In den Schriften der französischen Physiokraten des 18. Jahrhunderts waren Vorstellungen von Produktivität hauptsächlich an die Fruchtbarkeit des Bodens gekoppelt. Entsprechend waren auch nur die in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerungsgruppen »produktiv«. Das Handwerk dagegen zählte François Quesnay in seinem *Tableau économique* (1758) zu den »sterilen«, d. h. nicht-produktiven Klassen.¹¹⁷ Nicht zuletzt unter dem Eindruck der einsetzenden Industrialisierung in seiner Herkunftsregion Schottland distanzierte sich der eine Generation jüngere Adam Smith grundsätzlich von dieser Klassifizierung. In seinem zum Klassiker der Ökonomik avancierten Buch *Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* (1776) schrieb er anstelle des Bodens und seiner Bearbeitung der menschlichen Arbeit ganz allgemein den zentralen Stellenwert zu. Hinsichtlich der Produktivität

¹¹⁶ DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 11.3.1865 und 18.12.1864.

¹¹⁷ Vgl. dazu und zum Folgenden Bänziger/Streng/Suter 2017, 5ff.; zur Geschichte des Produktivitätsdenkens auch Hentschel 1984; Burkhardt 1974; zur Fruchtbarkeit oder Generativität bei den Physiokraten Banzhaf 2000; Christensen 1994.

einer Tätigkeit betonte er zwei Aspekte: Erstens lasse sie sich anhand der Frage bestimmen, ob einem Objekt Wert zugeführt werde, und zweitens, ob aus diesem Prozess eine handelbare Ware hervorgehe. Unproduktiv sei deshalb »the labor of some of the most respectable orders in the society« wie jene des Souveräns, der Armee- und Marineangehörigen, der öffentlichen und privaten Bediensteten sowie der »churchmen, lawyers, physicians, men of letters of all kinds; players, buffoons, musicians, opera-singers, opera-dancers, etc.« Alle diese Tätigkeiten würden weder Wert noch handelbare Waren schaffen, sondern im Moment ihrer Ausübung schon wieder vergehen.¹¹⁸ Dieses Denken war noch deutlich im handwerklich-kleingewerblichen Arbeitsethos verhaftet. Zugleich orientierte es sich an der manufakturrellen Produktion jener Zeit, für die Rupprechts *Semischgerberei Fabrik* steht.

Wie Wolfgang Schivelbusch in seinem Essay über *Das verzehrende Leben der Dinge* argumentiert, stützte sich Smith auf einen anthropozentrischen Produktionsbegriff. Was in dessen Vorstellung der Arbeitsteilung geteilt werde, sei »die ursprünglich ganze Arbeit des Menschen« im Sinne der aristotelischen *Poiesis*. Sie bestehe »aus dem Zusammenspiel des menschlichen Geistes und der menschlichen Hand bei der Bearbeitung eines Stücks roher Natur und seiner Umformung in ein Kulturprodukt«, wie es im Kunsthandwerk oder beim Hausbau der Fall sei. »Dass die Hand mittels Werkzeugen und Maschinen ihren Wirkungskreis extrem erweitern kann, ändert nichts daran, dass sie die Quelle aller *Poiesis* bleibt.« Es sei deshalb keineswegs zu erwarten gewesen, dass Smith aus dieser konkreten Hand des Handwerks gleichzeitig jene unsichtbare Hand des Kapitalismus gemacht habe, für die insbesondere er heute berühmt ist. Neben seiner intensiven Beschäftigung mit den unsichtbaren Kräften zwischen den Himmelskörpern habe ihm dabei geholfen, dass er die Arbeitsteilung nicht mit Blick auf komplexe Produkte, sondern am Beispiel der Stecknadel diskutiert habe. Dies habe, *nomen est omen*, zu einer »Zuspitzung der Fragestellung durch größtmögliche Vereinfachung und Konzentration auf die kleinstmögliche Anzahl der am Produktionsprozess beteiligten Elemente« geführt. Damit beschreibe Smith weniger eine Aufteilung von Arbeit als einen quasi-tayloristischen Prozess der Zerlegung von Arbeitsschritten.

Als Theorie jener maschinellen Produktion, die im ausgehenden 19. Jahrhundert dominant wurde, so führt Schivelbusch weiter aus, eigne sich der »physiozentrische« Produktionsbegriff der Physiokraten

118 Smith 1776, 281.

zumindest ebenso gut. Dieser gehe nicht von der menschlichen (Hand-)Arbeit aus, sondern von der »potentiell unendlich[en]« Produktivkraft der Natur.¹¹⁹ Ganz in diesem Sinne habe Karl Marx in seinen hundert Jahre nach Quesnays *Tableau économique* verfassten *Grundrissen* (1857/58) die Selbsttätigkeit der Maschine beschrieben:

Die Maschine erscheint in keiner Beziehung als Arbeitsmittel des einzelnen Arbeiters. Ihre *differentia specifica* ist keineswegs, wie beim Arbeitsmittel, die Tätigkeit des Arbeiters auf das Objekt zu vermitteln; sondern diese Tätigkeit ist vielmehr so gesetzt, daß sie nur noch die Arbeit der Maschine, ihre Aktion auf das Rohmaterial vermittelt – überwacht und sie vor Störungen bewahrt. Nicht wie beim Instrument, das der Arbeiter als Organ mit seinem eignen Geschick und Tätigkeit beseelt, und dessen Handhabung daher von seiner Virtuosität abhängt. Sondern die Maschine, die für den Arbeiter Geschick und Kraft besitzt, ist selbst der Virtuose, der eine eigne Seele besitzt in den in ihr wirkenden mechanischen Gesetzen und zu ihrer beständigen Selbstbewegung.¹²⁰

Wie die Arbeiterschaft unter den Bedingungen maschineller *Selbstbewegung* ein Ethos eigener *Virtuosität* entwickelte, beschreibe ich weiter unten. In der Metapher der unsichtbaren Hand, so lässt sich hingegen Schivelbuschs Nachdenken über Smith weiterspinnen, ist die handwerkliche Herkunft des bürgerlichen Arbeitsbegriffs zwar noch erkennbar; zugleich drückt sich darin aber jene Abstraktion vom handwerklichen Produktethos aus, für die das bürgerliche Ethos der allgemeinen Arbeitsamkeit steht. Aus dieser Perspektive ist es nicht weiter erstaunlich, dass sich die Ökonomik im 19. Jahrhundert anschickte, auch die von Smith als unproduktiv gebrandmarkten Tätigkeiten aufzuwerten.¹²¹ Ein Beispiel dafür ist insbesondere Friedrich List. Als 1789 geborener Sohn eines Weißgerbermeisters und Ratsherrn aus der Freien Reichsstadt Reutlingen stammte dieser, ähnlich wie der nur wenig ältere Rupprecht, aus dem städtischen Handwerk das alte Reichs. Auch er sollte zunächst in die Fußstapfen des Vaters treten. Er schloss die Lehre jedoch nicht ab, sondern trat in den Verwaltungsdienst ein. Schon im Alter von achtundzwanzig Jahren wurde er für kurze

119 Schivelbusch 2015, 17, 79 (Hervorhebung i. O.) und 19. Vgl. auch ebd., insbes. 16ff., 58ff. und 77ff.

120 Marx, Karl (1953 [1857/58]): *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf) 1857-58*, zuerst veröffentlicht 1939/41, Berlin: Dietz, zit. n. Schivelbusch 2015, 21.

121 Burkhardt 1974, 280ff.

Zeit Professor für Staatsverwaltungswissenschaften an der Universität Tübingen, bevor er sich, zunächst in Übersee, als Unternehmer und Publizist einen Namen machte. Vor diesem biografischen Hintergrund eines erstaunt es nicht, dass für List nicht nur die Landwirtschaft, das Handwerk und der Handel zu den produktiven Kräften gehörten. Wie er in seinem Buch *Das nationale System der politischen Ökonomie* (1841) argumentierte, seien zu dieser Berufskategorie auch »die Lehrer der Jugend und der Erwachsenen, die Virtuosen, die Aerzte, die Richter und Administratoren« zu zählen, und zwar sogar

in einem noch viel höhern Grade. Jene produciren Tauschwerthe, diese produciren produktive Kräfte, der eine indem er die künftige Generation zur Production befähigt, der andere indem er Moralität und Religiosität bei der jetzigen Generation befördert, der dritte indem er auf die Veredlung und Erhebung des menschlichen Geistes wirkt, der vierte indem er die productiven Kräfte seiner Patienten rettet, der fünfte indem er die Rechtssicherheit, der sechste indem er die öffentliche Ordnung producirt, der siebente indem er durch seine Kunst und den Genuß, den er dadurch gewährt, zur Production von Tauschwerthen reizt.¹²²

Die *Moralität und Religiosität*, die es bei der jetzigen Generation zu fördern galt, bekommt in den weiteren Ausführungen Lists einen klaren Inhalt. Es gehe darum, schrieb er mit Blick auf die mittelalterliche Hanse im historischen Teil seiner Abhandlung, die »dem Müßiggang, der Völlerei und Raufhändeln nachhangenden Unterthanen an Arbeitsamkeit zu gewöhnen«. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund begründete er im Schlussteil des Buches, warum Deutschland besonders zur »Pflanzung einer nationalen Manufacturkraft berufen« sei. Nach den wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Leistungen und den öffentlichen und privaten Institutionen erwähnte er hierbei gleich an zweiter Stelle wiederum Moral und Religiosität sowie die »Arbeitsamkeit und Wirtschaftlichkeit« der Bevölkerung. Besonders geeignet für eine Industrialisierung sei Deutschland aber auch wegen deren »Beharrlichkeit und Ausdauer in den Geschäften, sowie durch ihren Erfindungsgeist«.

Dieses abstrakte Arbeitsethos erinnert deutlich an jenes von Rupprecht. Wenn sich List gegen eine zu starke Betonung der »körperliche[n] Arbeit als Ursache des Reichthums« wendet, wird zugleich die bildungsbürgerliche Schlagseite seiner Darstellung erkennbar. Das be-

122 List 1841, 215.

deutet nicht, dass er sich nicht für »die Entwicklung der physischen Arbeitskraft« interessierte.¹²³ Gerade in diesem Bereich, so schrieb er, leiste die Industrialisierung gar einen großen Beitrag. Nicht zuletzt habe das Vorbild der Stadtbewohner und die gesteigerte Nachfrage nach agrarischen Erzeugnissen in einem Manufakturstaat einen nachhaltigen Einfluss auf die landwirtschaftliche Arbeit:

Man ist im Stande, größeren Tagelohn zu bieten, aber man verlangt auch größere Leistungen. Der Arbeiter fängt an zu fühlen, daß er in seinen Körperkräften und in der Geschicklichkeit, womit er sie zur Anwendung bringt, die Mittel zur Verbesserung seines Zustandes besitze. Er fängt an zu begreifen, warum der Engländer sagt, Zeit sey Geld.¹²⁴

Wo List auf die Produkte eingeht, handelt es sich ausnahmslos um »Fabrikate« oder »Manufacturproducte«, die den »Agricultur«- oder »Colonialproducten« gegenübergestellt werden. In seiner Theorie der nationalen und globalen Arbeitsteilung, des internationalen Wettbewerbs und der nachholenden Industrialisierung Deutschlands spielen die Erzeugnisse der »gewöhnlichen Handwerker« keine Rolle.¹²⁵ Ein zentraler Faktor waren stattdessen gerade jene produktionstechnischen und arbeitsorganisatorischen Neuerungen, die die Mehrheit von Lists Klassengenossinnen und -genossen keineswegs so eindeutig begrüßte.

Bei allem Fortschrittsdenken gab es hier eine verbreitete Skepsis gegenüber den sich ankündigenden neuen Zeiten, die sich nicht auf die Großstadtkritik und die Vorbehalte gegenüber Wettbewerb und Spekulation beschränkte.¹²⁶ Auch der Produktion im großen Maßstab begegnete man mit großen Vorbehalten. »Er ist ein kleiner König. Ihm und seinem Bruder sind an 300 Seelen untertan«, schrieb die Marburger Professorientochter Rettberg über den wohlhabenden, aus einer Schaffhauser Bankier- und Unternehmerfamilie stammenden Fabrikherrn Théodore Frey (1825-1892), dessen Haushalt im elsässischen Guebwiller von ihrer Tante geführt wurde.¹²⁷ Sie verwies damit auf eine Form der Produktion, die mit den gewohnten Verhältnissen nur

123 List 1841, 50, 573, 210 und 291.

124 List 1841, 291f.

125 List 1841, 154. Vgl. auch ebd., 22, 87, 279 und 295f.

126 Vgl. dazu das zweite Kapitel, Abschnitt 1; zur Großstadtkritik das fünfte Kapitel, Abschnitt 4.

127 DTA, 208 I, 31.10.1865. Zu Rettbergs Aufenthalt in Guebwiller vgl. auch das zweite Kapitel, Abschnitt 4; zu Théodore Frey Ferrière/Ferrière 2000a; für eine vergleichbare Kritik Habermas 2000, 108.

noch wenig gemeinsam hatte. Aus ihrer Perspektive glichen die Sozialbeziehungen in der Textilfabrik eher einem Feudalverhältnis als einer familiär-häuslichen Ökonomie. Sie waren durch eine Klassendifferenz geprägt, die andere zeitgenössische Produktionsweisen aufgrund ihrer auf direkter Interaktion beruhenden Grundkonstellation kaum in dieser Schärfe herausbilden konnten. Entsprechend war die Arbeiterschaft für viele damalige Unternehmensführungen nichts anderes als ein »Werkzeug«. ¹²⁸

In Rettbergs Augen wirkte sich diese Konstellation auch auf die Beziehungen innerhalb der Fabrikantenfamilie selbst aus. Der zitierte Satze endet zwar mit den Worten »und doch ist er so einfach, so freundlich«. Auch empfand sie durchaus töchterliche Gefühle gegenüber dem Hausherrn. Sie beklagte sich jedoch bitter, dass sie von ihm nicht wie eine »Respektsperson« behandelt werde, und einmal verglich sie ihn gar mit einem »Großmogul oder Pascha«. Zudem verwies sie auf die häufigen Streitereien im Haus. ¹²⁹ Unter diesen Umständen war es schwierig, jenen gemeinschaftlichen Alltag zu leben, den die Erzieherin Steltzer trotz der Standesunterschiede auf dem schlesischen Gutshof beschrieb. Dass die Bedeutung der sozialen Gruppe im Großbürgertum tendenziell auch »die Bindungskraft verwandtschaftlicher Beziehungen überlagert« habe, zeigt Philipp Sarasin am Beispiel Basels auf. Die Mitglieder der Familie seien zwar wichtig gewesen, aber nur insofern sie eine in materieller und sozialer Hinsicht vergleichbare Stellung hatten. ¹³⁰

Parallel zu diesen Prozessen wurde allerdings schon früh versucht, das Fabriksystem der Funktionsweise der häuslichen Ökonomie anzupassen. Zu diesen Bemühungen zählen das Etablieren von sozialen Institutionen wie Vereinen, Weihnachtsgeschenken und Feiern oder der Bau von Fabriksiedlungen. ¹³¹ Ein Beispiel dafür ist das 1853 von Frey und seinem älteren Bruder Ferdinand (1817-1872) erworbene und sukzessive ausgebauten Weberei- und Spinnereigelände in Guebwiller. Noch um die Jahrhundertwende zeichnete sich das Ensemble durch eine Nähe von Produktions- und Wohnräumen aus. Dies galt für einen Teil der Arbeiterschaft wie für die beiden Fabrikanten, deren Villen auf einer zeitgenössischen Abbildung deutlich zu erkennen sind (vgl. Abb. 3.1). ¹³²

128 Braun 1965, 54ff. und 147.

129 DTA, 208 I, 31.10.1865 und 23.9.1867.

130 Sarasin 1997, 207ff. (Zitat 210).

131 Vgl. etwa Braun 1965, 215f. und 240ff.; zu den Bemühungen, die Unterschichten sesshaft zu machen, ferner ebd., 39ff.

132 Vgl. Favre o.D.; Ferrière/Ferrière 2000; Ferrière/Ferrière 2000a.

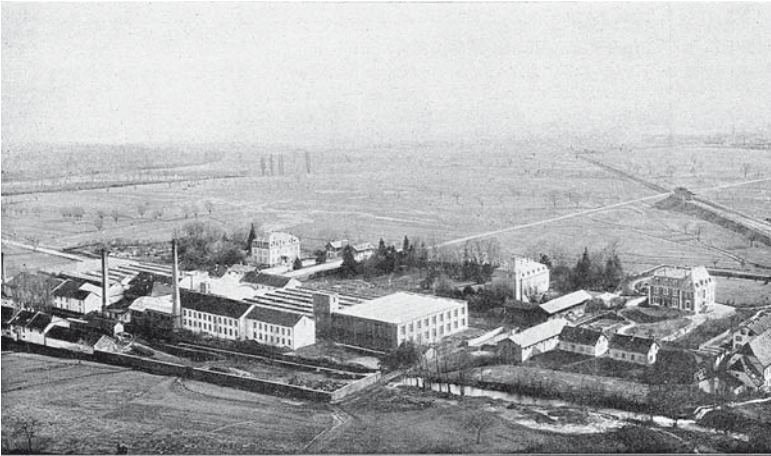


Abb. 3.1: Die Etablissements Frey im elsässischen Guebwiller im Jahr 1902.

Zu den Vertragsbedingungen für die Miete von Fabrikwohnungen gehörte vielfach, dass mindestens zwei Familienmitglieder in der betreffenden Fabrik zu arbeiten hatten. Neben praktischen Gründen kam es auch deshalb gar nicht so selten vor, dass beide Eheleute und gelegentlich auch weitere Verwandte bei demselben Arbeitgeber beschäftigt waren oder gar zusammenarbeiteten. Wie Braun schreibt, fand hier »der hausindustrielle Produktionsverband« tatsächlich bis zu einem gewissen Grad »seine Fortsetzung«. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts seien solche »Familienbetriebe« geradezu charakteristisch für die Fabrikarbeit im von ihm untersuchten Zürcher Oberland gewesen.¹³³ Nicht anders als Fabrikversicherungen und -sparkassen dienten allerdings auch Fabriksiedlungen letztlich eher den Kapitalinteressen als jenen der Arbeitenden. Das paternalistische Denken und Handeln hinderte die Fabrikherrschaften auch nicht daran, über das Einstellen billigerer Arbeitskräfte aus dem Um- und Ausland die Löhne zu drücken.¹³⁴ Dennoch dürften sie keineswegs nur instrumentelle Interessen verfolgt haben. Zu groß war die Bedeutung, die der familiären Ökonomie und dem Gemeinschaftsethos in den zeitgenössischen Vorstellungen von Bürgerlichkeit zukam.

133 Braun 1965, 207. Zur Zusammenarbeit von Eheleuten vgl. ebd., 189. Kocka 2015, 158, allerdings betont den Ausnahmecharakter dieser Situation.

134 Braun 1965, 289f. und 262f. Zur sozialen Frage und den Sparkassen und Versicherungen allgemein vgl. ebd., 141 ff.

Dass das Bürgertum dem Fabrikssystem und den industriellen Produktionsverhältnissen skeptisch oder zumindest ambivalent gegenüberstand, zeigt sich nicht zuletzt in der Romantisierung des Handwerks – einer Art der Produktion, die mit dem eigenen Alltag vieler Bürgerinnen und Bürger nicht mehr viel zu tun hatte. Dieser Prozess wurde gerade auch von jenen Gruppen getragen, die von den neuen Produktionsverhältnissen profitierten. »Um 3 gingen wir hinunter fuhren mit Andres nach der Meißner Porzellanfabrik. Wir gingen überall herum und sahen, wie sie formten, zusammensetzten, malten, u.s.w., es war alles sehr sauber und hell«, notierte die sechzehnjährige Leipziger Großbürgerin von Hoffmann nach einem Ausflug im Sommer 1885. Einige Wochen davor hatte sie bereits das Berliner »Kunstgewerbemuseum« besucht.¹³⁵

In Berlin hatte sich im Herbst des Vorjahres auch der aus einer kleinen Gemeinde bei Überlingen am Bodensee stammende Müllergeselle Markus Bosch (1855-1912) während dreier Tage aufgehalten. Dabei sprach ihn offensichtlich ein Dutzend Sinnsprüche an, die er in einem der Säle des frisch erbauten Rathauses (dem heutigen Roten Rathaus) entdeckte und die er allesamt in seinem Reisetagebuch festhielt. Auch wenn privilegiere Vertreter handwerklicher und handwerksnaher Berufe wie dieser Müllerssohn und zukünftige Mühlenbesitzer das hier propagierte Arbeitsethos geteilt haben dürften, geben die Sprüche wohl vor allem die Vorstellungen über das Handwerk wieder, die bei den Auftraggebern vorherrschten. Entsprechend werden hier wiederum abstrakte Werte der Arbeitsamkeit und allgemeine ökonomische und soziale Lebensregeln mit nicht viel konkreteren Anspielungen auf den handwerklichen Berufs- und Produktstolz kombiniert. Letztere sind besonders im dritten, sechsten, zehnten und zwölften Sinnspruch zu erkennen:

- 1.) Das neue klingt, das alte klapert. 2.) Ohne Fleiß keinen Preis.
- 3.) Wahr deines Gewerbes, so wahr es dich. 4.) Siehe dich wohl für, den Schaum ist kein Bier. 5.) Augen auf, Kauf ist Kauf. 6.) Bäcker back tüchtig, richtig, gewichtig. 7.) Schau nicht dem Himmel zu den auf Erden steht der Schuh. 8.) Vom Fleke zum Zwecke.
- 9.) Arbeitsame Hand geht durch ganze Land. 10.) Wie das Gespinst so der Gewinn. 11.) Den Stand am Kopf am Klang der Topf.
- 12.) Wers nicht versteht dems nicht gerät.¹³⁶

¹³⁵ DTA, 2153,1, 10.6. und 17.7.1885.

¹³⁶ DTA, Reg.-Nr. 1223 o.D. (Berlin).



Abb. 3.2: Theodor Hosemann: Maurer beim Bau des Roten Rathauses (1860).

Ein zeitgenössisches Gemälde des Kunstmalers Theodor Hosemann (1807-1875), damals frisch berufener Professor und Mitglied der Akademie der Künste, deutet darauf hin, dass die Romantisierung des Handwerks im Kontext dieses Gebäudes keine Ausnahmerecheinung war (vgl. Abb. 3.2). Hosemann, der unter anderem die deutsche Ausgabe von Gotthelfs oben erwähntem Roman *Uli der Knecht* illustriert hatte, war für seine »Bilder aus dem Berliner Volksleben« bekannt,

wie es in einer biografischen Notiz aus dem späten 19. Jahrhundert heißt.¹³⁷ In der Mitte des Gemäldes sind zwei Maurer während einer Pause zu sehen, die zwar abgenutzte Schürzen tragen, ansonsten aber ein eher idyllisches Bild der damaligen Bauwirtschaft abgeben.¹³⁸ Nur ein dritter Arbeiter im Hintergrund steht für die harte körperliche Arbeit.

Diese im zeitgenössischen Bürgertum gepflegte »Volksverbundenheit« beschreibt auch Tobias Scheidegger am Beispiel von Naturforschern. Nicht nur lobten sie sich für ihre Nähe zu kleingewerblichen und -bäuerlichen Kreisen, sondern sie übten sich neben den Tugenden der Ordentlichkeit und Übersichtlichkeit, der »planvolle[n] Beschränkung auf das Überschaubare«, der Vollständigkeit, der korrekten Beschreibung und der Schönheit in der Darstellung auch in verschiedenen »Handwerkskünsten«, insbesondere im Töten und Präparieren der Objekte. Dass aus diesen Kreisen namhafte Unterstützung für die zahllosen Initiativen des »Schützens-und-Rettens« in den Jahren um 1900 kam, erstaunt vor diesem Hintergrund nicht. Neben dem Naturzählte zu den Schwerpunkten dieser Bemühungen der Heimatschutz, der auch die Bewahrung des »traditionellen« Bauens und des Kunsthandwerks beinhaltete.¹³⁹

Der Müllergeselle Bosch hingegen sah auf seiner Reise nicht nur die Sinnsprüche im Berliner Rathaus, sondern auch die Realität in zeitgenössischen Handwerks- und Industriebetrieben. Sein Gewerbe war zwar kein klassisches, zünftisch organisiertes Handwerk. Mühlen lassen sich jedoch insofern mit Werkstätten vergleichen, als es sich dabei noch im späten 19. Jahrhundert grösstenteils um kleine Familienwirtschaften mit nur wenigen zusätzlichen Beschäftigten handelte. Wie nicht zuletzt Boschs Aufzeichnungen belegen, hatten landwirtschaftliche Tätigkeiten eine zentrale Bedeutung für diese Ökonomie.¹⁴⁰ Im Unterschied zu den Erzeugnissen der meisten zeitgenössischen landwirtschaftlichen Betriebe dienten die Müllereiprodukte jedoch nur zu einem kleinen Teil dem Eigengebrauch. Sie wurden auf Märkten gehandelt oder im Auftrag hergestellt. Die Nähe zum Handwerk

137 Aschenbrenner 1997, 55.

138 Für die zeitgenössische Berliner Bauarbeiterschaft vgl. Renzsch 1980, Kap. II.

139 Scheidegger 2017, 31 f., Kap. 1.1/2 und 578 f. (Zitate: 32, 94, 92 und 578). Zur Geschichte des Natur- und Heimatschutzes in Deutschland vgl. Schmolle 2014; zum Heimatschutz in der Schweiz Bundi 2005.

140 Für die Schweiz vgl. Historisches Lexikon der Schweiz, Lemma »Müllerei«, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13992.php>>.

zeigt sich auch im idealen Lebenslauf dieses Gewerbes, bezüglich dessen Boschs Tagebuch keinen Zweifel aufkommen lässt. Hier wie da gehörte dazu der Aufstieg vom Lehrling über den Gesellen zum selbstständigen Meister.¹⁴¹ Soweit es sich anhand einiger autobiografischer Notizen auf den letzten Seiten von Boschs Tagebuch rekonstruieren lässt, entsprach sein Leben dieser Vorgabe weitestgehend. Nach einer Lehre im elterlichen Betrieb und bei einem Müller in der Nachbarschaft verbrachte er rund eineinhalb Jahrzehnte als Geselle an verschiedenen Orten. Im Unterschied zu vielen Berufsgenossen, die ein Leben lang in abhängiger Stellung arbeiteten, waren dies in seinem Fall Stationen in der Biografie eines Meistermüllers: 1888, mit 33 Jahren, erwarb er für gut 40.000 Mark eine Mühle, die er drei Jahre später für weitere 13.000 renovieren ließ.¹⁴² Gemessen an seinem stark schwankenden Gesellenlohn entsprach dies dem Ertrag von fünfzig bis zweihundert Arbeitsjahren. Dass er dennoch die Selbstständigkeit erreichte, verdankte er wohl dem ökonomischen und sozialen Kapital seines Vaters, der selbst Mühlenbesitzer war.

Neben dieser in vielfacher Hinsicht typischen Biografie eines Handwerksmeisters gibt Boschs Tagebuch einen knappen Einblick in die Produktionsweisen und Arbeitsbedingungen eines Gewerbes, das sich unter dem Eindruck der Mechanisierung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu verändern begann. Seine rund einjährige Wanderung führte den Müllergesellen ab Frühjahr 1874 durch verschiedene Gegenden Süd-, West- und Norddeutschlands, durch Teile Österreichs und in die deutschsprachige Schweiz. An einer der ersten Zwischenstationen seiner Wanderschaft arbeitete der damals Neunzehnjährige in einer Augsburger »Bäckermühle mit 26 Mahlgäng in einer Reihe mit 40 Mahlknecht«, die nach sechsunddreißigstündiger Arbeit jeweils einen halben Tag »frei« hatten.¹⁴³ Mit einer handwerksnahen Familienwirtschaft, wie er sie in seiner Jugend- und Lehrzeit in der Bodenseeregion kennengelernt haben dürfte, hatte ein solcher Betrieb nicht mehr viel gemeinsam. Einen ähnlichen Eindruck machte auch die »Kaiserliche, königliche, Acktien, prifelegierte Wiener Dampfmühle«, in der Bosch kurze Zeit später zu arbeiten begann. Wie er im August 1874 akribisch notierte, besaß diese

8 Mahlgäng [...]. Das Gebäude ist 7 Stock hoch. Das ganze wird durch 2 Dampfmaschinen betrieben. (Starke großartige Maschinen)

141 Für das Handwerk allgemein vgl. Wadauer 2005, insbes. 24ff. und 120ff.

142 DTA, Reg.-Nr. 1223, o.D. (Transkript: 16)

143 DTA, Reg.-Nr. 1223, o.D. (Transkript: 4).

In der Mühle arbeiten 50 bis 60 Müllerbursche. Die Arbeitszeit war von Morgens 6 Uhr bis 9 Uhr Abens. Der Lohn betrug 1 Fl. 50xr. pro Tag ohne Kost und Wohnung (östr. Wä.). Täglich wurden 800 Zt. Weizen fertig gemahlen.¹⁴⁴

Der Müllergeselle begegnete diesen Zeichen der Industrialisierung seines Gewerbes mit jener Bewunderung für die moderne Technik, die sich auch in den Reisetagebüchern von jüngeren Kollegen wie Ebers und Oestreich und in vielen diaristischen Texten aus dem Bürgertum wiederfindet. »Einfach aber streng«, nannte Bosch zwar die Arbeitsbedingungen in Augsburg, eine ablehnende oder ängstliche Haltung lässt sich aus seinen spärlichen Kommentaren über die Arbeitsverhältnisse jedoch nicht ablesen. Neben der Tatsache, dass sich ein ordentlicher Handwerker stets an seiner Rolle als zukünftiger Meister orientieren sollte,¹⁴⁵ und neben der unterschiedlichen Situation im ländlich geprägten Bodenseeraum einerseits und der Mittelstadt Augsburg – die damals immerhin rund 57.000 Einwohnerinnen und Einwohner zählte – beziehungsweise der Großstadt Wien andererseits, mag dies auf den vergleichsweise hohen Wochenlohn von rund elf Gulden (18,80 Mark) zurückzuführen sein. Qualifizierte Arbeiter in Wiener Schuhfabriken beispielsweise verdienten um 1870 zwischen zehn und zwölf Gulden pro Woche (17,70 bis 21,50 Mark) bei zwölfstündiger Arbeit. Einfache Arbeiter, die im Stücklohn bezahlt wurden, kamen bei einer Arbeitszeit von fünfzehn bis achtzehn Stunden auf lediglich vier bis sieben Gulden (6,80 bis 12 Mark). Lehrlinge lebten von Kost, Logis und Kleidung.¹⁴⁶ Als Junggeselle, der nur für sich selbst zu sorgen hatte, dürfte Bosch also in finanzieller Hinsicht recht gut gestellt gewesen sein.

Auch wenn der junge Müller nicht viele Einzelheiten dazu festhielt, scheint er doch bestimmte Ansprüche an die Mühlen gestellt zu haben. Dazu gehörte insbesondere eine angemessene Arbeitsbelastung und Verpflegung. Entsprechend kritisierte er an der Arbeit in einem Betrieb, der einer »Aktiengesellschaft« gehörte: »Die Mühle besitzt 6 Mahlgänge und wenn's gut geht, 3 Müllerbursch. Wegen allzu guter Kost, wird viel gewechselt. Kannst nicht wiederkommen? ›Nein‹ (war die Antwort).«¹⁴⁷ Solche Praktiken und Vorstellungen verweisen nicht nur auf das Leben eines sozial und materiell wenig gebundenen Müller-

144 DTA, Reg.-Nr. 1223, o.D. (Transkript: 7).

145 Wadauer 2005, insbes. 258.

146 Ehmer 1994, 307.

147 DTA, Reg.-Nr. 1223, o.D. (Transkript: 2f.).

gesellen. Eine beinahe exodushafte Fluktuation gehörte vielmehr zum Alltag im 19. und großen Teilen des 20. Jahrhunderts.¹⁴⁸ Von ihrer Bedeutung zeugen nicht nur die am Anfang dieses Kapitels erwähnten Klagen und die vielfältigen Bemühungen um eine Kontrolle der Unterklassenmobilität.¹⁴⁹ Auch in den untersuchten Tagebüchern finden sich viele Beispiele. »Küchenmädchen heut morgen auf u. davon«, schrieb Vorwerk im Oktober 1902.¹⁵⁰ Kaum anders hatte der Setzerlehrling Püschmann fünf Jahrzehnte davor schon mehrfach von unerlaubten Arbeitsunterbrechungen und Abreisen in seiner Druckerei berichtet.¹⁵¹ Die industriellen Arbeitsbedingungen, so argumentierten viele Beobachterinnen und Beobachter, seien besonders geeignet, dieses Verhalten zu fördern. Wie sollte auch ein positives Verhältnis zur Arbeit haben, wer in solchen, als grundsätzlich problematisch betrachteten Verhältnissen seinen Lebensunterhalt bestreiten musste? Oder wer lediglich noch die *Selbsttätigkeit* der Marx'schen Maschine *vor Störungen bewahrte*, eine Maschine, auf die jegliche *Virtuosität* des Produktionsprozesses übergegangen war?

Im ausgehenden 19. Jahrhundert hingegen lassen sich vielerorts Bemühungen erkennen, ein den industriellen Bedingungen entsprechendes Arbeitsethos zu formulieren.¹⁵² Während sich der wirtschaftswissenschaftliche Produktivitätsbegriff in den Jahrzehnten um 1900 von den letzten Bezügen zur menschlichen Arbeit löste und nur das abstrakte Verhältnis von Aufwand und Ertrag bezeichnete,¹⁵³ suchten viele im Qualitätsprodukt einen neuen Orientierungsrahmen. Dafür steht nicht nur die Gründung der Werkbünde in Deutschland (1907), Österreich (1912) und der Schweiz (1913), die Form und Funktion dem Ornament des bürgerlichen Historismus gegenüberstellten.¹⁵⁴ Wie Welskopp schreibt, lässt sich auch in der Arbeiterbewegung eine Transformation des Arbeitsethos erkennen. Davon zeugten nicht

148 Für das Gesinde im 19. Jahrhundert vgl. Tenfelde 2012b, 28f., 49f. und 62ff.; für die Arbeiterschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert; Welskopp 1994, insbes. 205ff. und 391ff.; Braun 1965, 39 ff. und 55; für die Angestellten König 1984, 13f.; für den Kohlebergbau der 1950er Jahre Peukert 1986a, 108f.

149 Vgl. Wadauer 2011; Wadauer 2008.

150 DTA, Reg.-Nr. 61, 2.10.1902.

151 Vgl. Püschmann 2015 [1848-1856], 9.6.1848.

152 Vgl. dazu allgemein Uhl 2014; Campbell 1989.

153 Bänziger/Streng/Suter 2017, 8ff.

154 Zum Werkbund vgl. Schwartz 1999; Campbell 1989, 68ff.; Campbell 1978; mit Fokus auf die Gestaltung von Konsumprodukten Sudrow 2009; auf die Technikwissenschaften Paulitz 2012, 237ff., insbes. 245.



Abb. 3.3.: Vom Handwerk zur Industriearbeit: Postkarte des Deutschen Metallarbeiterverbandes (ca. 1907).

zuletzt Drucke mit künstlerischen Allegorien von »Arbeit« und »Industrie«. Neben ordentlich gestapelten Industrieprodukten und auf Hochglanz polierten Arbeitsgeräten seien hier muskulöse, bärtige Arbeiter in ihren Dreißigern zu sehen, die die Ärmel ihrer kragenlosen Hemden hochgekrempelet haben – »a symbolic representation of the connection between skilled ›work‹, as personified in the worker figure, and ›quality work‹, as symbolized in the tools and products at the feet of allegoric ›industry‹.« Das handwerkliche Einzelprodukt wurde hier durch die Qualitätsarbeit am industriellen Massenprodukt ersetzt; an die Stelle des respektablen Bürgers in Sonntagskleidung traten die Muskelkörper der industriellen Arbeiter (vgl. Abb. 3.3). Nicht mehr wegen ihrer Ebenbürtigkeit zum Bürgertum forderten sie politische Teilhabe und andere Rechte ein, sondern aufgrund ihrer körperlichen wie fachkundigen Arbeit, deren Bedeutung für den gesellschaftlichen Wohlstand unverkennbar war: »[W]orkers were no longer ›industrial servants‹, but had risen to the status of ›industrial citizens‹.«¹⁵⁵

Ein solches industrielles Produktionsethos war dem liberalen Setzerlehrling Püschmann und seinem Umfeld in der Grimmaer Druckerei fremd gewesen. Ein Beispiel dafür ist hingegen der Bericht eines anonymen Buchdruckers, den der Sozialpsychologe und Sozialist Hend-

155 Welskopp 2010, 68f. Vgl. Welskops (1994) grundlegende Studie zur Eisen- und Stahlindustrie.

rik de Man in seinem Buch *Der Kampf um die Arbeitsfreude* (1927) wiedergab.¹⁵⁶ Neben der »Lage des Lehrlingsmarktes« und der Tatsache, dass auch sein Vater Drucker sei, beginnt der junge Mann, habe die »Aussicht auf Betätigung an großen Maschinen« schon bei der Berufswahl eine Rolle gespielt. Während der Lehre habe es dann einen eigentlichen »Wettbewerb« um die Beherrschung immer »größere[r] und kompliziertere[r] Maschine[n]« gegeben, der den Stolz auf die Erzeugnisse ergänzt habe. Im Vergleich zur Lehrdruckerei seien die Verhältnisse an späteren Arbeitsplätzen zwar weniger gut gewesen, gerade diese Unvollkommenheit habe ihn jedoch angespornt. Jeder Drucker bastle sich nämlich »allerlei technische Erfindungen und Hilfsmittel [...] aus einem freudigen Herrschaftswillen über Störung und Hindernisse im Gang der Maschine. Es nennt sich daheraus der Drucker immer noch: Maschinenmeister«. Diese Haltung äußere sich nicht selten in einer »liebvolle[n], ja zarte[n] Fürsorge für seine Maschine«. In Gedanken habe er auch schon mit der Maschine gesprochen, an deren »Summen« und »Stöhnen« er manchmal eine »verhaltene Wut« erkenne, andere Male »ein lustiges und dankbares Lächeln«. Dieses Interesse und die Freude am reibungslosen Laufen der Maschine steht im Zentrum des Berichts. Es scheint in einem gewissen Spannungsverhältnis zum Einrichten der Maschine gestanden zu haben, da dies zu Unterbrechungen im Produktionsfluss führte. Dennoch beschreibt der Buchdrucker auch diese Momente als Gelegenheit, die »eigene Initiative und Schöpfungskraft« in die Arbeit einzubringen. Am Ende des gesamten Prozesses freue man sich über die »Drucksache«, deren »Schönheit und Sauberkeit« unter den Kollegen begutachtet werde. Ob dies auch von den Kunden entsprechend gewürdigt werde, sei hingegen fraglich.¹⁵⁷

Es war ein zentraler Aspekt des industriellen Produktionsethos, in der Überwachung der gewaltigen und komplexen Maschinen die angeblich verlorene *Virtuosität* des Handwerksmeisters erlebbar zu machen und so das arbeitende Subjekt zum *Maschinenmeister* werden zu lassen. Gerade weil sie *eine eigne Seele* besaßen, konnte zudem eine emotionale Verbundenheit zu den Maschinen aufgebaut werden, die der handwerklichen Beziehung zum Werkzeug in nichts nachstand.¹⁵⁸

156 Für frühere Beispiele vgl. etwa Levenstein 1912, 45f., der allerdings deren Ausnahmecharakter betont; zu de Man und der zeitgenössischen Erforschung der »Arbeitsfreude« Campbell 1989, insbes. Kap. IX.

157 De Man 1927, 97, 99f. und 102f.

158 Vgl. auch de Man 1927, 157ff.; aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive Bänziger 2016, 50ff.

Eine liebevolle, ja zarte Fürsorge konnte nur entwickeln, wer zu seinem Gegenüber mehr als ein bloß instrumentelles Verhältnis hatte. Die *Selbsttätigkeit* der Maschine dürfte dies gar erleichtert haben. Trotz der Distanz zum Objekt – durch die Unmöglichkeit direkter Manipulation wie aufgrund von dessen Massenhaftigkeit – konnte so die *Tätigkeit des Arbeiters auf das Objekt* übertragen werden. Dem Publikum die Ästhetik der Massenprodukte zu vermitteln war hingegen nicht so einfach wie im Fall der Wertschätzung handwerklicher Erzeugnisse. Das hatte nichts mit den Objekten selbst zu tun, deren Verwendungsmöglichkeiten sich schließlich nicht von jenen handwerklicher Erzeugnisse unterscheiden muss. Einen großen Einfluss hatte hingegen die nicht abreißende, kulturkritisch motivierte Kritik am angeblichen Verlust von Authentizität im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit.¹⁵⁹

Damit verbundenen Veränderungen des Arbeitsethos geht Tanja Paulitz in ihrer Studie zur Wissens- und Geschlechtergeschichte des Ingenieurs nach. In den Texten der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierenden Technikwissenschaften, so argumentiert sie im ersten Teil ihres Buches, lassen sich zwei Prozesse beobachten. Erstens orientierten sich die zentralen Protagonisten der damaligen Professionalisierungsbemühungen an der »bildungsbürgerliche[n] Norm des rationalen Wissenschaftlers und humanistisch umfassend belese[n] Mannes im privaten Studierzimmer«. Vor diesem Hintergrund grenzten sie sich zweitens »gegenüber dem ›Stallgeruch‹ des Handwerks« ab, der der Technik bisher angehaftet hatte. Ab den 1890er Jahren hingegen, so die zentrale These des zweiten Buchteils, sei die »Praxis« der Ingenieurstätigkeit ins Zentrum der professionellen Debatten gerückt. »Konkretion, Vollständigkeit« und »Anwendungsbezogenheit« seien genauso Merkmale dieses neuen Selbstverständnisses gewesen wie der technische Fortschritt, die Wirtschaftlichkeit und die Beschreibung der Arbeit als »Können«, das dem unproduktiven bloßen »Wissen« der abstrakten Wissenschaften gegenübergestellt wurde. Mit einer Vorstellung der eigenen Tätigkeit als produktivem »Schaffen und Hervorbringen« habe man sich dabei an einem »vor-modernen und vorindustriellen Kunstbegriff« orientiert, »ohne diesen auf das Handwerkliche zu reduzieren«. Zunehmend seien in diesem Zuge die individuellen, nicht erlernbaren Charaktereigenschaften der Ingenieure betont worden, wobei man sich an der Figur des künstlerischen Genies orientiert habe, das auf der Basis »natürlicher« Ein-

159 Vgl. das fünfte Kapitel, Abschnitt 4.

gebungen handelt. Die »feminisierte, »dekadente«, technikabstinente Kunst« hingegen habe man grundsätzlich abgelehnt.¹⁶⁰

Paulitz verortet diese Verschiebung im Kontext einer grundlegenden Veränderung von Männlichkeitskonzepten um 1900, in deren Zuge die »bürgerlich-patriarchale Männlichkeit« des 19. Jahrhunderts ihre Legitimität verloren habe. Bei den Ingenieuren sei an ihre Stelle eine »offensive und emphatische Maskulinisierung« getreten. Dies lasse sich nicht zuletzt am Konzept der Kraft nachzeichnen. Mit dem Aufkommen des neuen Selbstverständnisses der Ingenieure sei es bei jeder Gelegenheit bemüht worden, um deren Tätigkeit als naturgegebene, kreative »Schöpfungskraft« auszuzeichnen. In Umkehrung der thermodynamischen Körperkonzepte jener Zeit seien so teilweise gar Vorstellungen »unbegrenzter Schaffenskraft« beschworen worden.¹⁶¹ Auf dieser Basis hätten sich manche Ingenieure in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in einer zunehmend völkisch aufgeladenen Art und Weise von der Rationalisierungsbewegung und ihrem betriebswirtschaftlichen, an der Effizienz orientierten Produktivitätsdenken abgewandt. Stattdessen hätten sie einen geschützten »Lebensraum« gefordert, um sich entfalten und einen Beitrag für die nationale »Gemeinschaft« leisten zu können.¹⁶²

Beim Ingenieursethos wie beim arbeiterlichen Produktionsethos handelte es sich um Versuche, den industriegesellschaftlichen Arbeitsbedingungen entsprechende Leitvorstellungen zu etablieren. Die Männlichkeit spielte hierbei eine nicht unwesentliche Rolle. In der konkreten Form unterscheiden sich die beiden Ideale jedoch deutlich: Trotz der Kraftmeierei der Ingenieure entsprachen deren Körpervorstellungen nicht den Bildern muskulöser Hammerschwinger aus der Arbeiterbewegung. Vor allem aber war die Ausgangserfahrung der Arbeiterschaft die industrielle Herstellung von Massengütern, jene der Ingenieure die Tätigkeit in der Schreibstube – so sehr sie sich auch davon abzugrenzen versuchten. Diese Nähe zum Bürgertum zeigt sich besonders im künstlerischen Produktivitätsbegriff des Geniekultes, der auch Werners Suche nach dem *Außerordentlichen* Pate stand. Zwar sprach auch der anonyme Buchdrucker von der *Schöpfungskraft*. Diese Begrifflichkeit war jedoch in das arbeiterliche Produktionsethos eingebettet.

160 Paulitz 2012, 126, 176f., 186 und 241.

161 Paulitz 2012, 186, 287, 289 und 291f. Für (post-)thermodynamische Körperkonzepte vgl. auch das fünfte Kapitel, Abschnitt 4.

162 Paulitz 2012, Kap. 7.3. Zur Orientierung an der Nation vgl. ebd., 178ff.; für eine Typologie von Produktivitätsvorstellungen Burkhardt 1974, 284ff.

Im Vergleich zum Geniebegriff konnte dieses Produktionsethos deutlich leichter mit der um 1900 aufkommenden Vorstellung von Produktivität als Effizienz, als qualitativ hochwertigem Ausstoß pro Zeiteinheit, in Einklang gebracht werden. Man habe nicht nur die »zukünftige Übernahme der Wirtschaft durch die Arbeiterschaft« im Blick, begründete das aktive Mitglied von Gewerkschaft und sozialdemokratischer Partei die intrinsische Motivation der Arbeiterschaft zur »Leistung«. Auch »vor dem Betrieb – also seiner Wirtschaftlichkeit« gebe es eine »gewisse innere Verantwortung«. ¹⁶³Auf dieses Leistungsdenken des 20. Jahrhunderts gehe ich im letzten Abschnitt dieses Kapitels genauer ein.

Zunächst hingegen gilt es darauf hinzuweisen, dass es sich bei den Trägergruppen des Produktionsethos hauptsächlich um männliche Fachkräfte handelte. So merkt Alf Lüdtke an, dass Arbeit für die weniger privilegierten Gruppen aus der Arbeiterschaft noch in den späten 1920er Jahren hauptsächlich eine Notwendigkeit bedeutet habe. ¹⁶⁴Auch Kocka stellt unmissverständlich fest, dass die Lohnarbeit von der Arbeiterschaft des frühen 20. Jahrhunderts hauptsächlich als »Last« empfunden worden sei, die man aus ökonomischen Gründen auf sich nehmen musste. ¹⁶⁵ Und aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive warnt Kathleen Canning zwar einerseits davor, bei der Frage nach dem Arbeitsethos von Frauen einfach davon auszugehen, dass die wenig qualifizierten Tätigkeiten von Arbeiterinnen keine Rolle für deren Selbstthematisierungen gespielt hätten. Andererseits schreibt aber auch sie, dass die Mehrheit der Frauen wie der Männer aus der Arbeiterklasse vor allem aus Notwendigkeit gearbeitet hätten, ungeachtet des Stolzes, den sie aus den Produkten ihrer Arbeit gewannen. ¹⁶⁶ Wie jedes Arbeitsideal war das Produktionsethos also nur eines unter verschiedenen Motiven, warum Menschen zur Arbeit gingen. Man solle darauf verzichten, fordert entsprechend Josef Ehmer, »historischen Gesellschaften einen einheitlichen (oder zumindest vorherrschenden) Arbeitsbegriff zuzuschreiben«. ¹⁶⁷

163 De Man 1927, 104.

164 Lüdtke 1993, insbes. 120-160.

165 Kocka 2010, Abschnitt 2.

166 Canning 1996, 218ff. und 258ff. Vgl. auch Bock/Duden 1977, insbes. 160.

167 Ehmer 2012, 20.

4. Ergebnisorientiert: Die Leistungen eines Margarinereisenden

Im Oktober 1906 nahm Willy Neubauer (*1885), Margarinereisender aus der »Weltstadt Leipzig«, einen weiteren Anlauf, um seine im Juli begonnene, tagebuchartige Lebensbeschreibung zu verfassen. »Wie ich meine Zeit verbringe? Das h. meine freie Zeit?«, fragte er als Erstes. Zumindest die Sonntage, so die Antwort, verbringe er »manchmal recht unnütz«. Nicht zuletzt deshalb freue er sich, »ein Tagebuch angelegt zu haben. Denn offen und rücksichtslos gleich einem Spiegel hält es einem seine Fehler vor.« Dass es mit der Faulheit nicht weit her war, belegen schon die auf diese Stelle folgenden Bemerkungen. An den Sommersonntagen habe er morgens jeweils »tüchtig« im Garten des Vaters seiner geliebten Toni »mitgeholfen«. Dieser sei »nicht so ein kleines Dings nach Art der Schrebergärten, sondern fast ein kleines eingezäuntes Feld«. Während hier die Praktiken der familiären Ökonomie anklingen, ist in den weiteren Bemerkungen zu den sonntäglichen Beschäftigungen deutlich zu erkennen, dass Neubauers Alltag weitestgehend von der außerhäuslichen Lohnarbeit geprägt war. Am vergangenen Sonntag, so ergänzte er knapp zwei Wochen später, habe er nach dem Ausschlafen das Fahrrad geputzt, welches er für seine »Touren über Land vom Chef [...] gekauft bekommen« habe. Indem er sein Produktionsmittel ordentlich hielt, widmete er also einen Teil seiner Freizeit der Erwerbsarbeit, ohne direkt dafür entlohnt zu werden. »Montags beginnt natürlich die Arbeit«, setzte er seine Alltagsbeschreibung einige Tage später fort. »Ich besorge meine Kundschaft tagsüber, abends kehre ich ins Geschäft zurück, Aufträge und Casse abliefernd.« Nach Hause komme er deshalb erst »zwischen ¼ 9 und ½ 10 Uhr« und dann habe er »gewöhnlich nicht mehr viel Neigung etwas zu arbeiten. Früher schrieb, lernte, stenographierte ich abends viel, jetzt fällt fast alles weg.«¹⁶⁸

Nicht zuletzt auf diesen Fleiß in seiner Jugend führte Neubauer seinen beruflichen »Aufschwung« zurück, wie er an einer anderen Stelle bemerkte. Im Rückblick erfülle ihn dies »mit rechter Freude in welche sich schließlich auch ein wenig Stolz oder Selbstbewußtsein mischt«. Tatsächlich lesen sich seine biografischen Notizen wie die Blaupause einer Aufsteigerkarriere.¹⁶⁹ Sie beginnen mit den desolaten

¹⁶⁸ DTA, Sig. 3151.1, 12.10. und 24.10.1906.

¹⁶⁹ DTA, Sig. 3151.1, 23.9.1906. Zur Aufsteigerkarriere vgl. auch Verheyen 2014, 56; Verheyen 2012, 386.

Lebensumständen der Eltern: Die Mutter habe – trotz einer schweren Krankheit, die durch Morphium mehr ersetzt als geheilt wurde – als Wäscherin gearbeitet, der Vater als Drechsler und chirurgischer Instrumentenmacher. Er sei zwar ein »geschickter Arbeiter« gewesen, doch habe er »das Doppelte und Dreifache« seines Lohnes für das Trinken ausgegeben. Nach einer Nacht im Februar 1902, während der er wieder einmal nicht nach Hause gekommen war, sei er schließlich von der Polizei tot aufgefunden worden. Neubauer bemerkte dazu, dass seine Familie nicht einmal das Geld gehabt habe, »die ziemlich hohen Begräbniskosten zu decken und so mußten wir ihn der Anatomie überlassen«. Diesem erschütternden Bild stellte er Tonis Vater gegenüber, »ein lieber Mensch, ruhiger u. stiller Natur, der auch schon manchem Sturm im Leben begegnet sein mag«. Früher sei er Besitzer einer Mühle gewesen. Durch »ungünstige Verhältnisse« – vielleicht ist die vom Überlinger Müller Bosch beschriebene Industrialisierung des Gewerbes gemeint – habe er diese jedoch verloren. Heute sei er in einer Maschinenfabrik tätig. Als »älteste[r] Arbeiter« genieße er hier »volles Vertrauen seines Chefs«. ¹⁷⁰

Mit diesem Lebensweg und Selbstverhältnis hätte sich der zukünftige Schwiegervater kaum besser als Vorbild für den jungen Willy eignen können. Vor dem Hintergrund der familiären Verhältnisse und unter Verweis auf den Topos der Jugend als schönster Zeit des Lebens beschrieb dieser seine Schulzeit als »nicht so glücklich und golden«. Er sei jedoch immer »fleißig« gewesen und das Lernen habe ihm keine Mühe bereitet. ¹⁷¹ Nachdem er die Schule im Alter von vierzehn Jahren verlassen habe, sei er als Laufbursche in die Leipziger Gummi-Waren Fabrik eingetreten. Da »diese Firma im Laufe der Jahre ihr Personal aus solchen jungen Leuten« rekrutiert habe – der damalige Kassier etwa habe sich »so in die Höhe gearbeitet« –, sei dies eigentlich gar keine schlechte Wahl gewesen. Doch seine Hoffnungen auf einen Aufstieg seien bald zerstört worden, als ein junger Mann eingestellt wurde, dessen Vater mit dem Prokuristen befreundet war. »[M]eines Bleibens [war] nicht mehr lange hier«, bemerkte Neubauer dazu. Bald darauf habe er jedoch eine vergleichbare Stelle in einem anderen Geschäft gefunden. Auch wenn er hier »einige Kontorarbeit mit zu verrichten hatte«, sei seine Tätigkeit – Fenster putzen, Feuer machen – nun »schon eher« seiner »Amtsbezeichnung« als Laufbursche nahegekommen. Nun habe er begonnen,

170 DTA, Sig. 3151.1, 23.9. und 12.10.1906.

171 DTA, Sig. 3151.1, 30.7.1906.

tüchtig zu arbeiten und zwar mit einer Energie, die mich meiner heute eingangs bekannten Schwäche [gemeint ist u.a. die erwähnte Faulheit; pb] in diesem Moment doppelt beschämen läßt, und gelang es mir auch im September 1904 durch fleißiges Üben in den Handelsfächern meine jetzige Stellung bei Herrn Eduard Brade zu erreichen, wo ich mich nun auch recht gut eingearbeitet habe. Keiner meiner jetzigen ›Herren Kollegen‹ weiß, daß ich noch vor einer kleinen Zeit simpler Laufbursche war. Bis zum Juli v.J. hatte ich nur Kontorarbeiten auszuführen, seit dieser Zeit bin ich jetzt zum Reisenden aufgerückt, nachdem anlässlich einer Ausstellung, auf welcher unsere Firma vertreten war, Herr Brade mein »Talent« zum Anpreisen der Waren »entdeckt« hatte.¹⁷²

Auch wenn sich der Begriff selbst in Neubauers Tagebuch nicht findet: Deutlicher als in diesem Zitat könnte das Leistungsethos des 20. Jahrhunderts kaum formuliert werden. Mit Tüchtigkeit und Fleiß zitierte der junge Handelsreisende zwar die im zweiten Kapitel beschriebenen Tugenden aus dem Kontext des bürgerlichen Ideals der Arbeitsamkeit, sie waren jedoch weder Selbstzweck noch der Gemeinschaft geschuldet. Im Unterschied zu älteren Leistungsbegriffen orientierte sich das Leistungsethos auch nicht am Erfüllen einer vertraglichen Pflicht. In diesem Sinne berichtete noch Neubauers Zeitgenosse, der Sozialdemokrat und Druckergeselle Ebers, vom Dank eines Meisters für seine »Arbeitsleistung« oder von den »20 Klm., die als tägliche Leistung von unserem Verband gefordert werden«.¹⁷³ Für den Margarinereisenden hingegen war die Arbeitsamkeit in erster Linie ein Mittel zum beruflichen *Aufschwung*. Entsprechend sollte die gesellschaftliche Stellung auch nicht auf familiären Beziehungen fußen, obwohl er deren Dienste – seine zweite Stelle erhielt er dank der Vermittlung durch eine Tante – durchaus für sich in Anspruch nahm. Ebenso wenig betrachtete er seine Karriere als Folge jener Genialität, von der die zeitgenössischen Ingenieure oder der Freiburger Kaufmannssohn Werner sprachen. Vielleicht ist es deshalb auch kein Zufall, dass er die beiden Wörter *Talent* und *entdeckt* in Anführungszeichen setzte: Mit Roman Rossfeld lassen sich Handelsreisende wie Neubauer als Vertreter eines neuen Ideals beschreiben, das erfolgreiches Verkaufen nicht mehr als angeborene Kunst, sondern als erlernbare Technik betrachtete.¹⁷⁴

172 DTA, Sig. 3151.1, 23.9.1906.

173 DTA, Reg.-Nr. 1643, 2.6.1907 und 6.2.1910.

174 Rossfeld 2014. Zu den Handelsreisenden vgl. auch Blum 2015; Rossfeld

Zugleich führte Neubauer seinen Erfolg auf seine Bereitschaft zum Wettbewerb zurück. Sie beschränkte sich nicht mehr, wie im Fall des anonymen Buchdruckers, auf die Beherrschung immer *größerer und komplizierterer Maschinen*. Schon gar nicht war sie dem Sport und der Wissenschaft vorbehalten wie beim Zürcher Gymnasiasten und Amateurbotaniker Lehmann.¹⁷⁵ Das »Margarinegeschäft« werde schwerer, beklagte sich der Reisende im November 1906. Immer öfter müsse er in die kleinen Städte oder gar aufs Land fahren, wo die Marken seiner Firma noch »garnicht eingeführt« seien. Doch allerorten sitze »schon die Konkurrenz drin und für mich heißt dann, alle Schleußen der Beredsamkeit zu öffnen und die Leute von der Unübertrefflichkeit unserer Solo oder Unerreicht zu überzeugen«. Nicht selten seien seine Mühen vergeblich geblieben, selbst wenn er sich noch so angestrengt habe. Alles in allem könne er jedoch mit seinen »Verkäufen zufrieden sein«. Im Laufe seiner bisherigen rund fünfzehn Monate Tätigkeit für die Firma habe er sie von 147 auf 2330 Mark steigern können. »Also für 2200 M mehr! Herr Brade ist auch zufrieden mit mir.« Neubauer maß seine Leistung also an Zahlen, die sich quantifizieren und vergleichen ließen.¹⁷⁶ Dabei orientierte er sich nicht nur am Aufwand, sondern vor allem am Verkaufsertrag. Angesichts seiner Tätigkeit ist das zwar nicht weiter erstaunlich, doch spiegelt sich gerade in der Bedeutungszunahme solcher Funktionen eine allgemeine Verschiebung vom produktionsseitigen Denken – wie es in den Produktivitätsbegriffen von Ingenieuren und Industriearbeitern zum Ausdruck kommt – zur Orientierung am Absatz, wie sie für Konsumgüterunternehmen des 20. Jahrhunderts typisch ist.¹⁷⁷ Effizienz maß sich nicht mehr nur am Umgang mit Ressourcen, sondern auch am finanziellen Erfolg.

Vor diesem Hintergrund sind Handelsreisende vielleicht ein besonders gutes Beispiel für das um 1900 aufkommende Leistungsethos. Eine Ausnahme sind sie aber nicht. Dies zeigt etwa Mario Königs Untersuchung des Arbeits- und Berufsethos kaufmännischer Angestellter in der Schweiz der späten 1910er Jahre. Zwar scheinen sich Stellenvermittlungen und -inserate wie die privilegierten (männlichen) Vertreter dieser sozialen Gruppe teilweise noch am bürgerlichen Tugendkatalog und an Vorstellungen von Qualitätsarbeit und

2014a; Popp/French 2010; zum bürgerlichen Begriff des Talents vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 2.

175 Vgl. das zweite Kapitel, Abschnitte 1 und 2.

176 DTA, Sig. 3151.1, 7. II. 1906. Vgl. Voswinkel/Kocyba 2008, 23 f.

177 Vgl. Rossfeld 2007, Kap. 5.

Leistungsbereitschaft orientiert zu haben: Es zählte der Wille, nicht das Resultat. Deutlich sichtbar wird dies nicht zuletzt in der Bedeutung, die dem monatlichen Gehalt im Vergleich zum produktionsbasierten Lohn der Arbeiterschaft zugemessen wurde. Doch lässt sich auch hier eine Verschiebung erkennen, wenn zunehmend Wert auf die Weiterbildungsbereitschaft gelegt wurde und Begriffe wie Karriere, Konkurrenz und Erfolg zu Aspekten von Selbst- wie Fremdbeschreibungen wurden. Zugleich wurden die Bürokratisierung, die hierarchischen Strukturen in den Großunternehmen, die Bedeutung von Dienstjahren, Alter und Protektion und der autoritäre Führungsstil der Unternehmensleitungen kritisiert und als Hindernisse für die Leistungsbereitschaft und die Erfolgsorientierung beschrieben. Die Dequalifizierungsängste und das Selbstverhältnis dieser Angestellten führten also nicht nur zur Abgrenzung gegenüber der Arbeiterschaft und zur Kritik an (ausländischem) Großkapital und Spekulantentum. Sie förderten auch die leistungsorientierte Kritik am »Warten und Aufrücken« als Karriereprinzip.¹⁷⁸

Eine Bedeutungszunahme von Leistung und Wettbewerb stellte auch Werner Sombart fest, wenn er in seinem Buch *Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen* (1913) einen fiktiven »Geschichtsschreiber« der Zukunft das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts als »Zeitalter des Rekords« kritisieren ließ. So genau er diese und andere Eigenschaften des modernen Wirtschaftsmenschen beobachtete, scheiterte er – und mit ihm große Teile der Soziologie und der Historiografie im 20. Jahrhundert – in einer zentralen Hinsicht. Indem er im vierten Abschnitt den »Bourgeois einst und jetzt« verglich, stellte er die beschriebenen Veränderungen als Neuausrichtung innerhalb des Bürgertums dar.¹⁷⁹ Wie meine Ausführungen zu den Leistungsbegriffen des Bürgertums einerseits und von Angestellten wie Neubauer andererseits deutlich machen, spricht wenig für diese Position. Ähnlich argumentiert Nina Verheyen. Dabei nimmt sie nicht nur die Kritik von Habermas, Sarasin und anderen auf, die die Bedeutung des Leistungsethos für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts bereits vor einiger Zeit infrage stellten. Sie weist auch darauf hin, dass das Leistungsdenken überhaupt erst in den Jahrzehnten um 1900 zu einem verbreiteten und wichtigen Aspekt von Selbstverhältnissen

178 König 1984, 27ff. und 33ff. Vgl. ebd., 39ff. Letzteres ist der Titel von König/Siegrist/Vetterli 1985.

179 Sombart 1913, Kap. 13, insbes. 223 ff. (Zitat 225). Zu Sombart vgl. auch Verheyen 2014, 57.

geworden sei. Sein Aufkommen sei keineswegs nur vom Bürgertum getragen worden; vielmehr sei dieses durch die neuen Vorstellungen »[u]nter Druck« geraten.¹⁸⁰

In diesem Sinne plädiert Verheyen dafür, das Leistungsdenken als »spezifisch modernes, aber eben nicht spezifisch bürgerliches« Identitätsangebot zu betrachten. Es basiere auf jenen Eigenschaften, die ich am Tagebuch Neubauers diskutiert habe: die individuelle Zurechenbarkeit, die Mess- und Quantifizierbarkeit sowie die Gegenüberstellung von Aufwand und Ertrag: »Ein Aufwand, der zu nichts führt, erscheint daher als Leistung ebenso problematisch wie ein Ertrag, der nicht auf eigener Anstrengung zu beruhen scheint, sondern auf Glück oder auf den Anstrengungen anderer.«¹⁸¹ Eine Parallele dazu lässt sich in der zeitgenössischen wirtschaftswissenschaftlichen Debatte über Produktivität erkennen. Die normative Frage des 18. und 19. Jahrhunderts, welche Klassen zu den produktiven zu zählen seien, sollte durch einen rein technischen Terminus ersetzt werden, der für die messbare Relation von Mitteleinsatz und Ertrag pro Zeiteinheit stand.¹⁸² Wie an Neubauers Notizen ebenfalls zu erkennen ist, waren Vorstellungen der Leistung, des Erfolgs und der Anerkennung in den Jahrzehnten um 1900 eng verschränkt. Soziale Mobilität, die von vielen bürgerlichen und adeligen Zeitgenossen als »wider die Natur« abgelehnt wurde, betrachtete der junge Handelsreisende als Folge von individuellen Anstrengungen. Entsprechende Bemühungen wurden nun auch zunehmend von Angestellten wie ihm erwartet.¹⁸³

Charakteristisch für das Leistungsdenken des frühen 20. Jahrhunderts sei, so führt Verheyen weiter aus, dass Leistung nun in allen Lebensbereichen zum Kriterium gemacht werden konnte. Beispiele sind die Einführung von Prüfungen und vergleichbaren Instrumenten im Bildungswesen und im Militär, die vielfältigen Ergebnisdarstellungen in zeitgenössischen Sportwettkämpfen und nicht zuletzt die allgemeine Durchsetzung des Leistungslohns. Dieser wurde nun auch von den Gewerkschaften als Ausdruck der Produktivität und gesellschaftlichen Bedeutung der Arbeiterschaft verstanden. Technische Instrumente wie die Stopp- und Stechuhren, die zur Messung und

180 Verheyen 2012, 386. Vgl. auch Verheyen 2018, insbes. Kap. 3 und 6; Verheyen 2014; Verheyen 2014a.

181 Verheyen 2014, 46f. Vgl. auch ebd., 55ff.; zum Erfolg ebd., 45; Kleiner/Suter 2015, hier insbes. Duttweiler 2015.

182 Bänziger/Streng/Suter 2017, 8f.

183 Verheyen 2014, 56f. Zur Vorstellung der Widernatürlichkeit vgl. auch Verheyen 2012, 388.

Quantifizierung dieser Leistungen notwendig sind, kamen ebenfalls im späten 19. Jahrhundert auf. Dieses Arrangement hatte während des gesamten 20. Jahrhunderts Bestand. Erst in jüngerer Zeit scheint es zu einer Ausdifferenzierung zu kommen. Als Weg zum Erfolg gilt heute nicht mehr nur die Leistung. Auch geschickte Selbstinszenierung wird in einem positiveren Licht betrachtet. Vor allem aber steht im Internetzeitalter die Fähigkeit im Vordergrund, zur rechten Zeit die richtige Entscheidung zu treffen oder eine zündende Idee zu haben.¹⁸⁴

Welche Herausforderungen die neue Arbeitswelt für das Bürgertum mit sich brachte, beschreibt Oliver Kühschelm am Beispiel des Wiener Familienunternehmens J.M. Miller & Co. Die schwierigen wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen im Österreich der Zwischenkriegszeit zählten zweifellos zu den Ursachen, die Ende der 1920er Jahre zur Liquidation der Firma führten. Nicht zu übersehen waren aber auch das Unvermögen und der Unwille von Angehörigen der Besitzerfamilie, sich an die veränderten Begebenheiten anzupassen.¹⁸⁵ Nicht dass August Miller-Aichholz (1894-1963), Sohn des Familienoberhaupts der dritten Generation, den Verhältnissen in den USA der 1920er Jahre gänzlich ablehnend gegenübergestanden hätte. Schon wegen der »Vergnügen am Abend und in der Nacht« bewunderte er das Leben in den Großstädten an der Ostküste. Interessant sei »Amerika« auch »bei der Arbeit sowohl in der Fabrik wie im Büro, bei seinen wenigen Ruheminuten! (nicht -stunden) am Tage«. Zweierlei negative Aspekte des heimatlichen Alltags fehlten dort ganz: »Gemüt und Sozialismus! Gemüt hindert den Gelderwerb – ebenso der Sozialismus.«¹⁸⁶ Ganz in der Manier unzähliger weiterer zeitgenössischer Amerikareisender erklärte er jedoch in gleichermaßen herablassendem wie bewunderndem Ton:

Die Bildung der Menschen ist außerordentlich nieder, dies beweisen schon am besten die Zeitungen und Theater. Im selben Maße ist ihre Arbeitstüchtigkeit, ihre Arbeitsorganisation und ihr hemmungsloser Wille zur zielbewußten fruchtbringenden Arbeit einfach bewundernswert. Jeder, vom einfachsten Fabriksarbeiter

184 Verheyen 2014, 52ff.

185 Kühschelm 2000, 109f. und 153ff.; Kühschelm 2010, 874f. Ich danke Oliver Kühschelm, der mir großzügig seine Transkripte zur Verfügung stellte und damit das Verfassen der folgenden Absätze erst möglich machte. Zum Generationenwechsel in zeitgenössischen Unternehmerfamilien vgl. auch Ochs 2014.

186 Privatarchiv Georg Miller-Aichholz, Brief von August (III.) an seine Mutter Angela, Pittsburgh, 17.6.1926.

bis zum selbständigen Unternehmer hat kein anderes Bestreben als eine Arbeit in der Methode einfacher, dem Endziele nach vervielfältigt zu machen, alle scheinen zufrieden zu sein, alle betrachten ihre momentane Beschäftigung nur als vorübergehende Episode und wollen weiter. Hierin liegt der ewige Impuls, hierdurch wächst die Arbeitsleistung ins gigantische.¹⁸⁷

Neben dem Verweis auf die Tüchtigkeit beschrieb der Wiener Großbürger Aspekte des modernen Leistungsethos, die sich bei Neubauer nicht oder nicht in vergleichbar expliziter Form finden: die Zielorientierung und vor allem die Vorstellung, dass Arbeitsabläufe in methodischer Weise optimierbar sind. Mit der Vervielfältigung und der Vereinfachung sprach er dabei die fordistischen wie die tayloristischen Aspekte von Rationalisierungsprozessen an.¹⁸⁸ Zugleich ist es bezeichnend für einen Mann aus seiner Klasse, dass er das Leistungsethos in den USA der 1920er Jahre entdeckte und nicht früher schon im heimischen Wien oder in München, wo er nur die Gemütlichkeit am Werke sah. Auch für ihn selbst scheint es kaum eine Bedeutung gehabt zu haben. Stattdessen hatte er sich in seiner Jugend bemüht, das Laufbahnmodell des Wirtschaftsbürgertums des 19. Jahrhunderts zu verfolgen. Er hatte eine Lehrzeit in einem der Einzelbetriebe des weitverzweigten Familienunternehmens verbracht; und auch sonst scheint er willens gewesen zu sein, das Leben seiner Vorfahren weiterzuführen. »Tempora mutantur, et nos mutamos – nein, wir ändern uns *nicht alle* in ihnen«, fasste er diese Einstellung kurz nach dem Ersten Weltkrieg zusammen.¹⁸⁹

Doch wie sein Vater per Brief in deutlichen Worten erklärte, reichte diese Einstellung »in dieser schweren Zeit des allgemeinen Wettbewerbes auf einem stark verminderten Betätigungsfelde unseres armen kleinen Österreich« nicht mehr aus. Der Sohn müsse seine »Lebenseinteilung nach der zu bewältigenden Arbeit machen und nicht umgekehrt«. ¹⁹⁰ Insbesondere gelte es, »nochmals auf die Schulbank zu gehen«. Es bereite ihm – er selbst hatte in Chemie promo-

187 Ebd., zit. n. Kühschelm 2000, 145f. Zu den Amerikareisenden der 1920er Jahre vgl. Nolan 1994, insbes. 108ff.

188 Vgl. Sarasin 2003 sowie für die aktuelle Literatur Uhl 2014; Bluma/Uhl 2012; Luks 2010, insbes. Kap. IV.; zum Fordismus die Übersicht in Bänziger 2013.

189 Privatarchiv Georg Miller-Aichholz, Schreiben von August (III.) an August (II.), Hruschau, 18.8.1920, zit. nach Kühschelm 2000, 109 (kursiv i. O.).

190 Privatarchiv Georg Miller-Aichholz, Brief von August (II.) an August (III.),

viert – Sorgen zu sehen, wie »ungemein gründlich gerade die Söhne von Generaldirektoren ihren wissenschaftlichen, theoretischen Unterbau begründen, um dann, nach entsprechender Betätigung in der Praxis glänzende Lebensstellungen zu erhalten«. Dabei gehe es ihm weniger um die konkreten Bemühungen des Sohnes als um die Tatsache, dass diese Aufsteiger ihre Studien durch »Prüfungszeugnisse« legitimieren könnten. Auch wenn er Letztere als »Äußerlichkeiten« betrachtete, hielt er sie für eine unverzichtbare Grundlage unternehmerischen Erfolgs in seiner Gegenwart.¹⁹¹

Tatsächlich erfuhren Prüfungen und Bildungszertifikate damals eine enorme Bedeutungszunahme. Das Streben nach Zertifikaten und die Leistungsorientierung stehen jedoch in einem komplexen Verhältnis zueinander. Es sei »sehr bedauerlich« schrieb die Achtzehnjährige Elberfelderin Gertrud Becker (1895-1978) nach der Entlassung aus der Handelsschule im Frühjahr 1914, dass sie es »[b]esonders in diesem Jahre [...] zu sehr wenig gebracht« habe. »Ich habe meine Talente schlummern lassen, habe nur mit der Grete Müller gelacht und gescherzt.« Dennoch konnte sie einigermaßen unbesorgt in die Zukunft sehen: »Mein Zeugnis ist ja trotz allem gut ausgefallen, aber wenn ich mehr meine Pflicht getan hätte, hätte es sehr gut ausfallen können.«¹⁹² Wie die Bemerkungen Beckers andeuten, erlauben Zertifikate den Vergleich von schulischen Leistungen, und vielfach spornen sie dazu an, sich besonders einzusetzen. Zugleich können sie aber auch dazu dienen, sich vor den Zumutungen oder Herausforderungen des Leistungsethos und vor Konkurrenz zu schützen. »Tatsache ist, daß die meisten Einjährigen [...] gut- und kleinbürgerlicher Herkunft sind«, schrieb schon Siegfried Kracauer über die Absolventinnen und Absolventen von Handelsschulen. Dadurch würden »hauptsächlich Bürgerliche privilegiert, die von Haus aus wissen, was sich gehört«. Mit »Zeugnissen und Diplomen« erhielten sie »schmucke Waffen in die Hand [...], mit denen sich Staat und Kapital machen lässt.«¹⁹³ In Kracaueers Begriffen stammte auch Becker aus kleinbürgerlichem Hause. Wenn sie aber hoffte, aufgrund der in der Handelsschule erworbenen

Wien, 3.3.1920. Vgl. dazu und zum Folgenden Kühschelm 2000, insbes. 153f.

191 Privatarchiv Georg Miller-Aichholz, Brief von August (II.) an August (III.), Wien, 3.3.1920.

192 DTA, Reg.-Nr. 326 I.1, 29.3. und 6.5.1914. Zu den Prüfungen und Zertifikaten vgl. Bachem 2013; Meskill 2013; Meskill 2010; Gelhard 2011; Hartmann 2011; Kaminski 2011; Saxer 2011; Sardez 1998.

193 Kracauer 1989 [1930], 18f. Vgl. Raphael 1996, 180f.

»kaufmännische[n] Kenntnisse [...] später in einem Kontor als Korrespondentin eine gute Stellung [zu] bekleiden«, verweisen ihre Bemühungen eher auf die Aufstiegs Hoffnungen von Angestellten wie Neubauer als auf die Abstiegsängste der Familie Miller-Aichholz.¹⁹⁴ Es gab keine gesellschaftliche Stellung, vor deren Verlust sie sich mit Zeugnissen hätte schützen können.

Weder im frühen 20. noch im 19. Jahrhundert kann damit, so lässt sich zusammenfassend festhalten, von einer allmählichen Diffusion eines »bürgerlichen Arbeitsethos« in weitere Bevölkerungsgruppen hinein die Rede sein – was auch immer darunter genau verstanden wird. Eher scheinen sich zunächst gewisse Gruppen vom geteilten Alltag des Ancien Régime ab- und jenen abstrakten Leitvorstellungen zugewandt zu haben, die ich im zweiten Kapitel beschrieben habe. In diesem Prozess entstand überhaupt erst, was man die Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts nennen kann. Wie ich bereits angemerkt habe, erwies sich dieser Wertehimmel nur beschränkt als kompatibel mit den weitreichenden gesellschaftlichen Transformationen der Jahrzehnte um 1900. Zumindest war er es nicht im selben Maße wie das arbeitliche Produktionsethos und insbesondere die Leitvorstellungen von Angestellten. Diaristinnen und Diaristen wie Neubauer und Becker orientierten sich nicht am Bürgertum des 19. Jahrhunderts. Sie bezogen sich aber auch nur noch bedingt auf die Leitvorstellungen der Unterklassen des 19. Jahrhunderts oder der zeitgenössischen Arbeiterbewegung. Vielleicht war es deshalb kein Zufall, dass Tonis Mutter für Neubauers Geschmack »etwas zu politisch gesinnt, das heißt etwas zu socialdemokratisch« war. Er selbst sei zwar »nicht gleichgültig in diesen Sachen, aber auch nicht allzu eifrig. Und auch nicht einseitig. Ich bin kein Hurraruf, die Socialdemokratie ist aber auch nicht die allein selig machende Politik.«¹⁹⁵

Wie ich in den folgenden Kapiteln zeige, lässt sich diese Perspektive, die Diskontinuitäten betont, auf die Beschreibung des zeitgenössischen Lebens ganz allgemein erweitern. Nicht nur durch das erfolgsorientierte Leistungs- und Wettbewerbsdenken unterschied sich dieses deutlich von jenem der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern auch hinsichtlich verschiedener weiterer Charakteristika. Viele davon standen in einem engen Bezug zu den konsum- und arbeitgesellschaftlichen Strukturen und Phänomenen jener Zeit. Dazu zählen nicht zuletzt die Institutionalisierung der Arbeit zwischen Betrieb und

194 DTA, Reg.-Nr. 326 I.1, 27.3.1913.

195 DTA, Sig. 3151.1, 24.10.1906.

Sozialstaat einerseits und das Aufkommen neuer Vergnügungs- und Konsumangebote andererseits. Diese Prozesse und ihr Verhältnis zur Konsolidierung des Nationalstaats stehen im Zentrum des vierten Kapitels. Ich beginne mit Ausführungen zu den Genusspraktiken der Unterklassen seit dem 19. Jahrhundert. Da sie – anders als die Amusements und anderen Vergnügungen des Bürgertums – in den untersuchten Tagebüchern kaum je Gegenstand normativer Überlegungen waren, blieben sie im vorliegenden Kapitel, das den Leitvorstellungen gewidmet ist, weitgehend ausgeklammert. Sehr gut hingegen lassen sich an ihnen einige konzeptionelle Fragen vertiefter behandeln, die die Beschreibung der Arbeits- und Konsumgesellschaft aufwirft.

IV

Nation, Betrieb und Familie

Orientierungsrahmen der Arbeits- und Konsumgesellschaft

Der Leipziger Margarinereisende Willy Neubauer (*1885) orientierte sich auch an Werten, die mit dem Leistungsdenken wenig zu tun haben. »Gegen diese Beschäftigung ließe sich also nichts einwenden«, schrieb er über die Feldarbeit an Sonntagvormittagen, »und gegen die des Nachmittags noch viel weniger.« Dann gehe er nämlich mit seiner geliebten Toni und deren Schwester Anna »in unserer schönen Leipziger Gegend spazieren«. Manchmal besuche er »des Abends irgendein hübsches Konzert. Auch gehen wir ziemlich oft ins Theater, wo ich für die Oper sehr begeistert bin.« Eine Anlehnung an das bürgerliche Verhaltensskript des Natur- und Kunstgenusses ist hier nicht zu verkennen. Dazu passt, dass Anna sich trotz der hohen Kosten ein Klavier kaufen wollte und dass sich Neubauer selbst von einer »junges, hübschen Russin«, die am Konservatorium studierte und Untermieterin seiner Großmutter war, auf demselben Instrument unterrichten ließ – »[u]nd zwar gratis sogar«, wie er anmerkte. Im Unterschied zum Freiburger Kaufmannssohn Carl Emil Werner (*1877) vermisste er jedoch weder ein musikalisches Talent, noch strebte er nach außerordentlichen Leistungen. Vielmehr wird eine gewisse Selbstironie erkennbar, wenn er seine künstlerischen Ambitionen beschrieb: »Ich mache ganz hübsche Fortschritte vorläufig wenigstens und bin gespannt, bis zu welcher Künstlerhöhe ich es bringe.«¹

Welche Theater und Opern er besuchte, hielt Neubauer nicht fest. Eine Zusammenstellung der Anzeigen in der *Leipziger Volkszeitung* gibt jedoch recht gut die Bandbreite damaligen populären Theaterschaffens wieder, wie es auch in anderen Tagebüchern beschrieben wird.² Es ist deshalb gut möglich, dass eine Liste der Theater- und Opernbesuche des Margarinereisenden ähnlich ausgesehen hätte.

1 DTA, Sig. 3151.1, 12.10. und 27.11.1906. Vgl. auch DTA, Reg.-Nr. 1393, 22.1.1910.

2 Vgl. die Listen der Linzer Bediensteten Maria Brunnbauer (DTA, Reg.-Nr. 1977, o.D. [April 1915]), des Banklehrlings Otto Richard (fünftes Kapitel, Abschnitt 3, Fußnote 120) und der Pensionistin Claire A. (sechstes Kapitel, Abschnitt 3, Fußnote 106); zum zeitgenössischen populären Theater allgemein

Anfang Oktober 1906 wurden im Neuen Theater unter anderem Rudolf von Gottschalls *Pitt und Fox*, ein Lustspiel aus dem Jahr 1854, und Johann Wolfgang von Goethes *Egmont* (1788/89) gespielt. Im Alten Theater war Franz Lehárs erfolgreiche Operette *Die lustige Witwe* aus dem Jahr 1905 zu sehen, im Vereinigten Leipziger Schauspielhaus William Shakespeares *Wintermärchen* (1609/23) und im Neuen Operetten-Theater *Das Spitzentuch der Königin* von Johann Strauss (Sohn) aus dem Jahr 1880. Ferner wurden Gottschalls Drama *Auf roter Erde* (1850) und Karl Niemanns Lustspiel *Wie die Alten sungen* (1895) im Battenberg-Theater aufgeführt, einem Privattheater und Varieté an der Tauchaer Straße. Hier trat gleichzeitig auch »The great Goldin« auf, der als »König aller Illusionisten! Der Illusionist der Könige!« angepriesen wurde, sowie die »Comedy Gymnasts« des Cole de Lusso Duo, Jean Clermont »mit seiner Parodie: Zirkus Barnum und Beileid« und andere mehr.³ Nur ein Teil dieser Darbietungen dürfte den Ansprüchen eines bürgerlichen Kunstgenusses genügt haben.

Von der Vielfalt des Unterhaltungsangebots in der Großstadt und ihrer Umgebung waren nicht nur die Abende geprägt. Am Totensonntag suchte das junge Paar nicht einfach Erholung in der Natur, sondern wanderte zunächst zu einer »Waldschänke«, wo sie »im Garten Kaffee tranken«. Anschließend fuhren sie »nach der Taberna«, in der sie »hübsch zu Abend« aßen. »Wir waren sehr fröhlich zusammen. Unterwegs von allem möglichen geplaudert. Zukunftspläne geschmiedet, vom Heiraten gesprochen und so fort.« Nicht nur bei diesen außerhäuslichen Praktiken zeigt sich einmal mehr die Bedeutung »romantischer« Liebeskonzepte für die Geschichte des Konsums im 20. Jahrhundert, sondern auch bei den weihnachtlichen Luxus- und Modegeschenken. Neubauer erhielt von Toni einen »schönen Persianerkragen«. Er selbst schenkte ihr eine »goldene Uhr mit Kette« und ein »schönes schwarzes Kleid«, das sie »bei der standesamtlichen Trauung tragen« wollte.⁴ Seine Sommerferien verbrachte Neubauer jeweils zusammen mit Toni, Anna und weiteren Freundinnen in der rund 50 Kilometer von Leipzig entfernt liegenden Rinnmühle bei Geringswalde. Diese war auf ein Publikum ausgerichtet, das weniger begütert war als Martina Limburger von Hoffmann (1869-1956) und ihr Mann während dessen Kuraufenthalt im mondänen Davos im Jahr 1909,

Becker 2014; zur Auflistung von Theaterbesuchen und ähnlichem in zeitgenössischen Tagebüchern Gerhalter 2019.

3 Leipziger Volkszeitung 227, 1. 10. 1906, 10.

4 DTA, Sig. 3151.1, 27. 11. 1906 und 10. 6. 1909. Zum Kunstgenuss vgl. auch ebd., 26. 12. 1906; zum romantischen Konsum Abschnitt 3.

oder das das einfache Leben in Naturnähe jenem Promenieren in den »Hydropolen« vorzog, das die Cottbuser Kaufmannstochter Johanna K. (*1892) im Sommer 1910 in Bad Warmbrunn am Fuße des Riesengebirges genoss.⁵

Auch der Urlaub Neubauers lehnte sich also bürgerlichen Praktiken des 19. Jahrhunderts an. Doch zu deren Beschreibung greifen Popularisierungsthesen wiederum zu kurz.⁶ Eher als von einer Diffusion – und analog zur Argumentation im dritten Kapitel – sollte man zum einen von einer Ausdifferenzierung und Transformation von Reisepraktiken sprechen, die von den verschiedensten Gruppen getragen wurde. Nicht unterschätzt werden sollte zum anderen der Einfluss, den die spezifische zeitliche und materielle Struktur von Neubauers Alltag hatte. Zwar wurden die Tage in der Rinnmühle im Familien- und Freundeskreis genossen. Im Sommer 1907 wurden die jungen Leute sogar von Neubauers Mutter begleitet, was wegen deren Morphiumsucht in eine mittlere »Katastrophe« mündete. In zeitlicher Hinsicht aber unterscheidet sich Neubauers Urlaub doch grundlegend von Limburger von Hoffmanns mehrmonatigem Kuraufenthalt in Davos, von Kirchners fünfwöchiger Reise durch das Riesengebirge oder vom ebenfalls mehrwöchigen Aufenthalt der Lahrer Fabrikantentochter Frieda Bader (*1844) im Schwarzwälder Kurort Wildbad vier Jahrzehnte davor. Der Margarinereisende hatte im Sommer 1906 lediglich »8 Tage Ferien«. Und nach Geringswalde fuhr er »ganz schnell und unvorbereitet«, da er »vom Chef am letzten Arbeitstage ein Ferienzuschuß bekommen« hatte. Auch wenn er im Jahr darauf ohne »Feriengeld« auskam, verweisen die *freie Zeit* und besonders die *Ferien* auf ein Leben, das durch die zeitlichen, räumlichen, materiellen und sozialen Strukturen der Arbeits- und Konsumgesellschaft geprägt war.⁷

Von den Konturen dieser Konsum- und Arbeitsgesellschaft – die Reihenfolge der Begriffe ist, wie sich zeigen wird, nicht essentiell – handeln dieses und die folgenden beiden Kapitel. Im ersten Abschnitt dieses Kapitels untersuche ich die Unterhaltungs- und Genusspraktiken der Unterklassen seit dem mittleren 19. Jahrhundert, für die die Auftritte des »Great Goldin« oder der »Comedy Gymnasts« stehen. Vor diesem Hintergrund und mit Blick auf die konsumhistorischen

5 SFN, NL 10, 19.8.-6.9.1910 (Anonymisierung: SFN). Zu den »Hydropolen« vgl. Geisthövel 2005.

6 Von der »Popularisierung« des Ferienmachens spricht etwa Schumacher 2002.

7 DTA, Sig. 3151.1, 16.5.1908 und 10.6.1909.

Debatten der vergangenen Jahrzehnte argumentiere ich zunächst, dass diese sozialen Gruppen nicht nur bezüglich des Arbeitsethos, sondern auch im Zusammenhang mit Vergnügen und Genusspraktiken nicht einfach bürgerliche oder aristokratische Vorbilder nachahmten. Sie spielten nicht nur durch ihre Arbeits- und Kaufkraft eine wichtige Rolle in der Geschichte des Konsums, sondern auch durch ihre Vorlieben und spezifischen Lebensbedingungen. Eine solche, die Kontinuitäten hervorhebende Perspektive, so lege ich in einem zweiten Schritt dar, bricht zwar mit der Erzählung von der Geburt der Konsumgesellschaft im frühneuzeitlichen Luxuskonsum. Wie ich am Ende des dritten Kapitels bereits angedeutet habe, ist sie aber nur bedingt geeignet, um das Entstehen der Arbeits- und Konsumgesellschaft um 1900 zu beschreiben. Für die Arbeit wie für den Konsum gilt es deshalb, die Diskontinuitäten in den Vordergrund zu rücken. Das ist die Perspektive, die ich in den weiteren Abschnitten dieses Kapitels mit Blick auf die zentralen Orientierungsangebote jener Zeit einnehme.

Am Ende des 19. Jahrhunderts begannen Unternehmen, Ökonomik und Politik zu erkennen, dass die Kaufkraft der vielen kleinen Kundinnen und Kunden wichtig war. Die Förderung des Binnenkonsums wurde nun zunehmend als Notwendigkeit betrachtet. Wie ich im zweiten Abschnitt am Beispiel der schweizerischen Landesausstellung von 1896 zeige, sollte die Nation dabei einen neuen Orientierungsrahmen bilden. Eine vergleichbare Funktion hatten ein spezifisches Konzept der Kleinfamilie und der Betrieb, auf die ich im dritten und vierten Abschnitt genauer eingehe. Zusammen bildeten diese drei gesellschaftlichen Institutionen die Eckpunkte im Wertesystem der Konsum- und Arbeitsgesellschaft. Sie sorgten dafür, dass weder die Marktversorgung und die neuen Unterhaltungsangebote noch die Leistungs- und Erfolgsorientierung zu einem rücksichtslosen Individualismus und zu einer Bedrohung des gesellschaftlichen Zusammenhalts führten, wie es die bürgerliche Kritik an der *Vergnügungssucht* der Unterklassen und an den *Speculationen* in den eigenen Reihen befürchtete. Vor diesem Hintergrund beschreibe ich im letzten Abschnitt die ambivalenten Erfahrungen, die der Freiburger Kaufmann Werner mit Großstadt und Großbetrieb machte. Zugleich diskutiere ich an seinem Beispiel, inwiefern die Arbeits- und Konsumgesellschaft damals eine urbane war.

1. Nicht nur Nachahmung: Vergnügungen und Genusspraktiken der Unterklassen seit dem mittleren 19. Jahrhundert

Wie viele Wandergesellen waren die beiden Drucker Paul Ebers (1887-1932) und Alexander Oestreich (1888-1966) nicht nur an einer beruflichen Weiterqualifikation interessiert. Zwar arbeitete Ebers während fast zweier Drittel seiner rund dreieinhalb Jahre dauernden Wanderungen, in seinem Tagebuch werden diese Zeiträume jedoch ebenso wenig beschrieben wie die Arbeit im Allgemeinen. »Kunst gibt's auch hier nicht. Und ich muß gestehen, daß das mich auch durchaus nicht betrübt«, notierte er im Februar 1909 in Leipzig. Ein positiver Bezug auf die Inhalte seines Metiers findet sich kaum, auch wenn er sich von den »Speckjägern« und »Kommandoschieber[n]« distanzierte, denen die Walz »nur ein Mittel zum Zweck« sei.⁸ Wichtiger als die Arbeit war für beide jungen Männer, das »an Sehenswürdigkeiten reiche Goethe- und Schiller-Weimar« zu sehen und durch die Alpen und andere bedeutungsvolle Landschaften aus dem bildungsbürgerlichen und nationalen Kanon zu wandern. »Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten«, schrieb Ebers nach einer langen Klage über das Wetter, die abgenutzte Kleidung und den wenig abwechslungsreichen Landstrich zwischen dem sächsischen Freiberg und dem bayerischen Creußen, »werde ich aber doch nicht die Flinte ins Korn werfen, denn den schönsten Gegendengehe ich ja noch entgegen. Da ist noch München, der Bodensee mit den Alpen und dann der Rhein!« Und auf der Rückreise aus Ancona schrieb er, dass es ihm »am meisten leid« tue, wegen seiner Krankenhaus- und Gefängnisaufenthalte »weder Rom noch Neapel und Mailand gesehen« zu haben.⁹

Mit diesen Reisezielen folgte der Wandergeselle der Route unzähliger adeliger und bürgerlicher Reisender der Jahrhunderte davor. Deren »Grand Tour« führte etwa von Holland über Belgien nach Frankreich und gelegentlich Spanien. Nicht fehlen durfte Italien, wo unter anderem die von Ebers erwähnten Städte auf dem Programm standen. Die letzten Ziele der Rundreise waren die Habsburgermonarchie

8 DTA, Reg.-Nr. 1643, 23.2.1909 und 27.4.1907. Laut Hans Ostwalds *Lexikon der Gauner-, Dirnen- und Landstreichersprache* (1906) ist ein Speckjäger ein »alter Handwerksbursche mit festem Revier«, ein Kommandoschieber »einer, der längere Zeit in einer Penne (Unterkunft; pb) bleibt und von dieser aus die Umgegend abklopft (bettelt; pb)«.

9 DTA, Reg.-Nr. 1643, 23.2.1909, 1.6.1907 und o.D (Transkript: 97). Zu Ebers' Abenteuern in Italien vgl. das dritte Kapitel, Abschnitt 2.

sowie Berlin, Weimar und weitere wichtige Städte im heutigen Deutschland. Viele bürgerliche Diaristinnen und Diaristen der zweiten Hälfte des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts berichteten von solchen Reisen. Der Lübecker Jurist Friedrich Adolf Linde (1872-1952) unternahm im Frühjahr 1900 eine »Spanische Reise«, die ihn auch nach Bordeaux und Paris führte. In den beiden Jahren danach fuhr er nach Venedig beziehungsweise nach Rom. Sein Bremer Berufskollege Berthold Friedrich Kippenberg (1880-1959) reiste im Spätsommer 1908 nach Portugal, Spanien und Marokko.¹⁰ Ebenfalls beliebt waren bei diesen bürgerlichen Diaristinnen und Diaristen Schweizreisen und Alpentouren. Bader, Werner und Linde verfassten entsprechende Berichte, ebenso der schlesische Jurist Wolfgang Hampe (1877-1943).¹¹

Weitgehend der Route solcher adeliger und bürgerlicher Touristen folgte auch der Allgäuer Sägereiarbeiter Johann Nepomuk Hörmann (1900-1954) in den 1920er Jahren. Nachdem er Rom, das Ziel seiner seit langem geplanten Pilgerfahrt, endlich erreicht hatte, schaute er sich zunächst ein wenig die Stadt an. Anschließend schrieb er Telegramme und Postkarten an Eltern und Verwandte. Am Abend desselben Tages traf er in seiner Herberge auf einen Bekannten aus der Heimat, der am folgenden Tag nach Neapel und Sizilien weiterreisen wollte. Noch bevor Hörmann den Petersdom gesehen oder sich zur päpstlichen Audienz begeben hatte, begleitete er ihn kurzentschlossen. Anders als bei Reisenden aus dem Adel und dem Bürgertum wurde Hörmanns Ausflug nicht durch Kapital und Bildung ermöglicht, sondern durch ein Sonderangebot der Tourismuswirtschaft. Kaum anders als heutige Last-Minute-Reisende kauften ein Kollege und er spontan ein »Rundreisebillet zum Sizilianischen Frühling«, das verbilligt abgegeben wurde, weil es nur noch für fünf Tage gültig war.¹² Andernfalls hätten sie sich die Fahrt wohl kaum leisten können.

Ahnten Hörmann und die Wandergesellen also bürgerliche Reisepraktiken nach?¹³ Und inwiefern waren touristische Angebote zunächst einem kaufkräftigen und gebildeten Publikum vorbehalten, für dessen Geschmack sie auch entwickelt wurden? Letzteres trifft sicher-

10 DTA, Reg.-Nr. 1085.2/3; Sig. 3215.5, 18.8.-7.10.1908. Vgl. auch Wadauer 2005, 203.

11 DTA, Reg.-Nr. 1085.1; Reg.-Nr. 1116 I.3, 16.6.1876; Reg.-Nr. 1798.1, 2.9.1898; Sig. 3460.3, o.D. (S. 54).

12 DTA, Reg.-Nr. 1070, 25.6.1925.

13 Zum bürgerlichen Reisen vgl. Prein 2005; Wolbring 1996; zur sozialen Komplexität von Reisepraktiken auch die Hinweise zur Fußreise im zweiten Kapitel, Abschnitt 1, und dritten Kapitel, Abschnitt 2.

lich auf den Pflanzenhandel des Johann Luzius Krättli (1812-1903) aus dem Bergdorf Bever im Engadin zu: Der Grundschullehrer belieferte Kunden aus dem Flachland mit den begehrten Alpenblumen. Alpentouristen versorgte er vor Ort, oder begleitete sie zu den entsprechenden Fundstellen.¹⁴ Anders als diese scheint er den Zürcher Gymnasiasten und Amateurbotaniker Karl Lehmann (*1858) umsonst herumgeführt und mit »2 höchst erwünschte[n] Pflanzen« beschenkt zu haben. Bei anderen Gelegenheiten war der junge Mann allerdings keineswegs abgeneigt, »ein paar Stücke einer prachtvollen Sempervivumsart [Hauswurz; pb], die ich nicht gefunden hatte«, käuflich zu erwerben.¹⁵ Was den Handel mit solchen Raritäten von anderen touristischen Angeboten unterscheidet, ist die beschränkte Rationalisierbarkeit der Produktion. Bei vielen anderen Gütern hingegen führte die Einführung der Massenproduktion und von technischen Neuerungen zu sinkenden Preisen. Ein Beispiel dafür sind Ansichtskarten und andere »Andenken«. Je einfacher Produktion und Vervielfältigung wurden, desto preiswerter wurden sie. Wenn die Leipziger Großbürgerin Martina Limburger von Hoffmann (1869-1956) bei einem Aufenthalt in Nürnberg im Spätsommer 1885 »einige unaufgezogene Photographien« erwarb, dürfte dies noch etwas besonderes gewesen sein. Linde hingegen kaufte während seiner Romreise zwei Jahrzehnte später nicht nur »immer üppiger« ein, er besaß gar selbst einen Fotoapparat.¹⁶

Lässt sich diese Perspektive auf andere Waren übertragen? Inwiefern sind Praktiken des Konsums letztlich das Resultat von Popularisierungs- und Imitationsprozessen? Und stellt der aristokratische und bürgerliche Luxuskonsum folglich, wie schon Werner Sombart in seinem Buch *Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der modernen Welt aus dem Geiste der Verschwendung* (1913) vermutete, jene »revolutionierende Kraft« dar, die den Kapitalismus »zeugte«?¹⁷ Mit solchen Nachahmungs- oder Emulationsthesen haben in den vergangenen Jahrzehnten zahlreiche Historikerinnen und Historiker argumentiert. Wegweisend war zweifelsohne die Studie *The Birth of a Consumer Society* von Neil McKendrick, John Brewer und J.H. Plumb. »The rich, of course, led the way. They indulged in an orgy of spending«, bringt McKendrick die Nachahmungsthese auf den Punkt. Diesen Lebensstil hätten die Mittelschichten imitiert, und sie wiederum seien

14 Scheidegger 2017, 222ff. und 308ff.

15 DTA, Reg.-Nr. 972 I.1, Briefe vom 19.7., 27.7., 28.7. und 29.7.1874.

16 DTA, Reg.-Nr. 436, o.D. (Nürnberg); Reg.-Nr. 2153.1, 4.9.1885; Reg.-Nr. 1085.3, 20.9.1902.

17 Sombart 1913a, 202 und 206.

zu Vorbildern für den Rest der Gesellschaft geworden. McKendrick und seine Mitautoren gehen also durchaus davon aus, dass die oberen Schichten nicht allein für die starke Zunahme an Konsumgütern verantwortlich waren. Im Rahmen ihrer ökonomischen Möglichkeiten, so betonen sie, seien auch die unteren Klassen als Käuferinnen am Konsumgütermarkt aufgetreten. Dies habe sich in beispielloser Weise auf die aggregierte Nachfrage ausgewirkt. Mit anderen Worten: Die Unterklassen spielten durch ihre Masse eine Rolle. Eigenständige Formen des Umgangs mit Waren und Vergnügungen scheinen sie jedoch nicht entwickelt zu haben.¹⁸

Eine andere Perspektive hatte Rudolf Braun einige Jahre davor in seiner zweibändigen Studie über die Industrialisierung im Zürcher Oberland eingenommen. Er wandte sich gegen die bereits von zeitgenössischen Stimmen vertretene Meinung, die Heimarbeiterschaft habe bloß die Lebensweisen des städtischen Bürgertums nachgeahmt. Zwar lasse sich nicht bestreiten, dass sich die ländliche Bevölkerung des späten 18. Jahrhunderts den städtischen Moden gegenüber eher »rezeptiv« verhalten habe. Dabei habe es sich jedoch nicht um eine rein äußerliche Beziehung gehandelt, vielmehr sei sie damals selbst städtisch geworden. Nicht zuletzt aufgrund ökonomischer und rechtlicher Unterschiede habe sie zugleich auch eigene Ausdrucksweisen entwickelt.¹⁹ Allgemein, schreibt auch Jan De Vries, seien Prozesse der Innovation in der Frühen Neuzeit wichtiger gewesen als Praktiken der Emulation. Sie könnten am besten beschrieben werden, wenn Veränderungen von Mode und Geschmack nicht einfach den oberen Klassen zugeschrieben werden, sondern, »for lack of a better word, modernity. [...] In short, social groups are not so much looking above as they are looking ahead.«²⁰

Wie die beiden Autoren unter anderem zeigen, war das Konsumverhalten der unteren Schichten zentral für die Kommerzialisierung der Landwirtschaft und das Aufkommen eines dichten Netzes von kleinen Läden sowie Vergnügungs- und Freizeiteinrichtungen wie Schenken, Wettlokalen und Kabarettts. Durch den Kauf kurzlebiger Waren befriedigten die Angehörigen der Unterklassen zudem eher individuelle als familiäre Konsumwünsche. Vielfach geschah dies im öffentlichen Raum. Bei langlebigen Gütern hingegen erfolgte oftmals nicht einmal der Kaufakt in der Öffentlichkeit. Sie wurden auf Bestellung angefertigt

18 McKendrick 1982, insbes. 10f.

19 Braun 1979, 106ff. Zur Fortsetzung dieser Prozesse im 19. Jahrhundert vgl. Braun 1965, 197ff.

20 De Vries 2008, 52.

und nach Hause geliefert. Hier dienten sie dem Komfort und familiär-bekanntschaflichen Sozialleben der mittleren und oberen Klassen.²¹

Was für die Frühe Neuzeit festgestellt wurde, lässt sich auf die Unterklassen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts übertragen. Sie waren nicht nur aufgrund ihrer aggregierten Kaufkraft wichtig für die Durchsetzung neuer Waren und Dienstleistungen, sondern zeichneten sich auch durch spezifische Vorlieben, Praktiken und Lebenssituationen aus, auf die kommerzielle Angebote reagierten. So folgten Ebers und Oestreich keineswegs in jeder Hinsicht den bildungsbürgerlichen und adeligen Vorlagen. Das gilt nicht nur für die Reisepraktiken wie das Kochen der *Maggi-Semmering-Schneesuppe*. Als selbstbewusste Angehörige der Arbeiterbewegung hatten die beiden auch eigene Idole. »Sämtliche Geistesgrößen, große Fürsten und Feldherren sind dort in Marmor ausgehauen anzutreffen«, notierte Ebers nach dem Besuch der 1842 eröffneten Walhalla bei Regensburg. »Ganz unparteiisch ist aber die Auswahl nach meiner Ansicht doch nicht. Heinr. Heine fehlte und auch Napoleon fand ich nicht. Ob letzterer nicht eher hingehört als z.B. Katharina II. von Rußland?«²² Heine wurde in den Jahrzehnten um 1900 viel gelesen. Besonders in der Arbeiterbewegung war der Verfasser des *Weberliedes* (1844) und Freund und Verwandte Karl Marx' sehr beliebt. In den Kanon der deutschen Literaturgeschichte hingegen wurde er nur zögerlich aufgenommen.²³ Auch der Jura-student Hampe erinnerte sich zwar gerne an »das alte liebe Buch Le Grand«, in dem Heine in den späten 1820er Jahren die Französische Revolution und Napoleon gewürdigt hatte. Ganz im Sinne seines deutschtümelnden Umfelds beurteilte der Bildungsbürger dagegen *Die romantische Schule* (1836) ambivalent: »Höchst interessant. Sehr glänzender, stark französisierender und mitunter lächerlicher Stil.«²⁴

Nur vordergründige Parallelen zur Romantisierung des »Mittelalters« im Bürgertum hat auch das Interesse der beiden Gesellen an den zahlreichen Burgen auf ihrer Route.²⁵ Als Ebers Nürnberg »durchkreuzt[e] und die Altertümlichkeiten und sonstigen Sehenswürdigkeiten bewundert[e]«, hielt er bezüglich der Burg neben

21 De Vries 2008, 169ff. und 177ff.; Braun 1979, 94 und 119.

22 DTA, Reg.-Nr. 1643, 3.6.1909. Zur Bedeutung von Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung vgl. das dritte Kapitel, Abschnitt 2.

23 Zur zeitgenössischen Rezeption vgl. Hohendahl 2008, Kap. 10.

24 DTA, Sig. 3460.8, 30.12.1901 und 19.6.1902. Zu Hampes Deutschtümelei vgl. auch das fünfte Kapitel, Abschnitt 4.

25 Zur Produktion und Rezeption des Mittelalters seit dem 19. Jahrhundert vgl. Egli 2014; Groebner 2008; sowie nach wie vor Graus 1975.

»sonstigen kulturhistorischen Sammlungsstücken« besonders den »fünfeckigen Turm mit den Folterwerkzeugen (eiserne Jungfrau etc.)« für erwähnenswert.²⁶ Eine der ausführlichsten unter den im Allgemeinen sehr knappen Beschreibungen in Oestreichs Reisetagebuch ist ebenfalls diesen Nürnberger »Folterwerkzeugen« gewidmet – neben der Aussicht über die Stadt und dem von Sträflingen erbauten Burgbrunnen. Anders als der Druckergeselle meinte, waren die in verschiedenen Burgen zu findenden Varianten der *eisernen Jungfrau* nicht »durch die ganzen Jahrhunderte in Gebrauch«, sondern Erfindungen der jüngeren Vergangenheit. Solche *Sehenswürdigkeiten* verweisen damit weniger auf den bildungsbürgerlichen Kanon, als dass sie Angebote der aufkommenden Unterhaltungsindustrie waren. »Es lief einem hier ganz kalt über den Rücken«, beschrieb Oestreich die Gefühle, der der Anblick der *Folterwerkzeuge* hervorrief.²⁷ Dies – und nicht der bürgerliche Kunstgenuss – war der Modus, in dem er die Nürnberger Burg beschrieb. Ganz ähnlich erwähnte Ebers die »mittelalterliche Stimmung«, die ihn beim Aufenthalt in Regensburg ergriffen hatte.²⁸ In den Einträgen Limburger von Hoffmanns dagegen bleibt nicht nur die Folterkammer unerwähnt, es fehlt auch die von den Wandergesellen beschriebene Emotionalität.²⁹

Die vergleichsweise kaufkräftigen, mobilen und sozial unabhängigen jungen Handwerker, Industriearbeiter und – zumindest teilweise – Bediensteten beiderlei Geschlechts spielten für den Erfolg neuer Vergnügungen eine nicht unbedeutende Rolle.³⁰ Zahlreiche Angebote waren für sie schon zu einem frühen Zeitpunkt zugänglich oder wurden gar für sie entwickelt. Anders als viele bürgerliche Zeitgenossinnen und Zeitgenossen wurden sie auch nicht durch Leitvorstellungen wie den Kunstgenuss daran gehindert, die neuen Möglichkeiten tatsächlich in Anspruch zu nehmen. Vielmehr scheinen sie all die unterschiedlichen Vergnügungen, denen sie auf ihrer Reise begegneten, gleichermaßen genossen zu haben. Neben billigen Kneipen besuchten die Verfasser der von Sigrid Wadauer untersuchten Reiseberichte

26 DTA, Reg.-Nr. 1643, 10.6.1907.

27 DTA, Reg.-Nr. 436, o.D. (Nürnberg).

28 DTA, Reg.-Nr. 1643, 2.6.1909.

29 Zu den unterschiedlichen Berichten aus Nürnberg vgl. auch das sechste Kapitel, Abschnitt 2.

30 Zu den Bediensteten vgl. König 2003, 73 f.; allgemein Kocka 2015, Kap. V.5; Abrams 1997; Kift 1992; Kaschuba 1990, 108 ff.; Mühlberg 1986, 55 ff. und 187 ff.

Tanzsalons und noble Gasthäuser.³¹ Zu den »Merkwürdigkeiten Berlins« zählte der sächsische Bäckergeselle Wilhelm Tacke (*1820) in den späten 1830er Jahren das kurz davor gegründete Königsstädter Theater am Alexanderplatz, ein durch vermögende Kreise aus dem Bürgertum finanziertes Volkstheater. Er ging aber ebenso »oft zum Vergnügen nach dem Kreuzberge, wo ich oft auf der Rutschbahn fuhr. Nach Schöneberg, Stralau, Spandau nach der Hasenheide u. a. m. wo es oft Tanzvergnügen und viele andere abwechslungen gab«.³²

Auch der aus der Bodenseeregion stammende Müllergeselle Markus Bosch (1855-1912) sah sich in seiner freien Zeit einerseits jene Sehenswürdigkeiten an, die auf dem bildungsbürgerlichen Reiseprogramm ganz oben standen. Im Wien der 1870er Jahre gehörten dazu »Paläste, großartige Hotel[s], Kaufläden, Öffentliche Gebäude« ebenso wie der Dom und andere Kirchen, Parks, Monumente, die Burg sowie das »Naturalienkapinet«, das »Pelvedere« und verschiedene weitere Museen. Im Reisetagebuch festgehalten wurde aber andererseits auch ein Spaziergang durch den Prater »mit dem großartigen Weltausstellungsgebäude (Konzert, Musick von 600 Mann), schönen Anlagen, vielen Theatern, Schaubuden, Standschießen, Sommerwirtschaften mit Unterhaltungsmusig, Schaukeln und Ergötzungsplätze.« Den großstädtischen Menschenmengen begegnete Bosch dabei mit ungeteilter Bewunderung. In diesem Sinne – und nicht als Ausdruck des in vielen bürgerlichen Tagebüchern erkennbaren Unbehagens – dürfte es zu verstehen sein, wenn er über die Wiener Ringstraße notierte, dass man sich angesichts des »Verkehr[s] mit der pferdeisenbahn, Fiaker, Reitern und sonstigen Fuhrwerken [...] in Acht nehmen« müsse, damit man »mit heiler Haut durchkommt«. In vergleichbar positiver Weise berichtete er denn auch über die Betriebsamkeit auf den Straßen von Frankfurt am Main und Hamburg: »Der Verkehr ist hier ein sehr Großartiger.«³³

Selbst der bildungsbeflissene Lehrersohn und Setzerlehrling Friedrich Anton Püschmann (1829-1913) äußerte sich nicht in distanzierendem Sinne, nachdem ein Bekannter ihm erzählt hatte, »daß in

31 Wadauer 2005, 208 und 212.

32 Kreismuseum Oschersleben, Heimatg. 061 (Tage-Buch für Wilhelm Tacke. Angelegt am 20. April 1838 und geschlossen am 20. Juli 1840), zit. nach Wadauer 2005, 231. Zum Königsstädter Theater vgl. Freydank 1998; zur Neuköllner Hasenheide Niedbalski 2018, 60ff. und 112ff.; Niedbalski 2016, 159ff. sowie das fünfte Kapitel, Abschnitt 1.

33 DTA, Reg.-Nr. 1223, o.D. (Transkript: 7f.; Wien, September 1874; Hamburg, 15.10.1874; Frankfurt a.M., ca. 6.2.1875). Zur bürgerlichen Großstadtkritik vgl. das fünfte Kapitel, Abschnitt 4.

Schneeberg ein so lustiges und fideles, ja liederliches Leben sei, wie man sich im stillen Grimma davon gar keinen Begriff machen könne«. Und von seinen Kollegen wusste er einmal zu berichten, dass sie »die ganze Nacht in der Maschinenstube durchspielt« hätten. Regelmäßige Sing- und Tanzabende in der Essstube der Druckerei prägten auch seinen Alltag im ersten Halbjahr 1848. Zu den weiteren Unterhaltungen jener Monate zählen zahlreiche Tanzveranstaltungen, Jahrmärkte, ein Zirkusbesuch und das Gastspiel von »Schichtl's Kunst- und Naturalienkabinett«.34 Nur selten beklagte sich der junge Mann, dass er sich »nicht vorzüglich amüsiert« habe oder dass es »nicht recht lebhaft« gewesen sei.35 Besonders beeindruckt war er Mitte Februar 1848 vom »Theatrum mundi« des Mechanikers Thiemer. Dem Golf von Neapel, den der Sägereiarbeiter Hörmann 77 Jahre später auf seiner *Rundreise zum Sizilianischen Frühling* mit eigenen Augen bewundern sollte,36 war die erste Inszenierung gewidmet:

Ich fürchtete schon zu spät zu kommen und keinen ordentlichen Platz finden zu können, aber der Saal war fast noch ganz leer und ich ungefähr die zwölfte Person. Es fügte sich, daß ich neben das Dienstmädchen beim Tuchhändler Schlick zu sitzen kam. Die Vorstellung begann und die Einrichtung war ganz gleich der, die ich in einer Bude auf dem letzten Grimmaischen Königsschießen gesehen – nur noch künstlicher und schöner. [...] Anfangs war es dunkel, so daß der Ausbruch des Vesuv möglichst stark hervortrat; dann ward es allmählig hell und ein Theil der Stadt und des Golfs wurde sichtbar. Der Vordergrund wurde durch Fußgänger, Reiter und Wagen, sowie zum Schlusse durch Dampfzugzüge belebt, während das Meer von Schiffen und Gondeln befahren wurde.37

Der Setzerlehrling Püschmann und das von ihm erwähnte *Dienstmädchen* waren kaum in der Lage, langlebige Luxusgüter zu erwerben oder die Annehmlichkeiten von Grandhotels in Anspruch zu nehmen. Unterhaltungsangebote wie das *Theatrum mundi* konnten sie sich hingegen sehr wohl gelegentlich leisten. Kaspar Maase spricht der »vergnügungssuchenden und zahlungsfähigen Arbeiterbevölkerung« deshalb eine zentrale Bedeutung für den Erfolg jener kommerziellen

34 Püschmann 2015 [1848-1856], 17.6., 13.2., 4.6. und 2.5.1848. Zur Geschichte dieser und anderer kommerzieller Vergnügungen vgl. Rosseau 2007, insbes. Kap. IV.; Szabo 2006, 25 ff.

35 Püschmann 2015 [1848-1856], 29.1. und 27.3.1848.

36 DTA, Reg.-Nr. 1070, 25.6.1925.

37 Püschmann 2015 [1848-1856], 13.2.1848. Vgl. ebd., 17.2., 23.2. und 27.2.1848.

Vergnügungsangebote zu, die ab den 1830er Jahren aufkamen.³⁸ Auch der Müllergeselle Bosch hätte dank seines vergleichsweise hohen Stundenlohns über das nötige Geld für die meisten der in seinem Tagebuch erwähnten Wiener Vergnügungen verfügt.³⁹ Ob er es auch tatsächlich ausgab, geht aus seinen Notizen nicht hervor. Zum Erfolg der Angebote trugen er und seinesgleichen aber allein schon durch ihre Anwesenheit bei. Die *Abwechslungen* im Prater oder in der Hasenheide funktionierten nicht ohne die unbezahlte Arbeit – die »Prosumtion«⁴⁰ – der (potentiellen) Kundinnen und Kunden. Bis heute hat sich daran wenig geändert. Trotz ihrer Berühmtheit leben solche Orte nach wie vor hauptsächlich vom konkreten *Verkehr*. Die Bedeutung von *Sehens-* und *Merkwürdigkeiten* wie der Nürnberger Burg oder der Walhalla hingegen musste nicht immer wieder neu produziert werden. Als sie von der Großbürgerin bzw. den Wanderge- sellen besucht wurden, waren sie schon feste Bestandteile der nationalen Symbolik.

Die unteren Klassen der zweiten Hälfte des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts spielten auch für das Aufkommen neuer Waren eine wichtige Rolle. Auf die ernährungsgeschichtliche Bedeutung der Arbeiterschaft hat schon Braun aufmerksam gemacht, wenn er die Kommerzialisierungs-, Ausdifferenzierungs- und Optimierungsprozesse in der Nahrungsmittelproduktion und -distribution beschreibt, die mit dem Aufkommen industrieller Arbeitsbedingungen im 19. Jahrhundert einhergingen. Der Aufschwung des Handels, die Einführung neuer Produkte und die Gründung arbeiterlicher und handwerklicher Aktienbäckereien, so argumentiert er am Beispiel des Brotes, hätten sowohl auf die spezifischen Bedürfnisse der Fabrikarbeiterschaft reagiert wie auf deren Forderungen nach mehr Abwechslung auf dem Speisezettel. Letzteres lasse sich besonders beim Fleischkonsum beobachten, wo man eine deutliche Steigerung der Nachfrage nach Frischprodukten und überregionalen Importen feststellen könne. Eher auf den durch die Fabrikarbeit bedingten Bedarf nach schnell verzehrbaren Lebensmitteln habe dagegen das Aufkommen von halbfertigen Produkten wie Teigwaren und Konserven reagiert. »Von der Nachfrage dieser Konsumentenschicht«, fasst Braun die weitreichende Bedeutung dieser Veränderungen im Konsum-

38 Maase 2009, 20. Vgl. Schmidt 2015, 128ff.

39 Für Boschs Lohn vgl. das dritte Kapitel, Abschnitt 3.

40 Vgl. dazu Kühschelm 2019 und die weiteren Beiträge im OeZG-Themenheft, insbes. Kreis 2019.

verhalten der Arbeiterschaft zusammen, hing der »mächtige Aufschwung« ab, »den die Nahrungs- und Genussmittelindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nimmt«.41 Welche gegenseitigen Anpassungsleistungen nötig waren, um Arbeiterhaushalte und rationalisierte Produktion aufeinander abzustimmen, beschreibt Jakob Tanner in seinem Buch über die *Fabrikmahlzeit*.42

Zumindest in beschränktem Umfang ließ der Geldbeutel breiter Bevölkerungsgruppen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch den Kauf von Kolonialwaren wie Kaffee, Zigarren oder Schokolade zu.43 Besonders bei Ersterem vermischte sich der Genussaspekt mit der Verwendung als alltägliches Nahrungs- und Stimulationsmittel. Wie Laura Rischbieter schreibt, unterschieden sich die Konsummuster der Unterklassen deshalb markant von jenen des Bürgertums. Für Letzteres war das Kaffeetrinken vor allem ein »Statusmerkmal und Zugehörigkeitskriterium«.44 Ähnliches lässt sich für Waren mit vergleichbaren stofflichen Eigenschaften feststellen, allen voran für den Alkohol. Zur zunehmenden Beunruhigung des Bürgertums gehörte er fest zum Alltag breiter Bevölkerungsschichten. Er war gleichermaßen Nahrungs-, Genuss-, Heil- und Aufputzmittel.45 Ein Beispiel für die soziale Differenziertheit des Umgangs mit der zeitgenössischen Warenwelt ist aber auch die Bekleidung. Die Frage des Aussehens beschäftigte damals keineswegs nur die Oberklassen. Er habe sich »die vorrätigen alten und neuen Westen« angesehen, »unter welchen mir eine schon getragene schwarz-roth-blau und weißlich gestreifte am besten anstand«, beschrieb Püschmann seinen Besuch bei einem Kleiderhändler. »Ich vertauschte sie auf meine kleine gedruckte Tuchweste und mußte noch einige Groschen herausgeben.«46 Ein halbes Jahrhundert später erhielt Neubauer von seiner geliebten Toni den *schönen Persianerkragen* und las die Liverpooler Bedienstete Agnes Vorwerk (1879-1964) eine »Modezeitung«.47

Wie Mary Jo Maynes darlegt, konnten es sich gerade junge Frauen aus den unteren Klassen erlauben, auf die jeweilige Mode zu achten.

41 Braun 1965, 192ff. und 197ff. (Zitat: 201). Vgl. auch ebd., 263ff.

42 Vgl. Tanner 1999, Kap. 6.

43 Vgl. etwa Püschmann 2015 [1848-1856], 9.1., 7.4. und 21.4.1848. Zu diesen und anderen kurz- und langlebigen Konsumgütern vgl. Sandgruber 1982, insbes. 381ff.

44 Rischbieter 2011, 276.

45 Vgl. Auderset/Moser 2016, insbes. Kap. 1.1; Berridge 2013, insbes. Kap. 2.

46 Püschmann 2015 [1848-1856], 12.5.1848.

47 DTA, Reg.-Nr. 61, 10.11.1902.

Ihre Altersgenossinnen aus dem Bürgertum hatten bei der Wahl der Kleidung vor allem die gesellschaftlichen Interessen der Familie zu berücksichtigen. Hier wie da sollte man allerdings nur im Ausnahmefall von »projects of self-fashioning« sprechen.⁴⁸ Schon Thorstein Veblen hielt es in seiner *Theory of the Leisure Class* (1899) für einen Allgemeinplatz, dass »the greater part of the expenditure incurred by all classes for apparel is incurred for the sake of a respectable appearance«. Das gelte nicht nur, aber besonders für die Frauen.⁴⁹ Dieses Streben nach Respektabilität oder – besser vielleicht – Anerkennung innerhalb des eigenen sozialen Umfelds ist eine zentrale Grundlage der Mode. Nachahmungspraktiken innerhalb sozialer Gruppen sollten deshalb zumindest ebenso ernsthaft in Betracht gezogen werden wie eine Orientierung der unteren an den oberen Klassen. Eine weitere, über Veblen hinausgehende Perspektive auf Praktiken der Emulation schlug dessen Zeitgenosse Gabriel Tarde vor. In seinem Buch *Les lois de l'imitation* (1890) beschrieb er die Nachahmung als allgemeinen Modus der Vergesellschaftung, durch den sich Verhaltensweisen nicht nur von oben nach unten verbreiten, sondern in alle Richtungen. In diesem Prozess sind sie ständigen Veränderungen unterworfen.⁵⁰

Es ist kein Zufall, dass eine solche Theorie allgemeiner und flexibler Nachahmung kurz vor 1900 formuliert wurde. Damals war es nicht mehr so einfach wie noch ein paar Jahrzehnte davor, »oben« und »unten« zu unterscheiden. Die Veränderungen der Jahrzehnte um 1900 führten zu einem weitreichenden Neuarrangement des sozialen Raums. Nicht zuletzt unter Mithilfe der sich formierenden Sozialwissenschaften entstand »die« Gesellschaft im heutigen Sinne.⁵¹ Einer ihrer zentralen Aspekte war ein neues Verhältnis von Arbeit und Konsum. Vielen Angehörigen der Unterklassen fiel das Zurechtfinden in dieser Welt leichter als den Bürgerinnen und Bürgern. Nicht nur begegneten sie neuen Unterhaltungsangeboten und Waren mit der beschriebenen Offenheit. Stärker und früher als die oberen Klassen waren sie auf Marktversorgung und auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen. Dennoch ist die Frage, welche soziale Gruppe welchen Beitrag geleistet hat, ein wenig tauglicher Ansatz, um grundlegende Transformationen zu beschreiben. Die konsumgesellschaftlichen As-

48 Maynes 2009 (Druckversion), 7ff. (Zitat: 8).

49 Veblen 2005 [1899], 126. Vgl. zu Letzterem auch Wirsching 2009, 182f.

50 Tarde 1890. Vgl. Cross 1993, 21; Williams 1982, insbes. 346ff.; zur zeitgenössischen französischen Konsumsoziologie auch Coffin 1999. Ich danke Wendelin Brühwiler für die Diskussion zu dieser Thematik.

51 Vgl. nach wie vor Ewald 1993; Donzelot 1984.

pekte des 20. Jahrhunderts waren nicht einfach eine logische Folge des »Aufschwung[s] kommerzieller Vergnügungsangebote« oder anderer Entwicklungen früherer Jahrhunderte.⁵² Und das am Ende des dritten Kapitels beschriebene Leistungsdenken ging nicht direkt aus dem arbeiterlichen Produktionsethos hervor. Im Folgenden gilt es deshalb, nach dem Neuen zu fragen. Im Fokus des vorliegenden Kapitels stehen dabei die allgemeinen Orientierungsrahmen. Ein zentraler Kontext für das neue Verhältnis von Arbeit und Konsum war die Nation beziehungsweise der Nationalstaat, wie ich nun im zweiten Abschnitt zeige.

2. Auf dem Weg zur Arbeits- und Konsumnation: Ein Besuch an der Genfer Landesausstellung 1896

Die »Geburt der Konsumgesellschaft« im ausgehenden 18. Jahrhundert wird in der Forschungsliteratur oftmals als Prozess dargestellt, der parallel zur Industriellen Revolution verlief. Letztlich sei er nichts anderes gewesen als die »necessary convulsion on the demand side of the equation to match the convulsion on the supply side«, schreibt McKendrick.⁵³ Dagegen weist Roman Sandgruber in seiner ebenfalls 1982 erschienenen Studie über *Die Anfänge der Konsumgesellschaft* darauf hin, dass zumindest für »die Frühphase der Industrialisierung [...] die Ankurbelung des Konsums von zentraler Bedeutung« gewesen sei.⁵⁴ Noch deutlicher stellt De Vries die Nachfrageseite ins Zentrum. Er argumentiert, dass die Konsuminteressen der Haushalte aus den mittleren und vor allem unteren Klassen sich nicht einfach parallel zur Industriellen Revolution verändert hätten. Vielmehr seien veränderte Vorlieben breiter Bevölkerungsschichten die Grundlage für produktionsseitige Prozesse gewesen. Eine gesteigerte Nachfrage nach Konsumgütern habe zu einer sukzessiven Verlagerung von der Selbst- zur Marktversorgung geführt. Um dies zu ermöglichen, sei das häusliche Arbeitskräftepotential vermehrt für den Gelderwerb eingesetzt worden. Die schon von Zeitgenossen wahrgenommene allgemeine Arbeitsamkeit – die längeren außerhäuslichen Arbeitszeiten und die zunehmende Lohnarbeit von Frauen und Kindern – stelle deshalb nicht in erster Linie eine Folge von Umwälzungen im Bereich

⁵² Maase 2009, 20.

⁵³ McKendrick 1982, 9.

⁵⁴ Sandgruber 1982, 381.

der Produktion dar. Diese »Industrious Revolution« sei vielmehr selbst die Voraussetzung für die Industrielle Revolution gewesen.⁵⁵

Aus der Perspektive De Vries' trugen also die Konsuminteressen mehr zur »Verfleißigung« der Unterklassen bei als die Popularisierung des Ethos der Arbeitsamkeit.⁵⁶ Letztlich ist ihre Bedeutung auch stärker zu gewichten als Zwang oder rechtliche und politische Veränderungen – die Etablierung marktwirtschaftlicher Rahmenbedingungen, die seit Karl Polanyis Studie über die *Great Transformation* breit diskutiert wurden.⁵⁷ In Anlehnung an die Arbeiten Gary Beckers verschiebt De Vries damit den Fokus vom technologischen und organisatorischen Wandel aufseiten von Produktion und staatlicher Regulation auf die sich verändernden Interessen und Verhaltensweisen der konsumierenden und produzierenden Haushalte.⁵⁸ Dies ist zweifellos ein interessanter Blick auf die Geschichte der Industrialisierung, weniger einseitig als die staats- und produktionszentrierten Erzählungen ist er jedoch nicht. Aus der Tatsache, dass sich die Unterklassen zunehmend über Märkte versorgten, folgt nicht zwingend, dass dies eine Folge neuer Präferenzen war, die unabhängig von der Industrialisierung aufkamen. Während die Nachfrage nach Kolonialwaren in diesem Sinne beschrieben werden kann, ist die These ebenso plausibel, dass die meisten anderen Konsumpraktiken auf veränderte Produktionsbedingungen und Distributionstechniken reagierten. Historischer Wandel ist jedoch komplexer. Für dessen Beschreibung ist die Gegenüberstellung von Nachfrage und Angebot – oder von Individuum/Haushalt und Staat – letztlich ebenso wenig zielführend wie die Frage, welche Klasse die Vorreiterin war.

Dieser Komplexität des Wandels versucht Braun zu entsprechen, wenn er darauf hinweist, dass das Arbeits- und Konsumverhalten oder Begriffe wie Freizeit und Ferien »in ihrem heutigen Sinngehalt [...] einem Lebensrhythmus angehören, der sich erst in jüngster Zeit herausgebildet hat: einem ›industriellen‹ Lebensrhythmus«. ⁵⁹ Zugleich deutet er an, dass das Verhältnis von Arbeit und Konsum um 1900 ein

55 De Vries 1994. Zum Arbeitsvolumen vgl. auch De Vries 2008, Kap. 3.

56 Zur Verfleißigung vgl. Schenda 1986.

57 Polanyi 1957 [1944]. Zum Zwang vgl. De Vries 2008, 113 ff.

58 De Vries 1994, 262. Vgl. dazu und zur Situierung des Konsumverhaltens zwischen Autonomie bzw. Nachfrageorientierung und Angebots- bzw. Struktur determiniertheit De Vries 2008, 4 ff. und 20 ff. Differenziert werden De Vries' Chronologie und Herleitung der Arbeitsamkeit von Litvine 2014; Muldrew 2011; Trentmann 2009.

59 Braun 1965, 362 und 355 f.

Neuarrangement erfuhr, das nicht einfach als Verstärkung oder Verallgemeinerung älterer Prozesse beschrieben werden kann. Die Nachfrage nach Konsumgütern sei lange Zeit vor allem auf Handwerks- und Landwirtschaftsprodukte ausgerichtet gewesen, schreibt selbst De Vries. Nicht vor dem 20. Jahrhundert sei es zu einer direkten Verschränkung von marktvermitteltem Konsum und industrieller Produktion gekommen.⁶⁰ Im Unterschied zur Massenproduktion, ergänzt Thomas Welskopp, handle es sich bei dieser Form des Konsums um einen zutiefst kapitalistischen Modus der Versorgung mit Gütern. Für die Arbeiterschaft in den wachsenden Großstädten habe es kaum Alternativen zur Marktversorgung gegeben. Zwar konnte auch das urbane Bürgertum kaum mehr auf die Subsistenzpraktiken der Familienökonomie zurückgreifen, doch ließ es die Güter des täglichen Bedarfs wie die Luxuswaren nach wie vor durch Dritte besorgen, anstatt sie persönlich auf Märkten zu erwerben. Viele Angehörige der Arbeiterschaft verfügten nicht über die dazu nötigen finanziellen Ressourcen. Neben der Lohnarbeit mussten sie auch für den Konsum eine »gehörige Portion Arbeit« aufwenden.⁶¹ Gisela Bock und Barbara Duden haben schon früh darauf hingewiesen, dass diese »Konsumtionsarbeit« vor allem die Aufgabe der Frauen war.⁶²

Wie Welskopp weiter betont, folgte aus der Tatsache, dass immer mehr Menschen auf Marktversorgung angewiesen waren, weder eine reale Verfügbarkeit der Waren noch eine allgemeine Zugänglichkeit: »Konsum als System der Versorgung mit den für den Lebensunterhalt elementaren Gütern und Dienstleistungen muss nicht funktionieren – und funktionierte über weite Strecken nur unzulänglich bis gar nicht.«⁶³ Die Realisierungschancen für weitergehende Konsumwünsche waren zweifellos noch geringer. Zu untersuchen, wer die produzierten Waren kaufen und wer die Vergnügungsangebote genießen konnte, ist deshalb nach wie vor eine wichtige Aufgabe. Konsumpraktiken werden jedoch nicht nur durch materielle und institutionelle Rahmenbedingungen ermöglicht, sondern müssen zuallererst Eingang ins Handlungsrepertoire einer Person finden. Ein Aspekt dieses Prozesses ist die zunehmende Sichtbarkeit von Waren in Schaufenstern, Inserate-Anhängen von Zeitungen und Büchern, auf Litfaßsäulen oder im Theater.⁶⁴ Nicht alle konnten sich die präsentierten Waren leisten.

60 De Vries 2008, 122 und 179f.

61 Welskopp 2014, insbes. 132, 138f. und 139ff. (Zitat 140).

62 Bock/Duden 1977, 161.

63 Welskopp 2014, 141. Zur Periodisierung vgl. ebd., 145f.

64 Zu letzterem vgl. Becker 2014, Kap. 4.3.

Doch wussten sie, dass und wo es sie zu kaufen gab. Eine weitere Form der Förderung des Konsums waren schließlich Versprechungen auf eine bessere Zukunft. In diesem Sinne weist Hartmut Berghoff darauf hin, dass der Lebensstandard großer Teile der Arbeiterschaft im Deutschland des frühen 20. Jahrhunderts zwar niedriger war als in England oder in den USA. Merkliche Verbesserungen hätten damals aber Hoffnungen genährt, dass das neue Jahrhundert Wohlstand für alle bringen werde.⁶⁵

Dass man in einer neuen Zeit lebe, stellten schon viele Zeitgenossen und -genossen fest. Diese Wahrnehmung und die daraus resultierenden Debatten waren selbst ein wichtiger Aspekt der damaligen Veränderungen. Viele, vor allem Angehörige des Bürgertums, beklagten den Verlust alter Ordnungen – auch wenn sich zugleich eine gewisse Faszination nicht verkennen lässt.⁶⁶ Mit Beunruhigung beobachteten sie sich selbst und das Verhalten der anderen. Anlass zur Sorge bot einerseits der Konsum der Unterklassen – das Verhalten jener sozialen Gruppen, die man schon seit Langem verdächtigt hatte, eigentlich faul zu sein und nur dem Genuss zu frönen.⁶⁷ »Wenn wir mit unseren Leuten nach normalem Arbeitsschluß einmal ein Fest feierten«, wird ein Berliner Betriebsleiter in einer Umfrage aus dem Jahr 1907 zitiert, »so konnten wir beobachten, daß sie munter darauflos tanzten bis in die frühe Morgenstunde. Dies würden wohl Leute, welche zu stark ermüdet sind, nicht tun.«⁶⁸ Wie ich am Ende des dritten Kapitels gezeigt habe, wurde zugleich aber auch die Leistungsorientierung der Angestellten mit Argwohn beobachtet. Ebenso verpönt waren andererseits das öffentliche Zeigen von maßlosem Luxus und die rücksichtslose Gewinnorientierung in den eigenen Reihen.⁶⁹ Sombarts Vorbehalte gegenüber solchen *neuen Wirtschaftsmenschen* waren im Bürgertum weit verbreitet. Bezeichnenderweise beschrieb sein Zeitgenosse Ferdinand Tönnies in seinem Buch *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie* (1887) die Kaufleute als »eigentlich gesellschaftliche Mensch[en]«. ⁷⁰ Die moderne

65 Berghoff 2012, 129.

66 Vgl. dazu Abschnitt 5; zur Vorstellung einer neuen Zeit das fünfte Kapitel.

67 Vgl. Robel 2018; Maase 2002; Schenda 1986 sowie für die Zwischenkriegszeit Stoff 2004, insbes. 293 ff.; Nolan 1994, insbes. 50ff. und Kap. 6.

68 W. Eisner, Die Ermüdung durch Berufsarbeit, in: Bericht über den XIV. Internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie 1907, 583, zitiert nach Rabinbach 2001, 274.

69 Zur bürgerlichen Kritik am Gewinnstreben und am Luxus vgl. das zweite Kapitel, Abschnitte 1 und 4.

70 Tönnies 1991 [1887], 138.

Gesellschaft aus Individuen und die bürgerliche Familiengemeinschaft waren in seinen Augen grundlegend verschiedene Formen sozialer Beziehungen.

Zweifellos dachten einige heterodoxe Ökonomen schon früh über die Bedeutung der Nachfrageseite für eine prosperierende Wirtschaft nach. Vorsichtig wandten sie sich von der dominierenden Meinung ab, Armut sei eine wichtige Voraussetzung für die Arbeitswilligkeit der Unterklassen.⁷¹ Ein Handelsstaat sei ohne neue Bedürfnisse großer Teile der Bevölkerung, die sukzessive zu notwendigen Bedürfnissen werden, nicht denkbar, schrieb Johann Heinrich Pestalozzi im Jahr 1779. Er antwortete damit auf die Preisfrage einer Basler Gesellschaft, inwiefern man »dem Aufwande der Bürger« Grenzen setzen dürfe.⁷² Mit Blick auf solche Debatten warnt Frank Trentmann jedoch zu Recht davor, die Geschichte der Konsumgesellschaft in der Frühen Neuzeit beginnen zu lassen. Die positiven Bezugnahmen auf den Konsum, wie sie bei David Hume, Jean-Baptiste Say, Adam Smith und weiteren Autoren gefunden werden können, seien zu kurzlebig gewesen, um die tief sitzenden Vorbehalte des Bürgertums gegen die Verlockungen der Warenwelt nachhaltig zu überwinden. Zudem hätten diese Autoren vor allem eine Handels- und Marktgesellschaft beschrieben. Ihre Analysen hätten sich an der Produktion und Distribution von Gütern orientiert, nicht an der Konsumtion. Eine »straight line from market and commodity to consumer and consumer society« lasse sich deshalb nicht erkennen.⁷³

Ein systematisches Interesse am Konsum beziehungsweise am individuellen Konsumverhalten entwickelte erst die Grenznutzenschule bzw. der Marginalismus seit den 1870er und 1880er Jahren. Indem sie ganz allgemein den subjektiven Nutzen ökonomischen Handelns in den Vordergrund rückte, unterschied sie sich deutlich von den dominierenden Strömungen in der zeitgenössischen Nationalökonomie, die sich an der Produktion beziehungsweise am Arbeitswert orientierten.⁷⁴ Wie Trentmann argumentiert, sollte man den Einfluss des Marginalismus auf die zeitgenössischen Debatten nicht überschätzen. Zudem lasse sich nicht selten ein Widerspruch zwischen dem theoretischen

71 Vgl. De Vries 2008, insbes. 44ff. und 58ff.; Wyrwa 1997, 749; Appleby 1993; Appleby 1976; McKendrick 1982, 13ff.; Sandgruber 1982, 384ff. Kritisch bezüglich des Einflusses dieser Stimmen ist Trentmann 2006, 22ff.

72 Braun 1979, 109ff. (Zitat 108).

73 Trentmann 2006, 20ff. (Zitat 20). Vgl. auch Wyrwa 1997, 749ff.

74 Vgl. Trentmann 2017, 205ff.; Tanner 2009; Tanner 2004; Birken 1988, Kap. 1; zur Produktionsorientierung Wyrwa 1997, 750ff.

Anspruch und den konkreten Forschungen sowie der normativen Haltung der Exponenten – etwa gegenüber dem Konsum der Unter- klassen – erkennen. Solche Ambivalenzen lassen sich auch in anderen Strängen der zeitgenössischen Wirtschaftswissenschaften finden. Die historische Schule der deutschen Nationalökonomie etwa lobte den guten, die Nation stärkenden Konsum einerseits und warnte vor den antisozialen Tendenzen des in ihrer Wahrnehmung maßlosen Konsums der Unterschichten andererseits.⁷⁵ Trotz dieser Einschränkungen lässt sich jedoch festhalten, dass die Konsumierenden, vor allem ab dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, stärker in den Fokus ökonomischer Wissensproduktion rückten.⁷⁶

Zur selben Zeit begannen auch gewisse Entscheidungsträger in Politik und Unternehmen, den neuen Lebensrhythmus in einem positiveren Licht zu sehen. Wie selbst Sombart am Ende von *Luxus und Kapitalismus* feststellte, rückte nun neben der Investition in Produktionsanlagen und Infrastrukturen »der Massenabsatz von minderwertigen Gütern« ins Zentrum der Aufmerksamkeit.⁷⁷ Zumindest hinter vorgehaltener Hand wurde versucht, die Inlandsnachfrage zu fördern, anstatt sie weiterhin durch Deflationspolitiken zu drosseln. Wie sich das äußern konnte, erlebte der Schreinergereselle Ernst Altesellmeier (1872–1905) aus dem westfälischen Lienen, als er im Sommer 1896 in die Schweiz reiste. »Wir waren erst 6 Tage in Bern und hörten daß ein Vergnügungs-Zug von Bern nach Genf fuhr[,] in Genf war die Schweizer Landesgewerbe-Ausstellung«, notierte er gleich zu Beginn des entsprechenden Tagebuchbandes. »[D]ie ganze Fahrt kostete 5.50 Frank mit Eintritts-Karte und so sind wir denn auch mit«. Der Ausflug hinterließ bei Altesellmeier einen solchen Eindruck, dass er gleich drei der insgesamt nur zwölf Tagebuchseiten mit dem Bericht darüber füllte. Etwa zu gleichen Teilen beschrieb er die Sehenswürdigkeiten der Stadt Genf, von deren Lage und abendlicher Beleuchtung zwanzig Jahre davor schon Bader begeistert gewesen war, und die zweite schweizerische Landesausstellung. Über Letztere berichtete er unter anderem:

Dann kam die Maschienen-Halle hier waren die größten und auch die kleinsten Maschienen vertreten dann kam die Tuchausstellung mit reicher Sehenswürdigkeit und dann die Holzmöbel die aber

75 Trentmann 2006, 28ff. Zur Nationalökonomie allgemein vgl. Kühschelm 2017, Teil III.

76 Vgl. auch Wyrwa 1997, 751f.

77 Sombart 1913a, 206.

nicht so reich gemacht waren dann die Eisernenmöbeln und noch sonstige Gegenstände dann das Schweizerdorf und das Negerdorf welches 50 Cents kostete eintritt und dann die Schifffahrt mit Kähnen welche auf Rädern von oben herunter ins Wasser liefen das war schön anzusehen dann auch den Eifelthurm in kleinem Maßstabe der war 55 Meter hoch auch die Dampf und Luft Karusselle waren da und die Luftseilbahn alles was man sich nur denken konnte bis wir vor allem sehen und laufen denn endlich müde und schläfrich aus der Ausstellung gingen dann haben wir uns noch einmal die Stadt angesehen bis wir um 11 Uhr abgefahren sind wieder nach Bern wo wir um 5 Uhr Morgens ankamen.⁷⁸

Wie die Weltausstellungen in Paris und Chicago in den Jahren davor oder die zeitgleich in Treptow stattfindende Berliner Gewerbeausstellung war die Genfer Landesausstellung, die von Mai bis Oktober 1896 geöffnet war, zum einen eine Leistungsschau von Industrie und Gewerbe.⁷⁹ Schaufenster der Ersteren waren die *Maschinen-Halle* oder die *Tuchausstellung*. Für Letzteres standen die *Holz Möbel* und die *Eisernen Möbel*. Wie schon mit der ersten Landesausstellung, die 1883 in Zürich stattgefunden hatte, wollten die Verantwortlichen damit »ein übersichtliches Bild der Leistungsfähigkeit des Schweizer Volkes auf dem Gebiete der Industrie, der Gewerbe, der Kunst und der Landwirtschaft, sowie des gesamten Unterrichtswesens zur Darstellung bringen«. ⁸⁰ Die ausgestellten Tücher und Möbel sind zugleich Konsumgüter. Deutlicher noch stehen aber die *Schifffahrt* und die *Luftseilbahn* für die konsumgesellschaftlichen Aspekte der damaligen Schweiz. Indem technische Errungenschaften am Beispiel touristischer Angebote vorgeführt wurden, inszenierte man eine enge Verschränkung von Wissenschaft und Ökonomie mit Freizeit und Vergnügen. Im Zeichen des Tourismus wurden die Alpen nun mit neuen Verkehrsmitteln erschlossen und nicht mehr nur durchquert, wie noch mit der 1882 eröffneten Gotthardbahn.⁸¹ Schon 1890 hätte der Zürcher Gymnasiast und Pflanzenfreund Lehmann bequem mit dem Zug nach Davos reisen können. Vierzehn Jahre später war auch St. Moritz, wo

78 DTA, Reg.-Nr. 1728.2, 6.9.1896. Zu Bader vgl. Reg.-Nr. 1116 I.3, 16.6.1876.

79 Zu den Weltausstellungen vgl. Wörner 1999; zur Geschichte des Ausstellungswesens in Deutschland Großbölting 2008; zur Orientierung der Genfer Ausstellung an Chicago Büchler 1970, 98.

80 N.N. 1893, 157. Für die Landesausstellung von 1883 vgl. Bureau des Central-comité der Schweizerischen Landes-Ausstellung 1884, Anhang, 23.

81 Tanner 2015, 50ff. Vgl. auch Frank 2012.



Abb.4.1: Exposition nationale suisse: Parc de Plaisance (1896).

sich im Sommer 1874 noch eine sehr exklusive Gesellschaft versammelt hatte, per Bahn erreichbar.⁸²

Auch die Landesausstellung selbst war ein auf ein breites Publikum ausgerichtetes Vergnügungsangebot, das großen Anklang fand. Mit einem regulären Preis von einem Franken kostete eine Eintrittskarte etwas weniger als vier Kilogramm einer einfachen Brotsorte. Bei einer Bevölkerung von damals knapp 3,2 Millionen Personen wurden insgesamt fast 2,3 Millionen Eintritte gezählt, aus denen ein Erlös von rund 1,3 Millionen Franken erzielt wurde. Zahlreiche dieser Gäste dürften von der anderen Seite der Grenze angereist sein oder, wie das Beispiel Altesellmeiers zeigt, gar von weiter entfernten Orten. Eine der Hauptattraktionen war, ähnlich wie der »Vergnügungspark« der Berliner Gewerbeausstellung, der weitläufige »Parc de Plaisance«. In dessen Mitte stand der von Altesellmeier erwähnte *Eifelthurm in kleinem Maßstabe* (vgl. Abb. 4.1).⁸³ Damit und mit den *Karusellen* und ähnlichen Fahrgeschäften entwickelten zeitgenössische Gewerbeschauen wie die Genfer Landesausstellung die urbanen Unterhaltungsangebote

82 Zu Lehmanns Alpenreise vgl. das zweite Kapitel, Abschnitte 1 und 2.

83 Vgl. dazu und zum Folgenden Schweizerisches Bundesarchiv 2001, 2 ff.; zur Berliner Gewerbeausstellung und dem dortigen Vergnügungspark Niedbalski 2018, 69 ff.; Großbötling 2008, insbes. 238 ff.; Geppert 2007.

des mittleren 19. Jahrhunderts weiter, für die die *Tanzvergnügen* und anderen *Abwechslungen* auf der Berliner Hasenheide der 1830er Jahre oder die *Ergötzungsplätze* im Prater des Jahres 1874 stehen.⁸⁴

1883 dagegen, anlässlich der ersten Landesausstellung in Zürich, sollten sich die insgesamt gut 1,75 Millionen Besucherinnen und Besucher über die Ausstellung als Ausdruck »schweizerische[r] Ausdauer und Emsigkeit« freuen, um sich so zu »kräftigen für ferneres Ringen und ernste Arbeit«. Für ihre Verpflegung gab es ein Restaurant mit 500 Plätzen, eine Konditorei und drei Bierlokale. Ein Vergnügungspark fehlte. Man habe versucht, alle »den ernsten Charakter der Ausstellung gefährdenden Privatspeculationen und lärmenden Vergnügungen« von dieser fernzuhalten, heißt es im Bericht des Centralcomités. Im Sinne des bürgerlichen Wertehimmels wurde der »pecuniäre Erfolg« der »moralische[n] Einbusse« gegenübergestellt, welche »das der ernsten Freude über die Frucht unserer Arbeit gewidmete Unternehmen erlitten hätte, wenn es zum ständigen Schauplatz so hochgehender Begeisterung gemacht worden wäre, wie sie selbst von kräftigen Naturen an unseren Festen kaum auf einige Tage ertragen werden kann«. Stattdessen erstellte man für das geneigte Publikum eine Festhalle, einen Musikpavillon, eine Ton- und eine Kunsthalle.⁸⁵

Trotz dieser Zurückhaltung scheint das Unterhaltungsangebot einige Kritik erregt zu haben. Das Centralcomité sah sich deshalb zu erklären bemüßigt, dass man den Verantwortlichen »gewiss keinen Vorwurf« machen könne, mit den auf Wunsch der Gäste eingeführten, zusätzlichen »Beleuchtungs-« und »Concertabende[n] die Grenzen des Erlaubten fast erreicht zu haben«. Leider habe man »die Summe von Unzufriedenheit, den verderblichen Einfluss auf einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung und den bedauerlichen Eintrag, den die Verlosung dem günstigen Gesamteindrucke der Landesausstellung gethan hat«, nicht vorhergesehen. Angesichts der ungenügenden Subventionen habe man sich allerdings der »Gewalt der Ziffern fügen« und das »erhabene Bild« der Ausstellung durch diese »Schattenseite« trüben müssen.⁸⁶

84 Wie Cleve 1997 schreibt, tendierte schon die Pariser Weltausstellung 1867 dazu, das Publikum als Konsumentinnen und Konsumenten anzusprechen und nicht mehr nur als Kunstinteressierte wie auf der »Exposition des arts de l'industrie« von 1801. Zur Pariser Ausstellung vgl. auch das zweite Kapitel, Abschnitt 6.

85 Bureau des Centralcomité 1884, 10 und 108. Zu den einzelnen Teilen der Ausstellung und ihrer baulichen Repräsentation vgl. Pfister o.J. [ca. 1883].

86 Bureau des Centralcomité 1884, 7f., 13f. und 130. Zur zeitgenössischen Kri-

Ein Misstrauen gegenüber einem *beträchtlichen Teil der Bevölkerung* lässt sich auch 1896 noch erkennen. Hier diene das Arbeitsmüdigkeits- und Mäßigungsethos ebenfalls gelegentlich als Basis für den Vorwurf, die Ausstellung habe zur »Steigerung der Genussucht« beigetragen und »allerlei unsolide Geschäfte« befördert.⁸⁷ Viel wichtiger als dieser ältere Modus der Regulierung des Konsums war nun jedoch das umfassende Identitätsangebot der Nation. Symbolisiert wurde sie durch die Pappmaché-Alpen und die Häuser aus allen Landesteilen, die in der vielbesuchten Sonderausstellung des »Village suisse« oder *Schweizerdorfs* gezeigt wurden.⁸⁸ Nach außen abgegrenzt wurde sie durch die rassistische Völkerschau im parallel dazu erstellten *Negerdorf* oder »Village nègre«. Wie Oliver Kühschelm zeigt, sollte der Konsum in den Jahrzehnten nach 1900 nicht nur in der Schweiz zu einem nationalen Bekenntnis werden. Die moralisierende Aufforderung, bei jedem Einkauf als Patriotin oder Patriot zu handeln, lässt sich nicht zuletzt als Versuch sehen, eine vermehrt auf die Nachfrageseite ausgerichtete Wirtschaftspolitik mit den alten Ängsten vor der Maßlosigkeit der Unterklassen – aber auch der bürgerlichen Frauen – zu versöhnen. Der Fokus verschob sich vom individuellen Laster auf den »Nutzen für einen kollektiven Körper [...]: das Volk und seine Volkswirtschaft, den Nationalstaat und seine Nationalökonomie«. Mit den auf die Staatstheorie des 17. Jahrhunderts zurückgehenden Metaphern des Gefäßes und des Kreislaufs sei diese Vorstellung in den 1920er und 1930er Jahren über alle möglichen Kanäle propagiert worden. Das Wachstum hingegen, mit dem die Nationalökonomie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts identifiziert wurde, habe in diesem Denken noch gefehlt.⁸⁹

Während von einer Aufwertung von Genuss und Vergnügen an der 1883er Landesausstellung noch nicht die Rede sein kann, stand bereits sie für die Hinwendung zur Inlandsnachfrage. Im »Aufruf zur Beteiligung«, die der Neuchâtelier Uhrmachersohn und damalige Bundespräsident Numa Droz (1844-1899) mitunterzeichnete, ist bezüglich der Weltausstellungen von einem »Wettringen der grossen Culturvölker« die Rede und vom Willen der Regierung, »dieser und jener unserer Exportindustrien Beistand zu leisten, um auf dem Weltmarkt

tik an Vergnügen und Lotterie, insbesondere aus der Perspektive des bürgerlichen Arbeits- und Mäßigungsethos, vgl. auch Büchler 1970, 50 und 58ff.

87 Büchler 1970, 99ff. (Zitat 100).

88 Vgl. dazu Scheidegger 2017, 570ff.; Rossfeld 2012, 66ff.

89 Kühschelm 2017, 240. Vgl. auch Kühschelm/Eder/Siegrist 2012; Kühschelm 2010a; Kury 2003, 160-162; zum Wachstum Schmelzer 2016.

die Schweizerfahne hoch zu halten«. Mit der nationalen Ausstellung dagegen solle auch den binnenorientierten Wirtschaftsbereichen eine Gelegenheit zur Selbstdarstellung geboten werden. Ziel sei, ergänzte die Ausstellungskommission, »den Absatz der schweizerischen Production im Inlande zu heben«. ⁹⁰ Im Gegensatz zum »Kleingewerbe« habe die Exportindustrie denn auch »keinen direkten Nutzen« gesehen und sich vorerst zurückgehalten, heißt es im offiziellen Abschlussbericht. Man müsse ihr deshalb »ganz besondere Anerkennung« aussprechen »für die Mühe und Kosten, welche sie einem vorwiegend idealen und patriotischen Zwecke zu lieb auf sich genommen« habe. ⁹¹ Vor diesem Hintergrund beschreiben David Gugerli und Daniel Speich die Ausstellung als Vermittlungsversuch zwischen der zunehmend als »familiäre Gemeinschaft« imaginierten Nation einerseits und dem »liberale[n] Besitzindividualismus« andererseits. Letzteren habe man mit einer »Absage an jegliche Form des Staatsinterventionismus« zu integrieren versucht. ⁹²

Auch mit der 1896er Landesausstellung wollte man »den Absatz der schweizerischen Produktion im Inland heben«, wie es in der bundesrätlichen Botschaft heißt. Konkret wurde dies als Reaktion auf die protektionistische Wende in der französischen Zollpolitik im Januar 1892 dargestellt. Mit diesem Kontext wurde auch »die Wahl Genfs« begründet, »dieses wichtigen Konsumcentrums, welches gewöhnt war, seinen Bedarf zum großen Teil aus Frankreich zu beziehen«. ⁹³ Die Förderung des Binnenkonsums verzichtete weiterhin auf interventionistische Instrumente, und sie führte auch nicht zu einer Bedeutungsabnahme des Exports. Vielmehr stieg dessen Anteil am Sozialprodukt zwischen 1850 und dem Ersten Weltkrieg von 25 auf 40 Prozent. ⁹⁴ Dieser Exportboom trug selbst einiges zur Steigerung der Nachfrage im Inland bei. Es kam zu einer zunehmenden Verflechtung von Branchen und Prozessen, die den alten Gegensatz von wettbewerbsfähiger Export- und unproduktiver Binnenwirtschaft ablöste. ⁹⁵ Hier wie da lässt sich zugleich eine Bedeutungszunahme der Konsumgüterindustrie erkennen. Dafür steht nicht zuletzt der Erfolg

⁹⁰ Bureau des Centralcomité 1884, Anhang, 23 und 43. Zu den Weltausstellungen als Exportförderungsmaßnahme vgl. auch Schweizerischer Bundesrat 1893, 418f.

⁹¹ Bureau des Centralcomité 1884, 2 und 63f.

⁹² Gugerli/Speich Chassé 1999, 79.

⁹³ Schweizerischer Bundesrat 1893, 410 und 419; vgl. Büchler 1970, 71f.

⁹⁴ Gruner/Wiedmer 1987, 88. Vgl. auch Tanner 2015, 44f.

⁹⁵ Tanner 2015, 42ff. Vgl. auch Tanner/Studer 2012, 646f.

industriell hergestellter Schokolade. Auf der dritten schweizerischen Landesausstellung, die 1914 in Bern stattfand, wurde ihr ein eigener Pavillon gewidmet.⁹⁶

Erst mit dieser Verlagerung des Produktionsschwerpunkts auf Konsumgüter erlangte die theoretische Parallelsetzung von Produktion und Konsumtion, wie sie schon die klassische Nationalökonomie formuliert hatte, langsam praktische Relevanz. Das »Wirtschaftssystem«, kann man mit Dominik Schrage argumentieren, nahm nun erstmals die »Gesamtbevölkerung [...] als seine Umwelt wahr«.⁹⁷ Die zeitgenössischen Großausstellungen – die Genfer Landesausstellung, die Berliner Gewerbeausstellung und viele weitere Anlässe dieser Art⁹⁸ – lassen sich als Orte beschreiben, wo dieser Prozess auf diskursiver wie praktischer Ebene begleitet wurde. Im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert sollte die Bevölkerung zwar weiterhin fleißig produzieren, um zur Entwicklung der Industrie beizutragen. Diese Forderung wurde nun jedoch zunehmend durch die Ansicht ergänzt, dass sie auch fleißig konsumieren solle. Um 1900 sollten dem *Aufwande der Bürger* nicht mehr durch den Aufruf zur Mäßigung oder gar durch Luxusverbote enge Grenzen gesetzt werden. Solange er sich am Ideal der Nationalökonomie orientierte, wurde er als grundsätzlich positive Kraft gesehen. Zumindest als Fluchtpunkt wurde die Nation nun als Arbeits- und Konsumgesellschaft imaginiert. Die Angehörigen dieser Nation wurden nicht mehr nur als Produzentinnen und Produzenten betrachtet, sondern auch als Konsumentinnen und Konsumenten.

Diese Verschiebung fand nicht von heute auf morgen statt. »Ein jeder Mensch ist ebenso wohl Produzent als Konsument«, war zwar schon im Januar 1903 in einem Leitartikel der *Neuen Zürcher Zeitung* zu lesen. Unter dem Titel »Der Konsument und der Zolltarif« richtete sich der Text gegen jene Stimmen aus den Reihen der Arbeiter- und Konsumgenossenschaftsbewegung, die im Verzicht auf Zölle ein Mittel zur Senkung der Konsumgüterpreise sahen. Trotz dieser vordergründigen Gleichsetzung von Arbeit und Konsum bleibt das Primat der Produktion jedoch in diesem wie in vielen anderen zeitgenössischen Texten ungebrochen. Die beiden Seiten des Wirtschaftssubjekts werden gegeneinander ausgespielt: Während der Mensch als

96 Rossfeld 2007, insbes. 13 ff.

97 Schrage 2009, 115. Vgl. auch Welskopp 2014, 134 ff., 139 ff. und 154 f.

98 Allein für das Deutsche Reich des Jahres 1896 listet Großbölting 2008, 455, zehn Ausstellungen auf.

Arbeiter und Angestellter auf einen florierenden Arbeitsmarkt angewiesen sei, liege das »Konsumenteninteresse« in möglichst günstigen Lebensmitteln. »Diese beiden Forderungen zugleich« aber pflege »das wirtschaftliche Leben in der Regel nicht zu erfüllen«. Die von Kühschelm beschriebene explizite Anrufung eines nationalen Konsumsobjekts, die ein gutes Jahrzehnt später im Rahmen der Werbekampagne »Schweizerwoche« erprobt wurde, fehlt hier. Ebenso wenig findet sich die Idee, dass auch höhere Löhne – und nicht nur tiefere Preise – die Kaufkraft erhöhen. Der *Konsument* war deshalb für den Verfasser des Artikels nichts anderes als ein »fingierte[s] Wesen«.99 Doch so fiktiv diese Figur den Zeitgenossinnen und -genossen auch noch erscheinen mochte, begann sie doch zunehmend die Wirtschaftspolitik zu prägen.

Impulse für den Aufstieg der Figur der Konsumentin/des Konsumenten kamen nicht nur aus den akademischen und wirtschaftspolitischen Debatten, eine zentrale Rolle spielten auch die Konsumgenossenschaften und andere Konsumentenorganisationen. Wie Trentmann darlegt, sollten insbesondere jene vielfältigen Auseinandersetzungen um staatsbürgerliche Rechte und Pflichten nicht unterschätzt werden, die im Zusammenhang mit Steuern und Abgaben auf Grundnahrungsmittel wie dem Wasser aufkamen und deren Intensität ebenfalls in den 1890er Jahren einen Höhepunkt erreichte.100 Zwar blickte die Verknüpfung von Konsum und Steuern damals bereits auf eine lange Geschichte zurück; noch bis ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts hinein war etwa in Konversationslexika überhaupt nur in diesem thematischen Zusammenhang von Konsumtion die Rede.101 Im Unterschied zum merkantilistischen Staat, der sich hauptsächlich für die Erhöhung seiner Einnahmen interessiert hatte, sah sich der moderne Nationalstaat jedoch gleichzeitig mit staatsbürgerlicher Teilhabe- und Gerechtigkeitsforderungen vonseiten der Konsumierenden konfrontiert.102

Wie bereits deutlich geworden sein dürfte, war die Nation nicht nur die zentrale Referenz für die Aufwertung des Konsums und den Aufstieg der Figur der Konsumentin beziehungsweise des Konsumenten. In diesem Rahmen wurde auch die Arbeit neu gedacht und institutionalisiert. In ihrem viel zitierten Buchbeitrag beschreiben etwa Sebastian Conrad, Elisio Macamo und Bénédicte Zimmermann den Natio-

99 N.N. 1903.

100 Trentmann 2006, 32ff.

101 Wyrwa 1997, 747f.

102 Trentmann 2006, 37ff.

nalstaat als den wesentlichen Kontext der »Kodifizierung der Arbeit« in den Jahrzehnten zwischen 1880 und 1940. Er sei die wichtigste Bezugsgröße für die Definition und Institutionalisierung von Arbeit wie Nicht-Arbeit gewesen, während er in diesen Prozessen selbst an Konturen gewonnen habe.¹⁰³ Beides zeige sich insbesondere an der Geschichte des Sozialstaats. In einem langsamen, bis in die 1930er Jahre andauernden Prozess habe er sich gegen lokale, betriebliche, branchenspezifische und gewerkschaftliche Institutionen und Vorstellungen durchgesetzt und damit zugleich die Beziehungen dieser verschiedenen Ebenen untereinander neu organisiert.¹⁰⁴

Ohne diesen Rahmen, so argumentieren Conrad, Macamo und Zimmermann weiter, seien auch die beiden anderen für die Etablierung der modernen Arbeitswelt grundlegenden Prozesse nicht zu verstehen. Innerhalb des Nationalstaats habe sich erstens eine Konzeption sozialer Ordnung herausgebildet, die den Status einer Person direkt an die Lohnarbeit band und so die Bedeutung von Familie und Religion zurückdrängte. Die Arbeit wurde zu einer staatsbürgerlichen Pflicht und – wenn auch nur in beschränktem Maße – zu einem Recht. Nicht zuletzt wurde sie damit auch als Gegenstand des Selbstverhältnisses aufgewertet. Zweitens konstituierten sich nicht nur die Arbeitswissenschaften zu einem beträchtlichen Teil durch die Produktion von Wissen über Arbeit und Herstellungsprozesse, sondern auch die Sozialwissenschaften. Für deren Forschungen war der nationalstaatliche Rahmen ebenfalls von zentraler Bedeutung. Wie die auf dieses Wissen angewiesenen Institutionen des Sozialstaats trugen sie damit zugleich zur Konsolidierung der Nation und »ihrer« Gesellschaft als Handlungs- wie als imaginären Raum bei.¹⁰⁵ Nicht zuletzt, so lässt sich ergänzen, wurde Arbeit in diesem Prozess überhaupt zur Ware im heutigen Sinne. Parallel zum Binnenmarkt für Massenkonsumgüter konsolidierte sich im Rahmen des Nationalstaats auch der Arbeitsmarkt.¹⁰⁶

103 Conrad/Macamo/Zimmermann 2000. Zur Nationalisierung von Arbeit vgl. auch Leonhard/Steinmetz 2016, 15 ff.; sowie bereits Conze 1972, II.14; zum Verhältnis von Arbeit und Nicht-Arbeit u. a. Wadauer/Buchner/Mejstrik 2015; Wadauer/Buchner/Mejstrik 2012; Mejstrik/Wadauer/Buchner 2013; Wadauer 2011; Wadauer 2008.

104 Conrad/Macamo/Zimmermann 2000, 461 ff. Vgl. dazu und zum Folgenden auch Lengwiler 2015; Lengwiler 2006; Gilomen/Guex/Studer 2002 sowie Raphael 1996, der nicht zuletzt auf die Bedeutung von Nationalisierungsprozessen verweist (insbes. 182f.).

105 Conrad/Macamo/Zimmermann 2000, 454 ff. und 469 ff. Vgl. auch Kocka 2010, Druckversion, 7 ff.; Braun 1965, 113 ff. und 124 f.

106 Vgl. Bänziger 2020; Buchner 2013; Buchner 2008.

Bei Conrad, Macamo und Zimmermann geht die Erzählung einer fundamentalen Transformation seit dem späten 19. Jahrhundert mit einer Abgrenzung von der begriffsgeschichtlich informierten These einher, dass es in der Neuzeit zu einer kontinuierlichen Aufwertung des Arbeitsbegriffs gekommen sei.¹⁰⁷ Allerdings bleiben die Ausführungen zur Geschichte des Arbeitsethos relativ blass. Das Leistungsethos wird zwar indirekt zu den Phänomenen jüngeren Datums gezählt. Es ist aber unklar, ob und inwiefern es ein Gegenstück zum »bürgerlichen Hohelied auf die Arbeit« darstellt. Dasselbe gilt, wenn die Arbeit nicht nur zur Grundlage der Gesellschaft, sondern gar »zum Fundament des individuellen Verhältnisses zu sich selbst« erklärt wird.¹⁰⁸ Wie viele andere orientieren sich Conrad, Macamo und Zimmermann damit zugleich an jenen Erzählungen, die die Sozialgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einseitig unter das Signum der Arbeitsgesellschaft stellen. Sie gehen nicht auf die Bedeutung ein, die andere Aspekte des Alltags für die damaligen Subjekte haben konnten und – wie ich gezeigt habe – auch hatten. Bezeichnenderweise erwähnen sie die Berliner Gewerbeausstellung von 1896 nur mit Blick auf den amtlichen Bericht, der den Titel *Berlin und seine Arbeit* trug.¹⁰⁹ Dem Vergnügungspark hingegen widmen sie keine Aufmerksamkeit, obwohl er, wie das Beispiel seines Genfer Pendants vermuten lässt, für die Besucherinnen und Besucher nicht weniger wichtig gewesen sein dürfte. Nicht zuletzt bleiben auch die Rollen der Familie und des Betriebs als – neben der Nation – weitere Orientierungsrahmen der Arbeits- und Konsumgesellschaft unklar. Auf sie gehe ich in den nächsten beiden Abschnitten ein. Ich beginne mit der Familie, jener Ordnungsgröße, die schon für frühere Generationen zentral war.

107 Vgl. dazu Kocka 2010, Druckversion, 1 ff.

108 Conrad/Macamo/Zimmermann 2000, 449 und 461.

109 Kühnemann/Felisch/Goldberger 1898.

3. Vom Ausgang mit Freundinnen zur Weihnachtsbescherung im Familienkreis: Weibliche Biografien

In seinem 1903 veröffentlichten Bericht über *Die Städtischen Hausdienstboten in Graz* betonte der Soziologe Karl Schwegler, dass man das Aufkommen neuer Leitvorstellungen nicht alleine für die sogenannte Dienstbotennot verantwortlich machen könne. Doch lasse sich nicht bestreiten, dass der »individualistische Zug unserer Zeit, der Drang nach Freiheit« und der Umstand, dass die »Wertschätzung der hausmütterlichen und hauswirtschaftlichen Tätigkeit abnimmt«, den Dienst wenig attraktiv erscheinen lasse. »Wenn noch dazu trifft der schlechte Lohn, eine übermäßig lange Arbeitszeit, sittliche Gefahren, dann erscheint dem Dienstboten die Fabrikarbeit geradezu eine Erlösung.« Vielen Bediensteten fehle zudem eine eigentliche Berufsausbildung. »[N]achdem sie mehrere Leidensstationen durchgemacht haben, wo ihre Dienstuntauglichkeit in drastischer Weise zu Tage getreten ist«, zögen sie es deshalb vor, »sich einem Berufe zu widmen, der geringe Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit stellt.«¹¹⁰ Den Verlockungen der Selbstbestimmung, der umfangreicheren Freizeit und eines vergleichsweise guten Lohnes, so dachten Schwegler und andere zeitgenössische Reformerrinnen und Reformer des Dienstbotenwesens, müsse man durch die Etablierung einer Berufsausbildung für Bedienstete begegnen. Die bisherigen Bemühungen reichten in ihren Augen nicht aus, um dem Bedeutungsverlust häuslicher Tätigkeiten in einer Gesellschaft zu begegnen, in der laufend neue Arbeitsmöglichkeiten entstanden. Insbesondere war es immer weniger eine Option, an das weibliche Dienstethos zu appellieren und ansonsten auf die Wirkung von Zwang und Gewalt zu vertrauen.¹¹¹

Hätte Schwegler Josefa Gastegger (1905-2004) gekannt, hätte er sie vielleicht als Beispiel für seine Thesen genommen. »29. Jänner 1919 trat ich aus der Schule«, schrieb die Tochter eines Maurers aus Niederösterreich im Vorwort zu ihrem Tagebuch. »Den Sommer über blieb ich zu Hause u. half meiner Mutter in der Wirtschaft. Im Herbst konnte ich dem Drang mich selbst zu erhalten nicht widerstehen u. ging trotz meiner Jugend (14½ Jahr) u. trotzdem es mein Vater nicht gerne sah in Stellung.« In den folgenden Jahren diente sie bei verschiedenen Herrschaften in Wien, unterbrochen durch längere Aufenthalte zu Hause. Einmal gab sie die Stellung wegen einer Erkrankung auf,

110 Schwegler 1903, 22f. Ich danke Jessica Richter für diesen Hinweis.

111 Vgl. dazu und zum Folgenden das dritte Kapitel, Einleitung und Abschnitt 1.

meist aber weil es ihr nicht gefiel. Auffällig sind die großen Lohnunterschiede, die von 8000 bis 30.000 Kronen reichen. Danach war Gastegger als Näherin in einem kleinen Textilbetrieb tätig. Als diesem die Aufträge ausgingen, konnte sie »Arbeitslosenunterstützung« beziehen, auch wenn sie es als »unangenehm« empfand, auf die Leistungen des Sozialstaats angewiesen zu sein. Nach einiger Zeit erhielt sie Arbeit in einer Textilfabrik im schwäbischen Kuchen, die heute für ihre Arbeitersiedlung bekannt ist (vgl. Abb. 4.2). Vermittelt wurde die Stelle offensichtlich durch die Industrielle Bezirkskommission, eine Vorläuferin des Arbeitsamtes, deren Sekretär eine ganze Gruppe junger Arbeiterinnen auf der Reise nach Deutschland begleitete. »Jede der Abreisenden war von einer ganzen Schar Verwandten umgeben, die das arme Kindchen das in die Fremde musste, mit guten Ratschlägen förmlich überschütteten«, kommentierte Gastegger die Abreise. »Nur ich war ganz allein dort und kam mir furchtbar selbständig u. erhaben vor.«¹¹²

In Kuchen angekommen, freute sich Gastegger zunächst über das hübsche Zimmer, das sie mit nur einer anderen Arbeiterin teilte. Die »Arbeitsverhältnisse« in der Fabrik hingegen gefielen ihr überhaupt nicht, ebenso ließ die Verpflegung zu wünschen übrig. Die junge Frau griff zur Selbsthilfe und kochte in ihrem Zimmer und auf dem Dampfofen im Atelier. Als es aufflog, kommentierte sie: »Ich als Anstifterin lud natürlich den ganzen Zorn unserer Verwalterin auf mich, was ich mit vornehmem Schweigen hinnahm u. mir im stillen ins Fäustchen lachte.«¹¹³ Ein ähnliches Selbstbewusstsein beschreibt sie bezüglich ihrer Freizeitaktivitäten. Mehrfach ließ sie sich etwa von jungen Männern auf Autotouren oder zum Faschingsball mitnehmen, den sie mit folgenden Worten kommentierte: »Die folgenden Stunden lassen sich nicht beschreiben. Tanz, Flirt, Sekt sind die Hauptstichworte.« Daneben unternahm sie zusammen mit ihren Kolleginnen zahlreiche Wanderungen in die Schwäbische Alb. Ganz im Stil von Ebers' Bericht über die *Maggi-Semmering-Schneesuppe* schrieb sie anlässlich eines dieser Ausflüge: »4 Mädels in Hosen wanderten wir los u. erregten allgemeines Aufsehen. Entsetzt guckten die Vorbeigehenden [...]. In Geislingen hieß es schon: ›Die Wienerinnen laufen bei hellichem Tage in Hosen herum.« Bis zu einem gewissen Grad scheinen diese Freizeitaktivitäten Gastegger für die Mühen der Fabrikarbeit entschädigt zu haben. Dennoch gab sie die Stelle nach einem halben Jahr auf,

112 SFN, NL 47, o.D. (»Einiges aus meinem Leben«), August 1925 und 8. 10. 1925.

113 SFN, NL 47, 29. 5. und 2. 1. 1926.

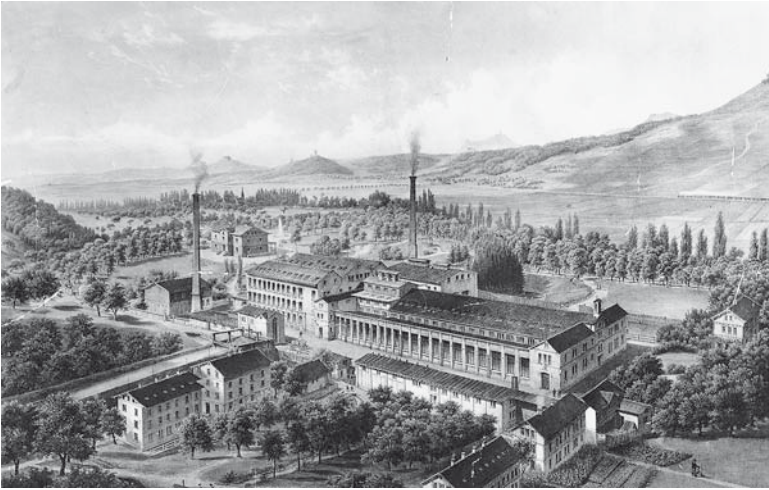


Abb.4.2: Die Fabrik Kuchen mit ihrer Arbeitersiedlung in einer Lithografie von 1870.

nachdem sie eine Arbeit als Bedienstete in Antwerpen gefunden hatte. »Hier gibts Leben. Menschen aus allen möglichen Ländern u. mit allen Farben wandern im Hafen umher«, freute sie sich nach ihrer Ankunft in der belgischen Großstadt.¹¹⁴ Trotzdem kehrte sie nach einiger Zeit nach Niederösterreich zurück. 1931 heiratete sie einen Schlosser, mit dem sie drei Kinder hatte. Dieser Lebensabschnitt ist im Tagebuch jedoch nicht mehr dokumentiert.

Wie Gasteggers Leben als verheiratete Frau und Mutter ausgesehen haben könnte, lässt sich am Beispiel von Maria Brunnbauer (1890-1945) beschreiben, die eine in verschiedener Hinsicht vergleichbare Biografie hatte. Die Veränderungen ihrer Arbeit und ihrer Konsumpraktiken sollen im Folgenden etwas ausführlicher dargestellt werden. Wie Gastegger wechselte die Linzer Bedienstete ziemlich oft die Stellung. Es wäre aber verfehlt zu behaupten, dass sie der Arbeit im Haushalt keine Bedeutung zugemessen hätte. Ihren ersten diaristischen Notizen, die sie als Achtzehnjährige in einem Rechenheft festhielt, gab sie den Titel »Tageserlebnisse in der Apotheke im II. Dienstjahre«. Und die Erfahrungen, die sie in den folgenden Jahren auf ihren »Wanderungen« durch zahlreiche Haushalte in Oberösterreich, Tirol und Niederbayern machte, spielen eine zentrale Rolle in ihrem Tagebuch. Die täglichen Arbeiten erledigte sie mit Freude. Wichtig war ihr dabei ein

114 SFN, NL 47, 20.2., 15.4. und 25.6.1926. Zu den Freizeitaktivitäten Gasteggers vgl. auch Richter 2019, 327ff.

gutes Einvernehmen mit der Herrschaft und den anderen Bediensteten. So freute sie sich, als sie sich schon nach kurzer Zeit mit dem »Hausbrauch« an einem neuen Arbeitsort vertraut gemacht hatte. Ein berufliches Selbstverständnis als Dienstbotin, wie es Schwechler vorschwebte, fehlt in ihren Notizen. Allenfalls zwischen den Zeilen blickt hingegen jenes Ethos des liebenden Dienstes durch, das Vorwerks Leben in England begleitete. In diesem Sinne schrieb Brunnbauer etwa, dass sie sich bemühen wolle, die Launen der Hausherrin und andere Unannehmlichkeiten »geduldig hinzunehmen«. ¹¹⁵

Meistens aber begegnete sie den fast ausnahmslos unbefriedigenden Arbeitsverhältnissen mit einer Mischung aus Trotz und offenem Widerstand. »[S]oll ich fleißiger od. fauler werden«, fragte sie sich, nachdem ihr die »Gnädige« erneut eine Bitte abgeschlagen hatte. Und als sich die Gelegenheit dazu bot, zögerte sie nicht, sich in der Speisekammer zu bedienen oder einen Teil des Einkaufsgeldes als »Einnahme in die Kriegskasse« abzuzweigen. Inwieweit solche Praktiken – sie verfasste die Einträge im Frühjahr 1915 – mit den besonderen Umständen nach dem ersten Kriegswinter zusammenhingen und letzterer Begriff also wörtlich zu nehmen ist, lässt sich nicht mehr feststellen. Immerhin notierte Brunnbauer einige Monate später, dass es an Lebensmitteln mangle. Sie habe keine Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges und könne deshalb »auch nicht an die Zukunft denken«. ¹¹⁶ Es besteht aber kein Anlass zur Annahme, dass sie in den Jahren davor eher Skrupel gehabt hätte. Auch die zahlreichen Stellenwechsel waren keineswegs immer die Folge einer Entlassung, sondern gehörten zum aktiv eingesetzten Handlungsrepertoire Brunnbauers im alltäglichen Aushandeln der Arbeitsbedingungen. Schon in einem der ersten Tagebucheinträge bemerkte sie, dass der betreffende Tag »wohl etwas ergebnisvoll« gewesen sei,

erst 14 Tg. hier u. schon Streit mit der Gnädigen hab mir aber nichts aufbinden lassen, zu wenig getan hab ich Ihr. Na ich wüßte nicht, wie noch tun, habe keine Sekunde vernachlässigt lief was ich nur konnte u. da meinte sie noch es könnte mehr, na da gieng ich aber in die Höh. Anfangs war ich dem weinen nahe dann aber kam mir der Zorn, bin froh daß ich mir kein Blatt vor den Mund lege. Sie machte mir viele Vorwürfe, auch die mich gar nichts angehen. Sie zeigt aber nicht ein geringsten Ärger, redet so gut wie vorher, ich halt sie fürchtet ich geh ihr wieder fort, würde es doch tun, da sie sagte daß

115 DTA, Reg.-Nr. 1977, o.D. [1908], 8.6.1920, 14.12. und 25.11.1909.

116 DTA, Reg.-Nr. 1977, 25.11.1909, 1.3., 19.4. und 15.8.1915.

weggehen hat man immer gleich am Tablett, ja sie sollen sich's nur auch überlegen, nicht nur unsereins, mir liegt nichts daran gehe lieber fort als hierbleiben. [...] Bin neugierig wie lang ich hier bin.¹¹⁷

Wie üblich bei Dienstverhältnissen im 19. und frühen 20. Jahrhundert war Brunnbauers Alltag durch die von Schwechler angesprochenen langen Arbeitszeiten und eine mangelnde Trennung von Arbeits- und Freizeit geprägt. Auch konnte die junge Bedienstete nicht über ihre freie Zeit verfügen, sondern musste für alles um Erlaubnis bitten. Zumindest in den ersten Jahren hatte sie nur alle vierzehn Tage »Ausgang«, was denn auch einer der Hauptgründe für ihre Unzufriedenheit mit der Arbeit war. Vergeblich bemühte sie sich darum, ihre ebenfalls in Linz lebende Tante besuchen zu dürfen. Dort wollte sie das Heimweh lindern, von dem sie auch später noch gelegentlich berichtete.¹¹⁸ In einer Region wie dem Oberösterreichischen Zentralraum, wo der Alltag schon um 1900 durch eine industrielle Zeitstruktur gegliedert war, mussten diese Umstände umso negativer ins Gewicht fallen. Wie im von Schwechler untersuchten Graz boten Fabriken und moderne Dienstleistungsbetriebe den jungen Frauen auch andere Arbeitsmöglichkeiten als den Dienst. »Daß ich übermäßig lange arbeite, kann ich von mir eigentlich nicht sagen, aber ich weiß vorher nie, wann ich aufhören kann«, fasste eine Aachener Hausangestellte noch in den 1950er Jahren diese Situation treffend zusammen. »Ich glaube, daß ist auch der Grund, weshalb die meisten Mädchen nicht in den Haushalt wollen und auf die Fabrik gehen, denn dort hat man geregelte Arbeitszeit. Ich würde mich freuen, wenn dies auch in die Hauswirtschaft eingeführt würde.«¹¹⁹

Die Bedeutung der Dienstbotennot wurde schon von zeitgenössischen Beobachterinnen und Beobachtern relativiert. Schwechler etwa vermutete lediglich einen zeitweisen Mangel qualifizierter Bewerberinnen und Bewerber.¹²⁰ Zumindest Brunnbauer brauchte sich jedoch dank der vielen offenen Stellen keine Angst um die finanzielle Zukunft zu machen, selbst wenn sie bei einer unvorhersehbaren Auslage einmal nicht wusste, wie sie das Geld dafür auftreiben solle. Auf eine Annonce in einer lokalen Zeitung erhielt sie insgesamt achtzehn Stellenangebote, wie sie zu Beginn des ersten Tagebuchs stolz notierte. Sie

117 DTA, Reg.-Nr. 1977, 29. II. 1909.

118 Vgl. DTA, Reg.-Nr. 1977, 2. I. 1910, 19. 4. und 12. 5. 1915, 23. II. und 25. II. 1909.

119 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 197 (eigene Nummerierung), 23. I. 1956.

120 Schwechler 1903, 24.

wisse gar nicht recht, wie sie »die Wahl treffen« solle. Und nachdem ihr eine vorgesetzte Bedienstete aus Eifersucht die Kündigung ausgesprochen hatte, kommentierte sie: »Kränke mich deshalb nicht, bin ganz guter Laune den es gibt ja mehr Fenster wo ich noch nicht hinaus geschaut.« Während in solchen Bemerkungen die klassenkämpferische Rhetorik fehlt, die im Tagebuch des Druckergesellen, Sozialdemokraten und Gewerkschafters Ebers eine wichtige Rolle spielt, machen sie doch deutlich, dass die Linzer Bedienstete wenig von einer widerspruchslosen Unterordnung unter die Regeln von Arbeitgeberschaft und Vorgesetzten hielt: »Mein Gott solange man untergeben ist muß [man] sich alles gefallen lassen. Schon mal daß bitten ist mir so furchtbar, so demütigend kommt es mir vor«, notierte sie im Februar 1911.¹²¹

Die Aussicht auf den Verlust der Arbeit machte Brunnbauer wenig aus, zumal sie dadurch die Möglichkeit erhielt, wieder einmal die auf dem Lande lebenden Eltern zu besuchen. Nach der erwähnten Kündigung scheint sie sich sogar regelrecht über die wiedergewonnene Freiheit gefreut zu haben. Sie habe »schon schöne Pläne gemacht über unsere freie Zeit«, denn von Hansi, ihrer besten Freundin, habe sie erfahren, dass auch sie nicht mehr lange an ihrem Dienort bleiben wolle. In den Wochen danach scheint sie tatsächlich den von Schwechler angesprochenen *Drang nach Freiheit* ausgelebt zu haben. Sie habe bei einer Bekannten gewohnt, essen gegangen sei sie »bald dort bald woandershin. Untertags waren immer ich und Hansi beisammen, abends tägl. auf der Wieneringstraße, [...] Eroberungen machten wir viele [...], abends waren wir häufig am Bummel. Da kokettierten wir da gab es Spaß.«

Was sie hier aufzählte, waren auch die Vergnügungen, denen sie jeweils während des *Ausgangs* am Wochenende nachging. Sie traf sich mit Freundinnen und jungen Männern; sie ging ins Kino oder ins (Automaten-)Kaffeehaus, wo einmal »eine hübsche Rechnung« zu bezahlen war; oder sie besuchte Konzerte, Theater, Hausbälle und andere Tanzveranstaltungen. Als sie einmal in einem Lokal einen langweiligen Abend verbracht hatte, wollte sie das nächste Mal an einen anderen Ort gehen. Sie hatte die Hoffnung, »dort auf mehr Unterhaltung« zu stoßen. Nach einem zur vollsten Zufriedenheit verlaufenen Abend hingegen kam sie manchmal erst in den frühen Morgenstunden nach Hause.¹²²

121 DTA, Reg.-Nr. 1977, 14.12., 12.12. und 14.11.1909, 21.2. und 6.2.1910, Februar 1912 [1911].

122 DTA, Reg.-Nr. 1977, 21.2., 21.4. und 30.1.1910, 20.6.1915. Zu Letzterem

In diesem Alltag einer großstädtischen Bediensteten – in Linz lebten um 1910 knapp 100.000 Personen – hätten die Unterschiede von Arbeits- und Freizeit kaum deutlicher markiert sein können. Trotz der Restriktionen, die das Dienstverhältnis mit sich brachte, erinnert es ungleich stärker an die Situation junger Frauen und Männer aus der zeitgenössischen Arbeiter- und Angestelltenschaft als an den Dienst in der häuslichen Ökonomie des 19. Jahrhunderts. Dieses Leben führte Brunnbauer während ziemlich genau zehn Jahren. Kurz vor ihrem 29. Geburtstag lernte sie ihren zukünftigen Ehemann Schorsch kennen, und nun veränderte sich ihr Leben schnell: Nach knapp zwei-monatiger Bekanntschaft kamen sie sich »gegenseitig näher«, nach weiteren zwei Monaten nahm er eine Stelle als Schichtarbeiter in der Industriestadt Osterfeld bei Oberhausen an. Wahrscheinlich handelte es sich bei der Arbeitgeberin um die Zeche Osterfeld, damals eines der größten Steinkohlebergwerke des Ruhrgebiets. Dreieinhalb Monate später reiste Brunnbauer dem Geliebten nach. Zunächst verbrachte sie einige Tage bei seinem Bruder und dessen Ehefrau, die bereits seit einiger Zeit im heutigen Duisburger Stadtkreis Hamborn lebten. Im März 1920 bezog das Paar dann eine eigene Wohnung in unmittelbarer Nähe von Schorsch's Arbeitsort. Erst ein halbes Jahr später heirateten sie. Neben knappen Bemerkungen über das Wetter und das Essen und Trinken bemerkte sie dazu lapidar: »Beinah hätte ich gelacht in der Kirche da Schorsch den Ring fallen ließ.«¹²³

In solchen Notizen ist noch wenig vom Kleinfamilienalltag zu sehen, der schon bald die Tagebucheinträge zu dominieren beginnt. Das Eheleben entsprach weitestgehend dem Modell von Alleinernährer und Hausfrau. Auf die Frage des im Sommer 1921 geborenen Sohns Leopold, wo der Vater sei, antwortete Brunnbauer: »Papa ist arbeiten«. Sie selbst ersetzte die Lohnarbeit für eine Herrschaftsfamilie durch die unbezahlte Arbeit für die eigene Familie. Um den Haushalt, ihre Gefühle als Mutter und die Entwicklung des Kindes drehen sich fast alle Notizen aus dieser Zeit. »Was man als Mutter dabei empfindet, ist unbeschreiblich, das Glück u. die Freude waren zu groß«, bemerkte sie etwa im Rückblick auf die Geburt. Mutterglück war Brunnbauers Idealvorstellung für das vierte Lebensjahrzehnt. Als glücklich beschrieb sie ihr damaliges Leben aber auch ganz allgemein. Abgesehen von alltäglichen Problemen wie den Schwierigkeiten am Zoll zwischen

vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 1977, 3.2. und 11.2.1910; zur Automatisierung der Verpflegung Epple 2010, Kap. 3.3.

123 DTA, Reg.-Nr. 1977, 15.2.ff., 9.6. und 20.9.1920.

Bayern und Österreich, dem schlechten Verhältnis zur Mutter, den Altersleiden des Vaters und den Kinderkrankheiten des Sohnes scheint sie wenig bekümmert zu haben. Nur einmal heißt es ohne weiteren Kommentar: »Was habe ich doch durch zumachen gehabt. Aber ich habe nichts zu bereuen, ich habe alles was zu wünschen ist.«¹²⁴

Zumindest in materieller Hinsicht scheint die junge Arbeiterfamilie um die Mitte der 1920er Jahre tatsächlich nichts zu klagen gehabt zu haben. Es war Brunnbauer offensichtlich wichtig, dies auch festzuhalten. Ihre Tagebucheinträge aus dieser Zeit zeigen, dass die Familie nun den hauptsächlichen Rahmen für Konsumpraktiken darstellte. Die Freizeitvergnügen, die sie als Unverheiratete im Freundeskreis so selbstbewusst genossen hatte, wurden zugunsten der Teilhabe an einer materiellen Kultur aufgegeben, die auf die (Re-)Produktion der Emotionsgemeinschaft des Paares beziehungsweise der Kleinfamilie ausgerichtet war. In diesem Zuge scheinen Kleidung und Accessoires wichtiger geworden zu sein, die Brunnbauer während ihrer Zeit als Bedienstete nur einmal erwähnt hatte.¹²⁵ Auffällig viel Raum im ansonsten eher knapp gehaltenen Tagebuch nehmen auch die Nikolaus-, Weihnachts- und Geburtstagsbescherungen ein, und hier besonders die Geschenke für den Sohn. An Heiligabend 1926 notierte Brunnbauer:

[B]esonders der Zug war ihm die Hauptsachen, dabei ein Spaunlöffel u. Signallicht, 1p. Strümpfe u. ein Kartenalbum, sowie ein Kreisel. Schorsch erhielt Pantoffel, Socken, Hosenträger u. Rauchzeug. Ich erhielt kurz vorher die Waschmaschiene, Schneidermantel, dann noch die Handtasche. Karten, Seife u. Briefpapier.¹²⁶

Diese biografische Dimension von Konsumpraktiken war ein zentraler Aspekt der Arbeits- und Konsumgesellschaft. Während im jungen Erwachsenenalter die urbanen Unterhaltungsangebote im Zentrum standen, waren es später im Leben zunehmend langlebige Konsumgüter, die im familiären Rahmen genossen wurden. Besonders stark prägte sie das Leben jener Frauen, die, wie Brunnbauer, mit der Familiengründung aus dem Erwerbsleben ausschieden. Aber auch die Ehemänner und Väter blieben davon nicht unberührt.¹²⁷ In diesem Lebensabschnitt dürfte der häusliche Luxuskonsum des Bürgertums

124 DTA, Reg.-Nr. 1977, 15. 1. 1923, 7.2. und 21.2. 1922.

125 DTA, Reg.-Nr. 1977, 7. 11. 1909. Für einen Hinweis auf die damalige Mode vgl. ebd., 6. 8. 1912.

126 DTA, Reg.-Nr. 1977, 24. 12. 1926.

127 Vgl. am Beispiel britischer Egodokumente Strange 2013.

in der Tat eine gewisse Vorbildfunktion gehabt haben. Wie jedoch Eva Illouz für die USA argumentiert, sollte die Bedeutung der Konsumpraktiken der Unterklassen für das moderne Familienleben nicht unterschätzt werden. Den Mittelklassen mit ihrem häuslichen Konsum von Luxusgütern stellt sie den »ich-expressiven«, öffentlich zur Schau gestellten Konsum der Arbeiterklasse gegenüber. Hier verschränkten sich ein »hedonistisches Konsumethos«, Vorstellungen von romantischer Liebe und Freizeitpraktiken zu einem spezifischen Modus außerhäuslichen Familienlebens. Erst in den 1920er Jahren hätten die Mittelklassen diese Praktiken übernommen und mit den eigenen Vorstellungen verbunden.¹²⁸

Ein Beispiel für die von Illouz beschriebenen arbeiterlichen Freizeitpraktiken ist der zu Beginn dieses Kapitels erwähnte Totensonntagsausflug des Margarinereisenden Neubauer und seiner Freundin Toni. Der Osterfelder Arbeiterhaushalt hingegen dürfte sich hinsichtlich der Konsumpraktiken wenig von zeitgenössischen Kleinfamilien aus anderen Schichten unterschieden haben. Zugleich finden sich aber auch Hinweise auf das soziale Leben im Arbeiterviertel.¹²⁹ So notierte Brunnbauer über den fünfjährigen Leopold: »Sein Höchstes ist in die Straße, da ist er unter Kinder daß ist ihm alles. Verträgt sich ganz gut, somit lasse ich ihn laufen.«¹³⁰ Im Unterschied zu den Sprösslingen des Bürgertums war die Straße für Kinder aus der Arbeiterschaft ein wichtiger Ort der Sozialisierung. Nicht zuletzt kamen sie hier schon früh in Kontakt mit Waren, Geld und Preisen.¹³¹ Letzteres lernte der kleine Leopold bereits in der Familie. Schon mit fünf Jahren habe er »seinen ersten selbständigen Einkauf gemacht«, berichtete die Mutter stolz. Er gehe nun auch »für Papa Zigaretten holen«, ergänzte sie einige Wochen später. Zugleich machte sie bei dieser Gelegenheit deutlich, dass der Sohn auch den richtigen Umgang mit Geld und Konsumwünschen erlernen sollte. Durchaus im Sinne des älteren Sparsamkeitsideals schrieb sie, dass er für seine Dienste »immer einen Groschen in die Sparbüchse« verlange, doch »zum naschen kriegt er keinen«.¹³²

Auch deshalb hätte der Autor der folgenden Kurzgeschichte wohl seine Freude an Brunnbauer und ihrer Familie gehabt. Am 13. Dezember 1902 setzte er in der *Schweizer Familie* seine Leserschaft über das vorweihnachtliche Leben in einer namenlosen Hauptstadt ins Bild.

128 Vgl. Illouz 2003, Kap. 1 (Zitate: 39f.).

129 Vgl. dazu nach wie vor Benninghaus 1999, Kap. IV; Peukert 1987a, Kap. 3

130 DTA, Reg.-Nr. 1977, 22.6.1926.

131 Maß 2017a, 86. Vgl. auch die Hinweise am Ende des ersten Kapitels.

132 DTA, Reg.-Nr. 1977, 22.6. und 27.7.1926.

»[T]rotz vorgerückter Abendstunde war auf den Straßen ein ungewöhnlich lebhafter Verkehr« und eine »geschäftige Hast«, heißt es in den ersten Absätzen. »Und wohin man blickte, niemand unbepackt, ein jeder schleppte mindestens ein Päcklein mit sich«. So bewegten sich alle »mühsam durch den Menschenstrom, und trotz diesen Lasten nirgends ein mürrisches Gesicht.« Der Grund für Letzteres, das machte der Verfasser sogleich deutlich, war nicht die Freude am Konsum. Es war die Vorfreude auf Weihnachten als Fest, das man mit »seine[n] Lieben« verbringt. Sogar die Junggesellen, die sich sonst jeden Abend am Stammtisch trafen, reisten zu ihren Familien, einer von ihnen »gar zu seiner Braut«. Zurück blieb der Protagonist der Geschichte. Vor lauter »Jagen und Treiben« in seinem Büro hatte er gar nicht bemerkt, dass Weihnachten nahte. Erst recht musste er an diesem Feierabend feststellen, wie einsam er war. In jungen Jahren schon hatte er seine Eltern und die einzige Schwester verloren. Bisher hatte er sich auch keine Gedanken darüber gemacht, eine eigene Familie zu gründen. Als ihm zu allem Überfluss auch noch ein Umschlag mit dem Kündigungsschreiben überreicht wurde, schien die Zukunft nur noch die »Trauerwege des Lebens« offen zu halten. Er hatte sich jederzeit bemüht, »seinen Mann voll und ganz zu stellen« und »für die Interessen des Prinzipals« zu tun, »was kein Zweiter« getan hatte. Doch nun blieb ihm nichts anderes als »Abspannung« und eine zweifelhafte Anteilnahme an seinem Schicksal vonseiten der »bezahlten Wirtshausleute«. Das Glück hingegen, das in einem »wohligen Heim« zu finden gewesen wäre, rückte in weite Ferne.¹³³

Normative Texte wie dieser finden sich in großer Zahl in den deutschsprachigen illustrierten Zeitschriften der ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Sowohl der moderne Konsum als auch die neuen Arbeitswelten führten aus der Perspektive der bürgerlichen Verfasserinnen und Verfasser zur *Abspannung* oder Überlastung des individuellen Körpers wie zum Zusammenbruch des gesellschaftlichen Zusammenhalts – hier in Form einer Kommerzialisierung sozialer Beziehungen. Als Lösung für diese doppelte Problematik, die die kapitalistische Konsum- und Arbeitsgesellschaft mit sich brachte, wurde die Kleinfamilie dargestellt.¹³⁴ Sie war nicht nur ein legitimer Rahmen für die *geschäftige Hast* des Einkaufens und andere Konsumpraktiken und Vergnügungen, eine vergleichbare Wirkung wurde ihr

133 Großmann 1902, 69.

134 Zur Norm der Kleinfamilie vgl. auch Vana 2013, insbes. 333 ff.

auch in Bezug auf problematische Verhaltensweisen im Bereich der Arbeit zugeschrieben. Sie war ein Korrektiv zum ungesunden *Jagen und Treiben* im Büro und zur egoistischen Leistungs-, Gewinn- und Karriereorientierung. Anders als der Nationalstaat stellte die Familie einen seit Langem etablierten Orientierungsrahmen dar. Im Vergleich zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sie in dieser Hinsicht nichts an Bedeutung eingebüßt. Verloren hatte sie jedoch bedeutende Teile ihrer Funktion als Wirtschaftsgemeinschaft. Inwiefern dies und der zeitgenössische Kontext im Allgemeinen zu Veränderungen des Orientierungsrahmens Familie führte, beschreibe ich zu Beginn des nächsten Abschnitts. Eine besondere Rolle spielte hierbei der dritte zentrale Orientierungsrahmen der Arbeits- und Konsumgesellschaft: der Betrieb.

4. Familie und Betrieb: Handlungsrahmen und Leitvorstellungen der Arbeitswelt

Das Tagebuch Franz Goldschmids (*1885) war in erster Linie ein Medium der Liebe. Der in Saarbrücken lebende Handelsgehilfe schrieb es für seine geliebte Berta, die damals in einer Puppenklinik arbeitete, einer Reparaturwerkstatt für Puppen. Die Liebe bildete erstens einen Rahmen für Freizeit und Konsum. Goldschmid betonte zwar immer wieder, wie wenig ihm der »Trubel« auf einer Kirchweihe zusage, dass er sich auf einem Fest gelangweilt habe oder dass dort für »unseren Geschmack nicht viel geboten« worden sei. Dennoch fuhr das Paar Karussell und traf sich im Zirkus. Berta ließ ihrem Geliebten zum Geburtstag einen Blumenstrauß ins Büro liefern, dieser wiederum ließ sich für sie fotografieren. Und auch allerlei weiteren konsumorientierten Freizeitbeschäftigungen waren die beiden nicht abgeneigt. Zentral für deren Bewertung scheint der emotionale Kontext solcher Erlebnisse gewesen zu sein. Besonders schön waren sie, wenn sie – möglichst exklusiv – als Paar genossen werden konnten.

Zweitens rahmte die Liebe die Arbeit. Nachdem er sich einmal frei genommen hatte, um zusammen mit Berta einen Ausflug zu machen, freute sich Goldschmid, »daß man den ganzen geschäftlichen Kram mal vergisst und dadurch gute Laune erkaufte«. Ein anderes Mal trug das Zusammensein mit der Geliebten dazu bei, dass er nach einem anstrengenden Tag im Geschäft »wieder heiter« werden konnte. Und Bertas Geburtstag feierte der junge Handelsangestellte gar »noch so lange und so tüchtig«, dass er anderntags »nicht

imstande« war zu arbeiten. »Bin deshalb auch gar nicht ins Geschäft gegangen.«¹³⁵

Es gehört zur Rhetorik der romantischen Liebe, die mit der oder dem Liebsten verbrachte Zeit im Vergleich zum Alltag und zur Arbeit als eine andere, schönere Zeit zu beschreiben.¹³⁶ Auf einen grundsätzlichen Widerspruch zwischen Arbeit und Liebe zu schließen, ist jedoch nicht angebracht.¹³⁷ Trotzdem sah sich der junge Angestellte mit teilweise widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert. Im Mai 1909 schrieb er in gewohnt blumiger Manier, dass er vom Angebot des Chefs, im 200 Kilometer entfernten Stuttgart »die Stelle eines zweiten Einkäufers« zu übernehmen, fast so überrascht gewesen sei, als wenn »ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel in die lichte Atmosphäre des Sommertages herniederfährt, Entsetzen und Schrecken verbreitend«. Er habe sich »den ganzen Morgen damit abgequält, den richtigen Weg, den ich jetzt gehen muß zu finden«. Nur sehr schwer habe er zu einem Entschluss gelangen können. Sein »Ehrgeiz« und »Strebersinn« sprächen dafür, das Angebot anzunehmen. Der Gedanke an »die Trennung von Dir meinem Liebling« jedoch lasse ihn eine »Abreise von Saarbrücken[,] ohne Dich mitzunehmen, völlig von der Hand weisen«. Wie aus seinen weiteren Bemerkungen zu entnehmen ist, hatten Bertas Worte und die Tränen, die während der Mittagspause anlässlich eines gemeinsamen Spaziergangs im Stadtwald reichlich geflossen waren, nicht wenig zu dieser Ambivalenz beigetragen. Und so entschied sich Goldschmid schließlich, das Stellenangebot abzulehnen. Die Liebe und die Aussicht auf die baldige Heirat waren wichtiger als der mögliche berufliche Erfolg:

Ich konnte es nun nicht mehr länger ertragen, mag kommen was will, ich bleibe. Was soll ich mir das Ungewisse der Zukunft wieder aufladen, wo ich doch eine ganz annehmbare Gegenwart mein eigen nenne. [...] Ich will mich vorerst auch mit dem zufrieden geben, was ich habe und darnach trachten, mich in meiner jetzigen Stellung ebenfalls vorwärts zu bringen.¹³⁸

Wie Berta gedacht haben mag, zeigt eine Bemerkung von Paula Levin geb. Geier (1893-1983), einer jungen Büroangestellten aus Essen. Über einen Bekannten, den sie vergeblich wiederzusehen gehofft hatte,

135 DTA, Reg.-Nr. 1393, o.D. [Einleitung], 10.11. und 25.11.1908, 30.3., 4.7., 1.8. und 13.9.1909, 1.2.1908, 30.3.1909.

136 Illouz 2003, Kap. 3.

137 Vgl. Saurer 2014.

138 DTA, Reg.-Nr. 1393, 16.5.1909.

schrieb sie im Spätsommer 1913: »Seine Frau ist eigentlich zu bedauern, immer ist er unterwegs. Wenn der mein Mann gewesen wäre, dann hätte er einfach den Abschied nehmen müssen, denn ich müßte meinen Mann doch bei mir haben, das wäre wohl noch schöner!«¹³⁹ Auch dieses Beispiel belegt, dass die Anforderungen der romantischen Liebe und der Familie nicht immer unmittelbar mit dem Leistungs- bzw. Karrieredenken vereinbar waren. In grundsätzlicher Opposition dazu scheinen sie jedoch nur im Ausnahmefall gestanden zu haben. Goldschmid schob den Umzug denn auch nur auf, »bis wir uns dann als Mann und Weib für immer angehören. Wenn wir erst mal so weit sind, so werden wir alle Beide leichter von Saarbrücken Abschied nehmen.«¹⁴⁰ Paarbeziehung und Kleinfamilie waren also nicht nur ein Korrektiv zum *Jagen und Treiben* im Büro und zur Leistungs-, Gewinn- und Karriereorientierung. Sie konnten auch eine Basis sein, durch die ein solches Leben überhaupt erst möglich wurde.

Zugleich orientierten sich zeitgenössische Leitvorstellungen über die sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz oftmals selbst an privaten Beziehungsmodellen, insbesondere an der Familie.¹⁴¹ Nachdem etwa der Margarinereisende Neubauer im Dezember 1906 »hier und da« am Abend länger gearbeitet und dem Geschäft auch am Sonntag zur Verfügung gestanden hatte, wurde er von diesem »zum Abendessen zu sich geladen. Es wurden uns auserlesene Tafelgenüsse geboten.« Am meisten, notierte er in seinem Tagebuch, habe ihn dabei gefreut, dass der Chef ihn, »im intimen Gespräch, seiner Gattin gegenüber als seinen General-Adjutanten vorstellte«. Auch habe er »eine schöne Rede auf oder über die Freundschaft unter spezieller Beziehung auf das Verhältnis zwischen Chef und Angestellten« gehalten.¹⁴² Von der Familie hingegen war damals insbesondere in Großunternehmen die Rede, wenn etwa das Verhältnis von betrieblichen Sozialabteilungen und Arbeiterhaushalten beschrieben werden sollte.¹⁴³ Seit dem mittleren 19. Jahrhundert war durch Institutionen wie Wohnungen, Läden oder Fabrikkassen versucht worden, die Vorstellungen und Praktiken der Wirtschaftsgemeinschaft an die Bedingungen der Fabrikproduktion

139 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 17.9.1913.

140 DTA, Reg.-Nr. 1393, 16.5.1909.

141 Vgl. die Übersicht bei Franz 2014, 61ff. und 74ff., sowie Luks 2010, 52ff. und 63ff.

142 DTA, Sig. 3151.1, 26.12.1906.

143 Luks 2010, 71f. Zur Debatte über den »Massencharakter« des Großbetriebs vgl. ebd., 116f.

anzupassen. Dass der Familienbegriff dabei übernommen wurde, ist angesichts seiner normativen Kraft nicht erstaunlich.

Große Belegschaften waren um die Wende zum 20. Jahrhundert keine neue Erscheinung, wie das Beispiel der Textilfabrik von Ferdinand Frey (1817-1872) und dessen Bruder Théodore (1825-1892) im elsässischen Guebwiller zeigt. Über Letzteren hatte die Marburger Professorentochter und spätere Erzieherin Anna Rettberg (1844-1931) geschrieben, dass er *ein kleiner König* sei, der über 300 Seelen herrsche.¹⁴⁴ Für die neuen Konturen der Arbeitswelt in den Jahrzehnten um 1900 steht deshalb nicht die Zunahme der Unternehmensgröße alleine, zumal kleine und mittelgroße Unternehmen die Wirtschaft in vielen Regionen des deutschsprachigen Raums auch weiterhin prägten.¹⁴⁵ Wichtiger war – neben den bereits erwähnten Prozessen der Nationalisierung und sozialstaatlichen Institutionalisierung der Arbeit – eine zunehmende funktionale Ausdifferenzierung innerhalb der Unternehmen, die sich zumindest teilweise auch räumlich abbildete. An die Stelle der vertikalen Binärstruktur von Besitzer- und Arbeiterschaft trat eine Vielzahl horizontaler Gliederungen. Sie ging nicht nur in quantitativer Hinsicht über die älteren Binnendifferenzierungen – Geschlecht, Tätigkeit und Ausbildung – hinaus. Die neuen Verwaltungs-, Verkaufs-, Marketing- und Forschungsabteilungen erforderten eine neue Form der Spezialisierung, die sich in ausgeprägteren Gruppen- und Berufsidentitäten abbildete. Durch solche Strukturen unterschied sich der moderne Betrieb grundlegend von den Unternehmen des mittleren 19. Jahrhunderts – aller Familienrhetorik zum Trotz. Dazu gehörte nicht zuletzt, dass sich viele Eigentümerfamilien tendenziell aus der Unternehmensführung zurückzogen oder sich zumindest auch anderen Interessen widmeten.¹⁴⁶ Bei den Brüdern Frey war das eindeutig noch nicht der Fall gewesen.

Der Basler Großbürger Rudolf DeBary hingegen, dessen Tagebuch Philipp Sarasin beschreibt, beklagte sich in den 1880er und 1890er Jahren wortreich über das Luxusleben seiner Familie. Immer wieder verwies er dabei auf die den realen ökonomischen Verhältnissen kaum angemessene Ausgabefreudigkeit seiner Eltern. Wenn er vor diesem Hintergrund darüber nachdachte, das Familienunternehmen später in

144 Vgl. dazu und zum Folgenden das dritte Kapitel, Abschnitt 3.

145 Schmidt 2015, 19.

146 Vgl. etwa Junggeburth 2014; Ochs 2014; Budde 2011; Epple 2010; Hartmann 2010; James 2006, Teil I-III; Welskopp 2004; Kocka 1999a/c; für die sich wandelnde, aber anhaltende Bedeutung der Familie Derix 2016, Kap. IV.1; Dejung 2013.

eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, begann er von jener »Vermischung von Privatvermögen und Geschäftsvermögen« Abstand zu nehmen, die für die Ökonomie der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts grundlegend war. Unternehmer, schreibt DeBary, müssten »genügendes Capital besitzen«, um den für eine erfolgreiche Geschäftstätigkeit notwendigen gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen. Die Ausgaben für Wohltätigkeit und Luxus hingegen sollten nicht aus den Mitteln des Unternehmens bestritten werden, sondern ausschließlich aus Zinsen und Gewinnbeteiligungen: »Der Ertrag der Arbeit soll ihnen Luxus + Annehmlichkeiten erlauben dürfen + hauptsächlich dazu dienen, ihren Mitmenschen Gutes tun zu können, was jeden vermögenden Menschen's Pflicht ist.«¹⁴⁷ Diese Trennung der betriebs- von der hauswirtschaftlichen Sphäre machte schließlich auch in der täglichen Arbeit jene Zurechenbarkeit individueller Verdienste möglich, die in den Texten des Zürcher Gymnasiasten Karl Lehmann (*1858) und anderer Angehöriger des Bürgertums der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch in den Medien des Sports, der Kunst und der Wissenschaft verhandelt worden waren.¹⁴⁸

Für verschiedene dieser Entwicklungen steht die Zeche Osterfeld, wo Brunnbauers Ehemann Schorsch in den 1920er Jahren arbeitete. Seit ihrer Inbetriebnahme im Jahr 1873 hatte sie ausschließlich der Produktion gedient; die Verwaltungsabteilungen befanden sich im nahen Oberhausen. Im selben Jahr war das Gesamtunternehmen, die Gutehoffnungshütte, in eine Kapitalgesellschaft umgewandelt worden. Die Aktienrechtsnovelle des Deutschen Bundes von 1870 hatte im Vergleich zum ersten preußischen Aktiengesetz von 1843 darauf abgezielt, die Gründung solcher Gesellschaften deutlich zu erleichtern – und das mit Erfolg.¹⁴⁹ Auch wenn viele Besitzerfamilien, darunter auch die Haniels von der Gutehoffnungshütte, das Ruder noch längere Zeit in der Hand behielten, war es den Kapitaleignern damit grundsätzlich möglich geworden, sich aus dem operativen Geschäft zurückziehen. Viele Aktionärinnen und Aktionäre taten dies auch.¹⁵⁰ Parallel dazu lassen sich mit Blick auf die Wohnorte weitreichende Veränderungen erkennen. Der Firmengründer Franz Haniel (1779–1868) hatte bis zu seinem Tod im 1756 errichteten Wohn- und Geschäftshaus

147 Staatsarchiv Basel, PA DeBary: Rudolf DeBary-von Bavier, Tagebuch 1884–1892, zit. n. Sarasin 1997, 141.

148 Vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 2.

149 Maetschke 2013, 31 ff. und 38 f.

150 Für die Haniels vgl. James 2006, 119 ff. und 204 ff.; allgemein die Hinweise in Fußnote 148.

seiner Familie im heutigen Duisburg-Ruhrort gelebt. Schon sein Enkel Franz junior (1842-1916) hingegen, der ab 1895 Aufsichtsratsvorsitzender der Gutehoffnungshütte war, ließ 1890 ein repräsentatives Wohnhaus in der Nähe des Hofgartens im Zentrum Düsseldorf errichten.¹⁵¹ Ein Beispiel für diese Praxis ist auch die Villa Limburger in Leipzig-Dölitz, wo die Großbürgerin Limburger von Hoffmann ihr Eheleben verbrachte.¹⁵²

Neubauer kannte diesen Villenvorort von seinen sonntäglichen Spaziergängen. Wo er selbst wohnte, gibt sein Tagebuch nicht preis. Seine Freundin Toni jedoch lebte in Leipzig-Lindenau, wo auch das Feld ihres Vaters lag.¹⁵³ Dabei handelt es sich um ein typisches Arbeiter- und Industrieviertel, wie sie sich im späten 19. Jahrhundert an der Peripherie zahlreicher Städte etablierten. Auch die ehemalige Bedienstete Brunnbauer wohnte mit ihrer Familie in unmittelbarer Nähe der Zeche. Beide Phänomene – der Wegzug der Unternehmerfamilien von den Orten der Produktion und der Zuzug der Arbeiterschaft an ebendiese Orte – verweisen auf die Urbanisierungsprozesse der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und vor allem der Jahrzehnte um 1900.¹⁵⁴ Als die Brüder Frey in den frühen 1850er Jahren aus Schaffhausen nach Guebwiller kamen, zählte dessen Bevölkerung noch rund 4000 Personen. Innerhalb eines guten Jahrzehnts verdreifachte sie sich. Ähnliche Entwicklungen lassen sich in der zweiten Jahrhunderthälfte für das Ruhrgebiet und andere Industrieregionen des deutschsprachigen Raums feststellen.¹⁵⁵ Während die Unternehmensleitungen – mit zunächst mäßigem Erfolg – die Bemühungen um eine Kontrolle innerhalb der Fabrikgelände verstärkten,¹⁵⁶ entzog sich in diesen städtischen Kontexten zunehmend ihrem Blick, was die Arbeiter- und Angestelltenschaft außerhalb der Fabrikmauern tat. Davon zeugen nicht zuletzt die Anstrengungen der sich etablierenden Sozialwissenschaften, das unbekannte Leben in den Arbeitervierteln zu erforschen.¹⁵⁷

151 Wikipedia, Lemma »Franz Haniel«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Franz_Haniel>, und »Franz Haniel junior«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Franz_Haniel_junior>.

152 Vgl. das fünfte Kapitel, Abschnitt 4.

153 DTA, Sig. 3151.1, 27.11., 12.10. und 24.10.1906.

154 Vgl. Schott 2014, 73ff.; Reulecke 1985; am Beispiel Zürichs Bärtschi 1983.

155 Vgl. allgemein Ehmer 2013, 7f. und 20ff.

156 Vgl. etwa Uhl 2014; Bluma/Uhl 2012; Tanner 1999, insbes. Kap. 6; Welskopp 1994, Teile III und IV.

157 Vgl. etwa Weyrather 2003; Tanner 1999; Peukert 1986, insbes. Kap. 3.

All diese Prozesse forderten das paternalistische Konzept der Fabrikfamilie heraus. Obwohl Familienmetaphern im Kontext des modernen Betriebs häufig blieben, kamen hier neue Gemeinschaftsvorstellungen auf.¹⁵⁸ Ein viel gelesenes Beispiel dafür ist das 1925 erschienene Büchlein *Fordismus? Von Frederick W. Taylor zu Henry Ford* des Nationalökonomen Friedrich Gottl von Ottlilienfeld. Wie in Henry Fords Autobiografie *My Life and Work* (1922; dt. 1923) selbst, zu deren Popularisierung die Schrift nicht wenig beitrug, geht es darin vor allem um produktionsseitige Aspekte: die Massenfertigung und damit zusammenhängende Rationalisierungsbemühungen wie die vom Endprodukt ausgehende Konstruktion der Produktionsanlagen, das Fließband, die räumliche Ordnung der Fabrik und die Standardisierung der Einzelteile. Weiter werden auf Leistung basierende Karrierechancen, hohe Löhne und tiefe Preise einer Hochpreis- und Tieflohnpolitik gegenübergestellt, die Gottl von Ottlilienfeld als Kennzeichen des liberalen Kapitalismus ablehnt. Das zweite zentrale Moment in seiner Darstellung stellt ein antisozialistisch motiviertes Lob einer nationalen Gemeinschaft dar, die sich aus hierarchisch gegliederten Betriebsgemeinschaften zusammensetzt. Auch darin stimmt er mit Ford selbst überein. Fordismus, so fasste Gottl von Ottlilienfeld diese Position zusammen, war die Kombination einer »Diktatur der Technischen Vernunft« mit einem arbeitsamen »Dienst an der Gemeinschaft«.¹⁵⁹ Wissenschaftlich begründete Ordnungen von Personen, Produktionsanlagen und Räumen im Betrieb sollten an die Stelle von paternalistischen Hierarchien und älteren Formen der Organisation von Arbeitsplätzen treten. Und Vorstellungen von Betriebs- und nationaler Gemeinschaft ersetzen die familiäre Produktionsgemeinschaft.

Beides beschreibt Timo Luks in seinem Buch *Der Betrieb als Ort der Moderne* als zentrale Aspekte dessen, was er den »sozialökologischen Industrialismus« nennt: die im späten 19. Jahrhundert aufkommende und seit den 1920er Jahren fest etablierte Vorstellung, dass der Betrieb ein »natürliches Habitat vergesellschafteter, industriemoderner Menschen« sei – der Betrieb als Umwelt –, und dass man ihn selbst wiederum in seiner Umwelt verorten müsse. In der auch von Gottl von Ottlilienfeld vertretenen Überzeugung, dass die »Laisser

158 Zur Betriebsgemeinschaft vgl. etwa Franz 2014, 63 ff.; Luks 2010; Welskopp 1994, 68off.; Campbell 1989; zu den Familienmetaphern Luks 2010, 71 f.

159 Gottl von Ottlilienfeld 1925, 35 und 28. Vgl. Nolan 1994, 48f.; zum Primat der Produktion Luks 2010, 107ff.

faire«-Haltung des Liberalismus für die Arbeitskonflikte der Industriegesellschaft verantwortlich sei, orientierte sich dieses Denken zwar teilweise an älteren Lösungsversuchen der Sozialen Frage. Nicht zuletzt nahm es paternalistische Vorstellungen auf. Es ging aber insofern über diese hinaus, als es nicht mehr versuchte, die in Großbetrieben wie -städten unübersehbar gewordene Ausdifferenzierung der Lebensbereiche rückgängig zu machen. An die Stelle umfassender Integrationsbemühungen sei nun eine »Politik des rechten Abstands« getreten, schreibt Luks. Zugleich seien die Verhältnisse im Betrieb nicht mehr als private Angelegenheit des Unternehmens beziehungsweise Unternehmers betrachtet, sondern mit der auch bei Gottl von Ottlilienfeld anklingenden Frage nach einer umfassenden sozialen Ordnung verknüpft worden. Familie, Betrieb, Stadt und Nationalstaat seien als unterschiedliche, aber aufeinander bezogene Formen von Vergesellschaftung verstanden worden.¹⁶⁰ In diesem Sinne identifizierte die nun aufkommende Industrie- und Betriebssoziologie den Betrieb nicht nur als Ort der zweckmäßig geordneten, möglichst reibungslosen Produktion, sondern auch als Ausgangspunkt und Muster sozialer Ordnung ganz allgemein. Insbesondere wurde die betriebliche Gemeinschaft als vom politischen System und seinen Konjunkturen relativ unabhängiges soziales Gebilde imaginiert, dem die Klassengegensätze des Fabrikzeitalters äußerlich waren.¹⁶¹

Wie Luks anschaulich zeigt, blieb es nicht bei solchen theoretischen Debatten. Die Ordnung des Betriebs etablierte sich gleichermaßen als Gegenstand von Wissensproduktion wie als Praxis. Letztere äußerte sich in einer »Kopplung von Fabrikarchitektur, Produktionsorganisation und betrieblicher Sozialordnung«, wobei der Anordnung und Formung von Körpern und Selbstverhältnissen eine zentrale Rolle zukam. Im Gegensatz zu den älteren Arbeitswissenschaften, deren Aufmerksamkeit vor allem der Zerlegung, Vermessung und Standardisierung einzelner Tätigkeiten gegolten hatte, wurden die arbeitenden Menschen nun in den größeren Zusammenhang der betrieblichen Abläufe gestellt. Immer ging es dabei auch um soziale und räumliche Aspekte.¹⁶² Im Zentrum der entsprechenden Überlegungen standen zwei Begriffe: die Gemeinschaft und die Gruppe. Auch wenn Verweise auf Ersterer nicht immer bedeuteten, dass Interessengegensätze

160 Luks 2010, 52 und 87. Vgl. ebd., 51 ff. und 56 f.; zum Paternalismus ebd., 63 ff.; zur Ausdifferenzierung von Arbeits-, Wohn- und anderen Lebensräumen ebd., 81 ff.

161 Luks 2010, 89 ff. Zu Letzterem vgl. ebd., insbes. 97 f. und 161 ff.

162 Luks 2010, 112. Vgl. ebd., 106 ff., 123 ff. und 144 ff.; Sarasin 2003.

gänzlich ausgeblendet werden sollten, wurde deren Bedeutung für die betrieblichen Sozialbeziehungen doch relativiert. Die bestehenden Hierarchie- und Machtverhältnisse blieben unangetastet. In jeder seiner Spielarten, so argumentiert Luks, sei dem betrieblichen Gemeinschaftsdenken zugleich ein »strenger Anti-Individualismus eingeschrieben« gewesen. Diese Charakteristika teilte es mit dem Gruppenbegriff, wobei dieser jedoch einen stärkeren Bezug zu kleineren »Lebensgemeinschaften« wie der Familie aufwies. Auf den Betrieb übertragen bedeutete das, dass hier die empirisch beschreibbaren, direkten Arbeitszusammenhänge in den Fokus rückten. Als Gruppenfabrikation wurden sie dann in der Produktionspraxis der Zwischenkriegszeit umgesetzt.¹⁶³

Familie, Fabrikationsgruppe/Betriebsgemeinschaft und Nation beziehungsweise (Sozial-)Staat – auf diese Ideen und Institutionen stützten sich zeitgenössische Debatten über die soziale Ordnung in der modernen Arbeitswelt. Ihre Basis sollte diese im Betrieb und im Nationalstaat haben, nicht mehr in der Familie. Diese war nur noch die kleinste Einheit in einem größeren Gefüge, das die ältere Doppelstruktur von Familie und städtischer Gesellschaft ablöste. Vor eine grundlegende Problematik sah sich deshalb eine Gruppe von Männern aus der neuen Elite Basels in der Zeit um 1900 gestellt, deren autobiographische Texte Sarasin untersucht. Als letztlich austauschbare Angestellte moderner Großbetriebe war es ihnen nicht vergönnt, jene biografische Kontinuität aufrechtzuerhalten, die die familiäre Ökonomie noch ermöglicht hatte. Trotz ihrer leitenden Funktion standen sie, wie die Frauen und die Mehrheit der anderen Klassen, »unter der Verfügungsmacht Anderer«. Er habe Tätigkeiten ausgeübt, so legt Sarasin am Beispiel eines dieser Männer dar, die »sich nicht mehr mit dem Traditionszusammenhang der Familie verknüpfen liessen«.¹⁶⁴ Zugleich sah sich das alte Wirtschaftsbürgertum auch durch die institutionelle Konsolidierung des Nationalstaats herausgefordert. Zu erwähnen sind die durch Zölle und andere Institutionen bewirkten Einschränkungen des geografischen Aktionsrahmens, vor allem aber die sozialstaatlichen und arbeitsrechtlichen Bindungen.¹⁶⁵ Welche Erfahrungen mit der zeitgenössischen Arbeitswelt der weniger privilegierte Kaufmannssohn Werner machte, beschreibe ich nun im letzten Abschnitt. Bei aller Distanzierung gelang es diesem teilnehmenden Beobachter sehr

163 Luks 2010, 153 ff. und 179 ff. (Zitate: 166 und 180).

164 Sarasin 1997, 240 f.

165 Kühschelm 2000, 140 ff., 154 und 160.

gut, diesen und weitere Aspekte des modernen Lebens zu beschreiben. Zugleich lässt sich an seinem Beispiel diskutieren, inwiefern die Arbeits- und Konsumgesellschaft eine großstädtische war.

5. Nur zum vorübergehenden Aufenthalt: Ein Bürger zwischen Großbetrieb und Großstadt

Ein zeitgenössischer Betrieb, »in welchem ca 500 Personen beschäftigt«¹⁶⁶ waren und dessen Geschichte eng mit den Veränderungen der großstädtischen Konsumwelt zusammenhängt, war das Kaufhaus Gerson. Tatsächlich handelte es sich dabei um eines von zwei Unternehmen im Berliner Verkaufsgewerbe, die sich laut Uwe Spiekermann als Erste zu eigentlichen Großbetrieben entwickelten. Allein im Verkauf beschäftigte es schon im Jahr 1871 rund 300 Personen. Die oben genannte Angestelltenzahl wurde in den frühen 1890er Jahren erreicht, als ein fünfstöckiger Neubau am Werderschen Markt bezogen wurde.¹⁶⁷ Das Zitat stammt vom Freiburger Kaufmannslehrling Werner, der während seiner Berliner Zeit im Winterhalbjahr 1898/99 im Kaufhaus Gerson als Angestellter tätig war. In diesem Umfeld scheint er sich rasch eingelebt zu haben. Wie er nach drei Monaten bemerkte, fühlte er sich »wohl und behaglich«. Er habe »das Glück«, in seiner »nächsten Nähe lauter sehr angenehme und christliche Kollegen u. Kolleginnen zu haben, mit denen ich auch auf dem besten, gemütlichsten Fuße stehe«. Zu seinem 21. Geburtstag erhielt er aus diesem Kreis nicht weniger als »14 Glückwünsche«, wofür er sich mit Kaffee und Kuchen bedankte.¹⁶⁸

Lobende Worte für die Verhältnisse am neuen Arbeitsplatz fand Werner auch anlässlich eines Vergleichs mit dem kleinbetrieblichen Umfeld zuhause: »Welch ungeheurer Unterschied zwischen dem freien, ungenierten Ton u. des – Faulenzern welche hier im Vergleich zu dem elterlichen Geschäfte herrschen!«, bemerkte er nach einigen Wochen. Hier lerne man »die Wohlthaten einer nicht übermäßig langen Geschäftszeit mit präzisem Schluß, 2 Stunden Mittagszeit u. freiem Sonntag kennen, lauter Dinge, die ich zu Hause sehr vermissen werde.« Aber auch der »ganze große Betrieb mit all seiner Controlle« sei »hochinteressant«. Als einzigen Nachteil beschrieb der junge Kauf-

166 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 26.11.1898.

167 Spiekermann 1999, 226f.

168 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 26.11. und 10.12.1898.

mann die gelegentliche Langeweile. Die Kundschaft in seiner Trikotagenabteilung sei nicht sehr zahlreich, und auch im Lager habe er nicht allzu viel zu tun.¹⁶⁹ Tatsächlich sind die Unterschiede zum Alltag der Lahrer Fabrikantentocher Bader oder des schlesischen Landpfarrers Meisner, aber auch zu Werners eigenen Erfahrungen in Freiburg schwer zu übersehen: Auf der einen Seite stand der bürokratisch und arbeitsteilig organisierte Großbetrieb. Er gab Werners Alltag eine klare Zeitstruktur. In seiner Abteilung fand der Neuberliner zudem ein soziales Umfeld, in dem beide Geschlechter vertreten waren. Auf der anderen Seite stand die patriarchal geführte Familienökonomie des Freiburger Handelsgeschäfts mit ihrer komplexen Verschränkung von Arbeiten im Kontor, Mahlzeiten, Besuchen und Kuraufenthalten, deren sozialer Rahmen fast immer die eigene oder befreundete Familien darstellten.

Hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Stellung und seines Selbstbildes handelte es sich bei Werner zweifellos um einen Angehörigen des Bürgertums. Schon in Genf, vor allem aber in Berlin bewegte er sich jedoch in einer Welt, die von Arbeiterinnen und Arbeitern und Angestellten bevölkert und geprägt war. Als soziale Klasse spielte das Bürgertum noch eine zentrale Rolle. In seinen Händen lag das Kapital, das die Betriebe kontrollierte. Im Fall des Kaufhauses Gerson stammte aus seinen Reihen auch die Kundschaft. Die unangefochtene Hauptrolle im großstädtischen Leben spielte diese Klasse aber nicht mehr. Das zeigen nicht zuletzt Werners Tagebucheinträge. Zwar wollte er das Leben in der Konsum- und Arbeitsgesellschaft kennenlernen, doch gänzlich Teil davon werden konnte und wollte er nicht. »Nur zum vorübergehenden Aufenthalt für Vergnügen oder für Arbeit lasse ich es mir gefallen«, schrieb er in einem Rückblick über seine Berliner Zeit, den er ein Dreivierteljahr später verfasste. Er habe den »allerbesten Eindruck« von der Großstadt, sein ganzes Leben aber wolle er »nicht dort verbringen müssen«. Berlins »ganze Luft, sein Treiben, sein Hasten, sein Leben« entspreche nicht dem von ihm »erträumten Glück«. ¹⁷⁰ Wie ich im ersten Kapitel beschrieben habe, sehnte er sich stattdessen nach der wirtschaftlichen *Selbstständigkeit*. Nach den Lehr- und Wanderjahren wollte er *als vollwertiger, auf eigenen Füßen stehender Bürger in die Heimat* zurückkehren und eine Familie gründen.

Werners Ambivalenz galt der Arbeit im Großbetrieb, vor allem aber den Vergnügungen in der Großstadt. »Während ich hier einen

169 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 26. 11. 1898.

170 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 10.9. 1899.

Großbetrieb kennen lerne«, schrieb er nach einigen Wochen in Berlin, »suche ich auch, mich in die Geheimnisse der Großstadt einzuweihen und das merkwürdige Leben zu beobachten, wie es sich nachts in den Straßen, Cafés, Variétés, Balllokalen, Animierkneipen etc. zeigt.« Dabei zeigte er sich bemüht, sich nicht »selbst davon hinreißen zu lassen«. Ganz so einfach war dies jedoch nicht, wie sich in den restlichen Zeilen des Tagebucheintrags zeigt: Zusammen mit einem seiner Freunde aus der Heimatstadt Freiburg, mit denen er manchmal sonntägliche Ausflüge in die Umgebung unternahm, war er ins Eldorado gegangen. Hier traten »teilweise ganz hübsche Mädchen« in »weißen kurzen Ballkleidern« auf, die mit den Besuchern tanzten. Eine sah »so jung u. unverdorben« aus, dass er sie an seinen Tisch bat. Hier erzählte sie eine »Mitleid« erregende Geschichte von ihrem Leben bei Onkel und Tante, die beide schwerkrank waren. Da sie bis spät im Balllokal arbeite – »sie ist da angestellt«, betonte Werner –, habe sie kaum Zeit für die Pflege und leide, wie ihr ein Arzt gesagt habe, selbst unter »überreizte[n] Nerven«. Auf Empfehlung dieser neuen Bekanntschaft gingen die beiden jungen Männer anschließend zum Café Greif weiter. Auch wenn Werner betonte, dass sie durchaus gewusst hätten, »was das bedeutet«, zeigte er sich erstaunt, »[w]elch tolles Leben da, mitten in der Woche, nachts um 3 Uhr [...] herrschte«. Abgeschreckt von den »aufgetakelten Weibern«, die sich nicht an die gewohnten Regeln körperlicher Distanz hielten, beeilten sie sich, nach Hause zu kommen.¹⁷¹

Ein paar Wochen später verbrachte der junge Kaufmann den Silvesterabend 1898/99 im Wintergarten, einem Variété beim Bahnhof Friedrichstraße. Hier freute er sich über das »riesige u. vorzügliche Programm«, die »feine u. feinste Halbwelt, welche sich hier Rendezvous gab«, und die »angeheiterte Damenwelt«, die »geradezu toll« war. Nur leider hinderte ihn sein Nasenbluten daran, selbst »auch einmal eine tolle Nacht zu erleben«. Auf dem Nachhauseweg amüsierte er sich sogar ganz schüchtern über die Schutzleute, die die Menschenmenge auf der Friedrichstraße aufgrund ihrer Steifheit eher aufhielten als ordneten.¹⁷²

All dies macht deutlich, wie sehr es für Werner eine Herausforderung war, dem Charme der großstädtischen Erlebnisse nicht zu erliegen. *Hüte auch Dich vor den Weibern*, hatte ihm sein Vater schon in

171 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 26.11.1898. Vgl. auch Reg.-Nr. 1085.2, o.D. (»Paris«).

172 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 10.1.1899.

Lausanne mit auf den Weg gegeben. Im erwähnten Rückblick bemühte sich der angehende Kaufmann deshalb, die Eindrücke aus der Berliner Zeit wieder ins rechte Licht zu rücken. Neben der Sauberkeit, so bemerkte er, gehöre besonders die »großartige Ordnung« zu den angenehmen Aspekten Berlins. »Hier spürt man wirklich die Wohlthat der so viel verlasterten [geschmähten; pb] Polizei.« Auch seine begeisterten Worte zur Zeitstruktur des Angestelltendaseins ergänzte der junge Kaufmann nun um einen negativen Aspekt. Die Arbeit im Kaufhaus Gerson habe seine »Freiheit« eingeschränkt, sich so richtig »an den gebotenen Kunstgenüssen zu erfreuen«. Als »mein Gottesdienst« beschrieb er entsprechend die sonntäglichen Museumsbesuche.¹⁷³ Solche bildungsbürgerlichen Praktiken benötigten Muße: eine weitreichende *Freiheit* in der Gestaltung der Zeit. Sie unterschied sich grundlegend von der Freizeit eines Angestellten, die auf die *Geschäftszeit mit präzisem Schluß* folgte.

Werner beschrieb das Leben in der Großstadt. Auch Neubauer und Brunnbauer genossen deren Vergnügungsangebote und profitierten von den vielfältigen Arbeitsmöglichkeiten. Es stellt sich deshalb die Frage, ob die Arbeits- und Konsumgesellschaft des frühen 20. Jahrhunderts vor allem eine großstädtische war. Oder anders gefragt: Inwieweit lassen sich Befunde, die sich auf Schilderungen urbaner Schauplätze – insbesondere Berlins, des Inbegriffs der zeitgenössischen Großstadt – stützen, auf andere geographische Kontexte übertragen?¹⁷⁴ Können sie auch für kleinere Städte in anderen Regionen Geltung beanspruchen? Oder gar für den ländlichen Raum? Zweifels ohne spielte es eine Rolle, ob jemand in einem Zentrum oder an der Peripherie lebte.¹⁷⁵ Doch die Verbindungen zwischen diesen Räumen sollten ebenfalls nicht unterschätzt werden.

Zum einen waren vorübergehende Aufenthalte in der Stadt häufig; wie in Werners Fall folgte die Mobilität zwischen Großstädten einerseits und Kleinstädten beziehungsweise Land andererseits komplexen Mustern; sie hatte keineswegs nur eine Richtung.¹⁷⁶ Eine wichtige Rolle spielten zweitens die (Massen-)Medien. Neben den Tageszeitungen und Nachrichtenagenturen sind nicht zuletzt die illustrierten Zeitschriften zu erwähnen, von denen viele in den beiden Jahrzehnten um

173 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 10.9. und 1.10.1899.

174 Zu Berlin als Großstadt der klassischen Moderne vgl. aktuell etwa Morat et al. 2016; Nolte 2016; Dietze/Dornhof 2014; Becker/Littmann/Niedbalski 2011; zur Großstadt allgemein nach wie vor Zimmermann 1996.

175 Dies betonen etwa Zimmermann/Reulecke 1999.

176 Vgl. Wehler 1995, 503ff.

1900 gegründet wurden.¹⁷⁷ Dank der Zeitungslektüre war der Banklehrling Otto Richard (1884-1957) aus Brandenburg an der Havel etwa im Oktober 1902 gut informiert über einen Auftritt des »Burenhelden« Louis Botha im 70 Kilometer entfernten Berlin. Im Vergleich zum frisch in die Hauptstadt gezogenen Kartografen Fritz Reinert (*1880), der den Auftritt Bothas und anderer Protagonisten des Zweiten Burenkriegs wegen der Menschenmenge nur »flüchtig von der Ferne« zu sehen bekam, hatte er also nicht in jeder Hinsicht das Nachsehen.¹⁷⁸

Drittens waren die Großstädte nicht nur als (vorübergehender) Arbeits- und Wohnort und Gegenstand der Medienberichterstattung attraktiv, sondern auch als Reiseziel von Personen, die anderswo lebten. Eine zunehmende Zahl von Umlandbewohnerinnen und -bewohnern pendelte zur Arbeit in die Stadt; Bäuerinnen und Bauern verkauften auf den Wochenmärkten ihre Waren. Aber es gab auch unzählige Personen, die von den städtischen Unterhaltungen und Sehenswürdigkeiten angezogen wurden. Als der westfälische Schreiner-geselle Altesellmeier im Sommer 1896 Genf besuchte, entwickelten sich die Stadt und ihre Nachbarkommunen gerade zur Großstadt. Wie auch Werners Beschreibungen zeigen, verfügte sie unabhängig von der zweiten schweizerischen Landesausstellung über ein breit gefächertes Unterhaltungsangebot. Immer mehr Menschen hatten auch Verwandte und Bekannte in den Städten, die sie gelegentlich besuchten. Gleich zweimal bekam Reinert während seines ersten halben Jahres in Berlin Besuch von seiner Mutter. Einmal wurde sie dabei von ihrem jüngeren Sohn begleitet. Neben den innenstädtischen Sehenswürdigkeiten standen weniger die etablierten Kunstgenüsse als die großstädtischen Unterhaltungsangebote auf ihrem Programm. Dazu gehörten das Theater und Cabaret »Passage« in der Kaisergalerie, wo sie sich in der Pause gleich noch das Panoptikum von Castan, ein bekanntes Wachfigurenkabinett, ansehen konnten. Wenngleich Frau Reinert Unannehmlichkeiten wegen eines ausgebuchten Hotels zu ertragen hatte, scheint es ihr, sofern man den Worten ihres Sohnes glauben darf, in der Großstadt sehr gut gefallen zu haben. Über einen gemeinsamen Ausflug zum Seebad Wilmersdorf bemerkte dieser:

Es spielte die Kapelle vom Offeney. Die Einrichtung war hier großartig. Während den Pausen war im Nebensaal Tanz, wobei wir auch noch die Musik hörten. Es war sonst überfüllt. Trotzdem gefiel es

177 Vgl. Zimmermann 1999.

178 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 18. 10. 1902; Reg.-Nr. 1929, 16. 10. 1902.

nicht nur mir, sondern auch der Mama sehr schön. Ein tadelloses Programm war. Nach dem Konzert war Tanz in beiden Sälen. Wir sahen noch eine Weile [zu], weil es uns Spaß machte. Gegen 10 Uhr suchten wir uns den Bahnhof.¹⁷⁹

Selbst wenn Frau Reinert das Unterhaltungsprogramm nur ihrem Sohn zuliebe auf sich genommen hätte, lernte sie bei ihren Besuchen doch verschiedene Seiten Berlins kennen. Das gilt auch für einige »Bauern« aus dem knapp 80 Kilometer entfernten Mellnsdorf. Über die Neujahrstage 1894/95 wurden sie von der Architektenfamilie George, die dort ihr Jagdrevier hatte, in die Stadt eingeladen. »Wir gingen mit ihnen nach Circus Schumann, da Renz überfüllt war«, berichtete die Tochter Emma (1881-1970) in ihrem Tagebuch. »Am anderen Tage haben wir ihnen Berlin gezeigt, u. schließlich waren wir u. sie zufrieden, dass sie wieder in ihr Dorf gehen konnten.«¹⁸⁰ Die Gründe für letztere Bemerkung lassen sich nicht mehr rekonstruieren. Möglicherweise spielte George damit auf die Klassenunterschiede an. Vielleicht gefielen dem Besuch auch die Stadt und die zeitgenössischen Unterhaltungsangebote nicht, für die große Zirkusunternehmen wie Schumann und besonders Renz stehen.¹⁸¹ Dennoch hatten sie einen Einblick in die urbane Welt bekommen. Zugleich ist dies ein weiterer Hinweis auf die Mobilität vieler Zeitgenossinnen und -genossen aus ländlichen Gegenden sowie auf die Tatsache, dass nicht nur Personen aus den mittleren und oberen Schichten oder junge und unverheiratete Angestellte, Bedienstete und Wandergesellen auf diese Weise in Kontakt mit der Großstadt kamen. Trotz des schlechten Wetters besuchten ein Jahr später denn auch insgesamt fast zehn Millionen Personen aus allen Bevölkerungsschichten und Altersgruppen die Berliner Gewerbeausstellung und die Genfer Landesausstellung.

Über reisende Vertreterinnen und Vertreter der Unterhaltungsindustrie waren die Großstädte viertens weit über ihre geografischen Ränder hinaus präsent.¹⁸² Im niederschlesischen Glogau (heute Głogów), der Heimatstadt Reinerts, spielte etwa das Berliner »Adel-

179 DTA, Reg.-Nr. 1929, 22.2.1903.

180 DTA, Reg.-Nr. 1124, 8.1.1895.

181 Vgl. Wien Geschichte Wiki, Lemma »Albert Schumann«, <https://www.wien.gv.at/wiki/index.php/Albert_Schumann>; Wikipedia, Lemma »Circus Renz«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Circus_Renz>. Zur bildungsbürgerlichen Aufwertung Renz' in den 1870er Jahren vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 5.

182 Vgl. am Beispiel des Theaters Becker 2014, Kap. 2.2 (Abschnitt »Provinz«).

Quartett«. ¹⁸³ Nichts steht, fünftens, deutlicher für die Mobilität und Verbindungen von Stadt und Land wie die großen Infrastrukturbauten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, allen voran die Eisenbahn. ¹⁸⁴ Die Lage Glogaus etwa war nicht ganz so peripher, wie man angesichts der 250 Kilometer Entfernung von der Hauptstadt vermuten könnte. Nach Breslau im Südosten und Posen im Nordosten, deren Bevölkerung damals bereits deutlich über 400.000 beziehungsweise immerhin gut 100.000 Personen zählte, waren es nur jeweils gut 100 Kilometer. Mit beiden Städten war Glogau bereits seit den 1870er Jahren über direkte Eisenbahnlinien verbunden. Zur gleichen Zeit war auch die Strecke nach Sagan (heute Żagań) im Westen gebaut worden, von wo aus schon in den 1890er Jahren drei bis vier tägliche Verbindungen nach Berlin angeboten wurden. Wenngleich es nicht ganz billig war, konnte Reinert deshalb auch einmal kurzfristig nach Hause fahren. ¹⁸⁵ Ebenfalls in den ersten Jahren nach der Reichsgründung wurde die Hauptbahnlinie von Breslau nach Stettin im Norden erbaut, was Glogau zu einem Eisenbahnknotenpunkt machte und über Frankfurt/Oder ebenfalls mit Berlin verband. Eine zeitgenössische Karte aus dem kartografischen Institut von Carl Flemming, Reinerts wahrscheinlichem Glogauer Arbeitgeber, veranschaulicht diese Bedeutung der Bahn sehr schön (vgl. Abb. 4.3).

Die Karte ist Teil des Buches *Glogau. Ein Führer durch Stadt und Kreis*. Zusammen mit einem umfangreichen »Inseraten-Anhang« lieferte dieses auch gleich den Eisenbahnfahrplan mit. Neben den bereits erwähnten Städten werden darin weitere städtische Reiseziele wie Leipzig, Halle und Dresden aufgeführt. ¹⁸⁶ Während die Eisenbahnlinien im deutschsprachigen Raum in der Anfangszeit noch Stückwerke geblieben waren, wurden sie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu einem dichten Netz ausgebaut, von dem gerade auch kleinere Städte wie Glogau profitierten. Durch ihre unübersehbare Präsenz in der Landschaft prägte die Bahn nicht nur die zahlreichen kleineren und größeren Bahnhofsorte, sondern auch das Umland. ¹⁸⁷ Im Anhang des Glogauer Reiseführers finden sich denn auch verschiedene Vorschläge für »Ausflüge in die Umgegend«. Neun davon sehen mindestens eine Bahnfahrt vor, zwei empfehlen ferner sommerliche »Dampferpartien auf der Oder«. Beides stand auch auf dem Programm einer Flieder-

183 DTA, Reg.-Nr. 1929, 11.7.1902.

184 Vgl. Geppert/Jensen/Weinhold 2005; Schott 1999.

185 DTA, Reg.-Nr. 1929, 18.10.1902. Vgl. auch ebd., 22.-24.12.1902 und 9.4.1903.

186 Scholz/Knötel o.J. [1892-1895], 52. Zum Inseraten-Anhang vgl. ebd., 53 ff.

187 Vgl. am Beispiel des Großraums Zürich Bärtschi 1983, Teil II.

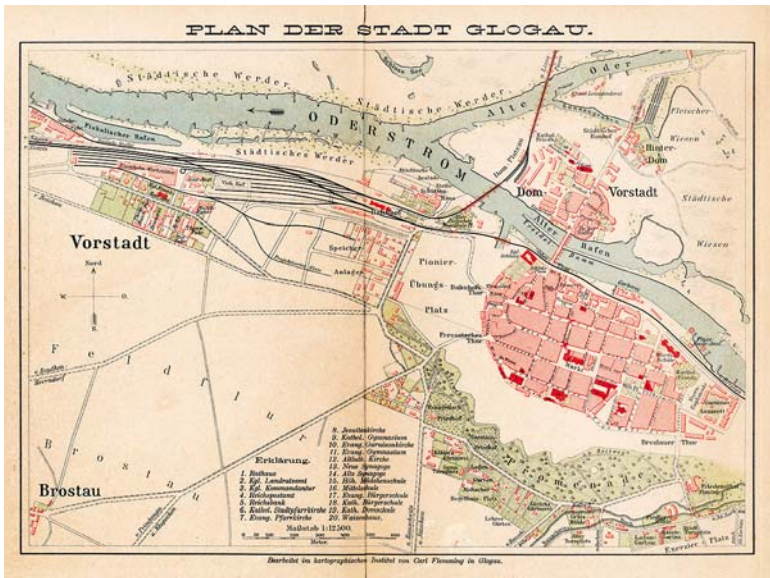


Abb. 4.3: Glogau und seine Eisenbahnlinien in der ersten Hälfte der 1890er Jahre.

blütenfahrt, die Reinert zusammen mit Freunden ins benachbarte Beuthen (heute Bytom Odrzański) unternahm.¹⁸⁸

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so lassen sich diese Aspekte zusammenfassen, war es zu einem Urbanisierungsschub gekommen, der seinen Höhepunkt in den beiden Jahrzehnten um 1900 hatte. Er betraf nicht nur die großstädtischen Regionen, sondern weite Teile des deutschsprachigen Raums. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebte ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung in einer deutlich stärker urbanisierten Welt als die Generationen davor – und zwar auf dem Land wie in der Stadt. Hier wie da entstanden neue Raum- und Zeitstrukturen.¹⁸⁹ »Die ›Bürgerstadt‹ des 19. Jahrhunderts wurde in fast jeder Hinsicht seit den 1890er Jahren endgültig gesprengt«, schreibt Paul Nolte, »nur ihre politische Verfassung überlebte noch bis 1918.«¹⁹⁰ Vergleichbare Prozesse erfassten aber auch viele ländliche Gegenden. Von einem konservativen Land und einer passiven Landwirtschaft kann nicht die Rede sein.¹⁹¹ Dies gilt es im Hinterkopf zu

188 Scholz/Knötel o.J. [1892-1895], 49f.; DTA, Reg.-Nr. 1929, I.6. 1902.

189 Vgl. allgemein Geppert/Jensen/Weinhold 2005.

190 Nolte 1996, 288. Vgl. mit Blick auf die Arbeiterschaft Schmidt 2015, 19ff., 51f. und 62ff.; Tenfelde 2012a; Ehmer 2005.

191 Vgl. am Beispiel Österreichs Langthaler/Sinabell 2006, 31ff.

behalten, wenn im nächsten Kapitel wiederum vor allem städtische Kontexte behandelt werden. An diesen Orten mögen sich gewisse Aspekte der Konsum- und Arbeitsgesellschaft besonders früh oder besonders deutlich gezeigt haben. Daraus lässt sich jedoch nicht schließen, dass die Veränderungen den größten Teil der Zeitgenossen und -genossen kaum oder gar nicht betroffen hätten. Dies gilt auch für jenen zentralen Aspekt der arbeits- und konsumgesellschaftlichen Subjektkultur, von dem das Kapitel hauptsächlich handelt: die Erlebnisorientierung.



Erlebnisorientiert

Die Subjektkultur der Konsum- und Arbeitsgesellschaft

So ganz anders als Berlin oder Paris, wo einem *so jungen Menschen absolut kein Halt geboten* wurde, scheint schon das erste Reiseziel des Freiburger Kaufmannssohns Carl Emil Werner (*1877) nicht gewesen zu sein. Mit seinen rund 100.000 Einwohnerinnen und Einwohnern zählte das Genf der zweiten schweizerischen Landesausstellung zu den Großstädten. Auch Werners Heimatstadt Freiburg hatte in den Jahrzehnten davor ein rasantes Bevölkerungswachstum erlebt. Dennoch empfand der junge Kaufmann die Unterschiede als beträchtlich. Das »Treiben auf den Straßen« in Genf, notierte er, sei »größer als in Freiburg an einem Markttag«. Schon in den Beschreibungen der Genfer Zeit wird auch Werners ambivalentes Verhältnis zur Großstadt erkennbar. Nachdem er die vielfältigen Unterhaltungen der Stadt während mehrerer Wochen genossen hatte, bemerkte er etwa, dass er zu viel Geld »verschludere«. Immerhin waren Theaterbesuche auch für Lehrlinge wie ihn erschwinglich. Zu seinem Befremden aber verschwammen in Genf die Unterschiede zwischen Hochkultur und Varieté. Ebenso vermisste er im Verhalten der Bürgerinnen und Bürger die aus Freiburg gewohnte Distinktion. »Über den Genfer Geschmack bekam ich da eine etwas merkwürdige Ansicht«, bilanzierte er nach den ersten Wochen. »Jedenfalls ist derselbe von dem süddeutschen grundverschieden.«¹ In solchen Bemerkungen mischt sich die ambivalente Haltung gegenüber der Großstadt mit Abgrenzungen, die auf sprachlichen und nationalen Stereotypen basieren. Viele arbeiteten sich hierbei an Bildern der urbanen USA ab.

Der US-Amerikaner Henry Ford hingegen hatte wohl kaum das Leben in New York im Kopf, wenn er dazu beitragen wollte, »diese Welt zu einem erfreulichen Tummelplatz des Lebens zu machen«. Zweifellos verfolgte er in erster Linie seine Geschäftsinteressen. Dazu gehörte neben dem Absatz der Produkte das Propagieren eines produktivistischen Arbeitsethos. Die »Zivilisation« habe »keinen Platz für den Müßiggänger«, erklärte er in seiner Autobiografie *My Life and*

1 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 4.9., 14.12. und 16.9.1897.

Work (1922; dt. 1923). Die Arbeit sei »der Eckstein, auf dem die Welt ruht, sie ist die Wurzel unserer Selbstachtung«. ² Seine Perspektive auf diese Welt unterscheidet sich jedoch in einer wesentlichen Hinsicht von derjenigen Werners und anderer bürgerlicher Beobachterinnen und Beobachter. In seinen Augen war es die »Aufgabe des Geschäftslebens, für den Konsum, nicht aber für den Profit oder die Spekulation zu produzieren«. Alle hätten »bis zu einem gewissen Grade Anrecht« auf »Luxus«. Der Verbrauch, erklärte er an einer anderen Stelle, erhöhe nämlich »die Summe alles Guten«. Für das Selbstverhältnis der modernen Menschen gelte deshalb folgende Maxime: »Wenn wir arbeiten, müssen wir es ernsthaft tun; genießen wir, dann gleichfalls in vollen Zügen.« ³

In dieser Anthropologie der Konsum- und Arbeitsgesellschaft verliert der Verbrauch von Gütern seine ältere Bedeutung als Konsumtion, als passives Gegenstück zur Produktion. Über die Beschwörung einer nationalen Arbeitsgemeinschaft geht Fords Perspektive damit insofern hinaus, als er parallel dazu auch jener – nicht weniger nationalen – Konsumgemeinschaft das Wort redet, die ich im vierten Kapitel beschrieben habe. Entsprechend bezeichnete er die Spekulation nicht als Gefahr für das Subjekt, wie es im Tagebuch Baders und in unzähligen weiteren zeitgenössischen Schriften der Fall ist. In seinen Augen war sie vor allem eine missbräuchliche Form der Allokation von Gütern, da sie vom Dienst am nationalen Gemeinwohl abwich, den er als vordringlichste Aufgabe der Wirtschaft bezeichnete. ⁴ Fords Ansichten unterscheiden sich damit nicht nur deutlich von Werners ambivalenter Haltung gegenüber dem *Treiben auf den Straßen* und im Großbetrieb; sie gehen auch über jene Erwartungen an die Rationalisierung hinaus, die sein Anhänger Friedrich Gottl von Ottlilienfeld hegte. Auch dieser betrachtete den Konsum zwar als notwendiges Gegenstück zur Produktion und forderte »[e]ine reiche, vielleicht überreiche Versorgung, ausdrücklich auch für die breiten Massen. Freilich in allem streng vereinheitlicht, standardisiert«. ⁵ Das »Endziel« aller Produktivitätssteigerungen lag für ihn jedoch anderswo:

Aber für viel breitere Kreise, selbst die breitesten noch, schafft dann die Verbilligung alles Notwendigen Luft und Raum dazu, auch das sondertümlich in Form und Inhalt geadelte Schmuckwerk des

2 Ford 1923, 2, 15 und 140.

3 Ford 1923, 14f., 219 und 107.

4 Ford 1923, insbes. 14f. und 23.

5 Gottl von Ottlilienfeld 1925, 27.

Lebens zu pflegen – und vor allem sich selber zu pflegen, innerlichst gemeint!⁶

Obwohl Antonio Gramsci ein ganz anderes politisches Programm vertrat, sollte die Rationalisierung auch für ihn vor allem die Befriedigung von »Grundbedürfnisse[n]« ermöglichen. »[I]n dem Maße, in dem der Mensch eine größere Zahl von Bedürfnissen befriedigt und sich von ihnen folglich unabhängig [ge]macht« habe, schreibt er, könne »die menschliche Qualität erhöht und verfeinert« werden. Wie Gottl von Ottlilienfeld trauerte er nicht der verlorenen Zeit einer handwerklichen Gesellschaft nach, »wo sich die Persönlichkeit des Arbeiters ganz im geschaffenen Gegenstand widerspiegelte«. Stattdessen argumentierte er, dass die für die Industriearbeit typische Dequalifizierung von Tätigkeiten keineswegs zu einem Abstumpfen der Arbeitenden führe. Sie mache deren Kopf nämlich frei für anderes. Dies führe schließlich zu einem »Zustand vollständiger Freiheit«, was sich etwa in »einem wenig konformistischen Gedankengang« äußern könne.⁷ Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass Gramsci die konsumgesellschaftlichen Phänomene in den USA und in Berlin, wo der »Amerikanismus« auf eine »unmittelbare Aufnahmebereitschaft« gestoßen sei, als Rückschritt betrachtete. Es handle sich dabei letztlich um eine Annäherung an das aristokratische Europa mit seinem unproduktiven Grundrentnertum und seinen ebensolchen Beamtenapparaten.⁸ Wie viele ihrer Zeitgenossinnen und Zeitgenossen forderten Gramsci und Gottl von Ottlilienfeld damit, in den Worten Mary Nolans, »mass consumption but not a culture of consumption«.⁹

Auch Ford kritisierte das Grund- und Kapitalrentnertum, er stellte es jedoch dem aktiven Produzenten-Konsumenten gegenüber. Die herkömmliche Produktionsweise schloss für ihn weniger die Freiheit und die Beschäftigung mit dem Inneren aus, als dass sie die Konsumgesellschaft daran hinderte, sich zu entfalten.¹⁰ In dieser Hinsicht ging er deutlich über seine europäischen Zeitgenossen hinaus. Für die Beschreibung der konsum- und arbeitgesellschaftlichen Subjektkultur ist er aber auch aus einem weiteren Grund interessant: Wenn er die Welt zu einem *erfreulichen Tummelplatz des Lebens* machen

6 Gottl von Ottlilienfeld 1925, 32.

7 Gramsci 1999 [1934], 2080f., 2087 und 2091f.

8 Gramsci 1999 [1934], 2089f. und 2100. Ähnlich argumentiert auch Kracauer 1989 [1930], insbes. 91 ff.

9 Nolan 1994, 119. Zu Gottl von Ottlilienfeld vgl. ebd., 50ff.

10 Ford 1923, 141 ff. und 157 ff. Vgl. allerdings ebd., 314; zur Konsumorientierung Fords vgl. Bänziger 2013, 13 ff.; Nolan 1994, 50ff.

wollte; wenn er forderte, dass man *in vollen Zügen* arbeiten wie genießen solle; wenn er erklärte, dass Verbrauch »positiv, aktiv, lebenspendend« sei, verwendete er eine Begrifflichkeit, die sich auch in den untersuchten Tagebüchern findet.¹¹ Diese Erlebnisorientierung ist das Thema des vorliegenden und des nächsten Kapitels. Neben den strukturellen Veränderungen und der im vierten Kapitel beschriebenen Etablierung neuer Orientierungsrahmen ist ihr Aufkommen ein zentrales Argument dafür, dass es um 1900 nicht bloß zu einer Intensivierung und geografischen Ausweitung älterer Prozesse kam.

Von unzähligen Vergnügungen berichtet der frisch nach Berlin gezogene Kartograf Fritz Reinert (*1880), dessen Tagebuch im Zentrum des ersten Abschnitts steht. Ähnlich wie die Linzer Bedienstete Maria Brunnbauer (1890-1945) genoss er das Leben als Alleinstehender in der Großstadt. Anders als der gleichaltrige Kaufmannssohn Werner und andere Angehörige des Bürgertums scheint er jedoch keinen Anlass gehabt zu haben, dieses Leben als *vorübergehenden Aufenthalt für Vergnügen oder für Arbeit* zu rechtfertigen. Und ebenfalls im Unterschied zu ihnen scheint die Arbeit für ihn bloß in beschränktem Maße als Identitätsangebot fungiert zu haben. Vor diesem Hintergrund frage ich im zweiten Abschnitt nach der Bedeutung, die die vielfältigen Konsumhandlungen und Freizeitaktivitäten für Reinert und seinesgleichen hatten. Explizite Äußerungen über entsprechende Wertvorstellungen fehlen. Doch eine Analyse der verwendeten Sprache zeigt: Wichtig war vor allem das Erleben. Nicht nur in ihrer Emphase geht diese Erlebnisorientierung deutlich über das bürgerliche Amusement oder den Kunst- und Naturgenuss hinaus, die ich im zweiten Kapitel beschrieben habe. Auch ihr sozialer Rahmen war nicht mehr ausschließlich die Familie oder der Bekanntenkreis. Und nicht zuletzt beschränkte sie sich nicht auf die Liebe und die Jugend.

Schon die Lektüre von Reinerts Tagebuch lässt vermuten, dass die Erlebnisorientierung nicht nur Freizeit und Konsum betraf. Wie ich im dritten Abschnitt darlege, prägte sie auch die Wahrnehmung der Arbeit und des Arbeitsplatzes. Sie bildete folglich eine Art subjekt-kulturelle Klammer um die nun zunehmend auch im Alltag wirksam werdende Leitdifferenz von Arbeit/Produktion und Freizeit/Konsumtion – jene Leitdifferenz, der letztlich auch Ford das Wort redete: »Es hat keinen Zweck, das eine mit dem anderen zu verquicken. [...] Ist die Arbeit erledigt, dann ist es Zeit für Vergnügungen.«¹² Genau

¹¹ Ford 1923, 219.

¹² Ford 1923, 107.

weil sich die Erlebnisorientierung nicht an diese Aufteilung des Alltags hielt, stellt sie ein wesentliches Kennzeichen der Konsum- und arbeitsgesellschaftlichen Subjektkultur dar. Vielen bürgerlichen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen hingegen, so zeige ich im vierten Abschnitt, bereitete das moderne Leben großes Unbehagen. Sie ließen sich nicht einfach eine Zeitlang mitreißen wie Werner, sondern litten unter Nervosität und Ermüdung. Viele führten dies auf ein Übermaß an Erlebnissen und Eindrücken zurück, mit denen sie sich konfrontiert sahen. Die Werte und Verhaltensweisen der neuen Zeit hingegen waren ihnen nur ansatzweise zugänglich. Das bedeutet nicht, dass Pessimismus und Ambivalenz nicht selbst Aspekte der kritisierten Moderne waren. Man sollte in ihnen jedoch nicht das prägende Zeichen der Jahrzehnte um 1900 sehen.

1. Nicht nur zum vorübergehenden Aufenthalt: Ein Kartograf zieht in die Großstadt

Das Tagebuch Reinerts beginnt im Mai 1902. Damals lebte der junge Kartograf noch in seinem Elternhaus im niederschlesischen Glogau (heute Głogów). Konkrete Angaben zum Beruf des Vaters lassen sich nicht finden. In einem einige Jahre später publizierten Glogauer Adressbuch sind nur zwei männliche Personen mit dem Namen Reinert verzeichnet, ein Kanzleihilfe und ein Kartograf.¹³ Das Einkommen des Ersteren hätte wohl auch nach vielen Dienstjahren kaum gereicht, um die Lebensweise der Familie Reinert zu finanzieren. Zudem war der Vater offensichtlich über die Geschehnisse in der Branche informiert. Bemerkenswert seien »besonders 2 Neuigkeiten«, notierte der Sohn über einen väterlichen Brief: dass ein ehemaliger Kollege nun auch nach Berlin kommen wolle und dass »Flemming [...] den Chromolithographen gekündigt« habe.¹⁴ Es ist deshalb anzunehmen, dass Vater und Sohn Reinert denselben Beruf hatten. Gut möglich ist auch, dass beide bei der Carl Flemming Verlag, Buch- und Kunstdruckerei A.-G. tätig waren, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eines der größten Verlagshäuser des preußischen Ostens war. Reinert junior gab zwar nirgendwo explizit an, wer sein Arbeitgeber

¹³ Alex 1913.

¹⁴ DTA, Reg.-Nr. 1929, 16.9.1902. Die Chromolithografie war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das häufigste Farbdruckverfahren bei hohen Qualitätsansprüchen. Zu den Gehältern von Büroangestellten vgl. König/Siegrist/Vetterli 1985, 623 ff.; Pierenkemper 1983.

war, zweifellos war er aber in einem großen Betrieb tätig. Im Städtchen Glogau mit seinen damals rund 20.000 Einwohnerinnen und Einwohnern dürfte es nicht viele derartige Unternehmen gegeben haben.¹⁵

In diesem kleinstädtischen Umfeld verbrachte Reinert auch seine freie Zeit. Er spielte Klavier oder Violine, las ein Buch oder ging zusammen mit der Familie oder mit Bekannten spazieren. Fast täglich machte er Freiübungen oder beteiligte sich an den Aktivitäten des örtlichen Turnvereins. Oft ging er auch mit seinen Freunden und Kollegen aus. Sie kegelten oder spielten Billard und Karambolage – nicht selten um Geld. Sie poussierten mit jungen Frauen oder sie tranken Bier im Schützenhaus, im Reichsadler oder in der Stadtbrauerei, wo sie gelegentlich ihre »Späße« mit der Schenkerin machten. Wie Brunnbauer kam auch Reinert an einigen dieser Abende erst nach Mitternacht nach Hause. Die Freizeit auszukosten erlaubten aber auch verschiedene weitere Glogauer Vergnügungen, unter anderen das Hippodrom, das Sehen und Gesehenwerden auf dem Markt, Turn- und Schützenfeste, verschiedene Cafés und Restaurants, gelegentliche Variété-Vorstellungen, die Darbietungen einer Seiltänzertruppe und Konzerte.

An seinen freien Tagen unternahm Reinert darüber hinaus Ausflüge ins Umland. Anfang Juni 1902 etwa beteiligte er sich an der im vierten Kapitel erwähnten Fliederblütenfahrt nach Beuthen (heute Bytom Odrzański), wo er sich in einer Weinstube »8 Becher Maibowle« gönnte. »Ich habe mich kostbar amüsiert. Der Spaß kostete mich genau 6 Mk«, fasste er die Ereignisse des Tages zusammen. Ob aus dieser und ähnlichen Bemerkungen eher ein Stolz über die Trinkfestigkeit oder ein Bedauern über die Kosten spricht, lässt sich nicht feststellen. Jedenfalls scheint Sparsamkeit kein Wert gewesen zu sein, dem sich der junge Mann stark verpflichtet fühlte. Wenn er einmal vermutete, seine momentane Verstimmtheit rühre vielleicht daher, dass er »fast gar kein Geld mehr habe«, dürfte er eher an die nunmehr eingeschränkten Genussmöglichkeiten gedacht haben, als dass er sich für seine Ausgabefreudigkeit schämte.¹⁶

15 DTA, Reg.-Nr. 1929, 21.7. und 22.7.1902, 11.4.1903, Alex 1913, 204, erwähnt sechs weitere Druckereien. Er selbst war der Direktor der Glogauer Druckerei G.m.b.H., die angesichts der Rechtsform möglicherweise ebenfalls eine gewisse Größe hatte, jedoch von Schmidt 1903-1908 nicht erwähnt wird. Zu Flemming vgl. Graf/Pellatz-Graf 2008, Kap. 7.3.5; Schmidt 1903-1908, Bd. 2, Lemma »Flemming, Carl«.

16 DTA, Reg.-Nr. 1929, 25.5., 1.6. und 13.6.1902.

Im Juli 1902 bemerkte Reinert über das Berliner »Adel-Quartett«, mit dessen Mitgliedern er Bekanntschaft gemacht hatte: »Es waren wirkliche schneidige und intelligente Kerls, echte Großstädter mit viel Humor. Es waren 2 Neger und 2 Mulatten. Dieselben konnten sehr schön Billard spielen. Es machte Spaß, ihnen zuzusehen. Sie sprachen meist englisch«. Dass die Großstadt für Reinert sehr positive Konnotationen hatte, zeigt sich auch nach seinem Umzug nach Berlin, wo er am 1. September eine neue Stelle antrat. Befriedigt notierte er über den neuen Arbeitgeber – es dürfte sich um das Geographische Institut Wilhelm Greve gehandelt haben –, dass es »eine feine Anstalt« sei. »Es soll überhaupt das beste Geschäft in Berlin sein. Na ich war nicht böse.« Wie sein Zeitgenosse Werner war er damit als Angestellter in einem größeren Betrieb in der Hauptstadt tätig. Anders als der Freiburger Kaufmannssohn scheint er jedoch nicht den Plan verfolgt zu haben, schließlich wieder *in die Heimat zurück* zu kehren. Das Ende der Anstellung basierte denn auch nicht auf seinem eigenen Entscheid. Im April 1903, als er die Entschädigung für geleistete Überstunden abholen wollte, erhielt er »wegen mangelnder Arbeit« die Kündigung. Sofort gab er sein Zimmer auf. Doch statt nach Glogau abzureisen, machte er sich auf die Suche nach einer neuen Stelle. Ebenfalls im Unterschied zu bürgerlichen Lehrlingen und Studenten, deren Aufenthalte in der Fremde durch die familiären Netzwerke begleitet sein wollten, besuchte er seine Verwandten erst nach sechs Monaten und einer väterlichen Aufforderung.¹⁷

Ähnlich wie die etwas jüngere Bedienstete Brunnbauer, aber ohne deren arbeitsbedingte zeitliche Einschränkungen, genoss Reinert die Vergnügungsangebote der Großstadt in vollen Zügen. Bei seiner Ankunft am Schlesischen Bahnhof wurde er von einem ehemaligen Arbeitskollegen empfangen, der bereits in Berlin lebte und ihm in der Tempelhofer Vorstadt ein »im Verhältnis billig[es]« Vorderhauszimmer besorgt hatte, inklusive »Stiefel[n] putzen, Sachen reinigen und Frühstück«. Nachdem der Neuankömmling sein Gepäck abgelegt hatte, gingen die beiden in einem nahe gelegenen Restaurant essen, wo Reinert in den kommenden Monaten fast täglich Billard spielen sollte. Hier trafen sie einen weiteren Berufskollegen. Zu dritt machten sie nun einen Spaziergang durch die Innenstadt und sahen sich das Reichstagsgebäude, das Brandenburger Tor und weitere Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt an. Anschließend fuhren sie

17 DTA, Reg.-Nr. 1929, 11.7. und 2.9.1902, 1.4., 15.4. und 5.3.1903.

mit der Elektrischen zum Sportplatz Kurfürstendamm. Hier entwickelte sich bald ein reges Leben. Das Wetter sah sehr bedrohlich aus, aber es hielt sich immer noch. Wir nahmen Sattelplatz zu 2,00 Mk. Dadurch hatten wir einen schönen Stand an der Barrière, von wo wir alles übersehen konnten. [...] Das 3. Rennen, 50 km, war das interessanteste. Es rannten Robl, Dickentmann und Salzmann und es ging ziemlich heiß her. Robl ging bei allen dreien glänzend durchs Ziel. Es war spaßig zuzusehen, wenn die Automobile mit den Führern und dahinter der Rennfahrer angesaust kamen. Dazu spielte eine Kapelle. Gegen Dunkelheit war Schluß. Wir spazierten nun den Kurfürstendamm zurück, welches wohl die schönste Straße Berlins ist, alles Villen. Dann setzten wir uns auf die elektr. Hoch- und Untergrundbahn. Es war spaßig, mit ihr zu fahren, besonders durch das durchschlitzte Haus in der Bülowstr. und über den Potsdamer Bahnhof. Hier stiegen wir auch aus und gingen zu essen. Dann spielten wir Billard wobei mir während dem Spiel ein Ball durch die offene Thür auf die Straße rollte, spaßig, nicht wahr? Hierauf spazierten wir auf der Friedrich umher. Hier war mächtiges Leben. Wir wollten Einkehren, kamen aber nicht dazu, weil alles zu voll war. Mit dem Omnibus fuhren wir zu Hause. Um 11 1/2 Uhr ging ich ins Bett, habe schlecht geschlafen, da Ungeziefer im Bett war.¹⁸

Dass Reinert das *rege* oder *mächtige Leben* auf Bahnhöfen und an Vergnügungsorten schätzte, machen schon verschiedene Bemerkungen aus seiner Glogauer Zeit deutlich. In Berlin nun scheint er so richtig auf seine Kosten gekommen zu sein. An zahlreichen Orten, die er hier besuchte, traf er auf ein solches Gedränge, dass manchmal kaum ein Durchkommen war. Entsprechend scheint er es als bemerkenswert betrachtet zu haben, wenn einmal nicht viel los war. Nachdem er das erste Mal in der »Neuen Welt« gewesen war, einem seit den 1880er Jahren sukzessive ausgebauten Vergnügungsareal auf der Neuköllner Hasenheide (vgl. Abb. 5.1), notierte er: »Hier war im Garten einige Buden u. Schaukel, aber sonst nicht viel Leben.« Das Varieté um 18 Uhr hingegen sei dann »gut besucht« gewesen, leider aber hätten sie »um 9 1/2 schon Schluß« gemacht.¹⁹

18 DTA, Reg.-Nr. 1929, 31.8.1902.

19 DTA, Reg.-Nr. 1929, 21.9.1902. Zur Hasenheide und zur »Neuen Welt« vgl. die Hinweise im vierten Kapitel, Abschnitt 1 (insbes. Fußnote 32); zur »Neuen Welt« auch Reg.-Nr. 862, 3.3.1930.



Abb. 5.1: Die »Neue Welt« auf der Berliner Hasenheide um 1900.

Reinert wollte alles genießen, was das Berlin der Jahrhundertwende zu bieten hatte. Dazu gehörte das Bad in den Menschenmengen auf den Straßen oder bei den neu aufkommenden Zuschauersportarten genauso wie die Bewunderung von Sport- und anderen Idolen. Eine der Disziplinen, die am meisten für diese Interessen stehen, war der Radsport. Dass Reinert gleich am Ankunftstag ein Steherrennen unter Beteiligung des damals wohl bekanntesten deutschen Radrennfahrers, Thaddäus Robl, seines Freundes und schärfsten Konkurrenten Piet Dickentman sowie dessen Schützling Bruno Salzmann erlebte – allesamt ähnlichen Jahrgangs wie der Diarist selbst –, ist deshalb nicht nur ein Zufall. Ähnliches lässt sich auch für andere Unterhaltungen feststellen. In der Oper etwa begeisterte sich Reinert für den aus Lissabon stammenden und damals auf dem Höhepunkt seiner Karriere stehenden Bariton Francisco d’Andrade.²⁰

Auf dem Laufenden hielt sich der Wahlberliner über Tipps von Freunden und Bekannten und über Zeitungen.²¹ Neben den bereits erwähnten Angeboten besuchte er das Varieté Wintergarten, wo der

²⁰ DTA, Reg.-Nr. 1929, 26.11.1902. Zum Theaterpublikum und zu den in Theatern Beschäftigten vgl. Becker 2014, Kap. 3.1 und 3.2; zu den Menschenmengen in Vergnügungsparks Niedbalski 2018, 351ff.; zur Geschichte des Radsports zwischen bürgerlicher Distinktion, sportlicher Leistung und arbeitertlichem Vergnügen Ebert 2010; zum Wettbewerbssport allgemein Pyta 2009.

²¹ DTA, Reg.-Nr. 1929, 5.4.1903. Vgl. Morat 2016, 9f.

Kaufmannssohn Werner den Silvesterabend 1898/99 verbracht hatte. Darüber hinaus gehörten Operetten und Theateraufführungen im Berliner Theater, dem Apollo-Theater oder dem Theater des Westens genauso zu Reinerts Freizeitprogramm wie ein Gesellschaftsabend der Neuen Dramatischen Vereinigung im Alhambatheater, anlässlich dessen Gerhart Hauptmanns *Einsame Menschen* (1891) gespielt wurde, oder Konzerte des 1898 von Richard Strauss gegründeten Berliner Tonkünstler-Orchesters.²² Mit großem Interesse hörte sich der Kartograf auch einen Vortrag über »Tausend Jahre Deutscher Kultur« in der Urania an. Er besuchte die Schlachtendarstellungen und die ausgestellten Waffen im Zeughaus, den Zoologischen Garten, einen »Damenringkampf« im Varieté Elysium und eine vom »Künstlerpaar Fly und Slade« geleitete »Amerikanisch-spiritistische Sitzung« im Architektenhaus. Neben herkömmlichen Speiselokalen verpflegte er sich unter anderem in den damals aufkommenden Automaten- und vegetarischen Restaurants.²³ Wie schon viele Diaristinnen und Diaristen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unternahm er daneben Fußtouren und Ausflüge zu den Seen und Kanälen, Dörfern und Schlössern des Berliner Umlands. Im Winter kam das Schlittschuhlaufen auf den zahlreichen Eisbahnen der Stadt hinzu.

Vergleichsweise selten waren die Abende, an denen Reinert früh schlafen ging oder die er musizierend, lesend oder mit dem Ausbessern von Kleidungsstücken verbrachte. So an einem Sonnabend im Dezember 1902, an dem er sich von der Wirtin das Zimmer einheizen ließ, um es sich »gemütlich« zu machen. Deutlich häufiger nahm er die Möglichkeit wahr, auf dem Nachhauseweg »von einem Mädchel angelabert« zu werden und mit in deren »Wohnung« zu gehen. »3,50 abgeknöpft, kurzes Vergnügen, bald wieder entlassen, kam gar nicht zur Besinnung«, kommentierte er einmal. Der genannte Betrag entsprach ziemlich genau dem Tagesbudget von rund 3,70 Mark, das Reinert mit seinem erklärtermaßen erfreulichen Monatsgehalt von 110 Mark im September 1902 zur Verfügung stand.²⁴ Mit bis zu 22 Mark vergleichsweise »schwe-

22 DTA, Reg.-Nr. 1929, 16.11.1902 und 18.1.1903 (Wintergarten), 26.2.1903 (Berliner Theater), 23.1.1903 (Apollo-Theater), 26.11.1902 (Theater des Westens), 27.2.1903 (Neue Dramatische Vereinigung Berlin) und 9.10.1902 (Tonkünstler-Orchester). Zu den zeitgenössischen Berliner Theatern vgl. Becker 2014, insbes. Kap. 2.2.

23 DTA, Reg.-Nr. 1929, 9.11.1902 (Vortrag), 30.11.1902 (Zeughaus), 14.9.1902 (Zoo), 20.3.1903 (Ringkampf), 11.1.1903 (Künstlerpaar) und 11. und 20.9.1902 (Restaurants). Zu den Automatenrestaurants vgl. Epple 2010, Kap. 3.3.

24 DTA, Reg.-Nr. 1929, 6.12. und 6.9.1902, 5.9.1903. Werner hatte 1898 im Kaufhaus Gerson nur 75 Mark verdient (vgl. Reg.-Nr. 1798.1, 30.9.1898).

res Geld« kosteten die Abende in der »Felsengrotte« und anderen »Weiberkneipe[n]«, wo der Kartograf für den reichlichen Weinkonsum aufzukommen hatte. Er habe »es aber nicht bereut«, erklärte er einmal, »denn es waren köstliche Stunden, die ich mit meiner Grete verlebte, und ich war böse, als ich um 9 Uhr gehen mußte. An diesen Spaß habe ich mich gern erinnert und werde dieses auch noch manchmal thun.«²⁵

Reinert genoss nicht nur die Berliner Unterhaltungen, sondern auch das vielfältige Angebot in den Läden und Warenhäusern. Schlittschuhe kaufte er sich zu Beginn des Winters »bei Birkholz [...] zu 2,50 Mk«. Handschuhe bekam er im Warenhaus Tietz. Das »Arbeitszeug« erstand er in Spezialgeschäften wie Rolt und Steinberg, den »Arbeitsrock« im Großkaufhaus von Heinrich Jordan, in dem seit dem Umbau von 1893 mehrere hundert Angestellte auf 8000 Quadratmetern Stoffe und Bekleidung anboten.²⁶ Anfang Dezember 1902 kaufte er sich in der »Goldenen 110«, einem bekannten Warenhaus an der Leipziger Straße, einen neuen Anzug. Schon am 13. Dezember fuhr er erneut in diese Gegend. Er sah sich die Schaufenster an, »die zur Weihnachtszeit geschmückt waren«. Seine Einkäufe für die Festtage führten ihn dann zum Alexanderplatz und zur Belle-Alliance-Brücke, wo er nebst weiteren »Kleinigkeiten« ein »Postkartenalbum sowie einige Nippessachen« und »Figuren« kaufte. Kurz nachdem er an Heiligabend bei seinen Eltern in Glogau angekommen war, »ging die Schenkerei los«. Mutter und Bruder überreichte er die aus Berlin mitgebrachten Sachen, dem Vater gab er »Geld zu 50 Cigarren«.²⁷

Reinerts Kaufverhalten ist beispielhaft für den »Übergang zum klassenübergreifenden Konsum« im frühen 20. Jahrhundert. Sein Tagebuch ist aber auch aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive interessant. Wie andere Historikerinnen und -historiker argumentiert Erica Carter, von der die zitierte Formulierung stammt, dass die Frauen bei der Etablierung dieses neuen »Konsumismus« die »Vorreiterinnen« gewesen seien. Erst im späten 20. Jahrhundert lasse sich auch eine »spezifisch männliche Konsumentenidentität« erkennen, zunächst hingegen hätten sich die Männern vor allem über die Sphären der Arbeit und der Öffentlichkeit definiert. Gleich im Anschluss an die zitierte Stelle weist Carter allerdings selbst darauf hin, dass diese Thematik noch wenig untersucht sei.²⁸ Zumindest für Tagebücher und

25 DTA, Reg.-Nr. 1929, 6.9.1902 und 2.1.1903.

26 DTA, Reg.-Nr. 1929, 18.11., 1.9., 4.11. und 21.11.1902, 11.3.1903. Vgl. Spiekermann 1999, 236ff.

27 DTA, Reg.-Nr. 1929, 7.12., 13.12. und 22.-24.12.1902.

28 Carter 2009, 161 und 170f.

vergleichbare Quellen gilt dieser Befund *grosso modo* auch heute noch. Arbeiten zur Subjektgeschichte des Konsums, die sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten unter anderem der Figur des »Citizen Consumer« gewidmet haben, interessieren sich vor allem für Organisationen und Institutionen, die die Konsumierenden repräsentieren.²⁹ Frank Trentmann zum Beispiel stützt seine Argumentation auf Personen und Gruppen, die entweder im Namen der Konsumierenden das Wort ergriffen oder Wissen über diese produzierten.³⁰ Vor diesem Hintergrund ist es vielleicht gar nicht so erstaunlich, dass die Analyse von Tagebüchern ein durchaus anderes Bild ergibt. Sie ermöglichen es, innerhalb eines ganz anderen medialen Rahmens an die konsumierenden Menschen heranzutreten.³¹

Die Tagebuchnotizen Reinerts zeichnen sich denn auch nicht nur durch die ausführlichen Beschreibungen seiner Freizeit- und Konsumaktivitäten aus. Ebenso auffällig ist, dass die Arbeit und der Berufsalltag einen klar nebensächlichen Stellenwert einnehmen. Schon als er noch in Glogau lebte, erwähnte er seine Tätigkeit als Kartograf meistens nur mit Blick auf den Arbeitsweg, gleich nach der täglichen Notiz über das Wetter: »Etwas Regen, bedeckt. Früh ging ich über den Dom, den Fürstweg an der Eisenbahnbrücke zurück ins Geschäft.« Die Mehrzahl der weiteren Bemerkungen über seine Tätigkeit als Kartograf handelt in dieser Zeit von Bewerbungen bei Betrieben in Leipzig und Berlin. Noch weniger aufzeichnungswürdig scheint für Reinert die Arbeit in Berlin gewesen zu sein. Anstelle des Arbeitswegs notierte er nun beinahe täglich die Uhrzeit, zu der er das Geschäft verließ: »Bis 4½ habe ich gearbeitet, dann ging ich bis Breite Str. und sah mir das Warenhaus Herzog an, wobei ich mir einige Cravatten kaufte.« Es scheint, als habe er den Beginn der vergnügten Zeit nach Geschäftsschluss kaum erwarten können. Nach den zuhause in Glogau verbrachten Weihnachtstagen 1902 schrieb er in diesem Sinne: »Heute ging ich wieder arbeiten, ich hatte aber dazu nicht die geringste Lust. Daher war ich froh, als es 4½ Uhr war und ich heimgehen konnte.«³²

29 Vgl. etwa Oldenziel/Bruhèze/Wit 2005, 127. Eine aktuelle Übersicht bringt Van Dam 2015. Für die jüngere Literatur vgl. auch Berghoff 2012; Brückweh 2011.

30 Vgl. etwa Trentmann 2006.

31 Auf die Frage, inwiefern das Medium Tagebuch selbst das Formulieren einer »Konsumentenidentität« unterstützte, gehe ich im sechsten Kapitel ein.

32 DTA, Reg.-Nr. 1929, 6.6., 10.12. und 30.12.1902. Zu den Bewerbungen vgl. ebd., 31.5., 6.6.ff. und 9.7.1902.

Nur selten dagegen ist auf den insgesamt 312 Seiten von Reinerts Tagebuch der Inhalt der Arbeit ein Thema. Während der Glogauer Zeit war ihm einmal das Anfertigen einer »Karte vom Industriebezirk im Rheinland und Westfalen« aufgetragen worden. Er müsse nun »sehr fleißig« sein, kommentierte er, da er daran rund acht Monate zu arbeiten habe. Und im Zusammenhang mit den Bewerbungen notierte er einmal, dass er seine Arbeitsproben zurückerhalten habe. Über die Absage sei er »zuerst ärgerlich« gewesen, »später mußte ich mich selbst trösten«. Die Firma habe nämlich kritisiert, dass er unpräzise arbeite. Das gute Arbeitszeugnis aus Glogau und das Bedauern des Vorgesetzten, als er schließlich kündigte, lassen allerdings vermuten, dass seine Arbeiten in den meisten Fällen geschätzt wurden.³³

Diese spärlichen Notizen belegen, dass Reinert seine Arbeit durchaus ernst nahm. Vergleicht man sie jedoch mit der Bedeutung, die die Arbeit in bürgerlichen und manchen handwerklichen Tagebüchern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hatte, so dürfte der junge Mann dennoch ein eher instrumentales Verhältnis zur Kartografie gepflegt haben. Die täglichen Stunden im Betrieb scheinen für ihn vor allem deshalb wichtig gewesen zu sein, weil sie für die materiellen Grundlagen eines mit Vergnügungen ausgefüllten Lebens sorgten. Weitgehend unreflektiert blieben aber auch diese Praktiken. Die Beschreibungen des fast pausenlosen Genießens wurden nicht von explizit formulierten Werten und Handlungsskripten begleitet. Es fehlen Normen, die dem Mäßigungsdenken oder dem Amusement des Bürgertums vergleichbar wären. Vor diesem Hintergrund gilt es im Weiteren zu untersuchen, ob den beschriebenen Praktiken auch ein bestimmtes Selbstverhältnis entsprach. Interessante Ansatzpunkte für die Beantwortung dieser Frage bieten jüngere Arbeiten zur Soziologie des Konsums, auf die ich zu Beginn des folgenden Abschnitts eingehe.

2. Weder Amusement noch Abenteuer: Konsum als Erlebnis

Nicht nur dank des US-Amerikaners Thorstein Veblen und des Franzosen Gabriel Tarde, von denen im vierten Kapitel die Rede war, war der Konsum eines der zentralen Themen der sich um 1900 etablierenden Soziologie. In Frankreich etwa interessierte sich Maurice Halbwachs in seinem Buch *La classe ouvrière et les niveaux de vie*

33 DTA, Reg.-Nr. 1929, 4.6. und 12.6.1902. Zu Letzterem vgl. ebd., 21.7., 22.7., 26.7. und 19.7.1902.

(1912) für die Bedürfnisse und den Lebensstandard von Arbeiterhaushalten in den zeitgenössischen Industriegesellschaften.³⁴ Ähnliches lässt sich für den deutschsprachigen Raum feststellen. Ebenfalls im vierten Kapitel habe ich bereits auf Werner Sombarts Buch *Luxus und Kapitalismus* aus dem Jahr 1913 hingewiesen. In Arbeiten wie dieser blickt immer wieder eine Ambivalenz zwischen einem Willen zur Beschreibung der Gegenwart einerseits und der Sozialisation der Schreibenden im Bürgertum des 19. Jahrhunderts andererseits durch. Sie äußert sich etwa in Bezügen zum Ethos der Mäßigung und Arbeitsamkeit; diesem gegenüber fungieren Identitätskonzepte, die weitgehend auf dem Konsum industriell produzierter Waren und dem Genuss kommerzieller Unterhaltungsangebote gründen, als Negativfolien – wenn sie denn überhaupt thematisiert werden. Für eine Geschichte konsumorientierter Selbstverhältnisse sind solche Arbeiten deshalb nur von eingeschränktem Interesse.

Trotz aller Feinheiten der Argumentation und ungeachtet seiner Bewunderung für die ästhetische Innovationskraft des »Demimonde« gilt dies nicht zuletzt auch für die Schriften Georg Simmels. Im Vergleich zur »Differenziertheit, Personalität, Bewegtheit« des »männlichen Wesen[s]« – gemeint ist der bürgerliche Mann – beschreibt er die zeitgenössische Berufsarbeit und Modeorientierung als defizitäre Formen der Individualisierung, die nicht ohne den schützenden Mantel des Kollektivs existieren können. Der Beruf bedeute für die Männer, »in einen Kreis relativen Nivellements« einzugehen. Damit könnten sie »die Mängel und Unzulänglichkeiten des rein persönlichen Daseins decken«. Für die Frauen hingegen, denen die Möglichkeiten des Berufslebens kaum offenstünden, sei die Mode »eine Entlastung des Individuums von der Verantwortlichkeit für seinen Geschmack und sein Tun – andererseits doch eine Auszeichnung, eine Betonung, eine individuelle Geschmücktheit der Persönlichkeit«. ³⁵ Für Simmel waren die modernen Identitätsangebote der Mode und der Berufsarbeit also letztlich defizitär.³⁶ Insofern sie geschlechtlich markiert sind, werden sie darüber hinaus auch als komplementär zueinander verstanden. Diese Darstellung nahm zeitgenössische normative Debatten auf.³⁷ Zugleich etablierte sie ein Narrativ, an dem sich, wie ich bereits angedeutet habe, die Geschlechtergeschichte des Konsums bis

34 Halbwachs 1912. Vgl. Coffin 1999; zur Geschichte des Lebensstandards Simmons 2015.

35 Simmel 1908.

36 Vgl. auch Schrage 2009, 260.

37 Vgl. etwa Eifert 2011.

heute orientiert.³⁸ Nicht zuletzt deshalb trägt sie wenig zur Analyse der Tagebücher von Zeitgenossen und Zeitgenossinnen wie Brunnbauer und Reinert bei.

Einem solchen Projekt einer historischen Soziologie konsumorientierter Subjekte haben sich in jüngerer Zeit verschiedene Autorinnen und Autoren gewidmet. Viele beziehen sich dabei auf Simmel und auf Colin Campbells grundlegende Studie *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism*.³⁹ Davon ausgehend und am Beispiel von Gustave Flauberts Roman *Madame Bovary* (1857) argumentiert etwa Andreas Reckwitz, dass die hegemonialen Werte des Bürgertums einer positiven Würdigung des Konsums diametral gegenüber gestanden hätten. Im »moralischen Dreiercode der bürgerlichen Kultur«, bestehend aus Arbeit, Familie und Bildung, habe er geradezu »als Bedrohung einer rationalen Lebensführung erscheinen« müssen. Es seien deshalb die »ästhetischen Gegenbewegungen« von der Romantik bis zur Gegenkultur gewesen, »die zunächst gegen die bürgerliche Moderne und aus einer Minderheitsposition Ansätze eines konsumierenden Subjekts, Ansätze einer Ästhetisierung der Objektwelt und zur Stilisierung des Ichs« geliefert hätten. Der Beitrag der Romantik zur Genealogie des konsumorientierten Subjekts liege insbesondere darin, dass sie »nicht das äußere, aktive Handeln, sondern das innere Erleben als Kern moderner Subjektivität« betrachtet habe. Diese Themen seien von den Avantgarde-Bewegungen der Jahre um 1900 aufgenommen und durch die Suche nach Möglichkeiten der Transgression in verschiedenen Lebensbereichen zugespitzt worden. Die Gegenkultur der 1960er und 1970er Jahre schließlich habe diese ästhetischen Projekte um das Lustprinzip und den Willen zur Selbststilisierung ergänzt.⁴⁰

Reckwitz betont, dass von einem linearen Prozess der Individualisierung seit der Romantik nicht die Rede sein könne und dass die Aufwertung des Individuums mit neuen Verpflichtungen einhergegangen sei. Dennoch vertritt er die These, dass ein »emphatischer Begriff von Individualität« ein wesentlicher Aspekt konsumorientierter Selbstverhältnisse sei. Den Abschied von den bürgerlichen Leitvorstellungen des 19. Jahrhunderts stellt er vor diesem Hintergrund als langsam verlaufenden Transformationsprozess dar, dessen erste Phase die »organisierte Moderne« der 1920er bis 1970er Jahre gewesen sei. In

38 Vgl. etwa Carter 2009.

39 Campbell 1987.

40 Reckwitz 2006a, 429, 426 und 430.

diesem Zeitraum sei Konsum erstmals allgemein positiv bewertet worden. Gleichzeitig jedoch habe ein hoher Konformitätsdruck geherrscht. Die bürgerlichen Werte der Mäßigung und der Zweckorientierung seien wichtig geblieben. Erst in den vergangenen Jahrzehnten habe dieser normative Rahmen von Konsumpraktiken einer Hegemonie des »individualästhetischen Konsumsubjekts« Platz gemacht.⁴¹

Bezüglich der Geschichte konsumorientierter Selbstverhältnisse propagiert Reckwitz damit eine Darstellung, die inhaltlich wie hinsichtlich der Periodisierung klassischen sozial- und geschichtswissenschaftlichen Narrativen über die Geschichte des 20. Jahrhunderts folgt. Dazu gehört die These vom Aufstieg des Fordismus ab den 1920er Jahren und seiner Ablösung durch den Postfordismus in den 1960er und 1970er Jahren. Ähnlich argumentieren aber auch Darstellungen, die durch Konzepte wie die *Trente Glorieuses*, die Boomjahre oder den Wertewandel strukturiert werden.⁴² Reckwitz kombiniert sie mit einer zweiten Erzählung, nach der Positionen, die innerhalb des Bürgertums des 18. und 19. Jahrhunderts marginal gewesen waren, im 20. Jahrhundert allgemein verbindlich wurden. In einem anderen Text spitzt Reckwitz diese Darstellung zu, indem er der »Subjektkultur der Postmoderne« eine »Doppelstruktur von Selbstästhetisierung und Selbstoptimierung« zuschreibt, die »zur Hälfte auf die anti-bürgerlichen ästhetischen Bewegungen und zur anderen auf die bürgerliche Selbstregierung« zurückgreife. Mit anderen Worten: Das Bürgertum hat sich seit den 1960er Jahren mit seiner aus ihm selbst hervorgegangenen Antithese versöhnt und ist damit zu seiner eigentlichen Bestimmung gelangt. In diesem umfassenden dialektischen Rahmen können nicht-bürgerliche soziale Gruppen letztlich nur noch eine passive Rolle spielen. Dies zeigt sich zum Beispiel in der These, dass die »Angestelltenkultur« der 1920er und 1930er Jahre letztlich bloß eine »halbierte Ästhetisierung betrieben« habe.⁴³ Im besten Fall trugen Personen wie Reinert und Brunnbauer also durch ihre Konsum- und Freizeitpraktiken zu einer Ausweitung der Handlungsmöglichkeiten der Avantgarde bei – indem sie etwa Simmels *Demimonde* bevölkerten.

Trotz dieser im Allgemeinen wenig überzeugenden Darstellung lohnt es sich, auf einen der von Reckwitz angesprochenen Themen-

41 Reckwitz 2006a, 430, 431 ff.

42 So bei Doering-Manteuffel 2019, Kap. 1; Doering-Manteuffel/Raphael 2012, 124; Horn 2002, 112. Vgl. auch Bänziger 2015a; Bänziger 2013.

43 Reckwitz 2010, 184; Reckwitz 2006a, 432.

bereiche genauer einzugehen. Wenn man die These einer Aufwertung des Erlebens vom Ballast der romantisch-avangardistischen Herkunftserzählung befreit, bietet sie nämlich einen interessanten Ansatzpunkt für die Beschreibung der arbeits- und konsumgesellschaftlichen Subjektkultur. Wie ich im Folgenden zeige, erlaubt es der Begriff des Erlebnisses, die Forderungen Brunnbauers und Reinerts nach *mehr Unterhaltung*, ihre positive Bewertung des *regen* und *mächtigen Lebens* oder ihren Gebrauch von Wörtern wie *spaßig* genauer zu bestimmen. Reckwitz' Dichotomie von Äußerlichkeit/Aktivität und Innerlichkeit ist dabei allerdings wenig hilfreich.

Ebenso wenig lässt sich die in den Tagebüchern erkennbare Erlebnisorientierung als populäre Version der zeitgenössischen Lebensphilosophie fassen. Zwar stellte auch Wilhelm Dilthey das Erlebnis ins Zentrum seiner Überlegungen. »In dem Erlebniss wirken die Vorgänge des *ganzen Gemüthes* zusammen. In ihm ist Zusammenhang gegeben, während die Sinne nur ein Mannigfaltiges von Einzelheiten darbieten. Der einzelne Vorgang ist von der ganzen Totalität des Seelenlebens im Erlebniss getragen«, erklärte er in seinen 1894 vorgelegten *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie*. Diesem von ihm favorisierten Modus der verstehend-erlebenden Erkenntnis stellte er die erklärenden Herangehensweisen der Naturwissenschaften diametral gegenüber:

Wir erklären durch rein intellectuelle Prozesse, aber wir verstehen durch das Zusammenwirken aller Gemüthskräfte in der Auffassung. Und wir gehen im Verstehen vom Zusammenhang des Ganzen, der uns lebendig gegeben ist, aus, um aus diesem das einzelne uns faßbar zu machen.⁴⁴

Brunnbauer und Reinert hatten keinen Sinn für die lebensphilosophische Kritik an jener industrie- und technikbasierten Moderne, deren Angebote sie in vollen Zügen genossen.⁴⁵ Sie interessierten sich auch nicht für die Unterscheidung von intellektuellen und verstehenden Praktiken oder andere erkenntnistheoretische Fragen. Noch weniger ging es ihnen darum, das *Mannigfaltige* ihrer Sinneswahrnehmungen

44 Dilthey 1924 (1894), 172 (Hervorhebung i.O.). Zum Erlebnisbegriff der Lebensphilosophie vgl. auch Schrage 2004, 298ff.; Gerlach 1990, 13; Cramer 1972, Sp. 706f., sowie, in heuristischer Absicht, Hettling 1998, 21. Historisch unspezifisch ist der Begriff der Erlebnisgemeinschaft bei Merkel 2014.

45 Den bürgerlichen, antimodernen Zug der Lebensphilosophie betont Gerlach 1990. Ähnlich argumentiert auch Doering-Manteuffel 2019, insbes. 179, mit Blick auf den Antihistorismus.

in einen *Zusammenhang* zu stellen – die Ganzheit oder »mächtige Wirklichkeit des Lebens« zu erfahren, »wie die grossen Schriftsteller und Dichter sie aufzufassen bestrebt waren«.46 In mancherlei Hinsicht lassen ihre Tagebücher hingegen eine Haltung erkennen, die Gerhard Schulze in seinem Buch über die *Erlebnisgesellschaft* als »Projekt des schönen Lebens« beschreibt. Darunter versteht er eine spezifische Form der Ästhetisierung des Alltagslebens, die auf einer allgemeinen Orientierung am Glück, am Spaß und am Genuss basiere. Ihr entspreche eine Relativierung des bürgerlichen Handlungsmusters der aufgeschobenen Befriedigung. Zugleich weist Schulze darauf hin, dass die Erlebnisorientierung nicht als Individualisierung missverstanden werden dürfe. Die Forderung nach einem individuellen Stil führe vielmehr zum Entstehen »alltagsästhetische[r] Schemata« oder, in den Begriffen dieser Studie, von sozial vermittelten Verhaltens- und Gefühlsskripten. Weitgehend im Einklang mit den erwähnten Darstellungen der Geschichte des 20. Jahrhunderts situiert Schulze das Aufkommen dieser Haltung allerdings in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts – viele Jahrzehnte nach dem Entstehen der hier beschriebenen Tagebücher.47

Ein den bisher diskutierten Arbeiten vergleichbarer Periodisierungsvorschlag strukturiert auch Dominik Schrages historische Soziologie des Konsums. Ausgehend von Campbells Studie und ähnlich wie Reckwitz schreibt er das Aufkommen der modernen Erlebnissemantik der bürgerlichen Romantik zu. Zugleich aber geht er in wesentlichen Aspekten über diese Darstellungen hinaus. Den modernen Konsum, so führt er aus, könne man nur dann adäquat fassen, »wenn man die Doppelstellung berücksichtigt, die ihn als Bestandteil der Kreisläufe eines genuin modernen, operativ geschlossenen Wirtschaftssystems *und* als einen auf dieses bezogenen modernen Erfahrungsraum auszeichnet«. Anders als Reckwitz hebt er damit die Bedeutung der im vierten Kapitel beschriebenen, nationalökonomisch gerahmten Produktion und Konsumtion von Gütern für das Entstehen des modernen Konsums hervor. Zugleich weist er aber darauf hin, dass konsumorientierte Wünsche, Erwartungen und Gefühle nicht einfach in ihrer ökonomischen Funktion aufgehen, also ihrer Rolle für die Intensivierung des Wirtschaftskreislaufs. Das darin erkennbare »konsumistische Weltverhältnis« entziehe sich nicht nur »traditionsbezogenen«, sondern auch »institutionellen Ansprüchen und Verpflichtungen«,

46 Dilthey 1924 (1894), 156.

47 Schulze 1992, 35 und 123 (Zitate). Zu Letzterem vgl. ebd., insbes. 15 f., 22 und 53 f f. Schulzes Periodisierung kritisiert auch Trentmann 2017, 428 f.

wie sie vonseiten der Konsumgüterindustrie oder der Werbung formuliert werden, immer wieder. Letztlich orientiere es sich am Genuss. Moderner Konsum sei ein »Medium der Emotionserzeugung«.48

Eine »Wertschätzung« aufgrund ihrer »emotionalen Genussqualitäten«, schreibt Schrage weiter, könnten auch Massenprodukte erhalten. Der moderne Konsum unterscheide sich deshalb grundlegend von der Luxuskonsumtion, die sich am »Verfeinerungsgrad und Herstellungsaufwand der Dinge« orientiere. Als Vertreter der Konsumsoziologie des 20. Jahrhunderts erweist er sich dabei insofern, als er der Genuss- oder Erlebnisorientierung eine inhärente Steigerungslogik unterstellt. Sie helfe, die für die Moderne charakteristische Kontingenz – Reinhart Kosellecks Auseinandertreten von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont – positiv zu besetzen.49 Gleichzeitig relativiert er diese Bestimmung jedoch mit einem entscheidenden Argument: Der Konsum sei nicht allein ein »Mittel der Erlebnisüberbietung«. Auch seine »integrative oder konformitätssichernde Funktion« trage dazu bei, »die Kontingenzen moderner Lebenslagen und -läufe« bis zu einem gewissen Grad aufzufangen. Vor diesem Hintergrund relativiert er die Unterscheidung zwischen dem angeblichen Konformismus der Zwischen- und Nachkriegszeit und dem Individualismus des postfordistischen Konsums: In jedem Fall gehe es letztlich um soziale Inklusion.50

Diese Perspektiven sind in verschiedener Hinsicht anschlussfähig für die vorliegende Untersuchung. Dazu müssen sie jedoch von ihrer Fokussierung auf die USA der 1910er und 1920er Jahre beziehungsweise auf die Weimarer Republik und die Bundesrepublik gelöst werden. Nicht nur die für dieses Buch untersuchten Tagebücher zeigen, dass wichtige Aspekte der von Reckwitz, Schulze und Schrage beschriebenen Prozesse im deutschsprachigen Raum schon um die Wende zum 20. Jahrhundert erkennbar sind. Auch Bemerkungen, die Kaspar Maase schon vor einiger Zeit präsentierte, lassen sich in diesem Sinne verstehen. So zitierte er einen Volksschulrektor, der kurz nach der Jahrhundertwende bei seinen Schülern einen »unwiderstehlichen Drang nach Freude« erkannte, welcher sich freilich für ganz andere Dinge interessiere als für bürgerliche Kunstgenüsse.51 Auf der Basis

48 Schrage 2009, 255 (Hervorhebung i. O.) und 257. Vgl. ebd., 125 ff.

49 Schrage 2009, 257 ff. (Zitat: 257). Vgl. auch Schrage 2004. Schrage stützt sich dabei auf Makropoulos 2008; Makropoulos 1989. Ähnlich argumentiert auch Campbell 1987, 205 f.

50 Schrage 2009, 255 ff. und 263 ff. (Zitate: 255 und 258 f.). Vgl. auch Geisthövel 2014, 184 ff.

51 Maase 2000, 432. Vgl. auch ebd., 439 f.

solcher Impressionen und unter Verweis auf Schulzes *Projekt des schönen Lebens* hat Maase später die Geschichte des 20. Jahrhunderts als Geschichte von Gesellschaften beschrieben, in denen alltägliche ästhetische Erfahrungen, die oftmals eine körperliche Dimension haben, eine zunehmende Bedeutung erlangten.⁵² Nicht zuletzt mit Blick auf diese Überlegungen schlägt Alexa Geisthövel vor, popkulturelle Selbstverhältnisse allgemein unter der Perspektive »des gelebten Lebens« zu untersuchen. Der Begriff der »Lebenssteigerung« steht hierbei nicht in jedem Fall für das Streben nach immer intensiveren Momenten. Er kann schlicht für jene Wertschätzung eines »durch Erlebnisse erfüllte[n] Leben[s]« stehen, das, wie die folgenden Ausführungen zeigen, auch in vielen Tagebüchern des frühen 20. Jahrhunderts erkennbar ist.⁵³

Diese Diaristinnen und Diaristen strebten kaum danach, etwas Besonderes zu sein. Zwar bemerkte Reinert einmal: »Es ist doch eigentlich ganz schön, wenn man selbst immer als wichtige Person angesehen wird, wie es bei mir der Fall jetzt ist.«⁵⁴ Über diese Auszeichnung berichtete er jedoch nicht im Zusammenhang mit einer beruflichen Leistung. Er verdankte sie der schlichten Tatsache, dass er nach Berlin zog, während seine Freunde in Glogau zurückgeblieben waren. Ohne Zweifel hingegen wollten der Kartograf und viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen etwas Bemerkenswertes zu berichten haben: »Gott mein lb. [liebes; pb] Tagebuch gar nichts intresantes kann ich dir erzählen, weißt mich intresiert ja selber nichts«, beklagte sich Brunnbauer.⁵⁵ Ähnliche Bemerkungen finden sich zwar auch in Texten bürgerlicher Diaristinnen und Diaristen in großer Zahl. Meist erachteten sie jedoch jene Dinge für erwähnenswert, die eine biografische oder moralische Bedeutung hatten.⁵⁶ Wenn etwa die Fabrikantentochter Bader einmal »nichts Besonderes erlebt« hatte, hielt sie sich trotzdem dazu an, die »Gedanken, die oft gar zu gottlos u. unfrom sind mitzuthelen« und »dem Herrn« zu danken, »daß Er uns bis hieher gebracht hat«.⁵⁷ Brunnbauer und besonders Reinert hingegen hielten in ihren Tagebüchern vor allem eine Vielzahl von Erlebnissen fest.

52 Maase 2011.

53 Geisthövel 2014, 191. Vgl. auch Schulze 1992, 58ff.

54 DTA, Reg.-Nr. 1929, 28.8.1902.

55 DTA, Reg.-Nr. 1977, 23.7.1912.

56 Vgl. hierzu das sechste Kapitel, Abschnitt 1.

57 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 13.9.1867.

Bemerkenswert scheinen besonders die dabei empfundenen Emotionen gewesen zu sein. Über Hauptmanns *Einsame Menschen*, dieses Drama um bürgerliche Männlichkeit, die Unvereinbarkeit von Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum und romantische Liebe, bemerkte Reinert etwa, dass es in seinen Augen »zu traurig« sei, »was man besonders vom Schluß sagen kann. Dadurch wurden wir sogar aus der Stimmung gebracht u. hatten nachher keine rechte Lust zum Tanzen.«⁵⁸ Besonders deutlich erkennbar ist die Bedeutung von Gefühlen in den unzähligen Äußerungen der Freude und der Befriedigung, von denen zeitgenössische Tagebücher geprägt sind. In den Notizen des Kartografen über seinen ersten Tag in Berlin findet sich gleich dreimal das Adjektiv *späßig*. Dieses Wort und das zugehörige Substantiv gebrauchte der Kartograf im Laufe der zehn Monate, die sein Tagebuch insgesamt abdeckt, an nicht weniger als 37 weiteren Stellen. Vielfach werden solche Bewertungen durch Zusätze wie »sehr«, »viel«, »kolossal«, »gediegen«, »ungeheuer«, »großartig« oder »mächtig« gesteigert. Mit insgesamt 32 und 26 Nennungen stechen dabei besonders die letzteren beiden Wörter hervor. Das Wort »kolossal« verwendete Reinert neunmal, »gediegen« und »ungeheuer« kommen je dreimal vor. Mit (adverbiell verwendeten) Adjektiven wie »fleißig« und »tüchtig« wurden dabei auch Kernbegriffe des bürgerlichen Arbeitsethos in den neuen Kontext übertragen.⁵⁹ All diese Bewertungen machen deutlich, dass Reinert das *rege* und *mächtige Leben* in den Vergnügungslokalen und auf den Straßen Berlins nicht einfach aus der Warte eines Unbeteiligten beobachten wollte, wie es seinem Zeitgenossen Werner vorschwebte. Es lag ihm viel daran, selbst daran teilzunehmen, alles am eigenen Körper zu erleben.

Brunnbauer gebrauchte ein nicht ganz so überschwängliches Vokabular. Dafür sind in ihrem Tagebuch Bemerkungen über Konsumhandlungen, die nicht durch die dabei empfundenen Gefühle qualifiziert werden, noch seltener als in den Notizen Reinerts. Die Freude über ein gemütliches, glückliches oder lustiges Wochenende und das Bedauern über ein langweiliges, die Vorfreude auf den kommenden *Ausgang*, der Stolz über die *hübsche Rechnung* in einem Lokal und die Hoffnung auf *mehr Unterhaltung* in einem anderen – immer ging es darum, das Erlebte auch hinsichtlich seiner emotionalen Qualitäten zu

58 DTA, Reg.-Nr. 1929, 27.2.1903.

59 Ohne Bezug zu Arbeit, Musik und Sport wird »fleißig« an sieben Stellen verwendet, »tüchtig« kommt sechsmal vor. Nicht gezählt wurden Beschreibungen von Regenfällen.

charakterisieren. Das Gegenteil davon war ein langweiliger Sonntag zuhause, wenn die Hausherrin ihrer Bediensteten wieder einmal das Ausgehen verboten hatte.⁶⁰ Umso deutlicher gab sie bei solchen Gelegenheiten ihrer Empörung darüber Ausdruck, was man *sich alles gefallen lassen* müsse. Wie Reinert hielt auch Brunnbauer deutlich häufiger die mit den Freizeiterlebnissen verbundenen Emotionen fest, als es Angehörige früherer Generationen getan hatten. Beide wählten dabei Wörter, die eine größere Intensität ausdrücken. Ihre Tagebücher zeigen zudem, dass sie nicht nur konsumierten und genossen, was es in ihrem Umfeld an Angeboten gab und was ihr Geldbeutel zuließ. Sie reagierten nicht nur auf Impulse der Konsumgüterindustrie. Ob die beschriebenen Erlebnisse kommerzieller Natur waren oder nicht, spielte keine Rolle.

Diese Emotions- und Erlebnisorientierung lässt sich in den Tagebüchern der folgenden beiden Jahrzehnte mit zunehmender Häufigkeit finden. Nicht immer ging es nur um die eigenen Erlebnisse. »Ich habe mich so sehr darauf gefreut, daß ich mich hier tüchtig austoben kann, aber es regnet ja fast immer«, berichtete die Elberfelder Handelschülerin Gertrud Becker (1895-1978) über die Sommerferien. Eine ihrer ehemaligen Lehrerinnen hingegen sei »nach Gersau« in der Schweiz gefahren, »um dort ihre Ferien zu verbringen. – Ach, wenn ich doch einmal so weit wäre, daß ich mitfahren könnte.« Immerhin habe sie die Hoffnung, dass die Lehrerin ihr nach der Rückkehr »alle Erlebnisse« berichten werde. Nachdem sie sich das patriotische Historiendrama *Der Film von der Königin Luise* (1913) angesehen hatte, notierte sie: »Es war sehr ergreifend. Sogar den Männern standen die Tränen in den Augen.« Den größten »Eindruck« auf sie selbst habe Luises Tod hinterlassen. »Sehr schöne Szenen waren auch Schills Tod, Gefangennahme der Schill'schen Offiziere, ihr Leben im Gefängnis, die Kundgebung ihres Todes durch einen Franzosen, und schließlich ihre Erschießung.«⁶¹

Exakt auf solche Äußerungen stützt sich Maase, wenn er von der Alltagsästhetik der Populärkultur spricht. Das Adjektiv »schön«, argumentiert er mit Blick auf den Lektürebericht einer Schülerin aus dem Jahr 1927, werde von dieser nicht im herkömmlichen Sinne verwendet. Es drücke ein Gefühl der Freude aus, das »ganz offensichtlich nicht aus simpler Identifikation mit dem Dargestellten entspringt«.

60 Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 1977, 23.7.1911.

61 DTA, Reg.-Nr. 326 I.1, 12.8. und 5.5.1913. Zum Film vgl. Förster 2011, insbes. Kap. III.7.1.

Damit stelle es jenes »emotionale Korrelat« dar, das jeder ästhetischen Erfahrung eigen sei.⁶²

Ihren wohl deutlichsten Ausdruck findet die Erlebnisorientierung des frühen 20. Jahrhunderts im Tagebuch der Berliner Tänzerin Margarete Gertrud Samletzky (1911-2008), die sich schon früh den Künstlernamen Marga Berndt zulegte. Kurz vor Weihnachten 1930 blickte sie in dem für sie typischen, der gesprochenen Sprache nahen Schreibduktus auf das zu Ende gehende Jahr zurück. Neben unzähligen Vergnügungen und dem aufregenden Berufsleben, ihren Auftritten in den Kinos, Tanzpalästen und Varietés der Großstadt, erwähnte sie dabei insbesondere auch ihre »erotischen« Begegnungen.⁶³ Auf sie verweist in ihrem Tagebuch in den meisten Fällen das Substantiv »Erlebnis«. Nicht weniger zu ihrem Alltag gehörte aber auch die auf Kredit möblierte Wohnung:

So, ich langweile mich u. werde noch lange Zeit einschreiben [über eine lange Zeit berichten; pb], fast ist es ein Jahr lang her. Ja, ich habe sehr viel gesehen, viel erlebt, sehr viel schönes u. schlechtes, aber überwiegend gutes. Hab mit Sch. das erlebt was ich so lange erträumt habe. [...] Und jetzt bin ich unzufrieden, das ich noch nicht viel erlebt habe, andere haben in meinem Alter viel mehr erlebt, Ja ich möchte viel erleben. [...] Haben eine reizende 2 ½ Zimmer Neubauwohnung mit ein unbezahltes wunderschönes Schlafzimmer, für mich eine Couch, mein Zimmer habe ich mir reizend eingerichtet.⁶⁴

Anders als in den zitierten Beschreibungen des gelebten Lebens durch eine Bedienstete, einen Angestellten, eine Schülerin und eine Künstlerin haben Handwerker des 19. und frühen 20. Jahrhunderts kaum Bemerkungen über die beim Konsum oder bei Vergnügungen empfundenen Gefühle ihren Tagebüchern festgehalten. Es werden zwar vielfältige Genusspraktiken dokumentiert, sie bleiben aber meist unkommentiert. Selbst die beiden Drucker Paul Ebers (1887-1932) und Alexander Oestreich (1888-1966), deren Wanderschaften in den späten 1900er Jahren stattfanden, hielten ihre Freude oder Befriedigung nur dann fest, wenn sie – vielfach unerwarteterweise – ein gutes, preiswertes Essen oder Nachtlager bekommen hatten, wenn das Bier oder

62 Maase 2011, 239.

63 DTA, Reg.-Nr. 1864, I. I. 1934.

64 DTA, Reg.-Nr. 1864, 21.12.1930. Zur Geschichte des Appartements vgl. Föllmer 2005.

der Wein reichlich flossen oder besonders gut schmeckten. Solche Bemerkungen verweisen auf grundlegende Erfahrungen, die man während einer handwerklichen Wanderung machen sollte, sofern sich diese nicht (nur) am Skript der Bildungsbeflissenheit, sondern (auch) des Gesellenabenteuers orientierte.⁶⁵ Eine Ausnahme stellt in den Tagebüchern Ebers' und Oestreichs die Besichtigung der Nürnberger Folterkammer dar. Dabei handelte es sich aber bezeichnenderweise um ein Unterhaltungsangebot jüngerer Datums. Der Zweck solcher Einrichtungen war weniger die Bildung als das Erlebnis. Hier sollte es *einem*, in den Worten Oestreichs, *ganz kalt über den Rücken laufen*. Ganz in diesem Sinne hatte ein paar Jahre davor auch Reinert die »Schreckenskammer« in Castans Panoptikum besucht, in der »Richtschwerter, Mörder, Mörderinnen, Folterwerkzeuge aus dem Mittelalter und grauenhafte Gruppen« gezeigt wurden. Schnell sei er wieder hinausgegangen, erklärte er, da vieles »fast gar nicht zum Ansehen« gewesen sei.⁶⁶

Das Erlebnis, nicht das Gesellenabenteuer, war das emotionale Skript für Konsum und Vergnügungen im frühen 20. Jahrhundert. Bezüge zu älteren Praktiken der Unterklassen wies es insofern auf, als es nicht zwischen Kunst- und anderen Genüssen unterschied. In den Augen Reinerts war es ebenso *spassig*, wenn ihm *während dem Spiel ein Ball durch die offene Thür auf die Straße rollte*, wie wenn er sich in der Tanzstunde mit »sehr feinen Herren sowie Damen« vergnügte.⁶⁷ Die individuelle Erfahrung war das Bewertungskriterium der arbeits- und konsumgesellschaftlichen Erlebnisorientierung. Weder wurden dabei echte von künstlichen Erlebnissen unterschieden noch innere von äußeren. Basierend auf letzterer Differenzierung führte die Leipziger Bankierstochter Martina Limburger von Hoffmann (1869-1956) zwei Tagebücher. Im ersten sollten »Begebenheiten und äußere Erlebnisse« notiert werden, die auch von Drittpersonen gelesen werden durften. Das zweite war ihren geheimen »Gedanken und Empfindungen« vorbehalten.⁶⁸

Wie Alexa Färber und Jens Wietschorke darlegen, orientierte sich an diesen Gegenüberstellungen auch das bürgerliche Gegenmodell zur Erlebnisorientierung, die »Freude«. An die Stelle der Künstlichkeit, Oberflächlichkeit, Zerstreutheit und Massenhaftigkeit großstädtischer

65 Vgl. dazu Wadauer 2005, 309ff., sowie das dritte Kapitel, Abschnitt 2.

66 DTA, Reg.-Nr. 1929, 30.11.1902.

67 DTA, Reg.-Nr. 1929, 2.2. und 3.2.1903.

68 DTA, Reg.-Nr. 2153, 2, 28.1.1886. Zur Empfindung vgl. auch das zweite Kapitel, Abschnitt 5.

Vergnügungen stellte es die Authentizität der Hochkultur.⁶⁹ Explizit darauf Bezug nehmend sinnierte die Berliner Schülerin und spätere Telefonistin Käthe Conrad (1912-1998) anlässlich einer Predigt ihres Pfarrers:

Mir kommt es vor, als wenn ich, sollte ich Gott gar folgen, als wenn ich dann auf alles verzichten müsste, z.B. auf die Tanzstunde, auf die Bälle usw. Denn das sind doch alles weltliche Freuden, aber dann kommt mir das wieder wie Brandfanatismus vor und ich bin froh, dass ich weiter mich vergnügen kann. Ich wollte zuerst schreiben: mich freuen kann; aber man bezeichnet doch diese Art der Freude nicht mehr so, sondern Vergnügen.⁷⁰

In Tagebüchern erlebnisorientierter Zeitgenossinnen und Zeitgenossen lassen sich auch Spuren des bürgerlichen Amüsemments erkennen. *Kostbar* hatte sich Reinert auf Fliederblütenfahrt nach Beuthen *amüsiert*, »wie bei keinem Vergnügen« gar anlässlich eines »Wiener Maskenballs«, den er im Februar 1903 besuchte.⁷¹ Mit dem Wort *kostbar* verwendete er eine der üblichen Qualifizierungen von Amüsemments, zu denen auch herrlich, prächtig und prachtvoll zählten.⁷² Die erwähnten weiteren (adverbiell verwendeten) Adjektive in seinem Tagebuch belegen jedoch, dass für sein Erleben ein anderes emotionales Skript bestimmend war. Auch der soziale Rahmen der Erlebnisorientierung unterschied sich vom bürgerlichen Amüsement oder Kunstgenuss, er war zugleich enger und sehr viel weiter. Allein oder zusammen mit einer kleinen Gruppe von Freundinnen und Freunden war man Teil einer mehr oder weniger großen, anonymen Menge. Das Tagebuch der Marburger Professorrentochter Anna Rettberg (1844-1931) hingegen beginnt mit der Feststellung, dass sie allein sei, weil die ganze Familie an einem Ball teilnehme. Besonders ihre Schwester sei an solchen Anlässen eine »beliebte Dame«. Sie selbst habe nie tanzen gelernt, was sie nun bereue. Auch sie sei ja »noch jung« und wolle »so gern etwas erleben«. Hier ist das Erlebnis an das bürgerliche Gesellschaftsleben und an die Jugendzeit gebunden.⁷³

69 Wietschorke 2013, 53 ff. (Zitat 53); Färber 1997.

70 DTA, Reg.-Nr. 862, 31.12.1928.

71 DTA, Reg.-Nr. 1929, 8.2.1903. Zu Amüsement und Kunstgenuss vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 5.

72 Linke 1996, 278.

73 DTA, Reg.-Nr. 208 I, 17.2.1865. Vgl. den Bericht aus der Pensionszeit am Genfersee von Reg.-Nr. 1301 I.2, 17.4.1895.

Gleichzeitig hat der Begriff aber eine Emphase, die etwa in den entsprechenden Lemmata im 1862 erschienenen Band des *Deutschen Wörterbuchs* noch fehlt. Dort bedeuten erleben und Erlebnis vor allem, dass jemand eine Erfahrung macht oder etwas (im hohen Alter noch) miterleben muss oder darf, Letzteres im Sinne von »an etwas freude erleben«.74 Nur langsam erlangten die Begriffe auch in der zeitgenössischen (Religions-)Philosophie einen gewissen Stellenwert. Dass sie um 1900 zu »philosophischen Modebegriffen« werden sollten, war Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht absehbar.75 Wilhelm Traugott Krugs *Enzyklopädisches Lexikon in bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie* aus den späten 1830er Jahren definiert als Erlebnis noch »alles, was man selbst erlebt (empfunden, geschaut, gedacht, gewollt, gethan oder gelassen) hat«. Ganz im Sinne der bürgerlichen Selbstführung werden Erlebnisse dann zur »Grundlage der eigenen Erfahrung, wenn man dadurch richtige Ergebnisse zu ziehen versteht«.76 In einem emphatischeren Sinne scheinen die Begriffe um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem zur Beschreibung religiöser Erfahrungen verwendet worden zu sein.77

Religion und Kunst prägen auch jene Stellen im Tagebuch der Fabrikantentochter Bader, an denen das Substantiv Erlebnis am ehesten an seine Verwendung im frühen 20. Jahrhundert erinnert: »Abends hörten wir die himmlische Orgel in Fribourg«, schrieb Bader im Sommer 1876 während ihrer zweiten Hochzeitsreise durch die Westschweiz, »die Krone all' unserer schönen Reise-Erlebnisse! Wahrer Engel u. Seraphimgesang glaubten wir zu vernehmen u. hätte ich anbetend niedersinken mögen vor dieser herrlichen Gottes-Musik!« Wo sonst von Erlebnissen die Rede ist, handelt es sich schlicht um einen Sammelbegriff für alles, was Bader im Tagebuch festhalten wollte. »Meine Erlebnisse vom heutigen Tag sind gar monoton u. doch will ich ihn nicht vorübergehen lassen, ohne in's Tagebuch geschrieben zu haben«, bemerkte sie im Advent 1864.78 »Ich kann diesen schönen, segensreichen

74 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm 2017 (1862), Lemmata »erleben« und »Erlebnis«, <<http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=erleben>> und <<http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=erlebnis>>. Vgl. auch Cramer 1972, Sp. 703.

75 Cramer 1972, Sp. 708.

76 Wilhelm Traugott Krug (1838): *Enzyklopädisches Lexikon in bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie*, Leipzig: F. A. Brockhaus, zit. n. Cramer 1972, Sp. 705.

77 Vgl. Cramer 1972, Sp. 74ff.

78 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 16.6.1876 und »2ter Adventssonntag 1864«.

Tag nicht hingehen lassen, ohne seine Erlebnisse niederzuschreiben«, hatte sie am 17. April desselben Jahres notiert:

Vorhin erst kam ich von Fr. Docher zurück, die mit dem Tode ringt. Ach, welch' ein Jammer, einen Menschen sterben zu sehen, aber auch welch' eine Freude für einen Sünder, der Buße gethan u. sich vor dem Heiland gebeugt hat, er darf sich freuen in die obere Heimath zu gelangen, abzuschneiden von diesem argen Leben u. einzugehen in die ewige Ruhe.⁷⁹

Für Brunnbauer, Reinert, Becker, Samletzky/Berndt und Conrad war ein Erlebnis mehr als ein bloßes Geschehnis oder (trauriges) Ereignis. Sie bewerteten es auch nicht mit Blick auf allgemeine Normen oder das Vorhandensein eines bestimmten sozialen Kontexts, deren Missachtung zumindest gerechtfertigt werden musste. Schrage weist darauf hin, dass schon der Zeitgenosse Walter Benjamin im Erlebnis »einen genuin modernen Modus des Wirklichkeitsbezugs« gesehen habe.⁸⁰ Bei Benjamin wie in der weiteren Debatte wird der Blick jedoch kaum über Freizeit und Konsum hinaus gelenkt. Ganz in diesem Sinne ist Schulzes *Erlebnisgesellschaft* weitgehend ein Synonym für den in anderen Studien für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts verwendeten Begriff der Konsumgesellschaft. Das Aufkommen einer Konsumentenidentität, ergänzt Trentmann aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive und ausgehend von einer alternativen Periodisierung, sei mit der Erosion anderer sozialer Identitäten einhergegangen. »By the late nineteenth century workers [...] had largely accepted the reality of wage labour and given up earlier ideals of artisanal, corporate or republican independence.«⁸¹ Um einen Markt für Massenkonsumgüter zu etablieren, hat auch Rudolf M. Lüscher schon vor einiger Zeit argumentiert, habe man »überkommene Entsagungs- und Aufschubmoralen ersetzen, die Arbeits- und Güterbeschaffungsmuster im bislang nur wenig monetarisierten Reproduktionssektor umwälzen« müssen. Die »überkommene Arbeitsethik« sei durch eine »Orientierung am konsumistischen Gebrauch der Freizeit« ersetzt worden.⁸²

Meine bisherigen Ausführungen zur Arbeits- und Konsumgesellschaft im Allgemeinen und zum Leistungsethos im Besonderen lassen dagegen vermuten, dass das Aufkommen konsumorientierter

79 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 17.4.1864.

80 Schrage 2009, 258.

81 Trentmann 2006, 41.

82 Lüscher 1988, 57f.

Identitätsangebote die Erosion arbeitsbezogener Werte keineswegs voraussetzte. Vielmehr etablierten sich in beiderlei Hinsicht neue Vorstellungen und Praktiken. In diesem Prozess wurde die Leitdifferenz von Arbeit und Konsum überhaupt erst für große Bevölkerungsteile relevant. Wie ich nun im dritten Abschnitt zeige, spielt die Erlebnisorientierung für das Entstehen dieser konsum- und arbeitsgesellschaftlichen Subjektkultur eine spezifische Rolle. In den Beschreibungen der Arbeit lässt sie sich nämlich ebenso finden wie in den Berichten über die Freizeit. Der Freude am *mächtigen Leben* auf den Straßen entsprach eine nicht weniger positive Bewertung der Geschäftigkeit am Arbeitsplatz. Genau deshalb stellte die Erlebnisorientierung einen zentralen Modus des Alltagsbezugs in der Arbeits- und Konsumgesellschaft dar.

3. Spaß und reger Verkehr: Arbeit als Erlebnis

Wie ich bereits ausgeführt habe, spielt die Arbeit in Reinerts Tagebuch nur eine sekundäre Rolle. Dennoch gibt es neben dem Arbeitsweg, den Bewerbungen und den knappen Hinweisen auf das Arbeitsethos eine Reihe von weiteren arbeitsbezogenen Bemerkungen. Sie lassen vermuten, dass der Kartograf die im Geschäft verbrachte Zeit hauptsächlich bei besonderen Anlässen für erwähnenswert hielt. In der Glogauer Zeit berichtete er über Arbeitsunterbrechungen bei großer Hitze oder wegen Umbauarbeiten, die Einstellung und Entlassung eines neuen Mitarbeiters und die Explosion einer »Lampe mit Benzin«. Ebenso erwähnte er »eine große Wirtschaft in unserer Bude«, weil »die alte elektrische Beleuchtungsanlage [...] abgerissen und dafür eine neue sichere angebracht« wurde. Festgehalten wurde ferner die Feier zum 60. Dienstjubiläum eines Mitarbeiters, anlässlich derer bei »2 viertel Lagerbier, Zigarren und belegte[n] Brötchen [...] mancher Spaß getrieben« wurde.⁸³ Auch in Berlin hielt er vor allem die außerordentlichen Ereignisse fest: einen Ausflug und ein Kränzchen im Kreise der Arbeitskollegen; die mit reichlich Bowle und Zigarren bereicherte Neujahrsfeier, nach der er zusammen mit ein paar Kollegen »auf der Straße viel Radau« machte; die »Abwechslung« durch »Mädels«, die die Fenster putzten; Arbeitsmangel und Überstunden; die Übernahme eines neuen Arbeitsgeräts und eines besseren Arbeitsplatzes. Für er-

83 DTA, Reg.-Nr. 1929, 28.5., 5.6., 9.6., 21.6., 30.6., 20.8. und 1.7.1902.

wähnenswert hielt er darüber hinaus, wenn er neue Kollegen kennenlernte oder ehemalige traf.⁸⁴

Über die Verhältnisse am neuen Arbeitsplatz in Berlin war Reinert zunächst erfreut: »Auch das Arbeiten war gut. Man mußte wohl hintereinander arbeiten, wurde aber nicht getrieben.« Nach einigen Monaten begann er jedoch, über Langeweile zu klagen. Er habe zwar ein »sehr bequemes Leben«, notierte er im Januar 1903, »aber ich lerne nichts dabei«. Auch sei die Arbeit »schrecklich öde«. Einige Wochen später bemerkte er erneut, dass er eine »miserable Arbeit bekommen« habe.⁸⁵ »Eine Arbeit befriedigt mich am meisten, die mich in möglichst starke Lebendigkeit innerlich bringt«, erklärte ein Vierteljahrhundert später auch ein Fünfundzwanzigjähriger Buchdrucker und Maschinenmeister.⁸⁶ Zu finden ist sein Bericht im ersten Teil des Buches *Der Kampf um die Arbeitsfreude* (1927), in dem der Sozialpsychologe und Sozialist Hendrik de Man knapp achtzig biografische Texte aus der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter- und Angestellten-schaft veröffentlichte und analysierte. Es handelte sich um einen Beitrag zur damals breit geführten Debatte, wie durch eine Aufwertung der (emotionalen) Qualität von Arbeitsplätzen die Produktivität erhöht werden könne.⁸⁷ Leider sei, so fuhr der Buchdrucker fort, die industrielle »Betriebsarbeit« oftmals eine »eintönige«. Nur die anspruchsvolleren Tätigkeiten ermöglichten jene »Spannung, eine Art Aufgeregtheit«, die in seinen Augen die Grundlage für die Freude und Lust an der Arbeit sei. »Ist die Aufgeregtheit nicht da, gelingt mir nichts Rechtes. Eine Ebenmäßigkeit und temperamentlose Tätigkeit wird auf die Dauer unerträglich. Es muß immer Leben dabei sein.«⁸⁸

Ganz im Sinne Gramscis wusste das Mitglied des Buchdrucker-verbands zwar die eintönigen Zeiten für sich zu nutzen. Oftmals beeinflusse er seine Arbeit sogar absichtlich, um sich »eigentlich außerberufliche[n]« Tätigkeiten wie der Lektüre von Zeitschriften und dem Verfassen von Briefen oder Artikeln widmen zu können: »In diesem immer gleichen Summen und Brummen der Maschine schwingt ein steter Rhythmus [...]. Ein Schwung und Drang war dann zwischen

84 DTA, Reg.-Nr. 1929, 27.9., 4.10., 30.10. und 8.11.1902, 1.1., 5.1., 10.2., 2.3., 8.4. und 15.4.1903. Für Letzteres vgl. ebd., 23.12.1902, 10.1., 12.1. und 11.4.1903.

85 DTA, Reg.-Nr. 1929, 2.9.1902, 24.1. und 18.2.1903.

86 De Man 1927, 103.

87 Vgl. Uhl 2014; Kusser 2013; Frevert 2011; Campbell 1989.

88 De Man 1927, 102ff.

den Zeilen.«⁸⁹ Besonders seine Beschreibungen der Arbeit an der Maschine machen jedoch deutlich, dass er den aufgeregten Zeiten den Vorzug gab. Dieses Selbstverhältnis spiegelt sich in der Schilderung der Freizeitaktivitäten des Buchdruckers. Neben der Arbeiterbewegung verwies er hierbei auch auf die Bedeutung der Jugendbewegung für die Etablierung der entsprechenden Leitvorstellungen, Verhaltens- und Gefühlsregime. Zugleich tritt hier eine Erfolgsorientierung in den Vordergrund, die seine industrielle Arbeit nicht zugelassen zu haben scheint. Ihr entspricht nicht zuletzt das Begriffspaar »Problem« und »Lösung« – ein Modus der Welt- und Selbstbetrachtung beziehungsweise der Entscheidungsfindung, dessen Aufstieg im 20. Jahrhundert damals noch nicht absehbar war:⁹⁰

Nun komm ich aus der Jugendbewegung, und ich hab mich in ihr und später dann in der sozialdemokratischen Partei möglichst aktiv betätigt. Ja, meine Zeit war [...] derart in Anspruch genommen, daß mir kaum die Zeit zu ordentlichem Essen und ausreichender Nachtruhe blieb. [...] Sie [sein Engagement für die sozialdemokratische Jugendbewegung und die Partei; pb] hat Anspannungen, Erfolge in sich, erfordert oft ganzes Einsetzen der eigenen persönlichen Kräfte und vor allem: sie stellt viel mehr Probleme, um deren Lösung man ringen muß, was im Beruf in dem Maße lange nicht der Fall ist.⁹¹

Auch für verschiedene Diaristinnen und Diaristen aus diesem Zeitraum war der *Schwung und Drang* während der Arbeit nicht weniger wichtig als in der Freizeit. Der Text der Berliner Tänzerin Samletzky/Berndt etwa steht nicht nur für das Genießen der großstädtischen Vergnügungen der 1920er und frühen 1930er Jahre und die zahlreichen »Abenteuer« mit Männern wie Frauen.⁹² Mit durchaus vergleichbaren Worten beschrieb die junge Frau auch ihre Einstellung zur Arbeit. Schon zu Beginn ihrer Laufbahn hatte sie feststellen müssen, dass sich eine »Karriere« in ihrem Metier nicht allein auf die Kunst und harte Arbeit am Körper stützen konnte. Um sich überhaupt ins Gespräch zu bringen, musste man Gelegenheiten zum Auftreten bekommen. Dazu war man auf das Wohlwollen anderer angewiesen, das nicht zuletzt erforderte, was heute als sexuelle oder affektive Arbeit beschrieben wird. In jedem Fall benötigte man die passenden Kostüme.

89 De Man 1927, 103. Vgl. auch ebd., 101.

90 Vgl. Bänziger/Wellmann 2011.

91 De Man 1927, 102.

92 DTA, Reg.-Nr. 1864, 3.12.1926.

Ohne ein gewisses soziales und finanzielles Kapital war dies nur schwer zu erreichen.⁹³ Samletzky/Berndts Eltern aber hatten weder die nötigen Beziehungen noch verfügten sie in ökonomischer Hinsicht über einen genügenden Spielraum. Die Mutter war Hutmacherin und Hausfrau; sie begleitete die Tochter bei Auftritten und anderen Anlässen, die im Zusammenhang mit deren Engagements standen. Der Vater war Kunstmaler, zu Beginn arbeitete er an einem Film. Zwischen- durch scheint er arbeitslos gewesen zu sein, und immer wieder plagten ihn Mietschulden. Zeitweise betrieben die Eltern zudem einen kleinen Laden und eine Gastwirtschaft.⁹⁴

Neben Verweisen auf diese schwierigen Umstände – »Werde sehen ob ich es verkloppen kann in einem Laden von Berlin hoffentlich habe ich Glück«, schrieb sie über ein selbstgemaltes Bild – lässt das Tagebuch Samletzky/Berndts auch ein ausgeprägtes Arbeitsethos erkennen. Dies gilt vor allem für die zweite Hälfte des beschriebenen Zeitraums, in dem die junge Tänzerin schon etwas besser etabliert war. Sie müsse »direkt lachen«, schrieb sie im Winter 1931, wenn sie sich daran erinnere, wie sie »früher gedacht habe«, dass genügend Geld und passende Kostüme ausreichten. Heute wisse sie, dass sie vor allem an sich arbeiten und sich entwickeln müsse. Nur so werde sie »weiter kommen« und sich schließlich vom »üblichen Kabarett-Nivau« abheben können. »[N]ur tüchtig arbeiten, nur wenn man was kann, vll [vielleicht; pb] setze ich mich durch. Wenn das nur nicht alles so schwer wäre.«⁹⁵ In solchen Worten spiegelt sich deutlich das erfolgsorientierte Leistungsdenken des frühen 20. Jahrhunderts. Auf einen persönlichen Einsatz folgt ein individuell zurechenbares Ergebnis. Stärker als beim *Aufschwung* des Leipziger Margarinerreisenden Willy Neubauer (*1885) maß sich dieses Erfolgsstreben gleichermaßen am Beifall des Publikums, an den Kritiken und nicht zuletzt am Verdienst. »Ich sehe viel, lerne viel Menschen kennen, hab Erfolg verdiene viel Geld, alle sind nett zu mir, na, amüsiere mich viel bin häufig verliebt (leider)«, fasste sie als Siebzehnjährige ihr Leben zusammen. Sie erlebte gerade eines ihrer ersten beruflichen Hochs.⁹⁶

93 Vgl. DTA, Reg.-Nr. 1864, 23.2. und 6.3.1929. Von »Karriere« sprach Samletzky/Berndt am 1.1.1934.

94 DTA, Reg.-Nr. 1864, 4.12.1926, 1.1., 4.1. und 25.2.1929, 5.2.1930, 3.2.1931.

95 DTA, Reg.-Nr. 1864, 23.2.1929, 1.2. und 26.1.1931. Zur Arbeit an sich vgl. o.D. (»Mittwoch« und »Sonnabend«, wahrscheinlich 1931); zur Entwicklung 21.12.1930 und 1.2.1931.

96 DTA, Reg.-Nr. 1864, 3.9.1928.

Wie damals üblich, machte Samletzky/Berndt einen Unterschied zwischen Arbeits- und Freizeit, auch wenn die Grenzen bei ihrer Tätigkeit manchmal sehr fließend waren. Im Zitat wie an vielen weiteren Stellen allerdings erwähnte sie beides in einem Atemzug. Allgemein fällt bei der Lektüre ihres Tagebuchs auf, dass sie oftmals dieselben oder vergleichbare Begriffe für die Beschreibung aller möglichen Lebensbereiche verwendete. Erfolg wollte sie nicht nur im Beruf haben, sondern auch bei den Männern. Wie erwähnt, gebrauchte sie das Wort Erlebnis in den meisten Fällen für die *erotischen* Begegnungen, doch beschrieb sie damit auch die Tätigkeit in einem neuen Ensemble. Ein Hasenbraten konnte genauso »knorke« sein wie junge Männer, die Rückkehr des Vaters nach längerer Abwesenheit, das Radfahren oder ein gelungener Auftritt.⁹⁷ Eine »Bombenlust« auf ihre Arbeit verspürte sie, als sie wieder einmal das Gefühl hatte, in künstlerischer Hinsicht auf dem richtigen Weg zu sein. »Spaß« bereiteten ihr das »Schlußmachen« und Betrügen der Liebhaber genauso wie das Flirten und Kennenlernen »alle[r] Stufen der Liebe«. Die Hauptsache war in jedem Fall, dass sie sich nicht *langweilte*.⁹⁸ Und wenn »Margas Bummel durch die Männer« einmal eine Unterbrechung erfuhr, fühlte sie sich nicht weniger leer als wenn sie an ihrem Können als Tänzerin zweifelte:

Das einzigste was mich froh machen könnte, viel Arbeit + Erfolg. Jetzt fühle ich erst wie mir der Beruf ans Herz gewachsen ist. Wie ich mich leer fühle wenn keine Arbeit ist. Aber ausfüllen tut sie mich augenblicklich nicht. Ich darf mir nicht so viel Gedanken darüber machen [...]. Ach blos nicht zuviel grübeln, immer Beschäftigung haben damit ich besser darüber hinweg komme.⁹⁹

Für Samletzky/Berndt gehörten zu einem glücklichen Leben Vergnügen, Konsum, Liebe und Arbeit. »Klappte« es in einem dieser Bereiche nicht, war ihre Lebensfreude oft ganz allgemein getrübt.¹⁰⁰ Solche Momente dauerten jedoch selten lange. Immer fand sich eine *Beschäftigung*, die sie ablenkte. Sich *Gedanken zu machen* und zu

97 DTA, Reg.-Nr. 1864, 5.2.1930, 27.10.1927, 5.4., 13.9. und 11.11.1928, 1.2.1931.

98 DTA, Reg.-Nr. 1864, o.D. (»Montag«, wahrscheinlich 1931) und o.D. (»Freitag«, wahrscheinlich Ende 1931 oder Anfang 1932). Zur Lust bei der Arbeit vgl. etwa ebd., 27.1.1927.

99 DTA, Reg.-Nr. 1864, 1.1.1934 und o.D. (»Montag«, wahrscheinlich Ende 1931 oder Anfang 1932).

100 Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 1864, 5.2.1930

grübeln verstand sie nicht als Techniken der Selbsterkenntnis, sondern als nutzlose Tätigkeiten, die zu vermeiden waren. Ein therapeutisches Selbstverhältnis, wie es in den Jahrzehnten danach zunehmend Verbreitung fand, lag ihr genauso fern wie jene religiös unterlegte Schwere, die viele Tagebücher junger Bürgerinnen und – seltener – Bürger aus dem 19. Jahrhundert dominiert.¹⁰¹ Die Tänzerin rief Gott zwar beinahe ebenso oft an wie die Fabrikantentochter Bader. Wie bei der Bediensteten Brunnbauer handelt es sich dabei jedoch in den meisten Fällen um nicht viel mehr als eine Floskel, die gelegentlich mit einer konkreten Bitte verknüpft ist. So träumte Samletzky/Berndt am Anfang ihrer Laufbahn davon, im Wintergarten Probe zu tanzen, wo sich Werner und Reinert schon um die Jahrhundertwende vergnügt hatten: »Monatsgage 1000 Mk. göttlich. Ach Gott, ach Gott würde ich da glücklich sein. Wenn das doch bloß alles klappen wollte, ich hab auch schon so gebetet ob der ›liebe Gott‹ mir den ›Gefallen‹ tun wird?«¹⁰²

Neben diesem erlebnis- und erfolgsorientierten Grundtenor lässt sich in Samletzky/Berndts Tagebuch ein zweiter Strang erkennen. Immer wieder berichtete die junge Tänzerin von ihrer »Sehnsucht nach Liebe, Heim, + Kind« und fragte sich: »Wird mir das wahre Glück auch einmal blühen?« Sie wolle nichts anderes als »[b]eschützt + behütet sein, Mann über sich fühlen, sich ihm ergeben, das tun was er will«. Mehrfach sinnierte sie auch, wie schön eine Beziehung zu einem wohlhabenden und einflussreichen Mann wäre, weil sie dann nicht mehr zu arbeiten bräuchte. Besonders deutlich wird diese grundlegende Ambivalenz in einem Eintrag vom Februar 1931. »Manchmal streite ich mich im innern«, notierte sie im Anschluss an die Bemerkung, dass sie »viel Geld« haben und »fabelhaft aussehen« wolle. Bei solchen Gelegenheiten frage sie sich, ob sie nicht einen »reichen Kerl« finden könne, der ihr alle Wünsche erfülle. Doch »ein anderes mal sage ich, Du bist Wahnsinnig dann würdest Du so sein wie die anderen alle. [...] [A]rbeite tüchtig, dann kannst Du dir alles alleine anschaffen, zwar ist das schwer, anders wäre es leichter und Du bist frei und unabhängig«. Tatsächlich scheint sie nie geheiratet zu haben, stattdessen machte sie eine Karriere als Tänzerin. Sie trat auf verschiedenen Berliner Bühnen auf, unter anderem im Wintergarten. Tourneen führten sie in zahlreiche europäische Städte. 1938 erhielt sie ein

101 Zur Therapeutisierung vgl. Tändler/Jensen 2012; Bänziger et al. 2010; zu Letzterem Lejeune 2014c, 172, sowie das Tagebuch Rettbergs (DTA, Reg.-Nr. 208 I).

102 DTA, Reg.-Nr. 1864, 8.12.1926. Zu Brunnbauer vgl. DTA, Reg.-Nr. 1977, 23.7.1912.

ständiges Engagement als Solotänzerin im Berliner Admiralspalast. Ihr Tagebuch gibt nicht preis, ob sie mit diesem Leben haderte oder ob ihr »Unternehmungsgeist« schließlich über den Wunsch nach *Heim + Kind* triumphierte.¹⁰³

Samletzky/Berndt war zweifellos alles andere als eine typische Arbeiterin oder Angestellte des beginnenden 20. Jahrhunderts. »Andere Mädchen sind in der Schule pauken nachher ins Büro, was hat solch ein Mädchel?«, stellte sie denn auch selbst nicht ohne Berufsdünkel fest. Im Unterschied zu den Arbeitsplätzen von Brunnbauer, Reinert oder Neubauer gab es Tanzpaläste und Varietés vor allem in großstädtischen Umgebungen. Besonders war aber auch die Mischung von Künstlerleben und Proletarisierung, die den Alltag der jungen Tänzerin zumindest in den ersten Jahren dominierte. Samletzky/Berndts Arbeitsleben war ein prekäres Hoffen und Bangen. Anstatt in den berühmten Häusern aufzutreten, musste sie immer wieder für wenig Geld in kleinen Unterhaltungsbetrieben arbeiten. »Gestern haben wir Kinos abgeklappert. 6 oder sieben. Heute arbeiten wir in der Scala probe«, beschrieb sie noch 1931 die Arbeitssuche zwischen kleinen Aufträgen und dem Vortanzen auf einer der großen Bühnen der Hauptstadt.¹⁰⁴ Nicht unähnlich den in Irmgard Keuns zeitgenössischen Romanen *Gilgi, eine von uns* (1931) und *Das kunstseidene Mädchen* (1932) beschriebenen Angestellten mag die Erlebnisorientierung Samletzky/Berndts deshalb besonders deutlich akzentuiert sein.¹⁰⁵ Insgesamt unterscheidet sich ihr Selbstverhältnis jedoch nicht grundlegend von demjenigen zahlreicher junger Berufstätiger seit der Jahrhundertwende.

Ein Selbstverhältnis, das in verschiedener Hinsicht am Übergang stand, ist in den Notizheften des Banklehrlings und -angestellten Otto Richard (1884-1957) dokumentiert. An seinem Beispiel lässt sich die Konsum wie Arbeit prägende Erlebnisorientierung genauer beschreiben. Die ersten eineinhalb Lebensjahrzehnte hatte der Sohn eines Ziegeleibesitzers in seinem Elternhaus im brandenburgischen Milow an der Havel verbracht. In der benachbarten Stadt Brandenburg, die damals rund 50.000 Einwohnerinnen und Einwohner zählte, besuchte er ab 1900 das fremdsprachlich-naturwissenschaftlich orientierte Realgymnasium. Trotz Zulassung zur Prima und Zureden vonseiten des

103 DTA, Reg.-Nr. 1864, 10.10.[1932], 3.2.1931 und 21.12.1930. Zu Samletzky/Berndts Biografie vgl. Winkelmann 2008.

104 DTA, Reg.-Nr. 1864, 3.9.1928 und o.D. (»Sonnabend«, wahrscheinlich 1931).

105 Keun 1979 [1931]; 1981 [1932]. Vgl. dazu Vehling 2007; Ankum 1994; Falk 1986.

Direktors verließ er die Schule jedoch bereits nach Abschluss der Sekunda. In einer seinem ersten Tagebuchband beigelegten »Vorgeschichte zu dem Tagebuch« erklärte er dazu: Er habe dem Vater, der mit diesem Plan einverstanden gewesen sei, »nicht noch weitere 10 Jahre vielleicht zur Last sein« wollen und sich »entschlossen, mein Leben dem Bankfache zu widmen«. Am 1. Juni 1901 trat Richard deshalb eine dreijährige Lehre im Brandenburger Bankhaus von C.W. Schmitzdorff an. Am Vortag hatte sich der Siebzehnjährige ein Fahrrad gekauft – ein Excelsior 25, wie er stolz notierte. Und nochmals einen Tag früher, am 30. Mai, hatte er mit dem Führen seines Tagebuchs begonnen. Wie für den Kaufmannssohn Werner und die Wandergesellen scheint der Beginn der Lehrjahre also ein Anlass gewesen zu sein, dem er einige Bedeutung zumaß. »Angelegt für mein Leben, seit dem Austritt aus der Schulzeit«, notierte er denn auch auf der ersten Seite.¹⁰⁶

Beim Bankhaus Schmitzdorff handelte es sich um ein kleines Unternehmen mit einer guten Handvoll Beschäftigten. Klar geregelte Arbeitszeiten wie in einem modernen Großbetrieb gab es hier nicht. Auch über die freie Zeit konnten die Angestellten nicht ohne Weiteres verfügen. Wie bei Neubauer gehörten Überstunden zum Alltag, bei regem Geschäftsgang wurde auch sonntags gearbeitet.¹⁰⁷ Nicht weniger unerwartet als der Leipziger Handelsreisende bekam Richard im August 1901 sechs Tage Urlaub, während der Bankier Schmitzdorff selbst – wie es für einen Unternehmer seiner Klasse und Generation üblich war – für fünf Wochen nach Frankreich fuhr. Auch am 24. Dezember freute es den Lehrling sehr, dass er etwas früher als erwartet nach Hause fahren durfte. »Weihnachtsgratifikation vom Geschäft *nicht* bekommen«, hielt er zugleich enttäuscht fest.¹⁰⁸ Mit einer standardisierten Lehre im modernen Betrieb, die man mit einem überbetrieblich oder gar nationalstaatlich anerkannten Zeugnis abschloss, hatte eine solche Bankausbildung nur wenige Ähnlichkeiten. Angesichts der arbeitsteiligen und hierarchischen Organisation und der Routinearbeiten, die er zu verrichten hatte, war er dennoch eher ein moderner »Sachbearbeiter« als ein »Kaufmann« alter Schule, wie es sein Zeitgenosse Werner noch werden wollte.¹⁰⁹

106 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 21.7.1901 (Beilage), 30.5.-1.6.1901, o.D. (Titelseite).

107 Vgl. dazu etwa DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 13.7.1901.

108 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 31.7., 27.8., 6.9. und 24.12.1901 (Hervorhebung i.O.).

109 König 1984, 14 und 12. Zur Rationalisierung und zu den Arbeitsverhältnissen in zeitgenössischen Handels- und Bankbetrieben vgl. ebd., 11 ff. und

Nach dem Ende der Lehre und einigen weiteren Jahren als Angestellter war Richard als selbstständiger Kaufmann tätig. Er handelte mit Ziegelsteinen und Ton. Bevor er in späteren Jahren auf Schreibwaren umsattelte, blieb er also dem angestammten Geschäftsbereich seiner Familie treu. Er heiratete eine Frau aus gutem Hause, kaufte sich ein Haus in seinem Heimatdorf und scheint einigen Wohlstand genossen zu haben.¹¹⁰ Im Tagebuch markierte Richard seine bürgerliche Herkunft an verschiedenen Stellen. So belustigte er sich einmal über den Dialekt und das Auftreten eines Bauern in der Bank. Und einen Mitarbeiter, der sich als Gast nicht zu benehmen wusste, kanzelte er mit folgenden Worten ab: »Ungebildetes Subjekt! Was kann man aber von einem Bürohengst anderes verlangen.«¹¹¹

Trotz des vergleichbaren Hintergrunds fehlt in Richards Tagebuch Werners Ambivalenz bezüglich der neuen Zeit. Dies lässt sich nicht allein auf die mittelstädtische Umgebung zurückführen, in der es viele Objekte dieser Ambivalenz gar nicht gab. Nicht zuletzt dank der modernen Presse waren die Berliner und andere großstädtische Verhältnisse und Debatten auch in Brandenburg präsent. Anstelle der bürgerlichen Ambivalenz beschrieb der Banklehrling – wie viele seiner Zeitgenossinnen und Zeitgenossen aus anderen Klassen auch – eine freizeitliche Erlebnisorientierung, der ein Lob der Geschäftigkeit während der Arbeit entsprach. Für dieses Selbstverhältnis, in dem eine Begeisterung für das Neue über die Angst vor dem Verlust des Alten oder den Rückzug auf die teilnehmende Beobachtung triumphiert, steht die Gleichzeitigkeit von Fahrradkauf und Lehranfang, aber auch bestimmte Aspekte des Tagebuchs selbst.

In allen drei Bereichen – Freizeit, Arbeit, Tagebuch¹¹² – lassen sich Spuren von Richards bürgerlicher Herkunft finden. Stärker noch wurden sie jedoch durch die aufkommende Konsum- und Arbeitsgesellschaft geprägt. Vergnügungen wie die Radrennen und Varietés, die Reinert zeitgleich im rund 70 Kilometer entfernten Berlin genoss, standen im Brandenburg der Jahrhundertwende eher selten auf dem Programm. Zumindest in den Sommermonaten spielten jedoch die Fahrten auf der Radrennbahn im örtlichen »Sportpark« und vor allem die zahlreichen Touren in die Umgebung der Stadt eine durchaus ver-

Kap. III; mit Blick auf die Großbanken ebd., 33 ff.; zum Lehrabschluss am Beispiel der Schweiz Sardez 1998.

110 DTA, Reg.-Nr. 2155, Erfassungsbogen II. Zum Arbeitsbeginn in Magdeburg vgl. Reg.-Nr. 2155.4, 20.4.1904.

111 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 2.8. und 1.11.1901.

112 Vgl. dazu das sechste Kapitel, Abschnitt 3.

gleichbare Rolle in Richards Alltag.¹¹³ Diese sportlichen Freizeitbeschäftigungen waren nämlich mit allerlei Konsumpraktiken verbunden: Orientierung gewährte dem Banklehrling die »Deutsche Straßen-Profilkarte für Radfahrer«. Und zur Stärkung gönnte er sich gelegentlich einen Halt bei einer »Selterbude« oder einen »Kaffee u. 2 große Stück Kuchen« in einer »Restauration«.¹¹⁴ Anders als für Neubauer war das Fahrrad selbst kein Produktionsmittel. Und im Unterschied zum älteren Luxuskonsum diente es nicht dem häuslichen Komfort, sondern der öffentlichen Präsentation.¹¹⁵

Auch die emotionalen Ausdrücke, mit denen Richard seine Ausflüge beschrieb, lassen Bezüge zur bürgerlichen wie zur erlebnisorientierten Subjektkultur erkennen. »Sehr amüsiert« habe er sich, notierte er nach einem seiner ersten Ausflüge. Er hatte eine befreundete Familie besucht, was »sehr splendid« gewesen sei. »Abends glücklich angekommen voll des Bewusstseins, einen herrlichen, angenehmen, nie zu ersetzenden Tag bei schönstem Wetter erlebt zu haben.« Und als ob dies noch nicht begeistert genug geklungen hätte, schloss er mit den Worten: »[D]iese vielen Abwechslungen brachte uns Sonntag, 9. Juni, [...] zu Hause *sehr* neidisch auf unser Glück!«¹¹⁶ Zu diesen freizeithlichen *Abwechslungen* gehörten harmlose Stürze und andere kleinere Zwischenfälle und Abenteuer mit dem Fahrrad, Musik und Gesangsabende in der Pension oder bei befreundeten Familien sowie gelegentliche Hasen- und Hühnerjagden, Tanzveranstaltungen, Vereinsfeste, Jahrmärkte und Theatervorführungen. »Große Spannung!« versprach Ende Juni 1901 auch das Automobilrennen Paris–Berlin, eine der ersten Großveranstaltungen dieser Art.¹¹⁷ Abgesehen von Letzterem hätte Richard die meisten dieser Vergnügungen wohl auch ein halbes Jahrhundert früher erleben können. Der hauptsächliche Unterschied zu den Amusements jener Zeit liegt deshalb auch in seinem Fall in der Tatsache, dass er all diese unterschiedlichen Erlebnisse mit derselben akzentuierten Emotionalität beschrieb.

Zu dieser Haltung passt die Kritiklosigkeit, mit der der Banklehrling in der Sommersaison 1902 ausnahmslos jede Produktion des Brandenburger Sommer-Theaters bewunderte.¹¹⁸ Als »*sehr* schön,

113 Vgl. DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 8.9., 27.10. und 16.6.1901.

114 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 30.6.1901 und 11.5.1902.

115 Zum expressiven Konsum vgl. Illouz 2003, 38ff.; zur Geschichte des Fahrrads zwischen Bürgertum und Arbeiterklasse Ebert 2010.

116 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 9.6.1901 (Hervorh. i. O.).

117 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 27.6.1901. Vgl. auch ebd., 29.6.1901.

118 Neben den im Folgenden erwähnten Stücken waren dies in den Jahren 1901

bisweilen tief erschütternd« beschrieb er im August 1901 etwa eine Aufführung von Hermann Sudermanns Schauspiel *Heimat* (1893). »Herz ergreifend und unter Schluchzen der Damen, die in meiner Nähe saßen« habe die Hauptfigur von ihren Erlebnissen berichtet, und auch das Ende sei »packend, fesselnd« gewesen. »Ganz vorzügliches« geleistet habe besonders die Darstellerin der Hauptrolle. Durch einen »endlosen Beifall« habe das Publikum seine »hohe Befriedigung« ausgedrückt, und es werde »wohl niemand von allen Zusehenden den Besuch bereut haben«. In der Tat handelte es sich bei dem Theaterstück, das auch unter dem Namen der Hauptrolle, Magda, bekannt ist, um eines der erfolgreicheren Schauspiele der Jahrhundertwende, das auch im englischsprachigen Raum gern gespielt wurde.¹¹⁹

Unter den verschiedenen erwähnten Schauspielen widmete Richard Sudermanns *Heimat* eine der ausführlichsten Beschreibungen. Es dürfte auch am meisten seiner Lebenswelt entsprochen haben. Im Zentrum des Dramas um familiäre Ehre und persönliche Unabhängigkeit stehen nämlich die Widersprüche zwischen dem bürgerlichen Wertehimmel und der Vorstellungswelt der Konsum- und Arbeitsgesellschaft. Es handelt von einer jungen Frau, die fern der Heimat eine Karriere als Opernsängerin macht, anstatt sich den Plänen des Vaters zu beugen und einen Pfarrer zu heiraten. Anlässlich eines Gastspiels kommt es zur unvermeidlichen Begegnung mit den Dagebliebenen. In einer Schlüsselszene entgegnet Magda auf die Behauptung des Pfarrers, dass er letztlich der Auslöser für ihren Lebensweg gewesen sei:

und 1902: die, wie es damals hieß, »Judenposse« *Robert und Bertram* (1856) von Gustav Raeder am 27.7.1901 (vgl. Spieldiener 2008); eine Bühnenbearbeitung des Erfolgsromans *Der Hüttenbesitzer* (1882) von Georges Ohnet/Hénot, in dem das Leben eines idealen paternalistischen Fabrikunternehmers im 19. Jahrhundert geschildert wird, am 24.8.1901 (vgl. Bachleitner 1993, 348f. und 373f.); ein Varieté mit dem Titel *Charvari* am 28.10.1901; die erfolgreiche liberale Komödie *Die Journalisten* (1852) von Gustav Freytag am 10.6.1902 (vgl. Böttcher/Stockinger 2016); die Operette *Die Fledermaus* (1874) von Johann Strauss (Sohn) am 19.6.1902; die Operette *Jadwiga* (1899) am 18.7.1902; Victorien Sardous Lustspiel *Madame Sans-Gêne* (1893), das die Aufstiegs Geschichte einer Wäscherin zur Zeit der Französischen Revolution erzählt, am 16.8.1902; der Militärschwank *Krieg im Frieden* (1880) von Gustav von Moser am 19.8.1902; die Revue *Seine Kleine. Große Ausstattungssposse mit Gesang und Tanz* (1902), deren antisemitisches Couplet *Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehen?* Richard im Tagebuch festhielt, am 23.8.1902 (vgl. Wikipedia, Lemma »Der kleine Cohn«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Der_kleine_Cohn>; und schließlich von Mosers Schwank *Der Bureaukrat* (1886?) am 14.9.1902.

119 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 3.8.1901 (Hervorhebung i.O.). Zu Sudermann vgl. Sprengel 2004, 525 ff.

Da haben Sie freilich recht. Hier wär' ich verstaubt und vertrocknet. [...] Warum sollt' ich Sie viel hassen? Das liegt ja alles weit, weit hinter mir ... Ach, wenn ihr wüsstet, wie weit! ... Ihr habt hier gegessen Tag für Tag in dieser lauen Zimmerluft, die nach Lavendel, Tabak und Magentropfen riecht ... Derweilen habe ich mir den Sturm um die Nase fegen lassen! ... Wenn Sie, Herr Pfarrer, eine Ahnung hätten, was das Leben im großen Stil, Betätigung aller Kräfte, Auskosten jeder Schuld, was In-die-Höhe-Kommen und Genießen heißt, Sie würden sich selbst sehr komisch finden in dieser priesterlichen Unterredung ...¹²⁰

Auf der einen Seite steht hier die bürgerliche Häuslichkeit mit ihrem bescheidenen Luxus und ihrer beständigen Sorge um die Gesundheit. Auf der anderen Seite befindet sich Magdas *Leben im großen Stil*. Sie erlebte nicht nur Aufstieg und Genüsse, sondern auch *Sturm* und *Schuld*. Von der Herkunftswelt war sie so weit entfernt, dass sie sie nicht einmal mehr wirklich *hassen* konnte. Zugespitzter könnte man die Erlebnisorientierung wohl kaum beschreiben. Über das Stück insgesamt schrieb denn auch schon ein zeitgenössischer Kommentator, dass es »[g]anz modern in der Vermeidung einer eigentlichen Lösung des Konflikts und in der starken Betonung des relativen Wertes der Moral« sei. Zugleich bemühte er sich, den daraus entstehenden, unvermeidlichen »Zusammenstoß« der »über die bürgerliche Moral erhabene[n] [...] freie[n] Künstlerwelt« und einer »Familie aus der besseren Schicht einer Provinzialstadt« für Letztere verständlich zu machen. Auch wenn man die Meinung des Verfassers nicht teile und »in der Lebensphilosophie der Magda das nun einmal in der ›Moderne‹ unvermeidliche ›Jenseits von Gut und Böse‹ stark herausklingt«, schreibt er, stehe es »doch nicht ohne sittliches Gegengewicht da«. Dieses sei besonders in der Menschlichkeit der Hauptfigur zu sehen, die hoch über der Heimatlosigkeit, dem Heuchler- und Strebertum und dem »gewissenlose[n] Egoismus« jener Lebensweise stehe, die sie repräsentiere.¹²¹ Solche Fragen thematisierte Richard kaum. Dennoch scheinen ihm die im Stück behandelten Themen durchaus geläufig gewesen zu sein. Einerseits erwähnte er den »Gram« des Vaters »über den besudelten Namen der Familie«. Bezüglich der Lebenserzählung der »verstoßene[n] Tochter« hob er andererseits hervor, »was sie alles erlebt hatte, bis sie zu dieser Stellung emporgekommen war«.¹²²

120 Sudermann 2016 (1893), 34.

121 Boetticher 1904, 4f.

122 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 3.8.1901.

Kaum erkennbar ist in den Theaterberichten Richards hingegen jene Orientierung an bildungsbürgerlichen Universalien, an den *sittlichen Gegengewichten*, die der Banklehrling wohl seinen Nachhilfeschülern zu vermitteln hatte und die vielleicht auch der Bankier Schmitzdorff in einem Lichtbildvortrag über die »Gräberstadt Pompeji« dem geneigten Publikum präsentierte. Im Zentrum des Tagebuchs stehen stattdessen eigene Erlebnisse und Ereignisse von persönlicher Relevanz. Entsprechend notierte er über den Vortragsabend, bei dem er selbst als technische Hilfskraft beteiligt war: »Der Vortrag war trocken, aber doch naß, da uns der Kellner mit Bier reichlich versorgte.« Nach einem Varieté-Abend hingegen, der »[ä]ußerst anregend« war, notierte der Banklehrling: »Um ½ 11 Uhr war Schluß mit dem Couplet: Das ist die Kunst im 20. Jahrhundert, das ist die Kunst im zwanzigsten Jahrhundert ...« Es deutet nichts darauf hin, dass er diese Selbstbeschreibung des Varietés nicht in einem positiven Sinne verstanden hätte. Mit der Jahrhundertwende brach eine neue Zeit an, die auch neue Formen der Kunst mit sich brachte. Zwei Wochen später zitierte der Banklehrling das *Couplet* anlässlich eines weiteren Vortrags seines Chefs: »Das ist die Kunst im 20. Jahrhundert« ... etc. kann man auch sagen zu dem Vortrag, der an Korrektheit *nichts* zu wünschen übrig ließ. Bravo C. W. S.« Worüber Schmitzdorff an jenem Vereinsabend der »Ehemalige[n] 35er« gesprochen hatte, gibt das Tagebuch nicht preis. Womöglich war das Thema aber weniger *trocken* gewesen als die archäologischen Grabungen in Pompeji.¹²³

Ein Leistungs- und Aufstiegszwillen hingegen, für den die literarische Figur Magda steht, lässt sich in Richards Tagebuchnotizen nur andeutungsweise erkennen. So arbeitete er »freiwillig« an einem Sonntag. Auch wollte er nicht, wie der Bankier, bei jedem Schnupfen gleich im Bett bleiben. Und immer wieder drückte er seine Verachtung gegenüber den Angebereien »großschnäuziger Berliner« und anderer aus.¹²⁴ »Möge er sich stets verbessern u. zu einer Größe werden, die seinesgleichen sucht. Damit das Bankhaus C. W. Schmitzdorff später mit Stolz behaupten kann, daß Herr Schubert auch einst ein treuer, energievoller Mitarbeiter [...] war! Nochmals: *Viel Glück!!*«, schrieb er einmal über einen Mitarbeiter, der eine Stelle bei der Deutschen Bank in Berlin angenommen hatte.¹²⁵ Ob auch eine gewisse Ironie dabei war, lässt sich freilich nicht entscheiden.

123 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 2.12., 27.10. und 11.11.1901 (Hervorhebung i. O.).

124 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 2.6.1901, 9.1.1902, 15.7.1901 und 1.4.1902.

125 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 2.6. und 20.8.1901 (Hervorhebung i. O.).

Wie beim Zürcher Gymnasiasten Karl Lehmann (*1858) und bei anderen bürgerlichen Männern lassen sich die deutlichsten Hinweise auf das Leistungsstreben im Zusammenhang mit dem Sport finden.¹²⁶ So führte Richard ein »Fahrrad Conto«, in dem er die zurückgelegten Strecken verzeichnete. »Nicht weniger als 362,2 km« waren es im Juni 1901, womit er »laut theoretischer Berechnung [...] M. 19.- gespart« hatte. Nach einer Fahrt im September listete er »präzise Zeitangaben nach genauesten Beobachtungen« auf. Mit »Volldampf« sei er schließlich durch die Stadt Brandenburg nach Hause gefahren, habe das Tagebuch ergänzt und sei »in die Klappe geschossen 9,37!«¹²⁷ Ganz im Sinne der modernen Leistungsorientierung steht hier nicht der Aufwand im Zentrum, sondern das quantitativ messbare Ergebnis. Vergeblich sucht man dagegen jenen Tugendkatalog, den Lehmann in seiner *Autobiographie* aus dem Jahr 1875 aufgelistet hatte. Begriffe wie Ordnungsliebe, Sauberkeit, Fleiß, Selbstbeherrschung, Tüchtigkeit oder Pflichtgefühl kommen zwar gelegentlich vor, meist beziehen sie sich aber auf die Handlungen anderer. Über sein eigenes Verhältnis zu solchen Leitvorstellungen scheint der Banklehrling nicht weiter nachgedacht zu haben – zumindest nicht im Tagebuch.

Eine umso größere Rolle scheint der Arbeitsalltag gespielt zu haben. Wie bei Reinert werden die unterschiedlichsten Themen verhandelt. Im Vergleich zum Kartografen hielt der Banklehrling jedoch deutlich mehr Einzelheiten fest: von der wörtlichen Wiedergabe des erwähnten Gesprächs mit einem Bauern und einem nicht auffindbaren Gasleck im Büro über den allgemeinen Geschäftsgang bis hin zu Bemerkungen über den »faulen, in finanzieller Hinsicht gelähmten« allgemeinen Zustand der »Geschäftswelt« oder den Staat, dessen »mangelnde Aufsicht« trotz hoher Stempelsteuern die »Schweinerie-Buchführung« bestimmter Unternehmen erst möglich mache. Immer wieder äußerte sich Richard auch zu Verhandlungserfolgen des Bankiers und anderen Einzelgeschäften. Es möge »blühen und gedeihen!!!«, schrieb er über ein »Diskont- und Lombard-Geschäft«, das eine Berliner Firma bei der Bank »eröffnen« wollte.¹²⁸

Von besonderem Interesse scheinen die Beziehungen zu Bürokräften, Kollegen und Vorgesetzten gewesen zu sein. Richards Bemerkungen gelten etwa den krankheits- oder urlaubsbedingten Abwesenheiten

126 Vgl. dazu und zu Lehmann das zweite Kapitel, Abschnitte 1 und 2.

127 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 2.7. und 1.9.1901.

128 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 16.11.1901 (Gasleck), 7.11., 14.11. und 16.11.1901 (Geschäftsgang), 12.9.1901 (Geschäftswelt), 2.10.1901 (Buchführung), 23.4.1902 (Berliner Firma).

und dem Aussehen der weiblichen Mitarbeiterinnen. »Äußerst hübsche Figur, groß, etwas jung (17 Jahr) ›Feine Nummer! Thatsächlich viel, viel vorteilhafter als ›Ziege!«, verglich er im Frühling 1902 eine neue mit einer ehemaligen Mitarbeiterin. Noch wichtiger scheint aber das Verhältnis zu den männlichen Kollegen und Vorgesetzten gewesen zu sein, mit denen Richard gelegentlich auch seine Freizeit verbrachte. Er berichtete über Auseinandersetzungen mit und zwischen einzelnen Mitarbeitern, lobte kollegiales und kritisierte unangebrachtes Verhalten. Stolz hielt er seine Freude fest, wenn er sich erfolgreich gegen Zumutungen zur Wehr gesetzt hatte.¹²⁹

Eine beinahe noch größere Bedeutung scheint Richard dem Ausmaß des »Verkehrs« in der Bank zugemessen zu haben. Fast täglich machte er Notizen über die Arbeitsmenge, die am betreffenden Tag angefallen war oder noch der Erledigung harpte. Vor allem in den ersten Monaten beklagte er sich einerseits, dass er gar viel, manchmal auch zu viel Arbeit habe: »Im Geschäft lausig zu tun. Porto-Kasse-Abstimmung, Versicherungsauszug [?], ca 20 Wechsel zu bearbeiten etc. Wozu ist denn auch d. Mensch da. ›Weiter hat er ja doch keinen Zweck!!« Solche Bemerkungen sind jedoch vergleichsweise selten und gelegentlich enden sie auch mit Relativierungen: »Ich hatte wirklich meinen Tummel. Aber alles glücklich verrichtet.«¹³⁰ Verschiedene weitere Einträge machen andererseits deutlich, dass ihm ein ruhiger Geschäftsgang keineswegs lieber war. Es sei »beinahe zu still«, kommentierte er einen dieser Tage.

Ganz allgemein dominiert in seinen Einträgen über die Arbeit denn auch ein Lob der Geschäftigkeit: »Sehr fein, hoch interessant, abwechslungsreich u. angenehm war es dort, da sehr viel Geschäft war«, schrieb er schon ganz am Anfang seiner Lehrzeit. Und drei Monate später notierte er, dass die Arbeit »Spaß« mache, auch wenn er »alle Hände voll zu thun« habe. Der Verkehr sollte »flott« sein, so lässt sich diese Einstellung mit einem später häufig verwendeten Ausdruck zusammenfassen – nicht übergroß, vor allem aber nicht allzu klein.¹³¹ Im Großen und Ganzen entspricht sein Verhältnis zur Arbeit damit seiner freizeitleichen Erlebnisorientierung: In jedem Fall sollte das Leben »ereignisreich sein«. Die »Ansichten« hingegen, was darunter zu verstehen sei, mochten sich im Laufe der Zeit ändern.¹³² Wenn sie über die Arbeits-

129 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 11.5.1902 (Zitat), 27.6. und 5.9.1901, 1.4.1902.

130 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 12.8. und 9.8.1901.

131 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 30.10., 23.6. und 12.9.1901 (Hervorhebung i.O.), 20.10.1902.

132 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 4.8.1901 und 7.11.1903 (Randbemerkung zum 4.8.1901).

freude diskutierten, dürften die zeitgenössischen Arbeitswissenschaften, Unternehmensführungen und Gewerkschaften nicht zuletzt auf solche Erwartungen an die Arbeit und die Arbeitsplätze reagiert haben.

Vielleicht schon mit der Wahl des Realgymnasiums, spätestens aber mit dem Schulaustritt nach der Sekunda hatte der junge Mann einen entscheidenden Schritt in die moderne Arbeitswelt getan – ganz im Sinne jener von Siegfried Kracauer beschriebenen fünfzig von hundert »kaufmännischen Lehrlingen«, die sich dagegen entschieden hätten, sich »als Obersekundaner weiter [zu] vervollkommen«. Mit Blick auf diese »Masse der Angestellten« argumentierte Kracauer am Ende der Untersuchungsperiode dieses Buchs, dass »das Haus der bürgerlichen Begriffe und Gefühle, das sie bewohnt hat, [...] eingestürzt« sei. Die »wirtschaftliche Entwicklung« habe ihm »die Fundamente entzogen«. ¹³³ Vor dem Hintergrund der bisherigen Argumentation wäre zu ergänzen, dass die Angestellten nie nur dieses eine Haus bewohnt hatten. Aus eindeutig bürgerlichen Verhältnissen stammte nur eine Minderheit dieser heterogenen sozialen Gruppe. Dennoch erkannte Kracauer schon als Zeitgenosse, dass die Selbstverhältnisse der Angestellten des frühen 20. Jahrhunderts nicht mehr vor dem Hintergrund des (bürgerlichen) 19. Jahrhunderts beschrieben werden konnten. Dass er damit nicht alleine war, zeigt das Beispiel der Berliner Telefonistin Conrad. Nachdem sie einer Freundin einen etwas »schnell getippt[en]« Brief geschickt hatte, was diese offensichtlich nicht goutierte, erklärte sie am 20. Februar 1931:

Trudchen stammt aus einem ganz einfachen Haus: ihr Vater war Straßenfeger und ist jetzt bei der Stadtreinigung Schreiber. Nun hat sich ihres Vaters Stand etwas gebessert, durch Trudchens Umschulung und anderes sind Gronerts etwas sozial aufgestiegen und nun ringt Trudchen nach einer ihrer höheren Stufe angepassten Gesinnung. Und weil die Stufe, die Gronerts immer anstrebten und in die sie in manchen Berührungspunkten hineingewachsen sind, oder sich ihr wenigstens sehr genähert haben, die bürgerliche ist, so strebt Trudchen eine bürgerliche Gesinnung an. Sie übersieht dabei aber, dass das Bürgertum des Mittelstandes eigentlich gar nicht mehr existiert oder dass es sich zu einer ganz anderen Stufe entweder heraufgeschwungen oder herabgelassen hat. Das Bürgertum denkt jetzt nicht mehr so sittenstreng wie früher. Das übersieht Trudchen und darum wirkt sie oft so altjüngferlich in ihren Anschauungen. ¹³⁴

133 Kracauer 1989 [1930], 18 und 91.

134 DTA, Reg.-Nr. 862, 20.2.1931.

Innerhalb des gleichermaßen sozioökonomischen wie diskursiven Transformationsprozesses, den Conrad mit diesen Zeilen so anschaulich beschrieb, räumte Kracauer der Produktionsseite eine gewisse Priorität ein. Dennoch wies er auch auf die Rolle des Konsumsektors hin: »In demselben Augenblick, in dem die Betriebe rationalisiert werden, rationalisieren jene Betriebe das Vergnügen der Angestelltenheere«, bemerkte er über die zahlreichen »Pläsierkasernen«, die sich seit den Inflationsjahren etabliert hätten. Dabei verband Kracauer eine scharfe Kritik an den gesellschaftlichen Machtverhältnissen mit einer kulturkritisch gewendeten Variante der Nachahmungsthese. Die »Besinnung auf die Wurzeln echter Kultur« und damit auch die »Kritik an den Zuständen« werde verhindert, schreibt er, weil die Angestellten jenen »Glanz« und jene »Ablenkungen« zu imitieren suchten, die für das Leben der Oberklassenangehörigen selbst unentbehrlich geworden seien.¹³⁵ Sogar Letztere bewohnten also in den Augen dieses zeitgenössischen Beobachters das Haus der Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts nicht mehr ganz. Wie das Tagebuch Richards zeigt, musste dies nicht als Verlust oder Verunsicherung erfahren werden.

Wie bereits erwähnt, steht der Banklehrling für den Übergang zur erlebnisorientierten Subjektkultur. Dass die bürgerliche Vorstellungswelt in seinem Alltag durchaus noch präsent war, zeigt sein Bericht über Richard Voß' Theaterstück *Eva* (1889), das er im September 1902 sah. Nicht weniger als rund 700 Wörter widmete er der Inhaltswiedergabe dieses Liebesdramas. »Ein gewaltiges Stück, das mich in große Erregung & tiefste Rührung versetzt hat. Nochmals ein Viva«, fasste er seine Gefühle zusammen. Im Unterschied zu all den anderen Ausdrücken der Begeisterung deutet das Wort *Erregung* hierbei eine Ambivalenz an, die Richard in einem später hinzugefügten Kommentar konkretisierte. Aufgrund seiner »Nerven«, schrieb er, sei es ihm nicht möglich, weitere Szenen dieser Art wiederzugeben. Auf bürgerliche Körperkonzepte bezog sich der junge Mann aber auch dann, wenn er seinen Kollegen als *energievollen Mitarbeiter* bezeichnete oder wenn er der Pensionsinhaberin eine mütterliche »Energielosigkeit« vorwarf.¹³⁶ Die Sorge um die Nerven und um die Energie sind zugleich Zeichen dafür, dass sich die bürgerliche Welt selbst, ihr Wertehimmel wie ihre Körperkonzepte, in der Arbeits- und Konsum-

135 Kracauer 1989 [1930], 95f. und 92. Zu den Machtverhältnissen vgl. etwa ebd., 98f.; zur Nachahmungsthese das vierte Kapitel, Abschnitt 1.

136 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 4.9.1902 und 3.12.1901. Zur »Energie« vgl. das zweite Kapitel, Abschnitte 2 und 3.

gesellschaft vor grundsätzliche Herausforderungen gestellt sah. Die Bindungskraft der Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts erodierte. Zunehmend stellte etwa die Bankierstochter und Industriellengattin Limburger von Hoffmann, die Protagonistin des nächsten Abschnitts, dem Gesellschaftsleben ihres Umfeldes eine Kombination aus Großstadtkritik, religiös-philosophischen Gedankenwelten und dem Weiblichkeitsideal der Mutterschaft gegenüber. Die Leitvorstellungen und Alltagspraktiken der neuen Zeit hingegen, die Leistungs- oder die Erlebnisorientierung, waren ihr nicht zugänglich.

4. Körper am Ende des thermodynamischen Zeitalters

Wie ihr Sohn viele Jahrzehnte später treffend schrieb, führte Limburger von Hoffmann in ihrer Jugend das Leben einer »höhere[n] Tochter«. ¹³⁷ Die Mutter entstammte der wohlhabenden Bankiersfamilie Becker aus dem damaligen Leipziger Vorort Altnaundorf. Einen ähnlichen Hintergrund hatte auch der Vater. Mütterlicherseits war er mit den Mayer-Freges verwandt, die eines der bedeutendsten Bankhäuser der Stadt führten. Sein Vater, der Bankier und sächsisch-altenburgische Finanzrat Ludwig Ferdinand von Hoffmann, war 1841 in den Freiherrenstand erhoben worden. Er selbst war zunächst aktiver Teilhaber des Bankhauses seiner Familie in New York City. 1864, im Alter von 32 Jahren, kehrte er nach Leipzig zurück und heiratete. In seinem Todesjahr 1912 scheint er einer der beiden reichsten Einwohner Leipzigs gewesen zu sein. Schon früh hatte er sich weitgehend aus der Geschäftstätigkeit zurückgezogen. Seine Zeit widmete er stattdessen der Erziehung der drei Töchter und seinen kulturellen Interessen. In den 1880er Jahren wurde er aktiver Anhänger der theosophischen und später der anthroposophischen Bewegungen. Darin folgte ihm seine Tochter Martina. Nach dem frühen Tuberkulose-Tod ihres Ehemannes, des vermögenden Leipziger Großkaufmanns und Industriellen Bernhard von Limburger, kümmerte sie sich vor allem um die Erziehung des Sohnes und engagierte sich für wohltätige Zwecke. ¹³⁸

¹³⁷ DTA, Reg.-Nr. 2153,3, Vorwort.

¹³⁸ Zu den Familien von Hoffmann und Limburger vgl. Zeidler 2015; Biographien Dokumentation der Forschungsstelle Kulturimpuls, Lemma »Oscar Baron von Hoffmann«, <<http://biographien.kulturimpuls.org/detail.php?&id=1012>>; Kaestner & von Urach's Genealogische Adelsdatenbank, Lemma »Familie: Oskar Freiherr von Hoffmann/Eveline Becker«, <<http://www.>

Im großbürgerlichen Umfeld der Bankiersfamilie scheint eine eher distanzierte Haltung gegenüber den Unterklassen gepflegt worden zu sein, was sich nicht nur in Limburger von Hoffmanns Bemerkungen über die Kinderbewahranstalt ihres Onkels Julius Harck zeigt.¹³⁹ Wenn die Elfjährige die Weihnachtsgeschenke für die Bediensteten direkt nach jenen für die Familienmitglieder und die Erzieherinnen aufzählte, wird zwar durchaus jene häusliche Nähe erkennbar, die auch in Tagebüchern von Bediensteten geschildert wird.¹⁴⁰ Ganz selbstverständlich scheint ein vertraulicher Umgang jedoch nicht gewesen zu sein. »Mit Untergebenen ist Fritz reizend«, stellte Limburger von Hoffmann sechs Jahre später über Harcks Sohn fest, »er traf z. B. ein früheres Mädchen von sich beim Spazierengehen, er begrüßte sie sehr herzlich, gab ihr die Hand und fragte wie es ihr ginge. [...] Auch mit d. Försterin sprach er sehr nett und gab ihr auch die Hand.« Auf dem Landsitz der Großeltern, wo sie sich in ihrer Jugend oft aufhielt, kam die Bankierstochter in Kontakt mit Forstleuten und Landwirten.¹⁴¹ Im Unterschied zum Alltag der Landpastorengattinnen Olga Meisner geb. Gambke (1849-1909) und Eva Braune geb. Steltzer (*1854) dürften solche Begegnungen jedoch kein alltägliches Erlebnis mehr gewesen sein.¹⁴²

Die Welt der Bankiersfamilie war nicht nur eine großbürgerliche, sondern auch eine großstädtische. In den 1880er Jahren zählte Leipzig schon über 150.000 Einwohnerinnen und Einwohner. Die Landwirtschaft und die familiäre Ökonomie waren hier nur noch schemenhaft präsent. Wenn Limburger von Hoffmann bei den Großeltern »in den Garten gehen« wollte, um zu »sehen ob die Kresse, die ich vorgestern gesäht habe kommt«, erinnert diese Praktik deshalb eher an die Handarbeiten bürgerlicher Frauen des mittleren 19. Jahrhunderts oder an heutiges Gärtnern denn an die Ökonomie des Ehepaars Meisner. Ähnliches gilt, wenn ihr Mann und sie später dank eines Kredits ihres Vaters die schwiegerelterliche Villa im ländlichen Vorort Dölitz er-

stammreihen.de/familygroup.php?familyID=F864914H&tree=tree1>; Leipziger Biographie, Lemma »Limburger, Bernhard«, <<http://www.leipziger-biographie.de/Vjq>>; Leipzig-Lexikon, Lemma »Hoffmann, Oskar Freiherr von«, <http://www.leipzig-lexikon.de/biogramm/Hoffmann_Oskar_von.htm>; Wikipedia, Lemma »Paul Bernhard Limburger«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Paul_Bernhard_Limburger>.

139 Vgl. das dritte Kapitel, Abschnitt 1.

140 DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 9.12.1880. Vgl. auch Habermas 2000, 79ff., sowie das dritte Kapitel, Abschnitt 1.

141 DTA, Reg.-Nr. 2153.2, 28.1.1886; Reg.-Nr. 2153.1, 30.5.1880.

142 Vgl. das erste Kapitel, Abschnitte 2 und 3.

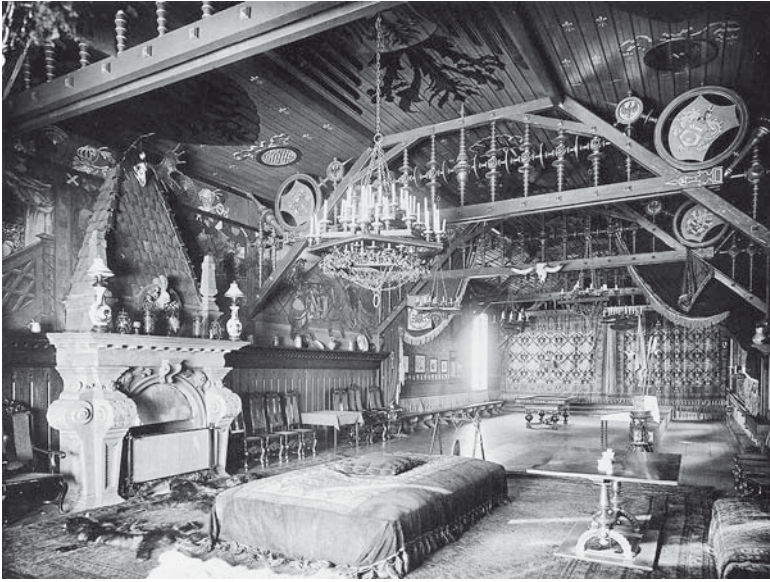


Abb.5.2: Die »Halle in der Villa des Herrn Consul Limburger in Dölitz, bei Leipzig« (1885).

warben, wo sie viel Zeit im Garten verbrachten und auch einmal »60 Karpfen im Kanal« aussetzten.¹⁴³ Die Limburger'sche Villa in Dölitz wurde in einer zeitgenössischen Publikation als Paradebeispiel für »Malerische Innenräume moderner Wohnungen« präsentiert. Die Abbildung zeigt jenen herrschaftlichen Luxus, mit dem das Großbürgertum dieser Zeit seinen Reichtum und seinen gesellschaftlichen Einfluss inszenierte (vgl. Abb. 5.2).¹⁴⁴ Im Zentrum dieses Lebens stand eher die Suche nach einer »Balance von Luxus und Wohltätigkeit« als das im zweiten Kapitel beschriebene Mäßigungs- und Arbeitsamkeitsethos und die Anforderungen der familiären Ökonomie.¹⁴⁵

Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass Amusements und Kunst- und Naturgenüsse das zentrale Thema in Limburger von Hoffmanns Jugendtagebüchern sind: Kinderbälle und andere Jugendveranstaltungen wie Theateraufführungen, Ausflüge im Kreis der Familie, Sport, Musik und Malerei, die ersten Theaterabende, verschiedene »Wohnbesuche« bei befreundeten Familien und vor allem

143 DTA, Reg.-Nr. 2153,1, 30.5.1880; Reg.-Nr. 2153,4, 17.8.1904. Zu den Handarbeiten vgl. die Hinweise im dritten Kapitel, Abschnitt 2.

144 Zur Geschichte der bürgerlichen Villa vgl. Rooch 2005; Weichel 1996.

145 Sarasin 1997, 139ff. (Zitat 142). Vgl. auch ebd., 150ff.

Reisen in die unterschiedlichsten Gegenden des Kaiserreichs und in die schweizerischen Alpen.¹⁴⁶ Eine wichtige Station in diesem Lebensabschnitt Limburger von Hoffmanns war die Konfirmation im Sommer 1885. Wie jeweils zu Weihnachten zählte die junge Frau hier die zahlreichen Geschenke auf, wobei es sich diesmal hauptsächlich um Goldschmuck handelte. Wichtiger aber war, dass sie nun sukzessive in die bürgerliche Gesellschaft eingeführt werden sollte. »Ich gewöhne mich jetzt allmählich an den Gedanken. Darauf freuen kann ich mich noch nicht«, schrieb sie am Ende des ersten Tagebuchs mit Blick auf die Tatsache, dass sie nun bald »ausgehen« werde.¹⁴⁷ Bevor es aber so weit war und sie im Winterhalbjahr 1887/88 ihre erste Ballsaison erlebte, wurde sie im familiären Kreis auf das neue Leben vorbereitet. Auf einer Goldenen Hochzeit von Verwandten, auf die sie später immer wieder gerne zurückblickte, durfte sie dann das erste Mal beim Tanz dabei sein: »Du mußt Deinen ersten Herrn loslassen und tanzt mit dem 2ten weiter«, beschrieb sie den Abklatschtanz in einem Brief an eine Freundin,

unterdessen kommt ein 3ter und so kommt man ordentlich von einem Arm in den andern, so tanzt man die ganze Zeit und es war himmlisch, bis die Mutter und Onkel Harck Einhalt thaten und ich mußte eine Kunstpause machen und mich ehrbar hinsetzen, das ärgerte mich gräßlich, denn wenn man Musik hört und Tanzen sieht gribbelt es einem ordentlich in den Füßen und es ist viel verlangt, daß man dann ruhig sitzen soll.¹⁴⁸

Trotz der auch später immer wieder beschriebenen Freude an solchen gesellschaftlichen Anlässen lassen die weiteren Tagebücher Limburger von Hoffmanns eine zunehmend kritische Haltung bezüglich dieser Rolle einer höheren Tochter und Ehefrau erkennen. Zwar fehlen in ihren Notizen explizite Bezüge auf das Enthaltensethos. Lediglich ein einziges Mal bemerkte sie, dass Onkel Harck in »erklärlichem Triebe, die Sitten zu bessern«, anlässlich eines Dinners »keinen Champagner« ausgegeben habe.¹⁴⁹ Trotz einer weiterhin bestehenden Ambivalenz lässt sich aber vor allem im dritten und im vierten Tagebuch eine zunehmende Abkehr von gesellschaftlichen Vergnügungen er-

146 Zu den Wohnbesuchen vgl. DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 17.7.1885. Vgl. ferner Reg.-Nr. 1116 I.2, 2.12.1865ff. und 4.4.1868; Reg.-Nr. 1865, 10.9.1882.

147 DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 10.6.1885 und 1.1.1886.

148 DTA, Reg.-Nr. 2153.2, 30.6.1886.

149 DTA, Reg.-Nr. 2153.2, 14.7.1886. Zur Enthaltensethik vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 4.

kennen. Gelegentlich wurde sie von Kritik am »Dünkel« der Mutter oder am Verhalten der Schwester begleitet, deren Alltag eine »Gesellschaftsjagd und ohne Nutzen« sei.¹⁵⁰ Parallel dazu kam es zu einer Hinwendung zur Natur. Schon im ersten Tagebuch lässt sich die für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts typische Romantisierung von Natur und Landarbeit erkennen. Für einen Maskenball verkleidete sich eine Freundin als »Bauernmädchen«, und auf einer der zahlreichen Reisen setzte sich die Bankierstochter selbst an die »Mosel und zeichnete zumeist Bauernjungen«.¹⁵¹ Wie das Resultat ausgesehen haben mag, zeigt die Widmung einer Mitschülerin im Poesiealbum von Claire A. (* ca. 1895), die während der gemeinsamen Pensionszeit am Genfersee entstand (vgl. Abb. 5.3).

In der Jugend war es für Limburger von Hoffmann noch kein Thema gewesen, selbst ein solches Leben zu führen. Im Frühjahr 1898 hingegen schrieb sie mit Blick auf den baldigen Umzug nach Dölitz: »Der Gedanke künftighin den größten Teil des Jahres auf dem Land zu wohnen ist mir unendlich wohlthuend. [...] Was ist Ruhe und Einsamkeit doch schön, ich fühle sie ordentlich immer körperlich«.¹⁵² Der Kauf der Villa ist ein typisches Beispiel für den Rückzug des Bürgertums an die Ränder der Großstädte. Der Hintergrund war weniger die Naturbegeisterung als die Ambivalenz, mit der nicht nur der Kaufmannssohn Werner der zunehmenden Urbanisierung begegnete.¹⁵³ Einerseits war man durchaus offen für den technischen und wirtschaftlichen Fortschritt. Die Fabrikantentochter Bader beispielsweise ließ sich im Oktober 1865 die Einweihungsfeier der Eisenbahnlinie von Lahr nach Dinglingen nicht entgehen. Ein anderes Mal fuhr sie mit dem Nachtzug ins benachbarte Freiburg, um sich Friedrich Schneiders erfolgreiches Oratorium *Das Weltgericht* (1820) anzuhören.¹⁵⁴ Berthold Friedrich Kippenberg (1880-1959), Schüler und Sohn des

150 DTA, Reg.-Nr. 2153.2, 28.1. und 17.10.1886; Reg.-Nr. 2153.3, 15.10.1889 und 27.8.1890; Reg.-Nr. 2153.4, 30.4.1903. Für vergleichbare Kritiken im ersten Jahrhundertdrittel vgl. Habermas 2000, 163 und 223f.

151 DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 10.2.1880 und 17.9.1885. Zu Natur und Naturschutz vgl. Schmoll 2014.

152 DTA, Reg.-Nr. 2153.4, 13.5.1898. Vgl. auch Reg.-Nr. 890 II, 1.-8.5.1875.

153 Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 63, Brief vom 5.5.1904; Reg.-Nr. 1085.2, o.D. (»Paris«); SFN, NL 152 I, Brief vom 2.7.1936; für eine positive Haltung NL 10, 12.10.1909 und 9.10.1911. Vgl. auch Doering-Manteuffel 2019, Kap. 6; Schott 2014, insbes. 83f.; Gamper 2007, insbes. Kap. 5.5 und 6.4ff.; Stoff 2004, Kap. II und III; Stremmel 1992; Nolan 1994, insbes. Kap. 6; Reulecke 1985, Kap. III.7; zur Villa Weichel 1996, 237f.

154 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 22.10.1865 und 7.3.1866.



Abb. 5.3: Zeichnerische Widmung aus dem Poesiealbum von Claire A. (1912/13).

Leitungspaares einer Schule für höhere Töchter in Bremen, bewunderte im Sommer 1893 nicht nur die Sehenswürdigkeiten der Hamburger Altstadt, sondern auch das Neue Allgemeine Krankenhaus in Eppendorf, die »vielen großen Schornsteine« der »Fabrik-Stadt« Harburg sowie die »großen Schiffe« und den »Verkehr« am Hafen. »Bremen ist dagegen doch gar nichts. Dieses Aus- und Einladen der Waren! Dieses Tuten der Dampfer!«¹⁵⁵

Andererseits fürchtete man die großstädtischen Menschenmengen. In Genf hätten die berühmten Uhren- und Schmuckläden ihre »Lust etwas zu kaufen« geweckt, notierte eine andere Pensionistin, die aus Stuttgarter stammende Sophie Amthor (*1853), im Mai 1875. Leben wolle sie in diesem »Paris in Miniatur« jedoch nicht, denn es sei ihr »zu unruhig«. ¹⁵⁶ »[B]ei einer furchtbaren Hitze« seien sie abgefahren »u. fanden im Renchthal ein überfülltes Bad, nichts als fremde Leute, die einen nichts angingen«, schrieb Bader über einen Tag im September 1876. Und doch, so brachte die für ihresgleichen typische Ambivalenz zum Ausdruck, sei »Jedes wieder froh, am Andren etwas zu haben!«¹⁵⁷ Nachdem er den Sommer 1893 überstanden hatte, sinnierte auch der schlesische Gymnasiast Wolfgang Hampe (1877-1943): »Eine schale u. elende Jahreszeit, vom Mai bis zum September! Da läuft alles in der größten Hitze im Freien herum – überall Menschen, überall! [...] Und auch die Canaille macht sich dann so unerhört breit.«¹⁵⁸

Wie Alexander C.T. Geppert, Uffa Jensen und Jörn Weinhold schreiben, war das Automobil gerade deshalb so attraktiv für das Bürgertum, weil es für den technischen Fortschritt stand und zugleich ein privates Luxusvergnügen erlaubte.¹⁵⁹ Gewissermaßen sein Gegenteil war die Großstadt. Hier war Hampe nicht nur der *Canaille* ausgesetzt. Auch mit den »moderne[n] Häuser[n] u. Hotels«, die in Frankfurt am Main »wie in jeder andren Stadt« seien, und »all dem großstädtischen Trubel und kosmopolitischen Gerange«, dem »Lärm« und »Eifer und Hasten« könne er sich nicht anfreunden. »Keine Fabrik – keine modernen Häuser – keine breiten Avenüen – keine langweiligen Promenaden – herrlich«, notierte er stattdessen über die Altstadt Heidelbergs. Wie Werner bevorzuge er das »kleinstädtische Leben u. Lieben«:

155 DTA, Sig. 3215.5, 18.7. und 19.7.1893.

156 DTA, Reg.-Nr. 890 II, 5.5.1875 (Hervorhebung i.O.).

157 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3, 14.9.1876.

158 DTA, Sig. 3460.1, 15.10.1893.

159 Geppert/Jensen/Weinhold 2005, 37ff. Vgl. auch ebd., 41.

Am 9. Januar 97, dem Tage vor meiner Abreise, bin ich des Abends beim Vollmondschein noch einmal in das kleine Gäßchen in Jauer gegangen, wo Lizzy so oft meiner gewartet hat. Und wie ich da über die mondbeglänzten Giebel geschaut hab, da ist mir so recht klar geworden, was mir diese heimatliche Kleinstadt gewesen ist u. was sie mir in Zukunft sein wird: ein Ort des Friedens u. der Ruhe nach dem Treiben der großen Welt.¹⁶⁰

Limburger von Hoffmanns Rückzug nach Dölitz führte nicht zum Verschwinden ihres Unbehagens. Stattdessen verstärkten zwei Fehlgeburten und schließlich die tödliche Krankheit ihres Ehemannes ihre Zweifel am Sinn des Lebens. Zunehmend versuchte sie in dieser Zeit, sich jene Schicksalsergebenheit anzueignen, die für bürgerliche Frauen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts typisch war und die ihren früheren Bemühungen um ein *klares Urteil* und einen eigenständigen *Geschmack* diametral gegenüberstand.¹⁶¹ Zu dieser Haltung gehörte die Überzeugung, dass das Leben »immer ernster« werde. »[D]amals hatte man noch eine so aktive Auffassung von Glück«, bemerkte sie im Spätsommer 1903 über die Jugend, »später lernt man den Ausspruch verstehen ›Glück ist Abwesenheit von Unglück‹ und mehr wird es in späteren Jahren auch nicht mehr und ach wie selten selbst wird es das.«¹⁶² Sie hielt diese Gedanken in Davos fest, als sich ihr Mann im berühmten Tuberkulosesanatorium von Karl Turban behandeln ließ. Als Schüler des Sanatoriumsreformers Peter Dettweiler vertrat dieser ein striktes Enthaltungs- und Ruheideal. Dabei wandte er sich insbesondere gegen das allzu mondäne Leben, das seiner Ansicht nach in den alpinen Kurorten herrschte.¹⁶³ »Fiebernde und Blutspuckende werden auf Bergspaziergänge geschickt«, beschrieb er im Rückblick seine ersten Eindrücke des Davoser Kurlebens in den 1880er Jahren. »Bei den regelmäßigen Bierkonzerten im Kurhaus singen Kehlkopfkranken die Trinklieder nach Kräften mit. Bei Festlichkeiten in den Hotels tanzen schwerkranke Herren und Damen in betrunkenem Zustand – und die Ärzte schauen zu.«¹⁶⁴

160 DTA, Sig. 3460.3, 20.4., 21.4. und 5.11.1896; Sig. 3460.4, 18.1.1897.

161 Vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 3.

162 DTA, Reg.-Nr. 2153.3, Silvester 1898; Reg.-Nr. 2153.4, 1.9.1903.

163 Zu Dettweiler, zum Ruheideal und zur alternativen Arbeitstherapie vgl. Condrau 2000, Kap. 3; zur Theorie der negativen Wirkung äußerer Reize, besonders auf die Nerven, Sarasin 2001, 225ff.; zur Frühzeit der Davoser Sanatorien vgl. Frank 2012, 187ff.; zur Gegenüberstellung von Stadt- und Bergluft und zur zeitgenössischen Kritik an der zunehmenden Urbanisierung der Alpen ebd., 197ff.; zur Höhenkur allgemein Schürer 2017.

164 Turban 1935, 11.

Solche Äußerungen sind nicht nur Ausdruck des alten Mäßigungsdenkens und von dessen Verengung im Enthaltensamkeitsideal.¹⁶⁵ Sie verweisen auch auf die zeitgenössische Ermüdungsdebatte. Basierend auf den physikalischen Modellen der Thermodynamik argumentierte die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konsolidierende Physiologie, dass jede Tätigkeit früher oder später zu Ermüdung führe. Die anfängliche Hoffnung, diese durch das Einnehmen belebender Substanzen überwinden zu können, erfüllte sich nicht. Entsprechend dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik setzte sich stattdessen die Ansicht durch, dass Ermüdung eine absolute Grenze der körperlichen Leistungsfähigkeit markiere, die langfristig nur um den Preis von Krankheit und abnehmender Produktivität überschritten werden könne. Insbesondere der Körper des bürgerlichen Mannes war damit mit einem äußerst bedrohlichen Szenario konfrontiert.¹⁶⁶ Dies nicht zuletzt, weil die entsprechenden Vorstellungen von den zeitgenössischen Medien bereitwillig aufgenommen und verbreitet wurden. »Daß ein Kranker vor allen Dingen der Ruhe bedarf«, konnte man kurz nach der Jahrhundertwende auf einer Ratgeberseite lesen, sei »eine jener Wahrheiten, die in der Theorie widerspruchslos zugegeben werden, gegen die aber in der Praxis unendlich viel gesündigt wird.« Und weiter:

Schon in normalem Zustande wird ja jeder lebendige Körper von einem gesetzmäßigen Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe beherrscht. Die durch die Tätigkeit verbrauchte Kraft erneuert sich in den Pausen. Wird das durchschnittliche Arbeitsquantum einmal überschritten, so macht sich auch sofort ein vermehrtes Ruhebedürfnis geltend. Da im übrigen auch für einen gewissen Reservevorrat an Kraft in den Geweben gesorgt ist, so läuft der Organismus erst dann eine wirkliche Gefahr, wenn das Gefühl der Uebermüdung absichtlich wieder und wieder ignoriert wird. Andauernde Erschöpfung, Schwindel, Ohnmachten, die sich in solchen Fällen einzustellen pflegen, sind Alarm-Signale, daß der Organismus in seinem Bestande bedroht ist.¹⁶⁷

In den Augen solcher Beobachterinnen und Beobachter spitzte die moderne Lebensweise diese Problematik nochmals zu. Sie führte schließlich zu Neurasthenie und Nervosität – den beiden Modekrankheiten

165 Vgl. dazu das zweite Kapitel, Abschnitt 5.

166 Vgl. Rabinbach 2001; Sarasin 2001; Sarasin/Tanner 1998.

167 Bolchert 1903, 458.

der Jahrhundertwende.¹⁶⁸ Zumindest in seiner Frühzeit stand vor allem das Kino in der Kritik. Es sei Ausdruck der »nervösen Unruhe« in der Moderne, hieß es 1914 in einer soziologischen Studie.¹⁶⁹ »Unstreitig ist der Kinematograph imstande zur Belehrung und Unterhaltung in hohem Maße beizutragen; allein er führt auch Szenen aus dem menschlichen Leben vor, die unsere Nerven in hohem Maße aufregen«, konnte man aus der zeitgenössischen Presse erfahren. Als besonders groß betrachtete man diese Gefahr in der Kindheit und Jugend, auf die das neue Medium auch die größte Anziehungskraft auszuüben schien. Manche mahnende Stimme sah denn auch schon »die Einlagen in die Schulparkassen« zurückgehen, weil »die Kinder ihre Sparpfennige« lieber ins Kino brächten. All dies, so war man sich einig, rechtfertige eine »Einschränkung der Gewerbefreiheit«. Es sei nämlich die Pflicht des Staates, »dafür zu sorgen, daß das herankommende Geschlecht an Körper und Geist richtig ernährt und vor jener Nervosität bewahrt werde, die schon manchen zum Verbrecher gemacht hat«.¹⁷⁰

Doch auch die Kunstgenüsse waren nicht gefeit von dieser Problematik. So begeistert die Lahrer Kaufmannstochter Elisabeth Kaufmann (*1861) jeweils über Konzerte und Opern berichtete, bemerkte schon sie über das Oratorium *Die Zerstörung Jerusalems* (1840) von Ferdinand von Hiller, »dieses Genies der jüngsten Gegenwart«, dass »der Applaus wie die sonstigen lauten Beifallbezeugungen [...] sehr stürmisch und ordentlich nervenerschütternd« gewesen seien.¹⁷¹ Knapp zwei Jahrzehnte später kritisierte Werner die »Überreiztheit« von Arthur Schnitzlers Grotteske *Der grüne Kakadu* (1898). In Berlin, »wo ähnlich bizarres oft genug zu sehen war«, sei sie »besonders leicht verständlich«. »Für das Gemüt sind unsere herrlichen Berge, herrlichen Wälder u. plätschernden Bäche jedenfalls gesünder u. erhebender als die meisten Vergnügungen der Großstadt.« Immer wieder klagte der Kaufmannssohn auch selbst über ein »nervöses Kopfweh«. Und nicht zuletzt beschrieb er die Tatsache, dass seine Schwester »infolge Nervosität an Kopfschmerzen, Augenschmerzen leidet«, als »Erbstück der armen, leider schon so früh verstorbenen Mama«. Deren

168 Vgl. Stoff 2004, 276ff.; Stoff 2003; Sarasin 2001, Kap. 5; Radkau 1998.

169 Altenloh, Emilie (1914): Zur Soziologie des Kino. Die Kino-Unternehmung und die sozialen Schichten ihrer Besucher. Jena: Eugen Diederichs, zit. nach Carter 2009, 161. Zur Wahrnehmung des Kinos im zeitgenössischen Bürgertum vgl. Jelavich 2000.

170 O.A. 1912, 11.

171 DTA, Reg.-Nr. 1865, 7.6.1883.

Nervosität sei so stark gewesen, »daß sie durch einen starken Geruch, ein starkes Geräusch, jede Überanstrengung der Nerven, sofort heiser wurde infolge einer nervösen Verschiebung der Stimmbänder«. ¹⁷² Auch Limburger von Hoffmann sah sich bisweilen »in einer Nervenverfassung, daß ich selbst weiß mein Denken und Empfinden ist unzurechnungsfähig«. Ihrem Ehemann gab der Arzt zu verstehen, dass die Nervosität die »Heilung« der Tuberkulose stark erschwere. ¹⁷³

Zugleich erinnerte sich die Unternehmerngattin aber gerne an die Treffen »mit den oft so vergnügten Sanatoriumsfreunden«. ¹⁷⁴ Ruhe und Enthaltbarkeit scheinen sich also gegenüber jenem Davoser Gesellschaftsleben, das Thomas Mann zwei Jahrzehnte später in *Der Zauberberg* (1924) beschreiben sollte, nicht gänzlich durchgesetzt zu haben. ¹⁷⁵ Wie viele Angehörige des Bürgertums äußerte die Leipziger Großbürgerin aber zugleich immer wieder große Besorgnis über die Folgen dieses Lebens. Schon anlässlich ihrer ersten Tanzabende im Kreise der Familie hatte sie Mitte der 1880er Jahre festgestellt, dass sie »gerade sehr vergnügungssüchtig und außerordentlich gefallsüchtig« sei und infolge ihrer »gräßlichen Willensschwachheit« bloß ein »Scheinleben« führe. »Wenn ich nur wüßte«, fragte sie sich, ob »Pflicht und Bestreben nach Vervollkommnung oder wie ich es nennen soll, oder das Genießen [...] herrschen soll«. Während sie damals in der Kunst einen möglichen Lebenssinn gesehen zu haben scheint, beklagte sie sich drei Jahre später wieder, dass sie untätig und nutzlos sei: »Menschen wie ich bringen die Menschheit nicht vorwärts, es ist der ausgesprochenste Egoismus und durch die Rücksichtnahme auf meine Gesundheit habe ich ihn wohl so groß gezogen«. ¹⁷⁶ In ihrer Selbstwahrnehmung entsprach sie damit dem Bild der müßiggehenden Bürgerin, die in zeitgenössischen Schriften oft beschrieben wurde, aber in Wirklichkeit kaum existiert haben dürfte. ¹⁷⁷ Die Luxuspraktiken ihres Umfelds über das emotionale Skript des Amusements und andere Rahmungen in ihr Leben zu integrieren, gelang ihr nicht. Das bürgerliche Ethos der *Pflichterfüllung* und des *Bestrebens nach Vervollkommnung* stand dem *Genießen* deshalb unvermittelt gegenüber.

Immer wieder äußerte Limburger von Hoffmann in dieser Zeit die Hoffnung, dass Gott ihr den »rechten Weg« zeigen werde. Insbesondere

172 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 1.10. und 10.9.1899, 9.2.1900, 10.12.1898.

173 DTA, Reg.-Nr. 1869, 13.11.1898 und 27.9.1903.

174 DTA, Reg.-Nr. 2153.4, 13.7.1904.

175 Mann 1982 (1924). Zur Liegekur vgl. ebd., insbes. 142ff.

176 DTA, Reg.-Nr. 2153.3, 17.10.1886, 13.7.1887 und 21.5.1890.

177 Vgl. Meyer 1987; Meyer 1982.

solle er sie ergeben und genügsam werden lassen und sie lehren, auf egoistische Zukunftshoffnungen zu verzichten.¹⁷⁸ Ganz so einfach war es aber nicht, die schon in der Konfirmationszeit aufgekommenen Glaubenszweifel abzulegen. Sie sei zwar fest davon überzeugt, dass Gott existiere, hatte sie damals geschrieben. In der Kindheit habe sie noch für wahr gehalten, »was sie mir sagten«; nun jedoch glaube sie an Christus nur noch »als gleichstehend mit Muhamed, Confucius und andern Religionsstiftern, an den heiligen Geist gar nicht, wenigstens nicht als selbstständiges Wesen«. Angesichts der verschiedenen Schicksalsschläge wurden diese »Ungewißheit und die Zweifel in solchen Sachen« in den späteren Tagebüchern durch ein Nachdenken über die begrenzte Macht Gottes ergänzt. Wenn sie sich fragte, ob Gott »gegen die Natur« handeln könne, wird die Bedeutung erkennbar, die die Naturwissenschaften für das Weltbild dieser Großbürgerin hatten.¹⁷⁹ Nicht zuletzt scheint der Aufschwung der Bakteriologie – und vielleicht auch der (neolamarckianischen) Vererbungslehre – seine Spuren hinterlassen zu haben:

Der Mensch soll sich ja immer so klein fühlen und für das Gute dankbar für das Schlechte sich selbst schuld fühlen, an vielem mag ja auch die Menschheit schuld sein, an den vielen thörichten menschlichen Einrichtungen, durch die Eigenschaften verbildet werden, schöne Verhältnisse gestört. Aber Krankheit? Die Bacillen hat der Mensch nicht geschaffen und wären sie auch durch Generationen verschuldet, was kann die jetzige Generation für das was die früheren verbrachen. Gott, Natur, Schicksal hat sie uns einfach als Grundlage gegeben, auf der wir unser Leben aufbauen sollen. Gieb einem Handwerker schlechtes Handwerkszeug, wie soll er Gutes damit schaffen und dann soll er auch noch schuld sein daß er nichts damit recht machen kann?¹⁸⁰

Einen Lösungsansatz für diese Zweifel sah Limburger von Hoffmann in der Abwendung von der offiziellen Kirche, die »eingengt« sei »von Vorschriften, Behörden« und »zu Gesetz gewordenen Vorurteilen«. Auch deren Praxis der »Belehrung [...] von der Kanzel herab« lehnte sie ab. Zugleich unterschied sie zwischen einer irdischen und einer geistigen Welt. Ob man Gott überhaupt für das Geschehen in ersterer

178 DTA, Reg.-Nr. 2153,3, 11.5.1890 (Zitat); Reg.-Nr. 2153,4, 17.1., 13.11. und 8.12.1898.

179 DTA, Reg.-Nr. 2153,2, 28.1.1886; Reg.-Nr. 2153,4, 13.11.1898, 10.8., 16.8. und 13.11.1904.

180 DTA, Reg.-Nr. 2153,4, 1.9.1904. Zur Bakteriologie vgl. Sarasin et al. 2006.

verantwortlich machen könne, fragte sie sich während des Aufenthalts in Davos, oder ob sich dieses nicht vielmehr »seiner Machtsphäre entzieht«. Sie könne sich eigentlich gar nicht vorstellen, dass ein irdischer Gott seine Macht »dazu anwendete die Menschen zu quälen und ihnen in ihrer Not ihrer Verzweiflung nicht zu helfen«. Ein allgemeines »Gottvertrauen« aufrechtzuerhalten, war ihr angesichts des Leidens des Ehemanns nicht mehr möglich.¹⁸¹

Eine Lebensaufgabe hatte Limburger von Hoffmann damals schon gefunden: die Mutterschaft. Schon 1886 hatte Fritz Harck, in den sie zu dieser Zeit verliebt gewesen war, seiner Cousine zu verstehen gegeben, dass seine zukünftige Ehefrau durchaus »ein Racker sein« dürfe. Sie solle »aber nicht immer so in Gesellschaft laufen sondern gemütlich zu Hause bleiben«. Letzteres Ideal, das im Kontext der Aufwertung der Häuslichkeit im Bürgertum des 19. Jahrhunderts zu sehen ist, eignete sich die junge Frau in den folgenden Jahren zunehmend an.¹⁸² Zugleich verband sie es mit einer Orientierung an neuen Identitätsangeboten. So bezog sie sich zustimmend auf die *Essays* (1899; dt. 1900) der bekannten schwedischen Reformpädagogin Ellen Key, die den »höchsten Ausdruck des ewig Weiblichen [...] in der erotischen Liebe und in der Mutterliebe« sah.¹⁸³ Ganz in letzterem Sinne schrieb die Unternehmergattin ein halbes Jahr nach der Geburt ihres Sohnes: »Jetzt bin ich erst zu meinem richtigen Selbst geworden und das ist Mutter sein.« Zwischendurch hatte sie auch einmal darüber nachgedacht, ob sich in ihrem Kinderwunsch nicht vor allem ein egoistischer Charakterzug äußere. Nun jedoch sprach sie hauptsächlich vom Glück, das sie hatte. »Egoismus« warf sie dagegen ihrer Mutter vor, die sich »so garnicht« mit ihren Kindern »identifiziert« habe.¹⁸⁴

Keine Rolle mehr spielte damals die Qualität der Nachkommen, über die sie sich Gedanken gemacht hatte, als sie in ihren Vetter verliebt gewesen war. Da sie dabei Kants Bemerkung zitierte, dass »die Nahheit der Verwandtschaft notorisch auf Unfruchtbarkeit hinwirkt«, dürfte sich darin noch nicht die Verschiebung vom individuellen Körper zum Volkskörper ausgedrückt haben, die sich in anderen Texten jener Zeit beobachten lässt.¹⁸⁵ Eine solche Verknüpfung von

181 DTA, Reg.-Nr. 2153,4, 27.10.1902, 11.11.1903 und 10.8.1904.

182 DTA, Reg.-Nr. 2153,2, 28.1.1886. Zur Geschichte der Mutterschaft im Bürgertum des 19. Jahrhunderts vgl. Habermas 2000, 371ff.

183 Key 1905 [1899], 18. Zu Key vgl. auch das zweite Kapitel, Abschnitt 2.

184 DTA, Reg.-Nr. 2153,4, 18.8.1901, 8.12.1898, 27.10.1902.

185 DTA, Reg.-Nr. 2153, 23.8.1886. Zu Letzterem vgl. Stoff 2004, insbes. Kap. III; Stoff 2003; Sarasin 2001, 249ff.

Mutterschaft und Volkskörper findet sich im Denken Keys. In den von Limburger von Hoffmann gelesenen Texten ist dieser Aspekt zwar noch nicht ganz so deutlich zu erkennen wie in den späteren Schriften. Schon damals ließ die Pädagogin aber keinen Zweifel daran aufkommen, dass es in ihrer Ethik des modernen Menschen nicht nur um das Wohl des Individuums, des Ehepaares oder der Familie ging. Das »Zukunftswelch« werde, so schreibt sie im zweiten Kapitel der *Essays*,

die Notwendigkeit der Gesetze der Natur und des Verlaufs der Entwicklung begreifen; sie wird Solidaritätsgefühl und Gesellschaftsinteressen besitzen. [...] Sie kann im Grossen sehen und sie kann im Zusammenhang sehen; dabei verliert sie gewisse Vorurteile, die noch Tugenden genannt werden. [...] Weil sie die psychischen und die physischen Voraussetzungen der Gesundheit und der Schönheit kennt und würdigt, wird sie mit klarerem Blick und tieferem Verantwortlichkeitsgefühl als jetzt den Vater ihrer Kinder wählen; sie wird gesunde und schöne Menschen gebären und erziehen, und sie selber wird grösseren Reiz und längere Jugend besitzen als die Frauen der Gegenwart.¹⁸⁶

Auf der einen Seite die Verpflichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, auf der anderen Seite die *Gesellschaftsinteressen* der modernen Biopolitik: Dies war nur eine der Herausforderungen, mit denen sich das Bürgertum um die Wende zum 20. Jahrhundert konfrontiert sah. Eine zweite war das Aufkommen der großstädtischen Arbeits- und Konsumwelt. Einen Ausweg sah Limburger von Hoffmann im Rückzug auf das Kleinfamilienleben in der Vorstadt. Das Hausfrauenethos hingegen, das die unbezahlte Arbeit unzähliger Frauen im 20. Jahrhundert bestimmen sollte, hatte in ihren Tagebüchern noch keinen Platz. »Wir sagen zum Beispiel nicht, wie die meisten jungen Mädchen zu tun pflegen [...], wir wollen nicht heiraten«, sollte Anna Maria Jesse (*1900), die zwanzig Jahre jüngere Tochter eines Lübecker Armeebesamten, im Februar 1916 über sich selbst und eine Freundin schreiben. »Nein, wir sind beide entzückt von dem Gedanken später einmal als glücklich junge Frau in unserem eigenen Haushalt zu schalten und zu walten.«¹⁸⁷ In Limburger von Hoffmanns Tagebuch hingegen wird nur an einer einzigen Stelle überhaupt erkennbar, dass sie auch die Pflichten einer Hausvorsteherin zu erfüllen hatte: »Das Essen

186 Key 1905 [1899], 28f.

187 DTA, Reg.-Nr. 2189.1, 17.2.1916. Vgl. dazu und zu Jesse allgemein Bänziger 2015, insbes. 203f.

kam aus dem Curhaus, so hatte ich keine Wirtschaftssorgen«, notierte sie rückblickend über den Aufenthalt in Davos.¹⁸⁸ Weder scheint die Unternehmergattin darin eine besondere Herausforderung gesehen zu haben, die es wert war, im Tagebuch festgehalten zu werden, noch war ihre Familie auf einen sparsamen Umgang mit den vorhandenen Ressourcen angewiesen.

Handarbeiten wie der gelegentliche »Strickkaffee bei Großmama« und die erwähnten Tätigkeiten im Garten sind die einzigen Arbeiten, die während der 24 Jahre, die die vier Tagebuchbände Limburger von Hoffmanns abdecken, überhaupt beschrieben werden.¹⁸⁹ Obwohl sie in ihrer Jugend nach Selbstständigkeit in Urteil und Geschmack gestrebt und ihre *Willensschwachheit* beklagt hatte, musste sie schon früh erkennen, dass Frauen nicht dieselben Möglichkeiten hatten wie Männer. Eine außerhäusliche Lohnarbeit war für sie nicht denkbar. Der privat erteilte Unterricht in den Jahren vor der Konfirmation war nicht mehr als eine Randnotiz wert – ganz zu schweigen von einer Ausbildung, wie sie die Erzieherin Braune geb. Steltzer in der Berliner Königin-Luise-Stiftung genossen hatte.¹⁹⁰ Auch von der Arbeit des Ehemanns ist in Limburger von Hoffmanns Tagebuch nur einmal die Rede: Als er Unwetterschäden an einer seiner außerhalb Leipzigs liegenden Fabriken besichtigte, sorgte sie sich um sein Wohlergehen.¹⁹¹ Was sich in den Jahrzehnten davor bei Teilen des Bildungsbürgertums abzuzeichnen begonnen hatte, findet sich also auch bei diesem Paar aus dem wohlhabenden Wirtschaftsbürgertum wieder: Die Tätigkeits-sphären der beiden scheinen sich kaum mehr überschneiden zu haben.

Zu diesem Alltag und Selbstverhältnis Limburger von Hoffmanns passt, dass auch der Begriff Arbeit nur an vereinzelten Stellen vorkommt. Jedes Mal geht es um das Durch- und Verarbeiten von Erlebtem und von Schicksalsschlägen – um die Arbeit an sich selbst. Bis auf eine Ausnahme finden sich diese Stellen im letzten Tagebuch, in dem sich die Großbürgerin mit den beiden Fehlgeburten und der Krankheit ihres Mannes auseinandersetzen musste. Zum Jahresende 1897 notierte sie:

188 DTA, Reg.-Nr. 2153,4, 13.7.1904.

189 DTA, Reg.-Nr. 2153,1, 25.1.1880.

190 Zur weiblichen Berufsarbeit und zu den Geschlechterverhältnissen im Bürgertum vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 3; zu Braune geb. Steltzer das erste Kapitel, Abschnitt 2.

191 DTA, Reg.-Nr. 2153,4, 1.8. und 3.8.1897.

Ja ich glaube ich bin das Jahr genügsamer geworden, dadurch harmonischer und wieder dadurch ist es wohl möglich mehr über den Verhältnissen zu stehen auch im Empfinden. Und doch habe ich das Jahr wenig an mir gearbeitet, viel weniger als ich sollte. Sind es die Früchte früherer Kämpfe oder sind es nur kräftigere Nerven, denn die sind wohl sicher besser geworden. Ich kämpfe [...] nicht, aber ich ruhe und das thut so gut einmal. Es darf aber nicht lange dauern, im nächsten Jahr muß ich an die Arbeit. Aber ich bin frischer dazu, hoffentlich läßt mir Gott die Frische und gibt mir neue Kraft »das gute zu wollen und zu thun Amen[«].¹⁹²

Viele der Fragen, die Limburger von Hoffmann und ihresgleichen beschäftigten, wurden damals auch am Begriff der Jugend verhandelt. Wie Heiko Stoff in seiner Studie über die *Ewige Jugend* zeigt, war nun oftmals von einer Generationendifferenz die Rede. In einer Zeit, die von grundlegenden Transformationen und Krisen geprägt war, so die Wahrnehmung unzähliger Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, konnten das Wissen und die Werte des 19. Jahrhunderts keine Leitfunktion mehr haben. Wichtiger allerdings war, dass Jugend und Jugendlichkeit nun von einem Lebensalter zu einem Wert an sich wurden. Sie standen für das Leben selbst und für dessen Intensivierung. Was genau dies zu bedeuten hatte, war inner- wie außerhalb der sogenannten Jugendbewegung umstritten. Die Jugend war »zugleich die Potenz der Verjüngung, des neuen Menschen, der Konsumgesellschaft, des Hedonismus, der Revolution oder des Dritten Reiches«, schreibt Stoff. Sie »war die Metapher der Moderne und ein gesellschaftliches Innovationskonzept ebenso wie die ausersehene Bekämpferin der Moderne.«¹⁹³

Im Zentrum der Auseinandersetzung hätten nicht zuletzt die konsumgesellschaftlichen Aspekte der Gegenwart gestanden. Einerseits konnten Begriffe wie »Daseinsfreude, Genussfähigkeit, Hoffnung und Liebe«, wie sie die 1896 gegründete Zeitschrift *Jugend* propagierte, für eine Offenheit gegenüber dem Leben der Großstadt wie den kommerziellen Unterhaltungsangeboten stehen.¹⁹⁴ Andererseits wurden gerade diese prägenden Aspekte der Gegenwart als Ausdruck einer verweiblichten, künstlichen, amerikanisierten, degenerierten und nervösen Kultur gebrandmarkt. Ihr wurden Vorstellungen einer tatkräftigen, arbeitsamen, willensstarken und natürlichen Männlichkeit und Volksgemeinschaft gegenübergestellt, die es durch die Jugend

192 Reg.-Nr. 2153.4, Silvester 1897.

193 Stoff 2004, 178, 228ff., 234ff., 245ff. und 218 (Zitat). Vgl. auch Reulecke 2014.

194 Zit. n. Stoff 2004, 236. Vgl. ebd., 252ff., 270 und 290ff.

(wieder-)herzustellen galt.¹⁹⁵ Auch wenn sich die Vertreterinnen und Vertreter solcher Positionen, die vielfach selbst aus dem Bürgertum stammten, von dessen älteren Generationen abgrenzten, werden die Gemeinsamkeiten damit doch deutlich erkennbar.

In durchaus vergleichbarem Sinne ist im Tagebuch des angehenden Juristen Hampe vom »fin de siècle« die Rede und von der »Thorheit«, die »an der Mode« sei. Von dieser Stimmung fühle auch er sich berührt, sinnierte er mehrfach: »Après nous le déluge! Wir sind alle Kinder unsrer Zeit. Und wenn einer, so ich. Auch ich fühle diese Krankheit, die an mir nagt und schlimme Früchte findet.«¹⁹⁶ Wohl im Zusammenhang mit seinem Abitur im Frühling 1896 verfasste er einen mit »Confessiones« betitelten Abschnitt, in dem er all die Fragen zusammenfasste, die ihn damals und auch weiterhin beschäftigten. Er sei nun achtzehn Jahre alt, schrieb er im ersten Absatz, und demnächst beginne er in Freiburg im Breisgau das Studium der Jurisprudenz. »Vor mir liegt die Welt weit und schön: ich möchte genießen und doch immer ein echter deutscher Jüngling und Mann bleiben.« Er wolle sich »an den Möglichkeiten erfreuen, die ich zu sehen bekomme, an deutscher Kunst mein Auge, an Wissenschaft meinen Geist laben, ich will Liebe nehmen u. geben«. Dazu gehöre vor allem, »an Leib und Seele« gesund zu sein. Doch frage er sich, ob das »überhaupt noch möglich« sei. Schließlich habe er im Laufe seines bisherigen Lebens allerlei getan, »was mir schaden mußte«. Erst spät sei ihm bewusst geworden, dass er in seiner Jugend nicht nur körperlich, sondern auch »sittlich« krank gewesen sei. Dennoch wolle er nicht »verzagen«. Während der ganzen Zeit habe er nämlich »heiß gekämpft, u. wenn ich auch starke Niederlagen erlitt: ich glaube, der Sieg ist da.« Wie es scheint, hatte er sich aber zu früh gefreut. »Mein Herz ist noch zu weich: Landgraf, Landgraf, werde hart!«, spornete er sich auch ein Jahr danach wieder an.¹⁹⁷

Eine pessimistische Perspektive auf die Gegenwart eignete sich Hampe nicht zuletzt über die Verehrung der Antike an. Schon in den ersten Tagebuchbänden beklagte er nicht nur die eigene Schwachheit und Tatenlosigkeit, sondern auch die Oberflächlichkeit vieler Zeitgenossinnen und Zeitgenossen. In einem Gedicht, das er anlässlich des Abschieds vom Gymnasium vortrug, beschrieb er jene als glücklich,

195 Stoff 2004, insbes. 231 ff., 258 ff. und 278 f. Vgl. auch Reulecke 2014, 27, 30 und 36 ff. sowie das Tagebuch eines 1910 geborenen Wandervogels aus den späten 1920er Jahren (DTA, Reg.-Nr. 1883).

196 DTA, Sig. 3460.2, 9. I. 1895, I. 12. und 28. II. 1894.

197 DTA, Sig. 3460.2, o.D. (Confessiones); Sig. 3460.4, 19. I. 1897.

die in solchen Zeiten noch »hellenisch fühlen« könnten.¹⁹⁸ Hilfe gegen »alles kleine Leid, das nun im schwachen Gemüte seinen Platz hat«, suchte der Student aber nicht nur im alten Griechenland. Im Unterschied zu älteren Generationen orientierte er sich auch an deutsch-nationalen Identifikationsangeboten. In Freiburg hatte er noch gezögert, gegen den väterlichen Willen einer Verbindung beizutreten. In Berlin hingegen widmete er sich mit ganzem Elan den Aktivitäten des Vereins deutscher Studenten, einer nationalistischen und antisemitischen Burschenschaft, die wohl nicht nur einen alkoholisch-geselligen Tribut verlangte.¹⁹⁹ Auch wenn er die damit verbundene Weltsicht in den weiteren Tagebüchern kaum explizit thematisierte, sind die Mitgliedschaft in der Studentenverbindung und später auch im Alldeutschen Verband Hinweise darauf, dass er sie in seinen Studien- und frühen Erwachsenenjahre weiter pflegte. Dasselbe ist zu vermuten, wenn er sich später einen Vortrag des Deutschen Flottenvereins anhörte.²⁰⁰ Im Unterschied zu Limburger von Hoffmanns Orientierung an den Naturwissenschaften scheinen bei ihm also nationalistisches und völkisches Gedankengut zumindest teilweise an die Stelle der in den älteren Tagebüchern so wichtigen Religion getreten zu sein.

Nur sehr langsam setzte sich in manchen Kreisen die Ansicht durch, dass das großstädtische Leben nicht zum Untergang von Gesellschaft und individuellem Körper führe, dass man nicht an einer »Überfülle des Erlebens« zugrunde gehe, wie es der Schriftsteller und Journalist Kurt Pinthus 1925 befürchtete.²⁰¹ Ausgehend vom Begriff der Betriebsamkeit lässt sich dieser zögerliche Wandel gut beschreiben. Bereits im 18. Jahrhundert hatte »Betrieb« für kaufmännische oder gewerbliche Unternehmungen und lebhaftes Treiben gestanden, wovon »betriebsam« im Sinne von »emsig« abgeleitet wurde.²⁰² Solche Vorstellungen lagen dem bürgerlichen Arbeitsamkeitsethos zugrunde, in dessen Kontext der Begriff denn auch immer wieder auftaucht. Eine Vermehrung des *Kunstfleißes und der Betriebsamkeit* versprach sich etwa Johann Friedrich Rupprecht (*1775) von einer Reform des Hand-

198 DTA, Sig. 3460.2, o.D. Zu Hampes Antikenverehrung vgl. auch das sechste Kapitel, Abschnitt 1.

199 DTA, Sig. 3460.3, 17.5.1896 und o.D. (beigelegter Brief, S. 52); Sig. 3460.4, 12.1.1897 (Zitat), 16.1. und 19.1.1897. Zum Alkoholkonsum vgl. Sig. 3460.3, 17.5.1896; Sig. 3460.4, 16.1.1897; zu den Burschenschaften und zum Studentenleben allgemein nach wie vor Frevert 1991, Kap. V.

200 DTA, Sig. 3460.5, 29.4.1898 und 24.1.1899; Sig. 3460.8, 6.11.1901. Zum Flottenverein vgl. Diziol 2015.

201 Zit. nach Marx 2009, 46.

202 Duden 2006, Lemma »treiben«.

werkswesens.²⁰³ Davon unterschied sich die moderne Begrifflichkeit teilweise deutlich. Sebastian Marx, der die Betriebsamkeit als Thema und literarische Form der 1920er und frühen 1930er Jahre untersucht hat, beschreibt sie als Reaktion auf die Erfahrungen der Beschleunigung, der Massenkultur, der Anonymität und des Verlusts von Orientierungsmustern. Entsprechend hebt er in seinen Analysen von Martin Kessels *Betriebsamkeit. 4 Novellen aus Berlin* aus dem Jahr 1927 und von Texten Vicki Baums, Franz Hessels, Walter Benjamins und Siegfried Kracauers den »Doppelsinn von Betreiben und Getriebenwerden« hervor. Vor dem Hintergrund des Nervositätsdiskurses und ähnlicher Vorstellungen, so argumentiert er, sei der im 19. Jahrhundert noch positiv besetzte Begriff sukzessive umgedeutet worden.²⁰⁴ Mit der typischen Mischung aus Bewunderung und Befremden schrieb selbst Kracauer über die Berliner Angestellten: »Aus dem Geschäftsbetrieb in den Amüsierbetrieb, ist ihre unausgesprochene Devise.«²⁰⁵

Anstatt ein Synonym für die Leitvorstellung der Arbeitsamkeit zu sein wie im 19. Jahrhundert, verwies der Begriff der Betriebsamkeit also in der Zwischenkriegszeit meist auf die Krise des bürgerlichen Wertehimmels und Körpers. Sie äußerte sich insbesondere in der nicht abreißen lassen Kritik an der Erlebnisorientierung der Unterklassen. Ganz im Sinne dieser grundsätzlichen Ablehnung der modernen Betriebsamkeit schrieb Heinz von Jaworsky (1912-1999), der als Kameramann und Assistent Leni Riefenstahls unter anderem an deren *Olympia*-Film (1938) mitgearbeitet hatte und nach dem Krieg in die USA auswanderte, noch im August 1939:

Kaum zurückgekehrt von der militärischen ›Übung‹ zu den geschäftigen Bürgern, bin ich auch schon wieder eingespannt in deren Betriebsamkeit, die auf höchsten Touren läuft. Es ist wie ein immer wiederkehrendes Malariafieber. Man verliert das eigentliche Bewusstsein und lebt eine Art zweites Leben, das jede geistige Regung oder Empfindung ausschliesst. – Spannung, die sich auf das Gelingen sachlicher Aufgaben [...] bezieht, ist der Antrieb dieses ›zweiten‹ Lebens, das kein Verweilen kennt und in dem die Spanne zwischen zwei Konzentrationen durch Eile, Hast, Zerstreuung und allerlei nutzloser Geselligkeit überbrückt wird. – Seit gestern bin ich auf der Insel Borkum. Heute flogen wir hoch zwischen den

203 Vgl. das dritte Kapitel, Abschnitt 2, sowie die Belege bei Braun 1965, 267; Hausen 1976, 366.

204 Marx 2009, 7ff., 39ff. und 46ff. (Zitat: 9).

205 Kracauer 1989 [1930], 95.

Wolken über die Nordsee. Aber da ich nicht allein mit mir gekommen bin sondern mit all dem Ballast, der diesem zweiten Leben – des Fliegerkameramanns – anhängt – bedeuten selbst das Meer und die darüberschwebenden, gewaltigen Wolken nichts als eine weitere Kulisse eines akterreichen Films.²⁰⁶

Die *Betriebsamkeit* oder Geschäftigkeit und das ergebnisorientierte Leistungsethos, auf das das *Gelingen sachlicher Aufgaben* vielleicht anspielt, werden hier in einen engen Zusammenhang mit der freizeitleichen *Zerstreuung* gestellt und vom *eigentlichen* Leben unterschieden. Nicht einmal die Bildung und die Natur ermöglichen noch ein *Verweilen*, da sie zu Produktionsmitteln bzw. Objekten der Arbeit geworden sind. Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass von Jaworsky dem Kriegsbeginn und dem Soldatendasein auch positive Aspekte abgewinnen konnte: »Es gibt kein Nachdenken, keine Bedauern, kein anderes Leben. Gewiss, es ist aufgezwungen. Aber Irrtum zu glauben, dass mein Leben eigentlich ›zu Hause‹ und nicht hier sei. Es ist vielmehr voll und ganz hier«, schrieb er am 26. September 1939 in der Nähe von Warschau. Dieses Leben habe »andere Begriffe, andere Spannungen«. Auch wenn man sich in zukünftigen Heimurlauben vielleicht wieder gerne an das »bürgerliche Leben« von früher erinnern werde, sei es im Moment doch »ganz und gar zu einem freundlichen, doch gänzlich unwirklichen Bild erstarrt.«²⁰⁷

Einen positiveren Blick auf die Betriebsamkeit seiner Zeitgenossen und Zeitgenossen hatte Gramsci. »Goethe hatte recht, die Legende von der organischen ›Tagedieberei‹ (lazzaronismo) der Napolitaner zu zerpflücken und hervorzuheben, dass sie stattdessen sehr aktiv und betriebsam sind«, erklärte er in den frühen 1930er Jahren. »Doch die Frage besteht darin zu sehen, was das tatsächliche Ergebnis dieser Betriebsamkeit [im Original ›industriosità‹; pb] ist: sie ist nicht produktiv und nicht darauf gerichtet, die Bedürfnisse und die Erfordernisse produktiver Klassen zu befriedigen.«²⁰⁸ Für eine langsame Aufwertung menschlicher Betriebsamkeit steht auch der Beginn des analytischen Teils von de Mans Buch, in dem der oben zitierte Bericht eines Buchdruckers und Maschinenmeisters zu finden ist. Es gebe einen grundlegenden »Drang zur Arbeitsfreude«, schrieb der Sozialpsychologe, zu dessen »elementar-triebhaften Motiven« an erster Stelle ein allgemeiner »Tätigkeitstrieb« zähle. Die »Untätigkeit« da-

206 DTA, Sig. Nr. 3406.1, 12.8.1939.

207 DTA, Sig. Nr. 3406.1, 26.9.1939.

208 Gramsci 1999 [1934], 2065.

gegen werde von den Menschen »schon aus physiologischen Gründen als Qual empfunden. Jedem Muskel wohnen motorische Impulse inne, die nach Betätigung verlangen.« Dies zeige sich im Spiel der Kinder wie in der Arbeit der Erwachsenen. Während deren Tätigkeiten in der Regel auf »Schöpfung« ausgerichtet seien, zeige die allgemeine Begeisterung für Spiel und Sport, dass Bewegung immer auch »Selbstzweck« sein könne. Darin äußere sich der »Spieltrieb«, der in der Liste der elementar-triebhaften Motive an zweiter Stelle stehe. Es handle sich um einen Modus der »subjektive[n] Zwecksetzung«, die nicht auf »Wertschöpfung« ausgerichtet sei, sondern auf »Selbstaussdruck«. In der Arbeit des Künstlers, aber letztlich in jeder qualifizierten Arbeit, seien beide Aspekte zugleich am Werk.²⁰⁹

In diesem Zusammenhang verweist de Man auf den Nationalökonom Karl Bücher und dessen Buch über *Arbeit und Rhythmus* (1896). Der Rhythmus lasse sich mit Bücher als das »Band« beschreiben, »das die Elemente Arbeit, Spiel und Kunst zusammenhält«. Die Freude an ihm sei nicht nur ein Mittel gegen die Ermüdung bei der Arbeit – das unter den zeitgenössischen industriellen Produktionsbedingungen leider keine große Rolle mehr spiele –, sondern auch ein Ausdruck eines »ästhetische[n] oder quasi-ästhetische[n] Lustgefühl[s]«. ²¹⁰ Zwar gehörten zu den zeitgenössischen Phänomenen, die durch Rhythmen geprägt waren, auch die von Reinert besuchten Radrennen. Sie wurden von Musik begleitet, während die Fahrer selbst dem Takt der Runden folgten. Doch bei aller Begeisterung für Spiel und Sport waren de Man und Bücher vor allem an der Etablierung der modernen Arbeitswelt und ihrer »Humanisierung« beteiligt;²¹¹ sie waren keine Theoretiker der Konsum- und Arbeitsgesellschaft. Das gilt auch für Fritz Giese und sein Buch über die großstädtische *Girllkultur* (1925). Maschinenrhythmus und Großproduktion werden hier zwar zusammen mit dem Massenkonsum als prägende Elemente der 1920er Jahre beschrieben, deren Auswirkungen an den Körpern der tanzenden Frauen in den Revuetheatern studiert werden könnten. Wie jedoch Astrid Kusser darlegt, interessierte er sich für die Arbeitsfreude vor allem als »Ressource zur Leistungssteigerung«. Kein Platz habe darin die Frage, was das Tanzen für die Zeitgenossen und – insbesondere – die Zeitgenossinnen auch noch bedeuten konnte.

209 De Man 1927, 149ff.

210 De Man 1927, 152. Vgl. auch ebd., 237ff. und 245ff.; zur Studie Büchers (1919 [1896]) Rabinbach 2001, 203ff.; zu Takt und Rhythmus allgemein Berner 2018.

211 Vgl. Uhl 2014.

Als Gegenbeispiel erwähnt Kusser Hans Ostwalds Bericht über die *Berliner Tanzlokale* aus dem Jahr 1905.²¹² Wie sie an anderer Stelle ausführt, scheine hier »die Energie, die beim Tanzen aufgewendet wurde, nicht den Gesetzen der Thermodynamik zu folgen«. Vielmehr könnten die Tanzenden am Morgen zur Arbeit gehen, gerade weil sie die Nacht durchtanzt haben.²¹³ Ostwalds Theorie arbeitender und tanzender Körper ist zweifellos erstaunlich, wenn man sie vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Ermüdungsdebatte betrachtet. Aus letzterer Perspektive wurde damals etwa gefordert, den Arbeitstag zu verkürzen und die Arbeitsumgebung zu verbessern. Die Arbeitenden seien überlastet, was durch die schlechte Luft und den Lärm in den Fabriken noch einmal verschärft werde, hieß es in Abwendung von älteren Vorstellungen, sie seien nicht einfach faul und arbeitsscheu.²¹⁴ Im Vergleich zu dieser Argumentationsweise schlägt Ostwald eine völlig andere Richtung ein. Die Frage nach der Ermüdung spielt bei ihm keine Rolle mehr, geschweige denn, dass sich eine moralisierende Verurteilung der Unterklassen erkennen lässt. »Die tausend Reize und Anregungen der großstädtischen Welt machen die Jugend beweglich, empfänglich, reaktionsfähig«, schrieb gut zwei Jahrzehnte später auch der Berliner Pfarrer Günther Dehn in seinem Buch über die *Proletarische Jugend* (1929). Eine gegenwartsorientierte, ungebundene »Lebenslust« gehe hier einher mit einer Respektlosigkeit vor allem anderen als der »sachlichen, sichtbaren Leistung«. Die Lebensgestaltung und Gedankenwelt dieser sozialen Gruppe unterscheide sich deshalb grundsätzlich von der Traditionsgebundenheit, »materiellen Geschütztheit« und vom »egozentrischen Selbstgenuß« der Bürgerjugend.²¹⁵

Auch Illustrierte wie die *Schweizer Familie* öffneten sich langsam diesem Denken. So wurde es in einem Kommentar vom Januar 1924 begrüßt, wenn junge Frauen ungezwungen mit Männern verkehrten, »burschikose Ausdrücke« verwendeten, Zigaretten rauchten und sich nach eigenem Geschmack kleideten, solange sie die Älteren und Vorgesetzten achteten. Durch Sport, »gemeinsame Arbeit« und »pekuniäre Selbständigkeit« habe die »neue Zeit gründlich Wandel geschaffen«, die älteren Generationen müssten »umlernen, wenn ihnen dies

212 Kusser 2013, 57f. (Zitat: 57). Zu Giese vgl. auch Berner 2018, insbes. Abschnitt 2.1.

213 Kusser 2010, 289.

214 Vgl. Cross 2001, 503f.; Rabinbach 2001, 245f.; Sarasin 2001, 314 und 321; zur Faulheit ferner die Hinweise im vierten Kapitel, Abschnitt 2.

215 Dehn 1930 (1929), Kap. 2 (Zitate: 35–38). Vgl. Wirsching 2009, 182.

nicht einleuchtet«. ²¹⁶ Und während zwei Jahrzehnte früher noch das *Jagen und Treiben* im Büro kritisiert worden war und die *geschäftige Hast* des vorweihnachtlichen Konsums nur aufgrund ihrer Familienorientierung als akzeptabel beschrieben wurde, sahen sich die Leserinnen und Leser nun dazu eingeladen, die Betriebsamkeit auf den Straßen wie am Arbeitsplatz in einem positiven Licht zu sehen. Nicht nur sei das Leben auf dem Lande bloß für jene eine Freude, die sich dort als Urlaubsgäste aufhalten, entgegnete V.H. Stahl, Verfasserin oder Verfasser eines Artikels mit dem Titel »Werktag«, der Angestellten eines Großbetriebs, die nur noch der »Tretmühle« des Arbeitsalltags entfliehen und in frischer Luft »ausspannen« wollte. Ihre Tätigkeit im modernen Betrieb sei auch ein »selbstständiges, Umsicht und Intelligenz forderndes« und von den Vorgesetzten geschätztes »Schaffen«, um dessen Bezahlung sie von ihren Freundinnen »lebhaft beneidet« werde. Vor allem aber gebe es »so sehr viel zu berichten [...] aus ihrer oft als »monoton« beseufzten Existenz, von ihrem Verkehr, ihren Tageserlebnissen«, stellt die junge Frau anlässlich eines Krankenbesuchs selbst erstaunt fest, insbesondere »von ihrer Arbeit, dieser prosaischen, oft so kräftig verwünschten Werktagsarbeit. Sie hat das Gefühl, als müsse sie von einem unendlich großen Reichtum abgeben an diese müde, gelähmte Frau«. Diese wiederum bedankt sich bei ihr, indem sie die produktive Betriebsamkeit gar als religiöse Pflicht darstellt:

Ach, Kind, wie das gut tut, wieder einmal so etwas zu hören, so etwas Frisches und Unmittelbares! Sich wieder einmal so ins volle Leben hineinversetzt zu fühlen, das nicht schont, hätschelt, aber stark, frei und tüchtig erhält! [...] Mag er [der Werktag; pb] hart sein, mag er alle Kräfte fordern, er ist doch das Leben selbst, er ist die Erfüllung des höchsten, schönsten Gottesgebotes, und Sonne, Himmelsluft ist es, die ihr in euch aufnimmt mit jedem Atemzug draußen in der frischen, herben Atmosphäre der Arbeit ...« ²¹⁷

Ein den Beschreibungen Ostwalds und – mit Abstrichen – Dehns und Stahls entsprechendes Körper- und Selbstverhältnis prägte die erlebnisorientierte Subjektkultur. Es glich insofern thermodynamisch informierten Deutungsmustern, als gleichförmige Tätigkeiten als ermüdend

²¹⁶ M.G. 1924. Ich danke Tobias Urech, Teilnehmer eines Seminars an der Universität Zürich, für den Hinweis auf diese und die folgende Quelle.

²¹⁷ Stahl 1923.

betrachtet wurden. Zugleich aber unterschied es sich grundsätzlich davon: Weniger die Ruhe – also die quantitative Verminderung der Tätigkeitsfrequenz – wurde als notwendige Ergänzung zur arbeitenden oder sportlichen Verausgabung betrachtet denn die qualitative Unterscheidbarkeit verschiedener Aktivitäten. Auch beschrieben sich die Diaristinnen und Diaristen kaum je als erschöpft und ausgelaugt. Reinert etwa hielt in seinem Tagebuch fest, wenn er sich erkältet oder wegen der überreichlichen Ernährung den »Magen überladen« hatte. Dies hielt ihn jedoch weder von der Arbeit ab noch davon, abends »im größten Regen ohne Schirm« zum Central-Theater zu gehen, um zwei Billetts für den folgenden Abend zu kaufen. Und anstatt das Bett zu hüten, trank er während einer Erkältung »immer einen Grog« in seiner Stammkneipe. Nicht zuletzt passt dazu auch die Bemerkung des Kartografen, dass er sich mit einem Bekannten »gar nicht befreunden« könne, da dieser »zu schlafmützig und pflégmatisch« sei.²¹⁸ Sie habe bis »1 Uhr gar nicht getanzt, nachher fleißig«, beschrieb Brunnbauer einen ihrer Abende. »Podl gieng 1/2 2 heim, blieb Lindner bei uns, giengen dann zum Stall, bis 5 u. dort tanzte ich mich dann noch müde.«²¹⁹

An die Stelle der Gegenüberstellung von Tätigkeit und Muße trat bei diesen Diaristinnen und Diaristen die Suche nach *Abwechslungen*. »Working people sought free time, but, more specifically, oppositional time«, fasst Gary Cross diese Haltung prägnant zusammen.²²⁰ Dass mit dieser Lebenseinstellung auch ein anderer Modus des Tagebuchschreibens einherging, zeige ich im nächsten Kapitel. Aus einer medien- und kommunikationsgeschichtlichen Perspektive bestätigen sich damit einige zentrale Ergebnisse dieser Studie.

218 DTA, Reg.-Nr. 1929, 11.8.1902, 29.1., 5.2. und 14.3.1903.

219 DTA, Reg.-Nr. 1977, 9.2.1912.

220 Cross 1993a, 13.



Von der Biografie zum Erlebnis

Eine Geschichte des Tagebuchs

Viele Diaristinnen und Diaristen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts suchten nach Erlebnissen – in der Freizeit genauso wie am Arbeitsplatz. Nur selten hingegen beschrieben sie in ihren Tagebüchern bestimmte Leitvorstellungen oder setzten diese gar explizit in Bezug zur eigenen Lebensführung. Darin unterscheiden sie sich von Tagebuchschreibern aus dem Bürgertum des 19. Jahrhunderts. Wie ich im zweiten Kapitel gezeigt habe, gehörte die Auseinandersetzung mit den vorherrschenden Wertvorstellungen – insbesondere mit den Grundprinzipien der gemeinschaftsorientierten Arbeitsamkeit und der Mäßigung – für Angehörige dieser sozialen Gruppe zu den zentralen Aspekten der Selbstthematisierung. Auf dieser Basis wurden zugleich Fragen nach dem Sinn des eigenen Lebens und Leidens gestellt. In der Regel führte dies weniger zu einer Kritik an oder gar zu einer Emanzipation von sozialen Normen. Vielmehr lernten die Schreibenden, das eigene Fühlen, Denken und Handeln auf diesen Horizont auszurichten. Die Geschichte von Konsumpraktiken und Vergnügungen belegt dies in aller Deutlichkeit: Begeisterte Worte fanden die jungen Bürgerinnen und Bürger vor allem beim Beschreiben von Kunst- und Naturgenüssen, in Berichten über die Liebe in der Jugend und nicht zuletzt über die Gottesliebe. Über die Intensität der dabei empfundenen Emotionen lassen die Quellen kein Urteil zu. Es spricht deshalb nichts dagegen, sie als mit den arbeits- und konsumgesellschaftlichen Erlebnissen vergleichbar zu betrachten. In thematischer und sozialer Hinsicht hingegen sind die Unterschiede groß. Für die Erlebnisorientierung gab es weder inhaltliche Grenzen noch beschränkte sie sich auf den Familien- und Bekanntenkreis oder – wie im Fall der Amusements – auf die bürgerliche Gesellschaft.

Die inhaltlichen Aspekte der erlebnisorientierten Subjektkultur habe ich im vorangehenden Kapitel ausführlich beschrieben. Zwar habe ich dabei auf die Häufung von bekräftigenden Wörtern wie *kolossal*, *mächtig* oder *knorke* hingewiesen. Darüber hinaus blieb das Tagebuch als Medium beziehungsweise das Tagebuchschreiben als kommunikative Form jedoch weitgehend unberücksichtigt.¹ Stellt die

1 Zum Begriff der kommunikativen Form vgl. Fuchs 2004; Fuchs/Mahler 2000.

Tatsache, dass nun vermehrt auch Bedienstete wie Maria Brunnbauer (1890-1945) und Angestellte wie der Margarinereisende Willy Neubauer (*1885) zur Feder griffen, schlicht eine Verbreiterung der sozialen Basis älterer diaristischer Praktiken dar? Lässt sich hier also – im Unterschied zu den Konsumpraktiken – von einer Nachahmung sprechen? Oder veränderte sich in diesem Prozess auch das Medium selbst? Die Geschichtswissenschaft hat diese Thematik bisher erst ansatzweise behandelt.² So schreiben Sebastian Conrad, Elisio Macamo und Bénédicte Zimmermann zwar mit Blick auf die nationalstaatliche »Kodifizierung der Arbeit« in den Jahrzehnten um 1900, dass die »veränderte Beziehung von Arbeit und Status [...] nun nicht mehr ausschließlich das bürgerliche Ich, sondern ebenso die arbeitende Masse« legitimiert habe, »über den Alltag, über innere Erlebnisse und persönliche Wahrheiten zu sprechen«.³ Sie äußern sich aber weder zu den Inhalten noch zur medialen Form dieser Selbsterzählungen. Wie vielfach betont wurde, ist eine solche medien- und kommunikationsgeschichtliche Perspektive zentral für jede Geschichte von Subjektkulturen.⁴ Sie steht deshalb im Zentrum des letzten Kapitels.

Die Geschichte der Erlebnisorientierung lässt sich nicht nur anhand der Inhalte der zeitgenössischen Tagebücher schreiben. Eng damit verbunden war auch das Aufkommen eines neuen Modus diaristischen Schreibens. Wie ich zunächst darlege, existierten im 18. und 19. Jahrhundert verschiedene Formen des regelmäßigen Berichtens über den eigenen Alltag oder über das Geschehen in der Welt. Der oben angesprochene und im ersten Abschnitt genauer beschriebene biografische Modus, der gemeinhin mit dem Kollektivsingular »bürgerliches Tagebuch« bezeichnet wird und in der Forschung bisher die größte Aufmerksamkeit erhalten hat, ist nur einer davon. Wie ich im zweiten Abschnitt argumentiere, orientierten sich auch keineswegs alle Angehörigen des Bürgertums an dieser Vorlage. Viele dokumentierten einfach ihre Arbeitstage oder das Weltgeschehen, ohne ständig Bezüge zum eigenen Fühlen, Denken und Handeln herzustellen. Zugleich jedoch können diese Modi diaristischen Schreibens, die nicht durch explizites Nachdenken über das Verhältnis von Selbst und Welt geprägt sind, auch nicht ausschließlich dem Bürgertum zugeordnet wer-

2 Zum Ende des Untersuchungszeitraums vgl. allerdings Steuer 2017; Föllmer 2013; Fritzsche 2011.

3 Conrad/Macamo/Zimmermann 2000, 459.

4 Steuer/Graf 2015a, insbes. 10 und 29ff.; Fritzsche 2011, insbes. Kap. 2; Baur 2000, 106f.; Trepp 1996, 33ff.

den. Es handelte sich vielmehr um von verschiedenen sozialen Gruppen geteilte Praktiken.

Diese unterschiedlichen Genealogien der Diaristik, so führe ich im zweiten Teil des Kapitels aus, flossen um und nach 1900 in einen ganz neuen Modus des Tagebuchschreibens ein. Wie ich im dritten Abschnitt darlege, lassen sich die Veränderungen dieser Zeit erstens auf der Ebene der Materialität erkennen. Die Tagebücher wurden farbiger, die Zahl intermedialer Verweise nahm zu. Zweitens tendierten die Verfasserinnen und Verfasser nun dazu, sich selbst durch äußere Merkmale wie die Personalien zu beschreiben. Darin spiegelt sich der Alltag in der nicht mehr allein auf persönlichen Beziehungen basierenden modernen Gesellschaft: die Welt des Großbetriebs und des (Sozial-)Staates. Parallel dazu, so zeige ich im vierten Abschnitt, verloren auch die Aspekte der Welterklärung und der Selbsterkenntnis an Bedeutung. Zunehmend dienten Tagebücher nun vor allem dem Festhalten von Erlebnissen. Notiert wurde alles, was die Schreibenden im Moment beschäftigte oder erfreute. Eine Bedeutung für die eigene Entwicklung brauchte es nicht zu haben, ebenso wenig fungierten der bürgerliche Wertehimmel oder andere Leitvorstellungen als erkennbare Selektionsinstanz. Die diaristische Praxis wurde nun selbst zum Erlebnis.

1. Eine Biografie erschreiben: Das »bürgerliche« Tagebuch

In der Vorbemerkung, sein Tagebuch sei *angelegt für mein Leben seit dem Austritt aus der Schulzeit*, wie durch die gut eineinhalb Monate später angefertigte *Vorgeschichte* stellte der siebzehnjährige Banklehrling Otto Richard (1884-1957) aus Brandenburg an der Havel sein diaristisches Schreiben von Anfang an in einen größeren biografischen Zusammenhang. Kaum anders hatte vier Jahre davor sein Zeit- und Altersgenosse, der Freiburger Kaufmannssohn Carl Emil Werner (*1877), den anstehenden Ausbildungsaufenthalt in Genf als *Wendepunkt* in seinem Leben bezeichnet. Dies sei ein Grund, nun endlich mit dem Schreiben des Tagebuchs zu beginnen, das sich schon länger in seinem Besitz befand. Die beiden jungen Männer situierten auf diese Weise ihre je persönlichen Biografien innerhalb des allgemeinen Rahmens, den der ideale Lebenslauf eines Bürgers vorgab. Das Einverständnis der Eltern vorausgesetzt, sollten auf Kindheit und Schulzeit einige Lehr- und Wanderjahre in der Fremde folgen, nach denen man als *vollwertiger Bürger* eine Familie gründen konnte. Die biografischen *Wendepunkte* stellten somit alles andere als Brüche dar. Sie gaben dem

alltäglichen Handeln Orientierungslinien und den Tagebüchern insgesamt wie den einzelnen Einträgen eine narrative Ordnung. Werners und Richards weitere Biografien scheinen dieser Vorgabe weitgehend entsprochen zu haben – trotz zwischenzeitlicher Liebesturbulenzen und der Verlockungen von Großbetrieb und Großstadt im Falle des Freiburgers und trotz der Nähe zum erlebnisorientierten Leben anderer Angestellter im Falle des Brandenburgers.

Mit der Aufwertung der Sprache durch die Aufklärung, schreibt Esther Baur, sei die Selbsterkenntnis im Bürgertum immer stärker »an das Medium Schrift gebunden« worden. Man habe auf deren Vermögen vertraut, »entweder Wahrheit hervorzubringen oder Wahrheit ohne Verluste zu transportieren«.⁵ Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass das Verfassen eines Tagebuchs, diese tägliche oder zumindest regelmäßige Schreibübung, neben dem Briefverkehr und der Autobiografik zu den privilegierten Praktiken bürgerlicher Selbstthematisierung gehörte.⁶ »Ich will jetzt mehr meine Gedanken in dies Buch schreiben, und zwar, wie sie wirklich sind, nicht in der Angst, daß jemand dies einmal zu sehen bekommen könnte, ich will mich nicht besser machen als ich bin«, schrieb die niederschlesische Erzieherin und spätere Pastorengattin Eva Braune geb. Steltzer (*1854). Die Lahrer Fabrikantentochter Frieda Bader (*1844) »drängt[e] es« im September 1867 gar »ordentlich diesem [lieben] Buch etwas von meinen Gedanken, die oft gar zu gottlos u. unfrom sind mitzuteilen«.⁷ Und die Leipziger Bankierstochter Martina Limburger von Hoffmann (1869-1956) erklärte, nachdem sie den *Dünkel* und andere Fehler ihrer Mutter kritisiert hatte:

Dann packt mich plötzlich so eine Angst, daß ich die Fehler viele von ihnen schon habe, oder doch sehr wahrscheinlich noch bekomme. Darum hauptsächlich schreibe ich auch dies Buch, um mich zu zwingen meine Fehler, Mängel, Vergehen und Unrechte einzugestehen was mir vielen Menschen gegenüber so schwerfällt.⁸

5 Baur 2000, 107. Zur Bedeutung der Sprache für das Bürgertum vgl. auch Habermas 2000, Kap. V.2 und VI.3-5; Linke 1996, insbes. Kap. 4; Budde 1994, 124ff.; zum damit verbundenen Geschichtsbild des Historismus Doering-Manteuffel 2019, 12f. und 167f.

6 Steuwer/Graf 2015a, 11; Lejeune 2014c; Lejeune 2014d, insbes. 118f.; Reckwitz 2006, 167ff.; Messerli 2001; Habermas 2000, 273ff.; Linke 1996, 55f.; Hahn 1982, 418ff. und 427. Zu Brief und Autobiografie vgl. Habermas 2000, Kap. VI.3; Trepp 1996, 33f.

7 DTA, Reg.-Nr. 1839, 23. I. 1878; Reg.-Nr. 1116 I.2, 13.9.1867.

8 DTA, Reg.-Nr. 2153.2, 28. I. 1886.

Viele bürgerliche Diaristinnen und Diaristen nahmen die Bezeichnung Tage-Buch wörtlich. Entsprechend bat der angehende Jurist Wolfgang Hampe (1877–1943), der sich schon bald als unregelmäßiger Schreiber entpuppen sollte, »um Entschuldigung« für die »tief traurige Tatsache«, dass er über den 25. September 1893 »nichts zu berichten« wisse. Es mag zwar sein, dass hier jener Humor mitschwingt, der ihn an anderer Stelle über die »Tragikomik« des Lebens sinnieren ließ.⁹ Nichtsdestoweniger ist dies ein Beleg dafür, dass er sich zu fleißigem Schreiben aufgefordert sah. Das Tagebuchs Schreiben selbst, und nicht nur die Inhalte, war eine Übung in den bürgerlichen Tugenden.¹⁰ Im Leben vieler Diaristinnen und Diaristen spielte das Medium deshalb weit mehr als nur eine Nebenrolle. In der Einleitung zum Bericht über ihre Reise zur Pariser Weltausstellung bemerkte Bader mit Blick auf die Tatsache, dass sie das Tagebuch zuhause gelassen hatte: »[A]llein die weiten Reisen mitzumachen, u. am Ende doch nichts in sich aufnehmen zu dürfen, wäre doch gar zu grausam gewesen, deßhalb ließ ich es geduldig auf seine Schreiberin warten, die jetzt nur zu vieles weiß.« In solchen Bemerkungen wird das Tagebuch zum Alter Ego. Wie sollte man die Grenzen zwischen Selbst und Medium der Selbstthematisierung bestimmen, wenn man an Letzterem »so oft in Gedanken saß« und gelegentlich gar »rechtes Heimweh« hatte, die »allerinnersten Gefühle in diesem Tagebuche auszusprechen«; und wenn man ihm »[a]lles anvertrauen« durfte und »manche trübe Stimmung« dank dem Tagebuchs Schreiben »vergessen« konnte?¹¹ Medium und Schreibende verschränken sich hier zu einem unentwirrbaren Geflecht von Verweisen.

Ein wichtiger Rahmen für das Tagebuchs Schreiben war das eigene *Zimmerchen*, das unter den Protagonistinnen dieses Buchs auch Limburger von Hoffmann, die Lahrer Kaufmannstochter Elisabeth Kaufmann (*1861) und die aus Stuttgart stammende Pensionistin Sophie Amthor (*1853) erwähnten.¹² Nicht nur weil Bader dieses mit der jüngeren Schwester teilte, war die hier verbrachte Zeit nicht einfach ein Rückzug von der Familie. Ganz ähnlich wie beim Tagebuchs Schreiben

9 DTA, Sig. 3460.1, 25.9. und 30.9.1893. Vgl. auch das Beispiel bei Schikorsky 1990, 66 und 391ff.

10 Vgl. Lejeune 2014d.

11 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 10.8.1867, 27.7.1872, 2.7. und 10.7.1864.

12 DTA, Reg.-Nr. 2153.2, 25.9.1886 und 16.2.1887 (Limburger von Hoffmann); Reg.-Nr. 1865, 29.12.1882 (Kaufmann; vgl. dazu zweites Kapitel, Abschnitt 6); Reg.-Nr. 890 II, insbes. 4.10.1874 und 19.5.1875 (Amthor). Vgl. auch Reg.-Nr. 2142, 2.8.1913 und 26.5.1914.

selbst handelte es sich vielmehr um eine Praktik, durch die sich die Einzelperson einen Raum innerhalb des *Familienkreises* nahm. »Ich setzte mich in mein trautes Stübchen, las in: ›Amaranth‹ u. verspürte so recht den Frieden der Einsamkeit; ich schätzte mich glücklich, so ungehindert lesen zu können. Doch, es ging so nicht lang fort, es kamen Besuche«, schrieb die Fabrikantentochter am Ostermontag 1864. Wenngleich diese Unterbrechung im Moment unerwünscht war, deutet die Schilderung des restlichen Tages nicht darauf hin, dass die weiteren Aktivitäten nicht in ihrem Sinne gewesen wären: »[W]ir legten den Haas, gingen dann spazieren, tranken zum 1ten Mal im Garten den Kaffee, u. Abends sangen wir unsere Schullieder in d. Dämmerung.«¹³ Auch an anderen Stellen verwendete die junge Frau durchaus vergleichbare Formulierungen für die Zeit im eigenen Zimmer und das Zusammensein mit der Familie. »Wie fühle ich mich doch so wohl, wenn ich fern vom Weltgetümmel im Garten u. in der Familie sein kann, u. lesen od. musiciren«, stellte sie im Frühsommer 1866 fest.¹⁴

Das diaristische Schreiben diente nicht einfach der individuellen Reflexion. Es hatte immer auch zum Ziel, die Spannung zwischen dem Allgemeinen und dem Persönlichen, zwischen den gemeinschaftlichen Normen und dem individuellen Leben zu beschreiben, zu verstehen und schließlich aufzulösen. Mittels regelmäßigen Eintragens sollte man die eigenen Handlungen und Erfahrungen im Lichte allgemeiner Prinzipien und Vorstellungen betrachten und auf dieser Basis an der eigenen Entwicklung arbeiten.¹⁵ Nicht selten wurde dies durch die Erziehungsberechtigten kontrolliert, aller Geheimhaltungsrhetorik zum Trotz.¹⁶ Wie Angelika Linke darlegt, zeigte sich diese »Darstellung der eigenen Person mit Blick auf geltende Sozialnormen« etwa dann, wenn Kindern aus dem Bürgertum beigebracht wurde, auf dialektale Ausdrücke zu verzichten.¹⁷ Mit der Verwendung der Hochsprache schrieb man sich in jene universalen Werte ein, die auch in den Kunst- und Naturgenüssen zum Ausdruck kommen. In den untersuchten Texten kommen dialektale Wendungen zwar gelegentlich vor, meist scheinen sie

13 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 27.3.1864. *Amaranth* ist ein 1851 erschienenes Vers-epos von Oskar von Redwitz, das sich durch eine »fromme Sentimentalität« auszeichnet und im 19. Jahrhundert 42 Auflagen erreichte (Wikipedia, Lemma »Oskar von Redwitz«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Oskar_von_Redwitz>).

14 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 3.6.1866

15 Vgl. u.a. Steuwer/Graf 2015a, 9f.; Lejeune 2014c; Reckwitz 2006, 167ff.; Gleixner 2005, insbes. Kap. C.I; Baur 2000, 108f. und 118ff.; Hettling/Hoffmann 2000a, 15; Linke 1996, 268ff.; Trepp 1996, 37f.

16 Gerhalter 2015, 72. Vgl. Lejeune 2014c, 170ff. und 177ff.; Lejeune 2014d.

17 Linke 1996, 248. Vgl. ebd., Kap. 10, sowie DTA, 3460.3, 21.4.1896 (S. 33).

jedoch explizit gewählt worden zu sein. Damit sind Tagebücher ein beredtes Zeugnis dafür, in welchem Maße die Zugehörigkeit zum Bürgertum immer auch die Forderung mit sich brachte, bürgerlich zu werden, sich die spezifischen Praktiken, Gefühlsregime und Denkweisen dieser Klasse anzueignen.¹⁸

Um im Tagebuch festgehalten zu werden, musste ein Ereignis oder eine Erfahrung also (potenziell) einen Sinn für die schreibende Person haben. »Wirklich komme ich gar nie mehr an's Tagebuchschreiben«, schrieb Bader im Februar 1864, »es fällt auch so wenig Neues vor«. Bloß »wegen zwei od. drei Phrasen« sei es »nicht der Mühe werth«, einen Eintrag zu verfassen. »Die letzten Tage waren so uninteressant [...] der Sonntag verstrich ohne alle Bedeutung«, notierte sie auch einige Monate später. »Stoff« für tägliche Notizen hätte dagegen die letzte Februarwoche geboten: Die Fabrikantentochter litt »in einem hohen Grade« an der Bleichsucht, und aufgrund der Abwesenheit der Schwester war sie »die alleinige Herrscherin in meinem [lieben] Zimmerchen«. Zugleich fand der erste »Brautkranz« einer Freundin statt, und ihre Familie erhielt Besuch von »Frau Dr. Einer von Donaueschingen«. Doch gerade weil sich in jener Woche so viel ereignete, hatte Bader zu ihrem Leidwesen meist die Zeit gefehlt, Tagebuch zu führen. An manchen Tagen war sie schlicht zu müde.¹⁹ »[V]iel, viel Stoff zum Schreiben« hätte sie auch im Jahr 1869 gehabt, in dessen Verlauf sie lediglich drei Einträge verfasste: Die Schwester hatte geheiratet, und sie selbst fühlte sich nun »selbstständig«, da sie »eine Haushaltung von 21 Personen« zu führen wusste. Diese und viele weitere Einträge zeigen, dass sie unter dem *Neuen* weniger ein besonderes Ereignis in der Welt verstand denn etwas mit *Bedeutung* für sie selbst oder ihr näheres Umfeld. Ganz in diesem Sinne beschrieb sie all das »Merkwürdige«, das sie im Sommer 1867 an der Pariser Weltausstellung zu sehen bekommen hatte.²⁰

Eine wichtige Rolle für dieses Verschränken von Selbst und (bürgerlicher) Welt spielte die Praxis, die Tagebücher zu einem späteren Zeitpunkt wieder in die Hand zu nehmen und »[i]n lebhafter Erinnerung [...] repetierende Kenntnis« von den damaligen »Vorgänge[n]« zu nehmen. So formulierte es Richard im September 1903 mit Blick auf die zwei Jahre davor erfolgte Entlassung eines ungeliebten Mitarbeiters.

18 Hettling/Hoffmann 2000a, 15.

19 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 10.2., 27.9. und 27.2.1864.

20 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, Silvesterabend 1869, 30.9.1869, 10.8.1867. Vgl. Sig. 3460.1, 25.9.1893; Reg.-Nr. 1798.3, 22.8.1902; Reg.-Nr. 2189.3, 28.6.1919.

Wie an dieser und verschiedenen weiteren Marginalien in seinen Tagebüchern erkennbar wird, las und kommentierte er sein erstes Tagebuch mindestens dreimal, nachdem er dieses Ende November 1902 abgeschlossen hatte: im September und November 1903 sowie im Juni 1904, also ein drei viertel Jahr bis eineinhalb Jahre später. Neben einer affirmativen Vergegenwärtigung des Vergangenen stellte er hierbei etwa fest, dass sich seine *Ansichten* über bestimmte Dinge oder die Zeiten ganz allgemein geändert hätten. »[T]empora mutantur«, notierte er am 5. September 1903 mit Blick auf den 1. Juni des vorangehenden Jahres. »Stimmt!«, ergänzte er ein Dreivierteljahr später.²¹ Vergleichbare biografische Praktiken, zu denen auch das Verfassen von *Vorgeschichten*, Zwischenberichten zum Jahreswechsel und Schlussbetrachtungen am Ende eines Bandes zu zählen sind, finden sich in den Texten vieler weiterer Diaristinnen und Diaristen. Sie erlaubten es, die Vielfalt der alltäglichen Geschehnisse und Einzelheiten nachträglich zu ordnen und ihnen einen Sinn zu verleihen. Spätestens jetzt wurde die eigene Biografie zu einem kohärenten »Bildungsroman«.²² Was er »im Geschäft« gesehen habe, erklärte dagegen Werner am Ende seines Berichts über Berlin, wolle er »hier nicht vorbringen, sondern praktisch verwerten«. Das kaufmännische Fachwissen scheint in seinem Bildungsroman keinen Platz gehabt zu haben.²³

Eine ähnliche Funktion wie das Tagebuch erfüllte die *Autobiographie*, die der Zürcher Gymnasiast Karl Lehmann (*1858) als Sechzehnjähriger verfasste. Dies wird nicht zuletzt im Vergleich mit den Briefen an die Eltern erkennbar, in denen er im Sommer davor von seiner Fußreise durch die Graubündner und Veltliner Alpen berichtet hatte. Statt der Biografik stand dort die Botanik im Vordergrund. An der *Autobiographie* fällt zunächst das beinahe gänzliche Fehlen von Vergnügungen auf. Da er, wie er in den Briefen deutlich macht, dem Leben eines *vollendeten Gourmands* nicht gänzlich abgeneigt war, dürfte dies vor allem der kommunikativen Form der bürgerlichen Autobiografie geschuldet sein. Wie der junge Mann selbst betonte, sollten darin nämlich vor allem »Dinge« aufgezeichnet werden, die auf die »Bildung« eines Menschen, »auf seinen Charakter von Einfluß

21 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 5.9.1903 (Kommentar zum Eintrag vom 15.7.1901), 5.9.1903 und 6.6.1904 (Kommentar zum Eintrag vom 1.6.1902). Vgl. ebd., 25.9.1903 (Kommentar zum Eintrag vom 16.10.1902) sowie das in Abschnitt 3 beschriebene vierte Tagebuch.

22 Lüscher 1988, insbes. 78ff. Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 2189; Reg.-Nr. 815 II, 7.10.1934; dazu auch Bänziger 2015, 190f.

23 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 1.10.1899.

waren, und die, welche dem Leser ein klares Bild von ihm geben können«. Es galt, jene Ereignisse und Begegnungen zu erwähnen, die »merkwürdig zur Geistesentwicklung« beitrugen, wie er anlässlich der »Rechen- und sogenannten Anschauungsstunden« in der Beust'schen Schule festhielt. Entsprechend werden die Hinweise auf nicht weiter konkretisierte Vergnügungen, die Lehmann anlässlich seiner Besuche bei den Großeltern in der Pfalz genoss, mit der Besichtigung »herrlicher Bauwerke« wie dem Wormser Dom und dem Heidelberger Schloss verknüpft. Und der Kanton Zürich wurde »auf zahlreichen Schulspaziergängen durchwandert, die aber«, so beeilte er sich anzumerken, »mehr zur Belehrung als zum reinen Vergnügen dienten«. Dass er die Schlemmereien im Engadin unerwähnt ließ, bedeutet folglich nicht, dass er sie im Nachhinein verurteilte. Sie waren schlicht nicht geeignet zu zeigen, wie »aus dem Knaben [...] der Jüngling« geworden war, der die vorliegende *Autobiographie* verfasste.²⁴

Ähnlich wie in den Memoiren und Erinnerungen, die stärker das soziale Umfeld und das Weltgeschehen ins Zentrum rückten, wurden Autobiografien zwar in der Regel gegen Ende eines Lebens verfasst. Meist an die nähere Verwandt- und Bekanntschaft gerichtet, sollte hier der Lebensweg in chronologischer Abfolge als sinnhafte Entwicklung dargestellt werden. Dennoch dürfte es nicht ungewöhnlich gewesen sein, wenn schon ein Schüler seine biografische Skizze als *Autobiographie* betitelte. Wie Linke schreibt, wurden solche »Stilübungen in bürgerlichem Selbstgefühl« oftmals schon in der Jugend praktiziert.²⁵ In diesem Sinne mag sich Braune geb. Steltzer als Zweiundsechzigjährige auf eine früh erlernte und im Laufe des Lebens vielfach angetroffene Praxis gestützt haben, als sie zwei Jahre nach dem Tod ihres Ehemannes den Beginn der Liebesbeziehung Revue passieren ließ:

Ich verfolgte so gern die Fäden in meinem Lebensweg, die mir zeigen, wie Gott ohne mein Zutun mich führte, um mich so glücklich zu machen. Vaterchen mußte von Lugano über Berlin nach dem kleinen Dörfchen kommen, mich führte Gott durch Vermittlung von Menschen wunderbar dorthin, damit wir uns kennen und lieben lernten.²⁶

Ob mit Gottes Hilfe oder nicht: Das nachträgliche Herstellen von Kohärenz im autobiografischen Rückblick konnte durchaus gelingen.

24 DTA, Reg.-Nr. 972 I.2, o.D. (Transkript: 2, 3 und 11).

25 Trepp 1996, 35ff. und 269f. Vgl. auch Saxer 2014, Kap. 3.1.

26 DTA, Reg.-Nr. 1839, o.D. (1916/17).

Im gegenwartsbezogenen diaristischen Alltag dagegen ließen sich Mehrdeutigkeiten und Widersprüche kaum vermeiden.²⁷ Nicht immer lässt sich bei der heutigen Lektüre bestimmen, worum es bei einer Bemerkung oder einem Kommentar ging. Es ist alles andere als unwahrscheinlich, dass es die Schreiberin oder der Schreiber nach einigen Jahren selbst nicht mehr so genau wusste. Die Sinnhaftigkeit des Tagebuchschreibens war denn auch im Bürgertum durchaus umstritten.²⁸ »Soll man ein Tagebuch führen oder nicht«, zitierte Steltzer aus einem Schulaufsatz ihrer Schwester. »Darin wurde abgerathen, seine Gefühle zu schildern, weil man zu leicht unwahr würde, sich entweder zu schlecht oder zu gut machte. Das ist sehr wahr; trotz aller Vorsätze ganz wahr und offen zu sein, zieht man doch gar zu gern einen Schleier über seine Sünde.«²⁹ Nicht zuletzt aufgrund solcher Zweifel am Medium wie an sich selbst zeugen viele bürgerliche Tagebücher von der jahrelangen, nicht selten mühsamen Arbeit am Selbst, die ein junger Mensch auf sich nehmen musste, um schließlich zur wohl-anständigen Bürgerin oder zum selbstständigen Bürger zu werden. Nicht die unvermeidliche Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit ist das spezifische Kennzeichen dieses Modus diaristischen Schreibens, sondern das Bemühen, Kohärenz zu schaffen.

Einen besonders guten Einblick in diese Arbeit an der Biografie geben die insgesamt 47 Bände Hampes. Während des im ersten Tagebuch beschriebenen Zeitraums lebte der sechzehnjährige Obersekundaner noch in seinem Elternhaus in der niederschlesischen Kleinstadt Jauer (heute Jawor). »Energieelos u. beständig hin u. her schwankend« sei er, stellte er gleich im ersten Eintrag vom 17. August 1893 das Fehlen zentraler Eigenschaften bürgerlicher Männlichkeit fest. »Es scheint als ob ich überhaupt keine Willenskraft mehr besäße.« Und in einem »Nachtrag« ergänzte er die Nachricht, dass ein Freund Arrest bekommen habe, mit dem Wunsch, selbst »auch einmal solchen Arrest [zu] bekommen, wenigstens moralischen.« Was er sich davon versprach, konkretisierte er nicht. Doch in den Einträgen der folgenden Tage wird immer wieder deutlich, wie sehr er bestimmte Aspekte seines Verhaltens und Denkens missbilligte. Er sei »re vera verbummelt«, notierte er am 22. August. Es sei schwer, ein »wahrer Christ« und nicht »charakterlos« zu sein, beklagte er am Tag danach. Seine schlechte Stimmung bringe ihn gelegentlich in die Versuchung, »die

27 Vgl. Lejeune 2014a, insbes. 324 und 330; Baur 2000, 108 und 122ff.

28 Vgl. etwa Lejeune 2014b.

29 DTA, Reg.-Nr. 1839, 29.1.1878.

Teufelsmaske [?] gegen andre herauszukehren«, stellte er nicht viel später mit vergleichbarer Sorge fest. »Wenn jemand eine Maske allzu lange trägt, so verwächst sie am Ende mit seinem Fleisch, und sein Blut durchfließt sie«.30

Das Tagebuch half Hampe auch in anderen Situationen, gegenüber sich selbst wachsam zu sein. In einem Nachtrag zum 31. August bemerkte er: »Die Eltern, Ottl, ich und – Pardon Lottchen und ich haben uns heut photographieren lassen. – o Wunder! Jetzt hat das geliebte Schoßkind ›Ich‹ einen Klapps bekommen.« Ob es dabei um die Position seines Namens in der Aufzählung, sein Aussehen auf der Fotografie oder etwas anderes ging, lässt sich nicht bestimmen. Offensichtlich aber bestätigten all diese Bemerkungen eine Erkenntnis, die er zwei Wochen davor festgehalten hatte: »›Daß unser Leben ein ständiger Kampf ist und zwar ein Kampf mit uns selbst, die wir unsre eigenen bösen Dämonen sind‹ das ist ein Satz, zu dem ich durch eigne Erfahrung gelangt bin und von dem ich behaupte, daß er unumstößlich ist.« Noch acht Jahre später kommentierte er die kurz vor Studienbeginn geäußerte Absicht, »ein tüchtiger Mann werden« zu wollen, mit den Worten: »Du hast immer sehr viel versprochen, mein lieber Wolfgang!« Versprechen, besonders auf den bürgerlichen Wertehimmel bezogene, sollten gehalten werden. Das Festhalten im Tagebuch und dessen spätere Lektüre sorgten dafür, dass sie nicht in Vergessenheit gerieten. Kommentiert wurden aber auch erfreulichere Dinge. Am Anfang des fünften Tagebuchbandes notierte Hampe zufrieden: »Altes Tagebuch u. Gedichte gelesen! Welchen Reichtum kann dem Menschen sein Inneres bieten!«31

Die *Gedichte* stehen für Hampes Versuche, sich als Literat zu betätigen. Schon am Anfang des ersten Bandes erwähnt er seinen Entschluss, dem Vater zum Geburtstag ein Trauerspiel zu widmen. Er freue sich »auf den Tag, wo ich mir den Lorbeer der Griechen für meine Energie ins Haar drücken kann«, schrieb er selbstbewusst. Dazu müsse er sich aber »erst wieder daran gewöhnen, ordentlich zu arbeiten«. Tatsächlich scheint er das Stück nicht fertiggestellt zu haben. Stattdessen begann er kurze Zeit später an einem Aufsatz über ein Gedicht und an einem weiteren Trauerspiel zu arbeiten. Dessen zentrales Thema sollte »ein Conflict der Pflichten zwischen Hektor

30 DTA, Sig. 3460.1, 17.8., 22.8., 23.8., 28.8. und 26.8.1893. Zur Energie und zur Willenskraft vgl. das zweite Kapitel, Abschnitte 2 und 3.

31 DTA, Sig. 3460.5, 31.8. und 18.8.1893, 10.4.1896 (Randbemerkung vom 5.11.1901), 13.12.1897.

als Bruder u. Hektor als Gatte eines reinen Weibes« sein. Auch über die Vollendung dieses Vorhabens ist nichts zu erfahren. Ebenso blieb eine utopische Erzählung mit dem Titel »Newland« ein Fragment. Es handelt von einer weitgehend autarken Siedlung, die sich nach agrarischen Anfängen über das Aufkommen von Handwerk und Großgrundbesitz zu einer auf »Kleingrundbesitz« und Fleiß gestützten, ständisch gegliederten Industriegesellschaft entwickelt, in der sich private und staatliche Unternehmen ergänzen.

Diese Unfähigkeit, sich zum Dichten zu »ermannen«, war einer der Gründe für die mehrfach geäußerte Klage des Gymnasiasten über seine mangelhafte Konsequenz. Nicht weniger betrübt zu haben scheinen ihn die gescheiterten phänologischen und entomologischen Studien – die Beschäftigung mit der jahreszeitlichen Entwicklung von Pflanzen und die Insektenkunde.³² Wie bei der Diaristik handelt es sich beim Beobachten, Sammeln und Notieren um epistemische Praktiken, für die Regelmäßigkeit, Ordnungsliebe, Genauigkeit und Vollständigkeit wesentliche Tugenden waren. So erstaunt es nicht, dass das Tagebuch in zeitgenössischen Quellen die häufigste Metapher für das Herbar, das zentrale Medium der Botanik, war.³³

Immer wieder diente auch die Literatur als Stichwortgeberin und Orientierungshilfe für den Gymnasiasten. Am 31. August 1893 zitierte er zuerst einen Satz Voltaires, in dem das Verhältnis von Glück und Unglück mit jenem von Traum und Wirklichkeit gleichgesetzt wird. Dagegen argumentierte er, dass auch ein Traum »wirklich geträumt« werde, weshalb man auch an die »Wirklichkeit« des Glücks »glauben« müsse. Gleich anschließend notierte er, dass er nun den Roman *Nicholas Nickleby* (1838/39) lese, »der mir sehr gut gefällt, wie alles Dickens'sche«. ³⁴ Was genau ihm an der Lektüre gefiel, die sich über die folgenden beiden Wochen hinzog, hielt er nicht fest. Vielleicht ist es jedoch mehr als ein Zufall, dass er ausgerechnet einen Gesellschaftsroman erwähnt, in dem die Werte einer guten schulischen Erziehung und der Arbeitsamkeit der Spekulation und dem Geiz gegenübergestellt werden. Ähnliches gilt für Charles Dickens' Roman *Oliver Twist* (1837–39), den Hampe einige Wochen später las. Die Bedeutung des englischen Schriftstellers für den Gymnasiasten bestätigt auch die am Schluss des ersten Tagebuchbandes zu findende Mitgliederliste

32 DTA, Sig. 3460.1, 22.8. und 12.9., 10.11.1893, o.D. (Newland), 13.10.1893.

33 Scheidegger 2017, 557. Zu den Praktiken des Sammelns und den entsprechenden epistemischen Tugenden vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 1.

34 DTA, Sig. 3460.1, 31.8.1893. Zur Literatur als Vorbild vgl. auch Saxer 2014, Kap. 3.1; Baur 2000, 118ff.; Budde 1994, 126ff.

eines »geheimen Klubs«, die neben »Mr. Goethe« und »Mr. Alcib[iades] aus Griechenland« nicht nur »Mr. Dickens« selbst enthält, sondern auch »Mr. Pickwick«, eine von dessen Romanfiguren.³⁵ Dickens fehlt zwar in den späteren Einträgen, doch abgesehen davon, dass unter den Vertretern des antiken Griechenland nun der Liebesgott Eros seine ersten Auftritte erhält, ändert sich wenig. Für das Erschreiben einer bürgerlichen Biografie bot das Genre des (Bildungs-)Romans auch weiterhin vielerlei Vorlagen.

Auch der Jungkaufmann Werner bemühte sich um die Biografie eines bürgerlichen Mannes, wenn er seine Aufenthalte in Genf, Berlin und später London beschrieb. Dazu gehörte, alle prägenden Reiseerfahrungen festzuhalten. Nach der Rückkehr aus der deutschen Hauptstadt notierte er entsprechend, dass er »noch zeitig genug von den Eindrücken Berlins u. meiner Heimreise« berichten wolle, »ehe dieselbe sich in mir allzu sehr verändert haben«. Den letzten von drei Einträgen zum Thema verfasste er allerdings erst nach vier Monaten – ein Umstand, den er mit folgenden Worten umschrieb: »Von Berlin wollte ich erzählen und so will ich mich auch nochmal zurück versetzen in die Kaiserstadt. Doch meine jetzigen Aufzeichnungen sollen mehr der Vollständigkeit halber geschehen, als um genaue Eindrücke wiederzugeben.« Unter anderem stellte er dabei der im vorangehenden Kapitel erwähnten *Überreiztheit* von Arthur Schnitzlers zeitgenössischer Grotteske *Der grüne Kakadu* (1898) die »Harmonie« und »Vollkommenheit« von Ludwig van Beethovens *Fidelio* aus dem frühen 19. Jahrhundert entgegen.³⁶ Dank der »sprachlichen Kodierung bürgerlichen Lebensgefühls«³⁷ reichten solche Signalwörter, um diese und andere »Kunstgenüsse« im Tagebuch festzuhalten oder auch anderen mitzuteilen. Dass er auch im »Wintergarten, Apollo, Circus Busch u. Olympia« gewesen sei, notierte Werner ebenso bezeichnenderweise über die weniger angesehenen Formen der Abendunterhaltung, brauche er »nicht zu erwähnen«.³⁸

Dieser diaristische Modus der schreibenden und lesenden Selbst- und Welterkenntnis, des expliziten Inbezugsetzens von individuellen Erfahrungen einerseits und allgemeinen Leitvorstellungen und -gefühlen andererseits, wird gemeinhin mit dem Kollektivsingular

35 Vgl. DTA, Sig. 3460.1, 22.9.1893. Zur Beliebtheit Dickens' unter britischen Bürgerkindern vgl. Budde 1994, 127ff.

36 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 10.9. und 1.10.1899. Zu Schnitzlers Grotteske vgl. das fünfte Kapitel, Abschnitt 4.

37 Linke 1996, Kap. 11.

38 DTA, Reg.-Nr. 1798.1, 1.10.1899.

»bürgerliches Tagebuch« bezeichnet. Ihm hat sich die Tagebuchforschung bisher auch hauptsächlich gewidmet. Wie Li Gerhalter zeigt, wurde diese Ausrichtung maßgeblich von der Wiener Jugendpsychologin Charlotte Bühler geprägt.³⁹ Tatsächlich lässt sich die Mehrzahl der Quellen aus dem hier untersuchten Korpus, die im 19. Jahrhundert entstanden, (auch) diesen Schreibmotiven zuordnen. Wie ich jedoch im nächsten Abschnitt zeige, ist die Geschichte des Tagebuchs komplexer. Erstens können nicht alle Modi diaristischen Schreibens seit der Frühen Neuzeit dem bürgerlichen Tagebuch zugeordnet oder zu dessen Vorformen erklärt werden. Umgekehrt macht es auch keinen Sinn, alle Medien von der Berücksichtigung auszuschließen, die nicht dem biografischen Modus entsprechen. Vielmehr sollte eine Geschichte des Tagebuchs die verschiedenen und komplexen Geschichten diaristischer Praktiken berücksichtigen und nicht von vornherein einen einzelnen Modus privilegieren. Vor diesem Hintergrund gilt es zweitens zu berücksichtigen, dass Angehörige des Bürgertums nicht ausschließlich dem biografischen Modus folgten. In den untersuchten Medien finden sich nicht selten verschiedene Schreibzwecke. Manchmal überkreuzen sie sich, manchmal begleiten sie bestimmte Zeiträume oder Lebensphasen. So zeigt auch Lina Gafner am Beispiel eines ärztlichen »Praxisjournals«, wie professionelle Aufzeichnungen im Laufe des Lebens zunehmend durch selbstbezogene ergänzt wurden.⁴⁰

2. Dokumentation und Erklärung: Die Vielfalt diaristischer Praktiken in der Neuzeit

In nicht wenigen diaristischen Medien aus dem Bürgertum dominiert ein dokumentarischer Schreibmodus.⁴¹ Ein Beispiel dafür ist der »Almanach« der schlesischen Kantorentochter und späteren Pfarrersfrau Clara Olga Meisner geb. Gambke (1849-1909). Ab dem 1. Januar füllte sie diesen vorgedruckten Schreibkalender für das Jahr 1874 mit Notizen aus ihrem Alltag. Die Welt jenseits der Familie, des Bekanntenkreises und der Gemeinde spielt in ihren Einträgen eine noch kleinere Rolle als im Tagebuch ihres Mannes Julius (1847-1919).⁴² Auch ihr

39 Gerhalter 2017, Kap. 3.6. Weitgehend diesem Modell folgt auch Lejeune 2014.

40 Gafner 2016.

41 Vgl. Gerhalter 2015, 74ff.

42 Vgl. dazu das erste Kapitel, Abschnitt 3.

eigenes Befinden, ihre Gefühle und Gedanken, sind alles andere als zentrale Themen. Zwar markierte sie knapp ihre Zugehörigkeit zum Bürgertum, wenn sie hin und wieder notierte, dass sie »fleißig« gearbeitet oder sich im Kreise von Freundinnen oder Bekannten »ziemlich gut amüsiert« habe. Der folgende Satz aber, in dem sie die für ihren Mann empfundenen Gefühle und ihr Eheverständnis thematisierte, stellt eine rare Ausnahme dar: »Ich habe einen gar zu guten und liebenswürdigen Mann, der mir lange vorlas. Ich liebe ihn unbeschreiblich u. nehme mir fest vor, ihn immer mehr durch Folgsamkeit und pünktlichen Gehorsam zu beglücken.«⁴³

Das Tagebuch stellte offensichtlich nicht den Ort dar, an dem Meisner geb. Gambke über sich selbst nachdachte. Stattdessen dominieren in den insgesamt knapp 180 Einträgen im *Almanach* kurze Notizen über alltägliche Ereignisse und Beschäftigungen, die kaum je bewertet werden. Bezüglich des Ehelebens etwa stellte die junge Pfarrfrau am 18. März 1875 lakonisch fest: »Heute sind wir ½ Jahr verheiratet«. Und einen knappen Monat später bemerkte sie: »Julius goß Sauce auf den Tisch.« Während dieses Ereignis in ihren Augen durchaus von Bedeutung gewesen sein mag, verwies es in keiner Weise auf allgemeine Werte oder die von Lehmann beschriebene *Geistesentwicklung*. Ganz in diesem Sinne fehlen die am Anfang eines Tagebuchs, zum Jahreswechsel oder an Jahrestagen üblichen Vor- und Zwischenbemerkungen genauso wie Überlegungen zum Zweck der diaristischen Praxis. »Nichts bemerkenswerthes«, notierte sie zwar am 2. Januar 1874, doch im Unterschied zu Baders Orientierung am *Neuen* und *Merkwürdigen* zeichnen sich die meisten ihrer Einträge gerade durch das Fehlen von Notizen über bedeutsame Ereignisse und Erfahrungen aus. Der am betreffenden Tag erfolgte Wechsel unter den Diensthilfen gehört vielmehr zu den außergewöhnlicheren Momenten, die im *Almanach* beschrieben werden.⁴⁴

Die weiteren von Meisner geb. Gambke erwähnten Themen entsprechen dem von der Familienökonomie geprägten Alltag des ländlichen Bürgertums der 1870er Jahre: Besuche und gelegentliche Abendgesellschaften; Geburten, Verlobungen, Eheschließungen, Krankheiten und Todesfälle im Verwandten- und Bekanntenkreis sowie in der Gemeinde; eigene kleinere Erkrankungen wie Schnupfen und Kopfschmerzen; Spaziergänge, im Winter Eislaufen und Schlittenfahrten; Wasch- und Putztage, Näh- und Gartenarbeiten; Kochen und kurze

43 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 4.2. und 1.1.1874, 28.2.1875.

44 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 18.3. und 12.4.1875, 2.1.1874.

Notizen zum Speisezettel; der Umgang mit den Dienstbotinnen; Besorgungen in der nahen Stadt Görlitz und Bestellungen bei Kaufleuten; unsystematische Wetterbeobachtungen; Kirchen- und Schulratsitzungen und weitere Verpflichtungen, die die Pfarrstelle mit sich brachte; Vereinsaktivitäten; abendliche Gesellschaftsspiele und Lektüre, vor allem der christlich-konservativen Familienzeitschrift *Daheim*;⁴⁵ und nicht zuletzt Briefe von der und an die Familie. Auch in letzteren beiden thematischen Zusammenhängen geht es nicht ein einziges Mal um den Inhalt. Entsprechend finden sich auch kaum Urteile über eigene Handlungen und Empfindungen oder das Verhalten anderer. Typisch für diesen dokumentarischen Modus diaristischen Schreibens sind folgende Notizen über den Pfingstsonntag 1875 und die Tage davor:

[11.5.] Heute hatte ich zum Mittagbr. *neue* Eier und etwas Schinken. Nachmittag schrieb ich an Frau Superintendent. Abends war J. zum Bürgermeister mit Herrn Oberpfarrer eingeladen u. kam um ½ 12 Uhr erst nach Hause. Gaststube gewaschen.

[12.5.] Heute überzog ich seit meiner Verheirathung das zweite Mal die betten über. Nachmittag ging ich mit Frau Heider zu G. Bierflaschen gekauft. Einen schönen Spaziergang im Grunde gemacht, wobei wir einen prächtigen Waldweg entdeckten.

[13.5.] Bier gefüllt. Nachmittag Socken gestopft, die ich noch anstricken muß. Frau Oberpfarrer war einen Augenblick hier. Im Mondschein spazieren gegangen. Sämmtliche Ofenthüren gefugt.

[14.5.] Freitag Vormittag Kuchenteig eingerührt. 10 lb [Pfund; pb] Mehl, 20 Lth [Liter; pb] Hefen, 4 Lth fand der Bäcker für überflüssig. Dem Bäcker hatte ich für 15 lb und für 20 Lth Hefen und fürs Backen 1 Th[aler] 9 Sg. [= Silbergroschen; pb] zu bezahlen. Studirstube in Jul. Abwesenheit gewaschen.

[15.5.] Vormittag gewaschen, geputzt und gekocht. Nachmittag ein Paar Strümpfe gestopft. Gegen Abend besuchten wir Winzen [?], wo wir zum Abendbrot bleiben mußten und seine Kinder kennenlernten.

[16.5.] Den ersten Pfingstfeiertag früh beide in der Kirche. Nachmittag nach Hause geschrieben und wieder in die Kirche. Frau

45 Die Zeitschrift gehörte zu den meistgelesenen im zeitgenössischen Bürgertum; vgl. Budde 1994, 131.

Hübner ein Stündchen besucht, von wo mich Jul. abholte, um nach Küpper zu gehen, und für die Einladung, die wir angenommen, zu danken, weil sich Senftlebens angemeldet hatten. Nachmittag sagte mir Fr. Br. daß Paul. [?; ev. Pauline, die Dienstbotin; pb] in der Nacht ins Bett, in Folge deßen, nachdem ich mich von der Wahrheit überzeugt hatte, hielt ich ihr eine Bußpredigt. Sie war zu Hause gew[esen].⁴⁶

Auch Meisner geb. Gambke wählte aus den Geschehnissen des Tages das *Bemerkenswerthe* aus, ordnete es auf eine bestimmte Art und Weise und beschrieb es. Ihre Einträge zeugen jedoch nicht von einem Bemühen um eine Entwicklung oder davon, Selbst und Welt in einen Zusammenhang zu bringen. Während dieser dokumentarische Modus der Diaristik im Schreibkalender der jungen Frau aus dem ländlichen Bildungsbürgertum dominiert, prägt er in weiteren Tagebüchern aus dem hier untersuchten Korpus zumindest einzelne Einträge und Bemerkungen. Nicht zuletzt zeigt ein Blick auf das zweite Tagebuch Julius Meisners, dass der Modus diaristischen Schreibens sich im Laufe der Zeit auch wandeln konnte.⁴⁷ Seine im ersten Kapitel beispielhaft wiedergegebenen Notizen vom 25. April 1876 unterscheiden sich von den zitierten Einträgen seiner Ehefrau hauptsächlich durch die Andersartigkeit seiner Tätigkeiten als Pfarrer und Gemüsegärtner: *Trauung mit reichlich Diäten (5 Thaler 18 ½ Sg.). Dann Gras, Tabak gesät u. Petersilie gepflanzt. Den Garten fertig umgegraben u. gerade 1 Woche dazu gebraucht. Gewitter.* Wenig gemeinsam haben sie hingegen mit den ebenfalls im ersten Kapitel analysierten Einträgen aus Meisners Zeit als Hauslehrer.⁴⁸ Solche Veränderungen des Schreibmodus innerhalb eines Mediums sind ein Hinweis darauf, dass die Materialität des *Almanachs* nicht allein für die Kürze der Einträge Olga Meisners geb. Gamkes verantwortlich gewesen sein kann.⁴⁹ Wie die wenigen expliziten Selbstthematizierungen zeigen, schloss der beschränkte Platz diesen Modus denn auch nicht grundsätzlich aus.

Meisners geb. Gambkes dokumentarischer Modus erinnert an jene anderen Genealogien regelmäßigen Schreibens, für die insbesondere die kaufmännischen, handwerklichen und bäuerlichen Notiz- und Rechnungsbücher stehen, die seit der Frühen Neuzeit in zunehmender

46 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 11.-17.5.1875 (Hervorh. i. O.).

47 Vgl. auch Gerhalter 2015, 63 ff.

48 DTA, Reg.-Nr. 1166 I.2, insbes. 10.4. bis 25.4.1876. Vgl. das erste Kapitel, Abschnitt 3.

49 Zur Materialität von Kalendern vgl. Gerhalter 2015, 79f.

Zahl und Vielfalt produziert wurden.⁵⁰ Wie Bjarne Stoklund für den ländlichen Raum des damaligen Dänemark argumentiert, unterscheiden sich diese diaristischen Medien insofern vom zeitgenössischen »bürgerlichen« Tagebuch als sie »berichten, aber nicht reflektieren«. Erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts hätten auch Teile der bäuerlichen Bevölkerung begonnen, regelmäßig über Gedanken und Gefühle zu schreiben. Zudem seien die Einträge in älteren Notizbüchern und ähnlichen Medien oft in wenig systematischer und sporadischer Weise verfasst worden.⁵¹ Auch darin entspricht ihnen Meisners *Almanach*. Zu Beginn, im Januar 1874, schrieb die Kantorentochter noch mit einiger Regelmäßigkeit. Schon ab Mitte Februar werden die Einträge jedoch spärlicher, und in den rund zehn Monaten zwischen Mitte März 1874 und Februar 1875 fehlen sie ganz. In dieser Zeit heiratete sie und zog sie nach Seidenberg, wo ihr Mann Julius eine Stelle als Diakon bekommen hatte – alles einschneidende biografische Wendepunkte, die in einem biografischen Tagebuch Anlässe für Rück- und Vorschauen hätten sein können. Erst zwischen Mitte Februar und Ende Juni 1875 verfasste Meisner geb. Gambke dann wieder fast täglich eine Notiz, wofür sie die im Vorjahr leer gebliebenen Seiten des *Almanachs* verwendete. Damit wich sie von der linearen Zeitstruktur ab, die der Kalender vorgab und die auch ein Kennzeichen des biografischen Modus ist.⁵²

Wäre der Text Meisners geb. Gambkes von einer Bäuerin aus ihrer niederschlesischen Pfarrgemeinde verfasst worden, sähe er möglicherweise ganz ähnlich aus. Von den Aufzeichnungen Steltzers hingegen, die zeitgleich rund 160 Kilometer nördlich auf einem neumärkischen Rittergut lebte, unterscheidet er sich deutlich. Der Kreis der Verfasserinnen und Verfasser bäuerlicher Notizbücher war zunächst noch sehr eng. Um 1800 beschränkte er sich weitgehend auf wohlhabendere Hofbesitzer. Im Laufe des 19. Jahrhunderts jedoch erweiterte er sich deutlich. Um die Mitte des Jahrhunderts verfügte eine große Bevölkerungsmehrheit über Schreibkenntnisse und setzte sie auch zunehmend ein.⁵³ Als diaristische Medien dienten ihnen nicht selten die von

50 Vgl. Peters 2003, insbes. 308ff.; Schikorsky 1990, 66f.; Ottenjann/Wiegmann 1982; Hopf-Droste 1981.

51 Stoklund 1982, 7 und 4.

52 Zum Fehlen einer chronologischen Reihenfolge in Notizbüchern vgl. Stoklund 1982, 4.

53 Vgl. Peters 2003, insbes. 314ff., der darauf hinweist, dass um die Mitte des Jahrhunderts auch in bäuerlichen Kreisen die Legitimationsbedürftigkeit des Schreibens abnahm. Für die Schreibfähigkeit im deutschsprachigen Raum

Meisner geb. Gambke verwendeten *Almanache*. Im 18. und besonders im 19. Jahrhundert fanden sie auch in ländlichen Gegenden großen Absatz.⁵⁴ Neben einem Kalender enthielten sie allerhand nützliche und interessante Informationen – eine Textgattung, die in kommerziellen Tagebüchern des 20. Jahrhunderts aufgenommen und erweitert werden sollte. Im *Almanach* der Pfarrfrau wurden Verzeichnisse der Könige und anderer Fürsten verschiedener Länder, der Sonnen- und Mondfinsternisse, Jahreszeiten und Festtage abgedruckt.⁵⁵ In solchen Listen fand der dokumentarische Modus der Einträge eine Entsprechung. Auch bei Letzterem ging es weniger um ein Festhalten von *Eindrücken* denn von (möglicherweise) nützlichen oder zumindest interessanten Informationen.

Vielfach hatten die Themen, die in Notizbüchern verhandelt wurden, einen Bezug zu den wirtschaftlichen Interessen der Verfasserinnen und Verfasser. Noch im 18. Jahrhundert wurde der Begriff Tagebuch denn auch hauptsächlich in diesem Zusammenhang verwendet.⁵⁶ Viele bäuerliche Notizbücher konzentrierten sich auf das Wetter und die landwirtschaftlichen Arbeiten – ganz ähnlich wie es Julius Meisner in seiner Zeit als Pfarrer tat.⁵⁷ Auch die Einträge seiner Frau über die vielfältigen häuslichen Arbeiten oder die Verhandlungen mit dem Bäcker sind anschauliche Beispiele für diese gemeinsame Geschichte von Diaristik und Ökonomie.⁵⁸ Sie lassen sich als Vorformen jener Praktiken der systematischen Haushalts- und Lebensführung beschreiben, die im späten 19. Jahrhundert eingeführt und im 20. Jahrhundert popularisiert wurden.⁵⁹ Darüber hinaus haben die Tagebuchforschung und Arbeiten zur Geschichte ökonomischen Wissens auf die Bedeutung hingewiesen, die die Geldwirtschaft für die Entwicklung der Diaristik hatte. Mit der Monetarisierung und der Verschriftlichung wurden komplexere ökonomische Beziehungen möglich. Diese wiederum förderten die Standardisierung und Ausdifferenzierung der Buchführung.⁶⁰ Die an bürgerliche Schreibende gerichtete Forderung,

des 19. Jahrhunderts vgl. Elspass 2005, 101ff.; Messerli 2002; Schikorsky 1990, 48ff.

54 Vgl. Tersch 2008.

55 DTA, Reg.-Nr. 1166 II, 4ff. und 241. Vgl. Stoklund 1982, 5f.

56 Hopf-Droste 1981, 16.

57 Stoklund 1982, 7f. Zum Wetter vgl. Hopf-Droste 1981, 27ff.

58 Für ein weiteres Quellenbeispiel vgl. Hopf-Droste 1981, 161ff.

59 Vgl. Gerhalter 2013, 60ff.; Wimmer 2011, 134ff.; Tanner 1999, Kap. 4.3.

60 Maß 2011, insbes. 11 und 15ff.; Peters 2003, insbes. 318 und 323ff.; Hopf-Droste 1982; Hopf-Droste 1981, 22ff.

vor allem bezüglich der moralischen Entwicklung Rechenschaft abzulegen, war eines der Resultate des letzteren Prozesses.

In ökonomischer Hinsicht Buch geführt haben auch einige weitere Diaristinnen und Diaristen aus dem für dieses Buch ausgewerteten Korpus. Der sächsische Setzergeselle Friedrich Anton Püschmann (1829-1913) beispielsweise besaß neben seinem Reisetagebuch ein Rechnungsbuch, in dem er die Einnahmen und Ausgaben auf der Walz festhielt.⁶¹ Der Banklehrling Richard führte eine »Privat-Kasse nebst doppelter Buchführung & Conto-Corrent-Aufnahme-Buch«, auf deren Basis er im Februar 1903 dann eine »Privat-Bilanz« seines ersten Rechnungsjahres erstellte. Die Zahlen zum »Umsatz« übertrug er anschließend ins Tagebuch: Einnahmen von 379,22 Mark standen Ausgaben von 294,25 Mark gegenüber.⁶² Zwei weitere Beispiele aus dem frühen 20. Jahrhundert stammen von Gärtnerlehrlingen: das Tagebuch von Lina Petry (*1899) aus Dieburg bei Darmstadt und die beiden Schreibhefte von Karl Brosowski (*ca. 1900) aus Bitterfeld. Von April 1916 bis Januar 1919 hielt Letzterer stichwortartig seine täglichen Arbeiten fest. Einmal in der Woche scheint er die Einträge dem Lehrmeister gezeigt zu haben, wie Unterschriften in roter Schrift vermuten lassen.⁶³ Dass er diese Hefte noch in den 1910er Jahren als »Tagebuch« betiteln konnte, dürfte vor dem Hintergrund der hier nur knapp skizzierten Geschichte diaristischen Schreibens kaum erstaunen. Auch das Tagebuch Ersterer enthält für das Jahr 1913 hauptsächlich Einträge über die täglichen Tätigkeiten im Gartenbetrieb, während sie im zweiten Teil ihre Ausbildung in einer Haushaltungsschule fünf Jahre später beschreibt.⁶⁴

Neben alltäglichen Vorkommnissen und Tätigkeiten, schreibt Jan Peters, sei für die bäuerliche Diaristik das Bedürfnis, außerordentliche Wetter- oder politische Ereignisse zu deuten, ein wichtiger Schreib Anlass gewesen. Dieser erklärende Modus sei im magischen und religiösen Wissen dieser Bevölkerungsgruppe verankert gewesen.⁶⁵ Auch im »bürgerlichen Tagebuch« wurden persönliches Glück und Unglück oder das Weltgeschehen oftmals mit Blick auf das Jenseits gedeutet. Das gilt vor allem für die Texte vieler Bürgerinnen aus dem

61 Püschmann 2015 [1848-1856], o.D. (821 ff.).

62 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 2. 10. 1902; Reg.-Nr. 2155.2, 8. 2. 1903. Zur Geschichte jugendlicher Kontoführung und zur Verschränkung von Konto- und Selbstführung vgl. Maß 2011.

63 DTA, Sig. 3153.1/2.

64 DTA, Reg.-Nr. 1650.

65 Peters 2003, 314f., 332ff., 335ff. und 351 ff.

mittleren 19. Jahrhundert. Doch auch einige ihrer männlichen Zeitgenossen beschreiben ein religiös geprägtes Selbst- und Weltverhältnis. Besonders deutlich ist dies in den Tagebüchern Richard Meyers (* vor 1850) aus den späten 1860er und frühen 1870er Jahren zu sehen, deren gereimte Einträge fast ausschließlich Gott anrufen.⁶⁶ Wie die anonymen Tagebücher eines katholischen Theologiestudenten (*1900) und eines Internatsschülers (*1917) zeigen, lassen sich vergleichbare Texte auch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhundert noch vereinzelt finden. Er wolle sein »Leben ändern und den Kreuzweg leben, um den lieben Gott zufriedenzustellen für meine Fehler, die ihn beleidigen wie die Sünden von Sodoma und Gomora«, schrieb Ersterer angesichts der Tatsache, dass er einst seine Eltern nicht geliebt habe und »in die Onanie gefallen« sei.⁶⁷

Trotz oberflächlicher Ähnlichkeiten zeigt sich jedoch gerade im Zusammenhang mit der Religion der grundlegende Unterschied zwischen dem erklärenden und dem biografischen Modus der Weltdeutung. »[S]ie haben wenig biblische Erkenntniß u. wissen halt auch gar nicht, an wen sie sich in ihrer großen Trübsal wenden sollen«, schrieb Bader über eine der kranken und armen Familien, die sie zu besuchen pflegte, »ich habe ihnen recht in's Gewissen gesprochen u. ihnen den Gerichtstag vor die Seele gestellt, damit ihr Gewissen doch aufwache.«⁶⁸ Anders als das magisch-religiöse Denken erlaubte es das bürgerliche Selbstverständnis nicht, Geschehnisse einfach durch die »Ungewißheit göttlichen Waltens« zu erklären.⁶⁹ Stattdessen galt es, in jeder Situation einen Bezug zum eigenen Handeln, Denken und Fühlen herzustellen. Man musste, in den Worten des Theologiestudenten, sein eigenes *Leben ändern*. Was der »Zweck von alledem« sei, fragte sich auch Limburger von Hoffmann nach der zweiten Fehlgeburt. »Gott muß denken, daß meiner Ausbildung der Seele das Glück nicht taugt«, stellte sie fest. Sie müsse sich deshalb über das »Leitmotiv meines Lebens klar werden«, müsse das »System« verstehen, »nach dem es gezeichnet ist«. Dazu wolle sie all das »Leid« auf sich nehmen und versuchen, »es in mir zu etwas Gutem zu verarbeiten«.⁷⁰

Das Tagebuch Limburger von Hoffmanns steht nicht nur für die Rolle der Religion im biografischen Tagebuch, an ihm lassen sich auch

66 DTA, Sig. 157.1/2.

67 DTA, Reg.-Nr. 815 III, o.D. (Transkript: VIII). Vgl. Reg.-Nr. 815 II.

68 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 16.1.1864.

69 Peters 2003, 351.

70 DTA, Reg.-Nr. 2153.4, 13.11.1898.

die Unterschiede zur handwerklichen Diaristik diskutieren. Als die Leipziger Großbürgerin im Spätsommer 1885 Nürnberg besuchte, reiste sie zusammen mit ihrer Mutter und einer der Schwestern. Am Ziel angekommen, wurden die drei von Verwandten empfangen, die bereits ein paar Tage früher eingetroffen waren. Anders als bei den jungen Handwerkern unter den Protagonisten dieses Buchs erfolgte die Reise also im *Familienkreis*. Limburger von Hoffmanns Notizen beginnen mit der Burg, die »sehr unterhaltend zu sehen« sei und »einen sehr guten Überblick über die Stadt« gebe. Am dritten Tag besuchte sie diesen Ort ein zweites Mal, um nach der »berühmten großen Linde« zu suchen, einem Baum, der angeblich um das Jahr 1000 herum von Kaiser Heinrich II. gepflanzt worden war. Danach besuchte die junge Frau verschiedene Kirchen und das 1852 gegründete Germanische Nationalmuseum. Ebenso sah sie sich die Häuser der Altstadt und die Ufer der Pegnitz an. Wie der Druckergeselle Paul Ebers (1887-1932) orientierte sie sich also an den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Doch ganz im Sinne des bürgerlichen Kunstgenusses konzentrierte sie sich dabei stärker auf die kunst- und kulturhistorisch bedeutsamen Monumente. Zugleich bemühte sie sich, ihre Weltgewandtheit zu zeigen. Besonders deutlich wird dies im Anschluss an einen Zirkusbesuch am ersten und eine Aufführung von Johann Strauss' (Sohn) 1881 uraufgeführter Operette *Der Lustige Krieg* am zweiten Abend. Es sei »alles in kleinerem, kleinlicherem Maßstab«, berichtete sie über den Zirkus. »Die Melodien kannte ich zum Teil schon, viele davon sind sehr hübsch«, kommentierte sie die Operette.⁷¹

Im Unterschied zu Ebers widmete dessen Kollege Alexander Oestreich (1888-1966) dem Aufenthalt in Nürnberg zwar fast ebenso viele Wörter wie die Leipziger Großbürgerin, doch hielt er dabei ganz andere Dinge fest. Im Zentrum seines Tagebucheintrags stehen umfangreiche Bemerkungen über das Abholen des Muttergroschen und des Ortsgeschenks auf der Post beziehungsweise im Buchdruckerhaus, das Essen, Schlafen und Baden im Gewerkschaftshaus, das Kaffeetrinken in der Volksküche sowie die Abende »bei verschiedenen Litern Tucherbräu«, die er zusammen mit »Reisekollegen aus aller Herren Ländern« verbrachte. »Wir lebten heut wieder wie die Grafen«, kommentierte er einen dieser »tadellos verlebte[n]« Nürnberger Tage. Ebenfalls von ausschließlich persönlichem Interesse ist die Notiz über seinen Gang zum Schuhmacher, nach welchem er sich »ordentlich erhaben« vorgekommen sei. Dem Stadtrundgang und dem

71 DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 4.9.1885.

»altdeutschen Charakter« der Stadt dagegen widmete er lediglich zwei Sätze, nicht viel mehr als den Spuren des Hochwassers vom vergangenen Jahr.⁷² Die Schilderungen des Wandergesellen und der Bürgertochter unterscheiden sich damit nicht nur aufgrund der unterschiedlichen ökonomischen Voraussetzungen, auf deren Basis die beiden handelten, sondern vor allem auch in den für bemerkenswert gehaltenen Aspekten: handwerkliche Institutionen und partikulare, zufällige Erlebnisse und Begegnungen im einen Fall, allgemeine Betrachtungen im anderen.⁷³ Eher in ersterem als in letzterem Sinne dürfte auch Meisner geb. Gambke die vergossene Sauce für *bemerkenswerth* gehalten haben.

Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen wird die Frage obsolet, an welcher Stelle eine Diaristin oder ein Diarist »im Prozeß der Verbürgerlichung« zu verorten sei.⁷⁴ Eine Geschichte diaristischer Medien sollte auf solche Bewertungen verzichten, wie sie selbst in Forschungen zu Egodokumenten ländlicher und anderer nicht-bürgerlicher oder -adeliger sozialer Gruppen verbreitet sind.⁷⁵ Das biografische Tagebuch stellt weder die Norm noch den Endpunkt einer jahrhundertlangen Entwicklung dar.⁷⁶ Im 19. Jahrhundert war es eine Variante diaristischen Schreibens unter anderen, das einen bestimmten sozialen und historischen Kontext hatte. Dokumentarische und erklärende Medien sind vielleicht weniger Gesprächig als biografische, weniger voraussetzungsreich sind sie jedoch nicht. Auch wenn die Vorlagen nicht immer so klar erkennbar sind wie bei den bildungsbürgerlichen Stilübungen, stellt jeder Modus diaristischen Schreibens eine komplexe, sozial vermittelte Form der Kommunikation dar. In keinem Fall handelt es sich deshalb bei Tagebucheinträgen ausschließlich um »Erinnerungsgerüste«, die nur für den Verfasser verständlich waren, wie Isa Schikorsky mit Blick auf Reisetagebücher von Handwerkern und Soldaten behauptet.⁷⁷ Für andere Angehörige dieser sozialen Gruppen dürften bestimmte Signalwörter kaum weniger lesbar gewesen sein als Hinweise auf die Kunstgenüsse bürgerlicher

72 DTA, Reg.-Nr. 436, o.D. (Nürnberg). Zum Muttergroschen etc. vgl. das erste Kapitel, Abschnitt 4.

73 Zu dieser Unterscheidung vgl. Wadauer 2005, insbes. Kap. 7.

74 Hopf-Droste 1981, 15.

75 So bei Peters 2003, 311; Hopf-Droste 1981, 15 ff.

76 Vgl. etwa die Typologie diaristischen Schreibens von Schikorsky 1990, 90 ff., die von einem Prozess zunehmender Individualisierung und Abstraktion ausgeht. Vgl. auch ebd., 55 ff., 99 und 122, sowie Hagestedt 2014, insbes. VIII, und die kritischen Anmerkungen von Hämmerle/Gerhalter 2015, 10.

77 Schikorsky 1990, 85.

Touristen für die Familie zuhause. Und umgekehrt hielten Bürgerinnen und Bürger selbstverständlich auch unbedeutende Einzelheiten fest, an deren Sinn sie sich später selbst nicht mehr erinnern konnten.

Die Untersuchung der verschiedenen Genealogien diaristischen Schreibens ist um eine Analyse des komplexen Verhältnisses von Medien und ihren Nutzerinnen und Nutzern zu ergänzen. Während soziale Gruppen spezifische Kommunikationskulturen prägen, tragen diese wiederum dazu bei, Gruppen zu konstituieren und gelegentlich auch zu transformieren. Um beim Beispiel des biografischen Tagebuchs zu bleiben: Dessen Erfolg förderte jenes spezifische Verständnis einer allgemeinen Bürgerlichkeit, das relativ unabhängig von den teilweise sehr unterschiedlichen Lebensumständen der einzelnen Teilgruppen war. Insbesondere eignete es sich sehr gut, die abstrakten Leitvorstellungen der Bildung und des Kunstgenusses oder der Arbeitssamkeit und der Mäßigung einzuüben. In diesem Sinne war das biografische Tagebuch des 19. Jahrhunderts ein bürgerliches Medium. Oder wie es Sigrid Wadauer am Beispiel der Reisetagebücher prägnant zusammenfasst: »Ein Handwerker unternimmt eine Nutzreise, ein Adeliger eine Kavaliertour, ein Bildungsbürger eine Bildungsreise. Dies wird nötigenfalls in Reisepässen und Wanderbüchern entsprechend verbrieft.«⁷⁸

Zugleich macht der Blick auf den diaristischen Alltag aber auch die Grenzen dieser Projekte deutlich. Unterschiedliche Lebensstationen und sozioökonomische Lagen, aber auch Zufälle blieben nicht ohne Einfluss auf die Schreibpraxis. In welchem Verhältnis Klassenlage und Medium kongruent sind, ist deshalb in jedem einzelnen Fall zu prüfen. Meisners geb. Gambkes *Almanach* unterschied sich nur unwesentlich von bäuerlichen Kalendern. Der Setzergeselle Püschmann und der in ärmlichen Verhältnissen lebende Weber und Kleinbauer Johann Ulrich Furrer (1826-1877) aus dem Zürcher Oberland hingegen orientierten sich am biografischen Modus. Im selben Zuge passten sie diesen in inhaltlicher, in gewissem Maße aber auch in formaler Hinsicht an ihre Lebensumstände an. Im Frühling 1848 etwa freute sich Letzterer nicht nur über sein »trautes Stübchen«, sondern auch darüber, dass die Schweiz »mit den Revolutionen den Anfang gemacht« und »das dreipfündige Brot wieder zwei Rappen abgeschlagen« habe. Im Sommer führte er Buch über den »Ertrag an Emd« (Grummet) und verglich diesen mit demjenigen der vergangenen Jahre.⁷⁹

78 Wadauer 2005, 21.

79 Furrer 1998 [1848], 2.4., 8.4. und 29.8.1848. Ich danke Katharina Teuscher für den Hinweis auf Furrer.

Ein vergleichbar komplexes Wechselverhältnis zwischen Medium, sozioökonomischem Kontext und Subjektkultur beschreibe ich in den folgenden beiden Abschnitten für die Diaristik des frühen 20. Jahrhunderts. In den Tagebüchern erlebnisorientierter Menschen verbanden sich verschiedene ältere Stränge diaristischer Schreibens, während sie zugleich in zentralen Aspekten einem Wandel unterlagen. Damit reagierte das Medium Tagebuch gleichermaßen auf das Aufkommen der Konsum- und Arbeitsgesellschaft wie es sie mit produzierte. Bei den Schreibenden handelte es sich oftmals um Angestellte. Im Unterschied zum bürgerlichen Tagebuch fehlt jedoch eine explizit angestrebte Kongruenz von Klassenlage und diaristischer Praxis. Es ging nicht darum, eine der Bürgerlichkeit vergleichbare Subjektkultur durch das Schreiben zu (re-)produzieren. Dies ist der Hintergrund, um jene »tiefgreifende Zäsur« diaristischer Schreibens genauer zu fassen, von der Janosch Steuwer und Rüdiger Graf ausgehen. Im Vergleich zum 19. Jahrhundert, so schreiben sie, sei es nach der Jahrhundertwende zu einer deutlichen »Ausdifferenzierung« und »Pluralisierung der Formen und Verfasser des Tagebuchs« gekommen.⁸⁰ Wie ich im dritten Abschnitt zeige, lässt sich das nicht zuletzt an der Materialität der Medien erkennen.

3. Materielle Transformationen des Tagebuchs um 1900

Steuwer und Graf belegen ihre These mit dem Hinweis auf eine Reihe von Prozessen und Phänomenen, die sich um und nach 1900 beobachten lassen. Erstens erreichte die Alphabetisierungsrate im deutschsprachigen Raum nun beinahe 100 Prozent. Die Schreibwaren verbilligten sich und wurden handlicher. Nicht zuletzt ist hierbei das Aufkommen einer Vielzahl kommerziell vertriebener diaristischer Medien zu erwähnen, die oftmals von Verwandten verschenkt wurden.⁸¹ Zu Propagandazwecken wurden Kalender gelegentlich auch gratis verteilt. Eines der ältesten bekannten kommerziellen Tagebücher aus dem deutschsprachigen Raum, das durch das emblematische Schloss verziert wird, ist das 1870 begonnene dritte Tagebuch

⁸⁰ Steuwer/Graf 2015a, 10f.

⁸¹ Vgl. dazu DTA, Reg.-Nr. 63; Reg.-Nr. 1124; Reg.-Nr. 1798.1 (vgl. hierzu das erste Kapitel, Abschnitt 3). Für die Forschung vgl. Steuwer/Graf 2015a, 19, sowie ausführlicher und zum Folgenden Gerhalter 2015, 66ff. und 78f.; Gerhalter 2013, 55ff.

Baders.⁸² Zweitens lässt sich ein vermehrtes Interesse am diaristischen Schreiben in der Jugend und in den unteren Klassen erkennen. Während die Wissenschaften deren Einstellungen und Lebensverhältnisse erforschen wollten, konnten Presse und Literatur mit der Neugier des Publikums rechnen.⁸³

Das von der Schriftstellerin Margarete Böhme verfasste fiktionale *Tagebuch einer Verlorenen* (1905) wurde in den ersten zweieinhalb Jahrzehnten mehr als 1,2 Millionen Mal verkauft. Schon 1907 wurde es für die Bühne adaptiert, in den Jahren 1912, 1918 und 1929 verfilmt. Das Buch erzählt das Leben einer Bürgertochter, die verführt wird und ein uneheliches Kind bekommt. Sie muss ihr Umfeld verlassen und findet ein Auskommen in der Prostitution. Über diese Arbeit erlebt sie einen Aufstieg, der sie jedoch nicht zurück in die Kreise ihrer Herkunft führt.⁸⁴ 1906 veranlasste die Lektüre des Buches den Leipziger Margarinerreisenden Neubauer, selbst zur Feder zu greifen. Auf die leicht ironische Frage im ersten Eintrag, wie er »auf einmal« dazu gekommen sei, seine »Memoiren« zu schreiben?, antwortete er, dass er das Buch vor einiger Zeit bei seiner Tante gelesen habe:

In schlichten zuerst naiven und später immer ernster und packender werdenden Worten schildert die Schreibende – ich sage nicht Verfasserin, in kurzen und längeren Tagebuchnotizen die einzelnen Stadien ihres verlorenen Lebens. Das ganze Buch machte einen tiefen Eindruck auf mich. Kann ich wissen, was mir in meinem zukünftigen Leben noch bevorsteht? Gleich wie Thymian, so hieß die Verlorene, die fröhlichen Nichtigkeiten ihrer Jugendzeit nicht wissend welche inhaltsschweren Zeilen sie nur ein paar Jahre später ihrem Tagebuch anvertraute, so will nun auch ich von heute ab, diesen Blättern alles erzählen, was des Tages Treiben dem Menschenkind K.H. Willy Neubauer bringt und nimmt. So viel über die Entstehungsgeschichte meines Tagebuches.⁸⁵

Parallel zu dieser medialen und wissenschaftlichen Konjunktur der Diaristik wurde nun drittens das Tagebuchschreiben allgemein gefördert – in der Pädagogik wie im Kontext von Kriegen oder in der

82 DTA, Reg.-Nr. 1116 I.3. Vgl. auch Reg.-Nr. 63; Reg.-Nr. 508/1614 III.

83 Gerhalter 2017. Vgl. auch Hämmerle/Gerhalter 2015, 15 ff.; Gerhalter 2010a.

84 Böhme aus dem Jahr 1905. Vgl. Steuer/Graf 2015a, 15 f. Erwähnt wird ein literarisches Tagebuch im vorliegenden Korpus auch in DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 17.9.1913 (Hinweis auf Carl Bulckes *Aus dem Tagebuch der Susanne Övelgönne* 1905).

85 DTA, Sig. 3151.1, 18.6.1906.

Arbeiterbewegung. Ein vierter Grund für die zunehmende Popularität diaristischen Schreibens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, so Steuer und Graf weiter, sei eine Zunahme der Schreiblässe gewesen. Politische Ereignisse und rasche gesellschaftliche Transformationsprozesse hätten den Bedarf gesteigert, sich mit der Gegenwart auseinanderzusetzen.⁸⁶ Fünftens schließlich hätten sich die Formen des Selbstbezugs gewandelt. Das biografische Tagebuch des Bürgertums sei zwar als Leitbild attraktiv geblieben, doch hätten auch »weniger kohärente Selbstentwürfe oder gar der Verzicht auf die Herstellung von Kohärenz [...] an Legitimität« gewonnen.⁸⁷ Im Unterschied zu den ersten drei von Steuer und Graf angeführten Punkten, in denen es um die zunehmende Verbreitung diaristischen Schreibens im Allgemeinen geht, betreffen diese letzteren beiden die konkrete Form, die diese Praxis annahm. Die Auseinandersetzung mit dem Weltgeschehen spielte für die erlebnisorientierten Menschen eine eher untergeordnete Rolle. Gut beobachten und konkretisieren lässt sich hingegen die von Steuer und Graf erwähnte Abkehr vom biografischen Modus.

Anhaltspunkte für die These einer abnehmenden Bedeutung biografischer und narrativer Kohärenz lassen sich zunächst auf der Ebene der Materialität der Medien finden. Ein erster Aspekt davon ist eine verstärkte Multimedialität der Tagebücher. Schon diaristische Medien des 19. Jahrhunderts enthielten nicht nur Texte. Eingelegt oder -geklebt waren gepresste Blumen, Wunschkzettel, Eintrittskarten und Fotografien, aber auch Zeitungsausschnitte wie Verlobungs- und Heiratsanzeigen oder Berichte über Konzerte, Theateraufführungen und politische Ereignisse.⁸⁸ Ebenso waren auch ältere Modi der Diaristik schon von einer ausgeprägten Intermedialität geprägt. Dies zeigen die zahlreichen Verweise auf Lektüre und verschiedene Formen des Kunstgenusses, aber auch die abgeschriebenen eigenen und fremden Gedichte, Sinnsprüche und Lieder.⁸⁹ Im 20. Jahrhundert kam es jedoch zu einer deutlichen qualitativen wie quantitativen Ausweitung dieser Multimedialität, wodurch auch die Vielschichtigkeit der Inhalte zunahm. Erste Ansätze dieses Prozesses lassen sich bereits

86 Ähnlich argumentieren auch Hämmerle/Gerhalter 2015, 23ff.

87 Steuer/Graf 2015a, 26. Vgl. auch Hahn 1982, 428f.

88 Für die Blumen vgl. DTA, Sig. 3460.3, o.D. (58ff.); Gerhalter 2015, 75; für ein früheres Beispiel eines Wunschkzettels DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 6.9.1882; für Eintrittskarten ebd., 6.2. und 18.3.1881; für die Absicht, Fotografien einzulegen, ebd., 4.9.1885; für eine Verlobungsanzeige Reg.-Nr. 3460.8, 3.2.1902.

89 Vgl. etwa DTA, 2153.1, 3.6. und 11.6.1882.

um 1900 erkennen. Die Mehrzahl der Einlagen in den Tagebüchern des Banklehrlings Richard entspricht zwar den erwähnten, im Vergleich zu den älteren Medien fällt aber auf, dass dies nun deutlich häufiger vorkam. Allein zu den Einträgen der ersten fünf Monate des Jahres 1904 gibt es insgesamt acht Ergänzungen dieser Art.⁹⁰

Durch neue Unterhaltungsangebote wie das Kino und die illustrierte Presse vergrößerte sich damals nicht nur die Bandbreite möglicher Themen, auch Fotografien wurden nun zu etwas Alltäglichem. Es erstaunt deshalb nicht, dass sie vermehrt in Tagebücher und andere Egodokumente eingeklebt wurden. Schon Limburger von Hoffmann erklärte 1885, dass ihr Tagebuch »im 1. Teil zum Zeichnen, Malen und Photographien eingerichtet« sei.⁹¹ Dennoch kommen Fotografien in dieser Zeit nur vereinzelt vor. In einem Büchlein mit dem Titel »Mon Pensionnat« hingegen, mit dem die rund siebzehnjährige Claire A. (*ca. 1895) zwischen Mai 1912 und April 1913 ihre Pensionszeit in Vevey-La-Tour am Genfersee dokumentierte, finden sich neben einem Bild der Verfasserin die Porträts von mehreren Lehrerinnen und anderen Pensionistinnen (vgl. Abb. 6.1).⁹² In den Quellenkorpus dieser Studie wurde dieses Poesiealbum aufgenommen, weil es den Untertitel »Journal intime« trägt. Es steht damit für die fließenden Genre Grenzen wie für die große Popularität und die damit verbundenen Kommerzialisierungsprozesse diaristischen Schreibens zu Beginn des 20. Jahrhunderts.⁹³ Das Lausanner Verlagshaus, das das Büchlein herstellte, konnte offensichtlich damit rechnen, dass sich die jungen Pensionistinnen nicht an einer engen Definition des Begriffs *Journal intime* orientierten. Bei einem Poesiealbum handelt es sich gerade nicht um ein Medium, in dem täglich die wichtigsten Gedanken und Ereignisse festgehalten werden sollten. Ebenso wenig fordert es dazu auf, Intimitäten wiederzugeben.

Mit zunehmender Multimedialität wurden auch die im engeren Sinne diaristischen Medien farbiger. Beispiele dafür sind wiederum Richards Tagebücher, die sich nicht nur durch die sorgfältig eingefüg-

90 DTA, Reg.-Nr. 2155.4. Es handelt sich um ein selbst verfasstes »Extra-Blatt über den Anfang des Russ.-Japan. Krieges!« (10.2.1904), eine Skizze seiner »Rolle als Engländer am ›Costüm-Fest-Ressource‹« (27.2.1904), einen Bericht über eine Reise nach Berlin (7.3.1904), drei gedruckte Konzertprogramme (1.4., 20.4. und 12.5.1904), eine »Erinnerungs-Serviette« vom Geburtstag seiner Schwester (18.4.1904) und einen Notizzettel (4.4.1904). Vgl. auch Bänziger 2015, 194.

91 DTA, Reg.-Nr. 2153.1, 4.9.1885. Zu den Fotografien vgl. etwa Groebner 2012.

92 DTA, Sig. 3536.1, o.D. (»Moi«, »MES AMIES« und »MES PROFESSEURS«).

93 Zum Genre vgl. Hämmerle/Gerhalter 2015, 17ff.



Abb. 6.1: Personalien von Pensionsfreundinnen im »Journal intime« von Claire A.

ten und in der Regel blau beschrifteten Einlagen auszeichnen. Der Einband des Tagebuchs für das Jahr 1904 ist im typischen Schwarz eines handelsüblichen Notizbuchs gehalten. Die in Abbildung 6.2 wiedergegebene Titelseite hingegen gestaltete der Banklehrling in rot umrandeter, hellblauer Tinte. Für den Titel wählte er modern anmutende lateinische Buchstaben. Ähnlich hatte er auch den vorangehenden Band gestaltet. Hier sieht der Buchstabe »T« zudem einem stilisierten (Fliegen-)Pilz ähnlich. Was Richard zu dieser Gestaltungsidee inspirierte, lässt sich nicht mehr bestimmen. Es ist jedoch ein deutlicher Hinweis für die abnehmende Bedeutung der biografischen Kohärenz, wenn nun Ornamente auftauchen, die ohne einen erkennbaren Bezug zum Selbst oder zur bürgerlichen Welt auskommen. Während beim Pilz vielleicht der Jugendstil mit seiner Nachahmung natürlicher Formen Pate stand, verzierte der junge Brandenburger die Seite zum 27. Januar 1904, dem Geburtstag des Kaisers, mit schwarzen und roten Linien, was wohl kein Zufall ist: Zusammen mit dem weißen Hintergrund ergeben sich so die Reichsfarben.⁹⁴ Auch für Ostern 1904 wählte Richard Ornamente und eine farbige Schrift (vgl. Abb. 6.3). Damit dürfte er wiederum die Besonderheit des Tages markiert haben: Grün kommt nur hier und am Ostermontag vor, während er Rot jeweils für die Datumsangaben an den Sonn- und Feiertagen

94 DTA, Reg.-Nr. 2155.3, o.D. (Titelseite); Reg.-Nr. 2155.4, 27.1.1904.

verwendete. Letzteres wählte er auch für die Geburtstage, die er mit Unterstreichungen und einem großen Stern markierte, und gelegentlich für die später hinzugefügten Kommentare.⁹⁵

Während bürgerliche Diaristinnen und Diaristen des 19. Jahrhunderts in der Regel bloß ihren Namen notierten, auf den gelegentlich ein Sprichwort, ein Vers und/oder die *Vorgeschichte* folgten, fallen auf der Titelseite von Richards viertem Tagebuch auch die umfangreichen Angaben zu den »Personalien« ins Auge (vgl. Abb. 6.2). Neben dem Namen und dem Ort und Datum seiner Geburt listete Richard zunächst seinen Wohnort und jenen der Eltern auf. Es folgt sein »Stand«, womit er auf die Tatsache verwies, dass er seit dem 1. Juni 1901 und noch bis zum 1. April 1904 »Lehrling im Bank- und Wechselgeschäft C.W. Schmitzdorff-Brandbg.« sei. Weiter erwähnte er Größe, Gewicht und Haarfarbe, eine Narbe und das Tragen einer Lesebrille als »Kennzeichen« sowie die »Radfahrerkarte No. 293 der Polizeibehörde Brdgb. pro 1904« unter der Rubrik »Legitimationspapiere«. Mit den Maßen und Kennzeichen bezog sich der junge Bankangestellte auf jene Modi der Beschreibung von Körpern, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts für die systematische Identifikation von Delinquentinnen, Vaganten, Migrantinnen und anderen zu kontrollierenden Personen entwickelt worden waren.⁹⁶ Indem er solche Äußerlichkeiten jedoch zur Selbst- anstatt zur Fremdbeschreibung verwendete, steht sein Tagebuch für die Tendenz der konsum- und arbeitgesellschaftlichen Subjektkultur, dem Streben nach Kohärenz nicht nur eine geringere Bedeutung beizumessen, sondern es auch an anderen Referenzpunkten auszurichten.⁹⁷ Dazu gehörten empirisch mess- und statistisch vergleichbare Merkmale, wie sie von den modernen Wissenschaften etabliert wurden, aber auch die von den Institutionen des Nationalstaats ausgestellten *Legitimationspapiere*. Die in der *Vorgeschichte* anklingende Arbeit an der Biografie und die Orientierung am bürgerlichen Wertehimmel wurden so durch die Orientierung am Normalen, an der Nation und an den Rechten und Pflichten der modernen Arbeitswelt ergänzt und oftmals auch ersetzt.⁹⁸

95 Für die Kommentare vgl. DTA, Reg.-Nr. 2155.4, 1.4.1904; für die Feiertage ebd.; für die Sonntage ebd., 24.1.1904; für die Geburtstage ebd., 10.2. und 18.3.1904.

96 Vgl. Caplan/Torpey 2018; Jäger 2006, insbes. Kap. 2.2.2; Becker 2005, insbes. 65 ff.

97 Vgl. Lüscher 1988, Kap. 5.

98 Zur Orientierung am Normalen vgl. Sarasin 2001, 249 ff.; zur Nation und zur Etablierung einer Arbeitsgesellschaft das vierte Kapitel, Abschnitt 2.

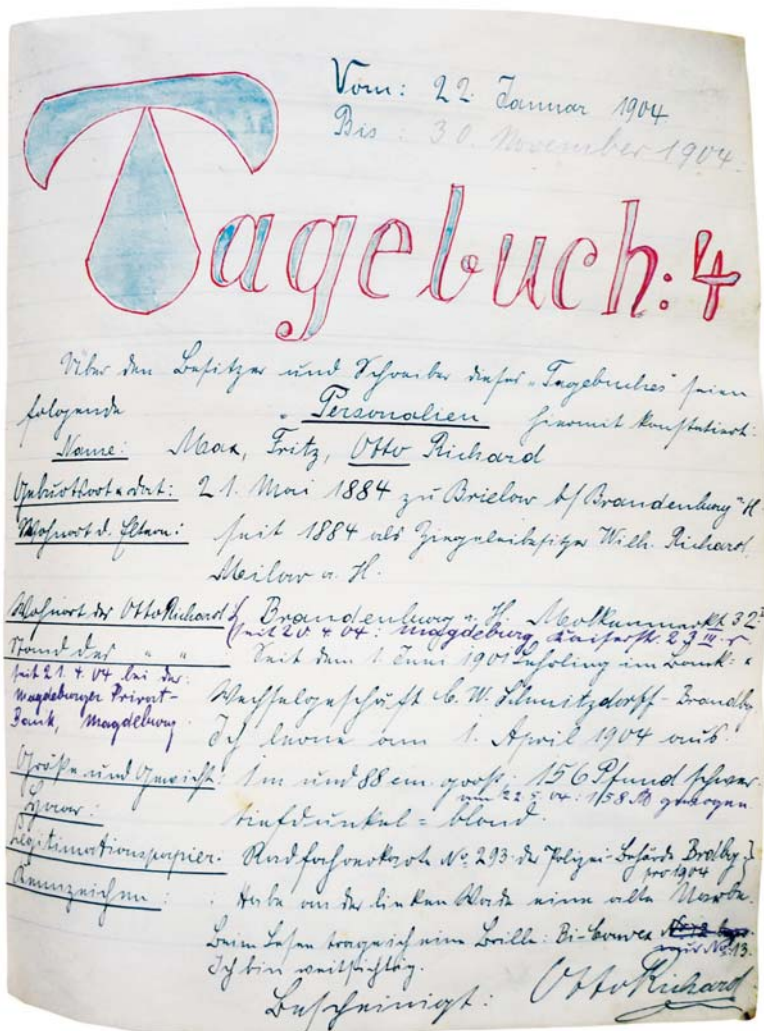


Abb. 6.2: Titelseite des vierten Tagebuchs von Otto Richard.

Die *Personalien*, die in Richards Tagebüchern auch an weiteren Stellen aufgelistet sind, erinnern zugleich an kommerzielle Tagebücher und Freundschaftsbücher aus dem 20. Jahrhundert. Ein frühes Beispiel für Letztere ist das *Journal intime* von Claire A. Es fordert die Schülerinnen auf, verschiedene Aspekte ihres Lebens in einzelne Rubriken einzutragen. Eine davon war den Personalien und Erinnerungen der besten Freundinnen gewidmet. Wie in Abbildung 6.1 zu

sehen ist, sollten diese einem vorgegebenen Schema folgen, das Claire A. zusätzlich auf die leeren Rückseiten kopierte. Damit und durch den beschränkten Platz wurden sie gezwungen, die Einträge auf das Nötigste zu reduzieren. Neben der Angabe des Namens, der über eine farbige Flagge symbolisierten Nationalität, des Geburtsdatums und eines Lebensmottos sollten sie eine Fotografie einkleben, die wichtigsten Erinnerungen an die Besitzerin des Büchleins festhalten, eine Karikatur anfertigen und schließlich unterschreiben. All diese Angaben beziehen sich auf die Person der Schreiberin, ohne nach deren grundlegenden Charakterzügen zu fragen. Dies gilt auch für das jeweils sehr allgemein gehaltene Lebensmotto, die Unterschrift und die Fotos. Ähnlich wie Richards Titelseite nehmen die Freundschaftsbücher damit Formen der Darstellung auf, die für Almanache charakteristisch sind: die Listen und der knappe Raum, der für die einzelnen Einträge zur Verfügung steht. Allgemeine Merkmale der einzelnen Freundinnen zu vergleichen, wird dadurch geradezu nahegelegt.

Gefüllt werden sollten die Listen – und wurden sie zu einem großen Teil auch – mit Referenzen an bürgerliche Leitvorstellungen. Die beiden in Abbildung 6.1 wiedergegebenen Sinnsprüche verweisen etwa auf die Leichtigkeit des Pensionslebens. Das Bonmot »Humor ist, wenn man trotzdem lacht« hatte der Schriftsteller Otto Julius Bierbaum 1909 seinem erfolgreichen Reisetagebuch *Die Yankeedoodlefahrt und andere Reise geschichten* vorangestellt, in dem er neben der bildungsbürgerlichen Griechenlandverehrung unter anderem die zeitgenössische Sorge um die Nerven verspottete.⁹⁹ Als hätte sie auf die Seereise Bierbaums Bezug genommen, notierte die Verfasserin des Eintrags auf der rechten Buchseite den gemeinhin Wilhelm Raabe zugeschriebenen Spruch »Humor ist mein Schwimmgürtel auf dem Strome des Lebens«. Einen vergleichbaren Inhalt haben die im letzten Buchdrittel enthaltenen ausführlicheren Widmungen. Sie bezeugen vor allem die Freuden und Abenteuer des Pensionslebens, wenn etwa während des Kirchgangs hauptsächlich die jungen Männer im Ort interessierten. Das Medium selbst förderte diesen Aspekt durch eine weitere Rubrik, in der die Pensionistinnen aufgefordert wurden, »ÉPISODES AMUSANTS – MOTS DROLES« festzuhalten. All dies erinnert an die in älteren Tagebüchern und Poesiealben gefeierten – und den weiteren Lebensaltern gegenübergestellten – Freuden der Jugend.¹⁰⁰

⁹⁹ Bierbaum 1910 [1909], 112 und 107f.

¹⁰⁰ DTA, Sig. 3536.1, 3.2.1913 (Widmung E. Richter) und o.D. (»ÉPISODES

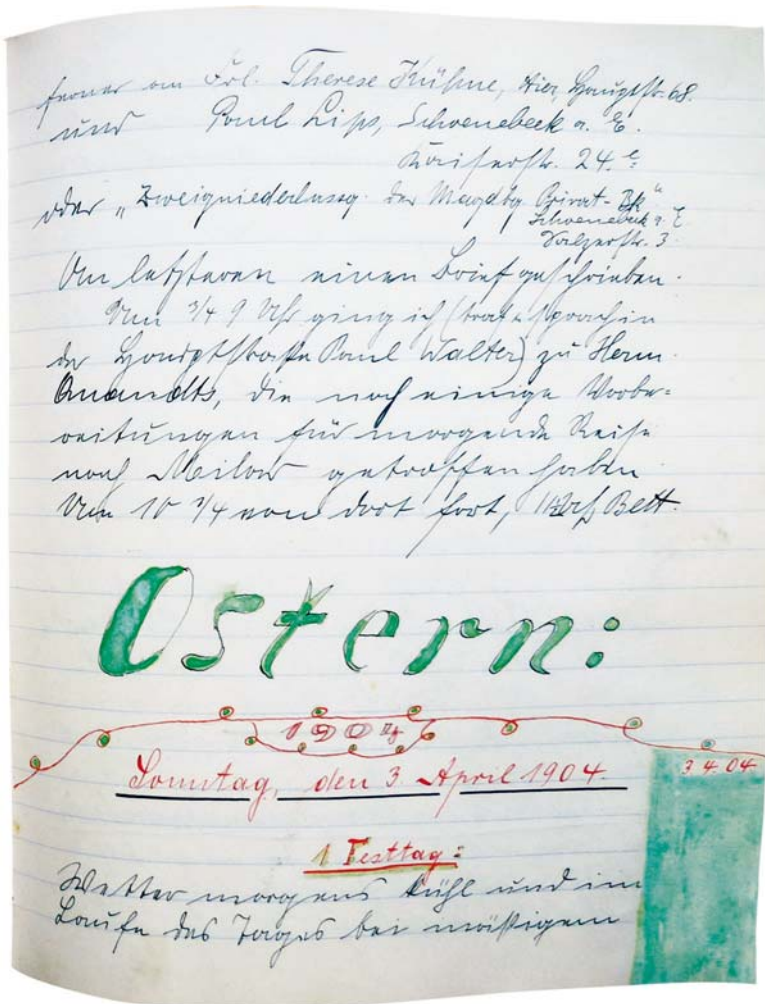


Abb. 6.3: Otto Richards Eintrag zu Ostern 1904.

Durch das Spinnrad in der Fotografie rechts wird auf der abgebildeten Doppelseite zugleich die Arbeitsamkeit inszeniert. »Sa devise: Fais ce que dois!«, heißt es in der einführenden Rubrik mit der Überschrift »MON PENSIONNAT«. Und auf die Einträge der Mitschülerinnen und einen Stundenplan folgt eine Seite zum »EMPLOI DU TEMPS«.

AMUSANTS – MOTS DROLES«). Zur Jugendlichkeit vgl. das zweite Kapitel, Abschnitt 5; zu den Poesiealben Linke 1996, 310f.

Deutlich zu erkennen sind die bürgerlichen Leitvorstellungen auch in den Lebensmottos, die jenen Sinnsprüchen entsprechen, die andere Diaristinnen und Diaristen ihren Tagebüchern voranstellten. So verband Claire A. den Kunstgenuss mit dem Arbeitsamkeits- und Pflichtethos: »Es gibt nur ein Glück: die Pflicht, nur einen Trost: die Arbeit, nur einen Genuß: das Schöne.«¹⁰¹ Auch die Mottos ihrer Mitschülerinnen orientierten sich an zentralen Verhaltens- und Gefühlsskripten der bürgerlichen Subjektkultur. »Denken was wahr, und fühlen was schön, und wollen was gut ist, darin erkennt der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens«, notierte eine junge Frau aus dem thüringischen Ilmenau. Bezugnahmen auf den bürgerlichen Wertehimmel förderten auch weitere Rubriken. So sollten die Pensionatsschülerinnen die »PLUS JOLIES COURSES QUE J'AI FAITES«, die besuchten Vorträge, Konzerte und Theaterstücke, die »SOIRÉES ORGANISÉES AU PENSIONNAT« sowie die Autorinnen und Autoren und die Titel der gelesenen Bücher festhalten.¹⁰²

Wie Gerhalter schreibt, sind seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zunehmend Listen besuchter Kulturveranstaltungen in Tagebüchern zu finden. Zudem gab es nun kommerzielle Theaterbücher, die demselben Zweck dienten. Die Listenform führte auch in diesem Themenbereich zu einer Verknappung und Standardisierung. Dieses »Haushaltungsbuch für den Geist und das ideale Leben«, heißt es in einem der von Gerhalter analysierten Medien, solle in dieser »hastige[n] Zeit« dabei behilflich sein, sich an frühere Kunstgenüsse zu erinnern.¹⁰³ Die Reduktion des bürgerlichen Wertehimmels auf Signalwörter wurde dabei noch einmal akzentuiert. Entsprechend beschränkte sich Claire A. in den Kommentaren auf Adjektive wie »reizend« und »joli« und deren Qualifizierungen durch »assez« oder »sehr«. Ob solchen Bemerkungen eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit den Kunstgenüssen voranging, lässt sich nicht mehr bestimmen. Jedenfalls erlaubte die Liste auch andere Formen der Rezeption.

Zudem verbergen sich hinter dem Namedropping, das die Listenform erzwingt, nicht nur Referenzen auf den bildungsbürgerlichen

101 DTA, Sig. 3536.1, o.D. (»MON PENSIONNAT« und »EMPLOI DU TEMPS« und »MOI«). Zu den Zitatschätzen früherer Generationen vgl. Budde 1994, 126.

102 DTA, Sig., 3536.1, o.D. (Eintrag T. Frembgen, »EMPLOI DU TEMPS«, »LES PLUS JOLIES COURSES QUE J'AI FAITES«, »CONFÉRENCES – CONCERTS – THÉÂTRE«, »LES SOIRÉES ORGANISÉES AU PENSIONNAT« und »LES LIVRES QUE J'AI LUS«).

103 Gerhalter 2019, 91.

Kanon des 19. Jahrhunderts. Mit seinem zweiten Schwerpunkt bei Heimat- und anderen Unterhaltungsromanen – für den Namen wie Nataly von Eschstruth, Ludwig Ganghofer und Rudolf Greinz stehen – entsprach der Lektürehorizont von Claire A. jener Mischung von bildenden und unterhaltenden Schriften, die zunehmend in die Kinderzimmer des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts einzog.¹⁰⁴ Wie Gunilla Budde darlegt, bereitete den Eltern und den Pädagoginnen und Pädagogen nicht nur die mangelnde formale Qualität dieser Texte Sorge, sondern auch die nicht selten nationalistischen und kriegsverherrlichenden Inhalte.¹⁰⁵ Wenngleich diese Kritik nicht von allen geteilt wurde, ist das *Journal intime* von Claire A. ein Beleg dafür, dass die (Bildungs-)Romane des 19. Jahrhunderts, an denen sich etwa der Gymnasiast Hampe orientierte, in der Medienlandschaft der Jahrhundertwende keine unangefochtene Hegemonie mehr hatten. Sie machten nur noch einen Teil der Angebote aus, die hier zirkulierten.

Mit der Reduktion auf Listen, der inhaltlichen Offenheit und nicht zuletzt dadurch, dass sie den Vergleich der *Personalien* und anderer Einträge nahelegten, erweisen sich Freundschaftsbücher als typische Medien der Selbstthematisierung in der Konsum- und Arbeitsgesellschaft. Insbesondere stehen sie für eine Eigenschaft, die auch für die zeitgenössischen Tagebücher charakteristisch ist. In deren Zentrum stand nicht mehr in jedem Fall die Frage nach Sinn und Kohärenz. Zunehmend beschränkte sich die in einzelnen Sinnsprüchen und Widmungen erkennbare Leichtigkeit des Lebens nicht mehr auf besondere Momente wie die Pensionszeit und Familienfeiern; sie wurde vielmehr zu einem der prägenden Elemente vieler Tagebücher. Bis zu einem gewissen Grad wurde dabei die Praxis des Schreibens und Gestaltens des Tagebuchs zum Selbstzweck. Es ging nicht mehr darum, sich bestimmte Tugenden zu erschreiben. Die sich darin äußernde Erlebnisorientierung der Diaristik selbst ist das Thema des letzten Abschnitts.

104 Die Liste umfasst Werke von Albert Emil Brachvogel, Pierre Corneille, Felix Dahn, Alphonse Daudet, Otto Ernst, Nataly von Eschstruth, Anatole France, Ludwig Ganghofer, Arthur de Gobineau, Rudolf Greinz, Rudolf Herzog, Jakob Christoph Heer, Henrik Ibsen, Jean de La Brète/Alice Cherbonnel, Selma Lagerlöf, Detlev von Liliencron, Heribert Rau, Felicitas Rose, Edmond Rostand, Bernhardine Schulze-Smidt, Madame de Staël, Rudolph Heinrich Stratz, Hermann Sudermann, Lew Nikolajewitsch Tolstoi, Hans Werder/Anna von Bonin und Ernst Zahn.

105 Vgl. Budde 1994, 127ff.

4. Tagebuchs schreiben als Erlebnis

Nachdem er nach den Ostertagen 1904 ausnahmsweise mit dem Tagebuchs schreiben »in Rückstand gekommen« war, bemerkte Richard, dass er »die Aufzeichnungen hiermit originaliter wieder in Arbeit« nehmen wolle. Dabei richte er sich »nach den gemachten Bleistiftnotizen«. Aus einer Randnotiz geht hervor, dass er das Verfassen dieser Nachträge knapp drei Wochen später auch tatsächlich abschloss. Schon anlässlich der Eröffnung des Bandes im Januar desselben Jahres hatte er geschrieben: »Bei dieser Gelegenheit will ich der Hoffnung Ausdruck geben, dass ich durch weitere zähe Ausdauer noch recht lange diese Einrichtung, die so manche Erinnerung birgt [?], fortführen werde.« Wie andere Diaristinnen und Diaristen aus dem Bürgertum wollte er also dem Gebot der diaristischen Vollständigkeit Folge leisten. Gleichzeitig entsteht jedoch der Eindruck, dass das Tagebuchs schreiben auch eine Eigendynamik bekam, die über die Tugenden der Arbeitsamkeit hinausweist. »Ich eröffne hiermit den *vierten Band* meines nunmehr über 2 Jahre und 8 Monate ca. bestehenden *Tagebuches*«, heißt es unmittelbar davor. Ähnlich wie beim *Fahrrad Conto*, in dem er die zurückgelegten Kilometer verzeichnete, führte der Bankangestellte also eine Art Tagebuchkonto, in dem er dessen wachsenden Umfang und den davon abgedeckten Zeitraum festhielt. Mit den Unterschriften am Ende der Titelseite und an unzähligen weiteren Stellen sowie dem Hinweis am Ende des ersten Tagebuchs, dass er seine Angaben »eigenhändigt gesiegelt« habe, »[b]escheinigt[e]« er die Richtigkeit dieser Angaben.¹⁰⁶

Während hier die Arbeit in der Bank einen Einfluss auf die diaristische Praxis gehabt haben mag, trieb Richard die Akribie an weiteren Stellen so weit, dass er nicht mehr nur Ereignisse, Eindrücke und Handlungen dokumentierte, reflektierte oder bewertete. Vielmehr thematisierte er die Materialität des Tagebuchs selbst, und zwar auf eine sehr eigentümliche Art und Weise. Am 26. November 1902 berichtete er zunächst ausführlich über den Tod des Essener Großindustriellen Friedrich Alfred Krupp. »[D]urch gemeine öffentliche Beschuldigungen des sozialdemokratischen Blattes ›Vorwärts‹, das ihm aus Krupps regelmäßigem Aufenthalt auf der Insel Capri was

106 DTA, Reg.-Nr. 2155.4, 25.4.1904, Randnotiz vom 13.5.1904 und 30.5.1904 (Schmutztitelseite); Reg.-Nr. 2155.1, 27.11.1902 (Durchstreichung i.O.). Zum Fahrradkonto vgl. das fünfte Kapitel, Abschnitt 3. Auch in anderen Tagebüchern wurden die Einträge regelmäßig unterschrieben (vgl. Reg.-Nr. 862; Sig. 3157.1/2).

Schlechtes nachredete«, sei dieser »beschleunigt« worden, wusste er zu berichten. Anschließend gab er einige Zeilen aus einer Trauerrede Kaiser Wilhelms II. wieder, bevor er »[d]er Länge der Rede wegen« einen Bericht aus dem *Brandenburger Anzeiger* vom folgenden Tag einfügte. Auf der Rückseite der entsprechenden Tagebuchseite notierte er: »Dieser Raum wird nicht gebraucht, weil wie erst nicht beabsichtigt der Zeitungs-Ausschnitt umseitig eingeklebt ist. O. Richard.«¹⁰⁷ Diese Akririe, mit der Richard das Medium selbst kommentierte, sollte nicht vorschnell als Marotte eines Sonderlings abgetan werden. Ebenso wenig sollte man sie mit dem Zeitgenossen Sigmund Freud als Beispiel für »Zwangshandlungen Nervöser« interpretieren. Zwar würden sie für Außenstehende »den Eindruck von bloßen ›Formalitäten« und »der Übertreibung einer gewohnten und berechtigten Ordnung« machen, erklärte dieser ein halbes Jahrzehnt später, vor dem Hintergrund der Biografie des Schreibenden seien sie aber in jeder Einzelheit »sinnvoll und deutbar«.¹⁰⁸

Vielleicht waren Richards Handlungen in der Tat sinnvoll. Doch anstatt ein Zeichen für die Vergangenheit des Schreibenden zu sein, mag sich darin eine Freude am Gestalten des Tagebuchs selbst ausgedrückt haben. Ein Text, an dem dies genauer diskutiert werden kann, ist das Tagebuch von Paula Levin geb. Geier (1893-1983). Als die Essenerin im Herbst 1911 mit dem Schreiben begann, lebte sie noch in ihrem bürgerlichen Elternhaus. Dieser Hintergrund macht sich bemerkbar, wenn sie bei einem Kuss während eines Gesellschaftsspiels wusste, wie sie sich zu »benehmen« hatte, oder wenn sie der Mutter beipflichtete, »keinen Commis [kaufmännischen Angestellten; pb] heiraten« zu wollen, da sie »an das Leben größere Ansprüche stellen« könne. Anders als viele ihrer Klassengenossinnen aus dem 19. Jahrhundert musste sie jedoch selbst als Angestellte ihr Geld verdienen. Nach dem Abschluss der Seleкта, eines zusätzlichen Schuljahres für die mittleren Bevölkerungsschichten Hamburgs, wo die Familie früher gewohnt hatte, arbeitete sie in einem Büro.¹⁰⁹ Diese Tätigkeit scheint sie vor allem als eine Notwendigkeit betrachtet zu haben, der sie im Tagebuch kaum Beachtung schenkte. Sie stellte ihr das »Unvergängliche« gegenüber, das die Kunst zu »schaffen«

107 DTA, Reg.-Nr. 2155.1, 26.11.1902.

108 Freud 1999 [1907], 130 und 134.

109 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 22.11. und 8.12.1911, 17.3.1915. Zur ökonomischen Situation vgl. auch ebd., 29.1.1914; zur Seleкта Wikipedia, Lemma »Seleкта (Hamburger Schulform)«, <[https://de.wikipedia.org/wiki/Seleкта_\(Hamburger_Schulform\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Seleкта_(Hamburger_Schulform))>.

imstande sei, und erklärte: »Das Leben ist doch schön trotz Büro und allem Krimskrams des Alltags. *Ich habe Spaßßß!* Oh! Ich möchte dich packen und halten, du lockendes, schäumendes Leben!«¹¹⁰

Diesen *Spaßßß* hatte sie vor allem dank der Tanzstunden und weiterer Vergnügen. Ihren Umgang mit den jungen Männern beschrieb sie dabei mit einem Hinweis auf Georg Jarnos Operette *Das Musikantenmädel* (1909): »Ah! Ein Blick, ein Wörtchen, sie halten still, // Ich kann sie haben, wie ich nur will!« An einer anderen Stelle rühmte sie sich für ihre Schlagfertigkeit.¹¹¹ Sie wolle während einiger Zeit »skrupellos ein bißchen flirten«, erklärte sie, um sich schließlich »leidenschaftlich« der einen »großen Liebe« zu einem erwachsenen Mann zu widmen: »Kein dummer Junge mehr der selbst noch sich machen will und sich groß tun will vor einem. Nein, männlich ernst muss er sein!« In der Ehe und später auch der Mutterschaft sah sie das Ziel und den »Sinn« ihres Lebens, nicht nur während der bald beginnenden Zeit des »menschenmordenden« Krieges.¹¹² Gleichzeitig musste sie damit rechnen, auch weiterhin selbst für den Lebensunterhalt aufkommen zu müssen. So wurde ihr anlässlich der Tanzstunden eine Karriere als »Balletteuse« empfohlen, falls »alle Stränge reißen«. ¹¹³ Da sie die Tätigkeit im Büro verachtete, mag die Vorstellung, als Tänzerin zu arbeiten, durchaus ihren Reiz gehabt haben.

Wenn die junge Frau das »Brausen der Millionenstadt« Hamburg, deren Türme und Werften, in den höchsten Tönen lobte, erinnern ihre Einträge an die Tagebücher von Zeitgenossen wie dem Kartografen Reinert. Ein erlebnisorientiertes Selbstverhältnis lässt sich bei ihr aber weniger an den Inhalten der Tagebucheinträge erkennen als in der Art und Weise, wie sie über ihr Leben schrieb. So verwendete sie nicht nur ganz ähnliche Adjektive wie Reinert, um all die Vergnügen als Erlebnisse zu qualifizieren: kolossal, herrlich, wonnig, großartig, tadellos, famos, todschick, einzig schön, schrecklich, riesig, fidel u.a.m. Vielmehr zeugt der ganze Schreibduktus von einer allgemeinen Leichtigkeit, die Levin geb. Geier selbst jener träumerischen Sentimentalität gegenüberstellte, der sich »eben nur eine Deutsche« wie sie oder, so schrieb sie an anderer Stelle, die (männliche) Jugend hingeben könne.¹¹⁴

110 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 17.9.1913 und 15.11.1912 (Hervorhebung i.O.).

111 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 18.11.1911 und 1.1.1914.

112 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 15.11.1912 und 17.3.1915. Vgl. Reg.-Nr. 862, 31.3.1929; aber auch ebd., 31.8.1931 (»am Nachmittag«).

113 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 14.7.1912.

114 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 17.9.1913 und 8.12.1911.

Entsprechend eröffnete sie das Tagebuch mit folgenden Worten: »Ich will ein Kind der Sonne sein!« Sie stammen aus einem Gedicht des Schriftstellers Jakob Christoph Heer, dessen Lesung die junge Frau am Vorabend besucht hatte und dessen bekannteste Romane, *An heiligen Wassern* (1898) und *Der König der Bernina* (1900), zeitgleich auch von Claire A. gelesen wurden. Auf das Zitat ließ Levin geb. Geier ein »Vorwort« folgen, in dem sie genauer ausführte, was dieses Lebensmotto und das Verfassen eines Tagebuchs für sie bedeuteten:

Ein Kind der Sonne! – Ja! – Das möchte ich wirklich sein! Sonnig und froh! Heiter und aufrecht, sich in alle Schicksale des Lebens finden, nicht über den Kleinheiten, an den Nichtigkeiten des Lebens verzagen und griesgrämig werden, sondern mit sonnigem, frischem Lachen darüber hinweggehen und seine frische Jugendkraft nicht daran zersplittern, sondern die lieber für große Anfechtungen verwahren, um denen dann gewappnet gegenüber stehen zu können. [...] [L]ebenslustig, lebensstoll, lebensfrisch, überschäumend übermütig, *so bin ich es und will es sein!* [...] Und nun zum eigentlichen Zweck dieses langen vorherigen Geschreibsels! – Hört und staunt! Ich will nämlich einmal ein Tagebuch schreiben! Ein richtiges Tagebuch! Viele würden sagen [...] mit beinahe 18 Jahren anfangen ein Tagebuch zu schreiben? Das tun doch nur ganz junge Backfische, verrückt – überspannt, – kindlich! u.s.w. Da aber diese Menschen es eben nicht zu hören bekommen, so werden sie auch nichts dagegen sagen und haben! Und außerdem – ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt – ergo – tue ich es auch! Mag's überspannt sein oder nicht – ist mir Wurscht! – Ich will in dieses Tagebuch meine ureigensten Gefühle und Gedanken, so gut wie ich es eben vermag – niederschreiben. Ebenso alle interessanten Erlebnisse!¹¹⁵

Mit den *Kleinheiten* und *Nichtigkeiten* mag Levin geb. Geier auf die ungeliebte Arbeit angespielt haben. Die *Schicksale des Lebens* und die *großen Anfechtungen* verweisen auf ältere Vorstellungen des Lebens als Prüfung. Ebenfalls ganz im Sinne der Leitvorstellungen früherer Generationen schrieb die junge Frau an einer anderen Stelle, dass man die seltenen »Sonnentage[n] des Lebens« besonders »schätzen« müsse. Diese Bemerkung ist aber eine Ausnahme. Schon wenn sie den schönen die »ernsten oder noch besser auch die bedeutungslosen Tage« gegenüberstellte, deutet sich eine Abwendung von der Schwere an, die viele

115 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 18.11.1911 (Hervorhebungen i.O.).

ältere Tagebücher prägte. Nach einer Unterbrechung von einem Jahr verwies sie zwar formelhaft auf das »Leid«, das sie in der Zwischenzeit erfahren habe, fügte jedoch sogleich hinzu: »[A]ber auch wieviel herzliche Freude und sonnige Tage sind in buntem Wechsel vorübergezogen. Wieviel erlebt man in so einem Jahr!«¹¹⁶ Diese Erlebnisorientierung, die bereits im *Vorwort* beschriebene Bedeutung *interessanter Erlebnisse*, prägt große Teile von Levins geb. Geiers Tagebuch. Auf diesen Kontext verweisen insbesondere die drei auf der Basis von »lebens-« gebildeten Adjektive, aber auch das *Brausen der Millionstadt*. Zugleich beschrieb sie ein Verständnis von Jugendlichkeit, dessen Emphase deutlich über die bürgerliche Bestimmung der Jugend als schönstes Lebensalter hinausgeht.

Explizit bemühte sich die Achtzehnjährige denn auch, die Erlebnisorientierung wie das Tagebuchschreiben ganz allgemein vor dem Vorwurf zu bewahren, dass dies Praktiken und Selbstverhältnisse *ganz junger Backfische* seien, also von weiblichen Jugendlichen im Alter von rund vierzehn Jahren. Um die Meinungen all jener, die es – anders als es früher üblich gewesen war – *eben nicht zu hören bekommen* würden, brauchte sie sich nicht zu kümmern. Zumindest in diesem Bereich ihres Lebens sollte es um das gehen, was sie selbst sich *in den Kopf gesetzt* hatte, und nicht darum, »auf höchsten Befehl« zu handeln. Entsprechend siegte »der alte Unternehmungsgeist« über die Vorbehalte, als sie von einem dreizehnjährigen Jungen aufgefordert wurde, in dessen im Garten des Onkels im Hamburger Villenvorort Alt-Rahlstedt gelegene »Indianerhöhle« zu kriechen. Und noch im letzten Tagebucheintrag schrieb die nun zweiundzwanzigjährige Hausfrau und Mutter in einem Rückblick auf das erste Jahr seit ihrer Verlobung und die anschließende »Kriegstrauung«: »Da ist man also ganz, ganz langsam vom jugendlich übermütigen Mädels zur tief empfindenden Frau gereift. Und doch, da ist immer noch ein dicker Funke Schalk und Schelmerei. Und darf es anders sein?«¹¹⁷ Trotz der widrigen Umstände galt es, die Jugendlichkeit ins Eheleben hinüberzuretten. Die früher deutlich markierten Unterschiede zwischen den Selbstverhältnissen der unverheirateten jungen Frau und der Ehefrau und Mutter verblassten. Ob dieser Aspekt des Selbstverhältnisses ihr im weiteren Verlauf der Kriegs- und der anschließenden Krisenzeit erhalten blieb, lässt sich nicht mehr bestimmen. Undenkbar ist es jedoch nicht.

116 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 29. I. 1914 und 17.9. 1913.

117 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 8. 12. 1911, 17.9. 1913 und 17.3. 1915.

Die Prägung Levins geb. Geiers durch die erlebnisorientierte Subjektkultur lässt sich nicht zuletzt auch an verschiedenen formalen Elementen erkennen. Auffällig sind zunächst die zahlreichen dialektalen und umgangssprachlichen Ausdrücke wie *Wurscht*, »Schwamm drüber«, »Gequatsch«, »erstmal was gefuttert« und einige der oben zitierten Adjektive.¹¹⁸ Sie zeugen nicht von mangelnder Bildung, denn durch gelegentlich eingestreute französische und lateinische Phrasen zeigt Levin geb. Geier, dass sie sehr wohl auf verschiedenen sprachlichen Klaviaturen zu spielen vermochte. Weitere Stilmerkmale sind die Wiederholungen, die zahlreichen, oftmals durch Gedankenstriche markierten Einschübe, die teilweise elliptischen Sätze und die fast jede Aussage abschließenden Ausrufezeichen – ein auch von Richard oft gewähltes Mittel. All diese Elemente zeugen von einem Fluss und einer Intensität des Schreibens, die sich nicht durch stilistische oder inhaltliche Überlegungen aufhalten ließen. Wie die junge Frau selbst bemerkte, handelte sie um ein *Geschreibsel*, also etwas eher schnell Hingeschriebenes, dessen Bedeutung nicht allzu tiefgründig zu sein brauchte. »Na, dies war wieder mal ein langer Senf!«, kommentierte sie ihre Gedanken an einer Stelle. »Komisch! Solche philosophischen Anwandlungen habe ich manchmal!« Solche Bemerkungen sind reflexiv; ein Bemühen, Selbst und Welt systematisch aufeinander zu beziehen und an einer kohärenten Biografie zu arbeiten, lässt sich hier aber nicht erkennen. So fehlen denn auch die in den Vorbemerkungen üblichen biografischen Erläuterungen oder der Hinweis auf einen konkreten *Wendepunkt* als Schreibenanlass.¹¹⁹

Im Zentrum des Interesses der jungen Frau standen weniger die Vergangenheit und die Zukunft als die Gegenwart. Im zweiten Eintrag schrieb sie zwar zunächst: »Heute bin ich in der Laune wieder einmal in Erinnerungen zu schwelgen!« Sie wolle sich deshalb den Erlebnissen während der Tanzstundenzeit der Jahre 1910 und 1911 widmen. »Aber«, so beeilte sie sich hinzuzufügen,

ich habe keine Lust alles, was ich damals erlebt habe, jetzt einzeln aufs Papier zu bringen. Ich weiß ja doch, dass wenn nur ein paar Wörtlein hier stehen, gleich alles wieder lebendig wird! Deshalb schreibe ich das auch nicht alles erst nieder. Ich will lieber an die Gegenwart mich halten, das Vergangene war auch viel zu interessant, als dass ich es jemals vergessen könnte!¹²⁰

118 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 8.12.1911 und 17.9.1913.

119 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 8.12.1911. Vgl. auch DTA, Reg.-Nr. 862, 28.12. und 31.12.1928, 3.3.1930.

120 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 8.12.1911.

Besser könnte man den erlebnisorientierten Modus der Diaristik kaum beschreiben: Durch das Verfassen eines Tagebuchs wollte Levin geb. Geier weder nach dem *Leitmotiv* und *System* der eigenen Gegenwart forschen wie Limburger von Hoffmann, noch *in lebhafter Erinnerung repetierende Kenntnis* von der Vergangenheit nehmen wie Richard. Ebenso wenig strebte sie an, die Geschehnisse in der näheren oder weiteren Welt zu dokumentieren oder zu erklären, wie es die Chronistinnen und Chronisten seit jeher getan hatten. Als »kl. Nichts im großen Weltenraum«, als das sie sich im Rückblick auf ihre Verlobung bezeichnete, mag ihr das auch als eine allzu große Aufgabe erschienen sein.¹²¹ Eine diaristische Vollständigkeit und Genauigkeit, wie sie das Ideal des biografischen Tagebuchs verlangte und Hampe und Richard auch praktizierten, hatte die Essener Angestellte nicht nötig. Stattdessen zielte sie darauf ab, im Schreibprozess – und wohl auch in der späteren Lektüre – die vergangenen Erlebnisse zu vergegenwärtigen, sie noch einmal *lebendig* werden zu lassen. Es ist durchaus möglich, dass die oben zitierte Absicht, die *ureigensten Gefühle und Gedanken* festzuhalten, (auch) in diesem Sinne zu verstehen ist: Als inneres Pendant zu den *interessanten Erlebnissen* eigneten sie sich ebenso wie diese, das Schreiben und Lesen selbst zum Erlebnis zu machen. Die *paar Wörtlein* hatten also genauso eine verdichtende Funktion wie die bürgerlichen Signalbegriffe. Doch weder waren es die gleichen Wörter, noch bezogen sie sich auf dieselben Handlungs- und Gefühlsskripte.

Darüber hinaus lässt sich Levins geb. Geiers Stil – besonders das schnelle Aneinanderreihen von emotionalisierenden Wörtern, die Einschübe, die Wiederholungen und Ausrufezeichen – selbst als Praktik der Erlebnisproduktion beschreiben. Lag der Zweck diaristischen Schreibens im Bürgertum noch im Einüben von Tugenden, so ging es nun um die Produktion intensiver Momente.¹²² *Skrupelloser* als bürgerliche Diaristinnen und Diaristen gestattete es sich die junge Angestellte deshalb, nur dann zu schreiben, wenn sie *Lust* und *Laune* dazu hatte. Entsprechend verteilen sich die insgesamt rund 8100 Wörter (40.700 Zeichen), die ihr Tagebuch umfasst, auf gerade einmal zwölf Einträge, die während eines Zeitraums von beinahe dreieinhalb Jahren verfasst wurden. Für sich genommen wäre dies nichts Außergewöhnliches. Bezeichnend für viele biografische Tagebücher ist jedoch, dass Schreibpausen auf die eine oder andere Weise gerechtfertigt

121 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 27.6.1914.

122 Zu Letzterem vgl. Geisthövel 2014, insbes. 192.

werden. Erwähnt werden nicht nur die momentane Lust, sondern auch die vergangene Unlust oder andere Hindernisse.¹²³

Nicht zuletzt gewann in diesem Prozess das Tagebuch eine neue Qualität als Gegenüber – eine Qualität, die zumindest teilweise auch die beschriebenen Eigenheiten von Richards diaristischer Praxis erklären mag. »Komm her, du mein dummes, liebes Buch!!«, schrieb die Essener Angestellte zu Beginn ihres zweiten Eintrags. Und im Anschluss an die *philosophischen Anwendungen* schimpfte sie: »Aber Büchlein! Hör mal! Das geht aber nicht, dass Du mich immer vom ›Thema‹ in diesem Fall ›Erinnerungen‹ abbringst!«¹²⁴ In solchen Anreden wird das Medium auf eine neue Weise zum – eigensinnigen – Akteur. Es ist nicht Alter Ego und Tröster. Es spielt aber auch nicht die Rolle eines externen Gewissens oder einer Therapeutin.¹²⁵

Ganz in diesem Sinne geht auch das Tagebuch der Linzer Bediensteten Brunnbauer über den biografischen wie den dokumentarischen Modus diaristischen Schreibens hinaus, auf den sie einmal explizit verwies: »Es ist wirklich zu schade, daß ich solange nicht eingetragen habe, da man ohnedieß viel vergißt.« Wie Levin geb. Geier und – bis zu einem gewissen Grad – der Handelsreisende Neubauer beschrieb sie ihre diaristische Tätigkeit mit einer gewissen Selbstironie: »Also schon daß zweite Heft wird wohl nur wieder lauter Stumpfsinn hereinkommen.« Und auch ihre Erlebnisorientierung wird nicht nur in der zentralen Stellung der Konsum- und Freizeiterlebnisse erkennbar. So bemerkte sie einmal, dass sie »[z]um Zeitvertreib [...] wieder einiges schreiben« wolle. Ein anderes Mal erklärte sie: »Seit 6 Monaten nichts mehr geschrieben, es war zwar so manches gewesen, hatte aber nie Lust dazu. Besonders lustig war es zwar nie u. Sachen die mich ärgern schreib ich nun nicht mehr.«¹²⁶ Wenngleich sie sich in den folgenden Jahren nicht immer an diesen Vorsatz hielt, ist das doch ein Hinweis darauf, dass sie unter dem Besonderen, von dem sie in ihrem Tagebuch berichten wollte, in erster Linie die schönen Erlebnisse verstand. Die Gedanken an ein nicht weiter beschriebenes Erlebnis am Neujahrstag 1910 hingegen hätte sie gern »weg« gehabt.¹²⁷

123 Vgl. etwa DTA, Reg.-Nr. 1116 I.2, 9.4.1864.

124 DTA, Reg.-Nr. 508/1614 III, 8.12.1911.

125 Zur Therapeutisierung vgl. im vorliegenden Zusammenhang Bänziger 2015, insbes. 198f. Vgl. auch die widersprüchlichen Äußerungen in DTA, Reg.-Nr. 815 IV, 1.1., 15.1. und 18.1.1932.

126 DTA, Reg.-Nr. 1977, 26.9.1922, 27.1.1911, 1.3.1915 und 9.10.1910.

127 DTA, Reg.-Nr. 1977, 14.11., 14.12. und 30.12.1909, 23.7. und 15.8.1911.

Vieles, was diese Texte aus den frühen 1910er Jahren in formaler und inhaltlicher Hinsicht auszeichnet, erinnert an die beiden Bände der Berliner Tänzerin Marga Samletzky/Berndt (1911-2008) aus den späten 1920er und frühen 1930er Jahren. »[S]o süße Erinnerungen zu haben ist so süß so das man nicht zu jung zu [zum Küssen; pb] ist. Ein Leben ohne Erinnerung, ist sehr Pfade«, beschrieb sie ihr Verständnis der Vergangenheit. Ob sie der Tatsache eine besondere Bedeutung zuschrieb, dass der Tag des ersten Eintrags in ihrem Tagebuch auch ihr erster Arbeitstag im 1922 eröffneten, rund 1300 Plätze bietenden Großkino Bonbonniere am Kurfürstendamm war, lässt sich nicht mehr bestimmen.¹²⁸ Ein Vorwort, das das Tagebuch in der Biografie der Schreibenden situiert hätte, gibt es nicht. Es ist deshalb auch ungewiss, ob es sich um den ersten Tagebuchband überhaupt handelt. Dass sie in den folgenden Wochen fast täglich einen Eintrag verfasste, könnte aber durchaus ein Zeichen für anfänglichen Elan sein. Am Sonnabend, dem 4. Dezember 1926 schrieb sie:

Heut bin ich um 12 Uhr aufgestanden. Heute war ich bei Muchen oben, hab mit Salat gemacht hat sehr viel spaß gemacht. Muchen sagt immer ich bin ein hübsches nettes Mädels, ob das wirklich wahr ist? Der Freiherr sagte ja auch ich bin ein süßes reizendes Mädels. Ja soviel weiß ich wenn ich ein bisschen mich zurecht mache, und lache, und überhaupt so a bisserl tue, und ein klein wenig wienerisch spreche dann ist es gar nicht ausgeschlossen das ich einen Mann imponiere hoffentlich geht es immer so weiter. Dann glaube ich, ich bin sehr kokett, dann fange ich ach jetzt an, mit den Männern ein wenig zu pussieren das macht wohl sicher das Alter, und das ist ja auch vielleicht gar nicht so schlimm, die Hauptsache ich hab Chancen dadurch denn schlicht und einfach wie früher die Mädels gewesen sind, wollen die Herren ja gar nicht haben. Man muss sich ja immer der Zeit anpassen. Ich glaube so sehr große Sehnsucht habe ich nach der Ballettstunde nicht mehr, das kommt sicher dadurch das ich unwohl bin, da sag ich mir einfach du bist nicht wohl, du hättest auch so nicht gehen können, also gedulde dich bis zum Freitag. Trotzdem fällt es mir wahnsinnig schwer. Jetzt ist es 5 Uhr, es muss Vati bald kommen. Es ist jetzt eine zu blöde Zeit, wenn Weihnachten bloß wieder vorüber wäre. Ich bin auf eine Seite glücklich

128 DTA, Reg.-Nr. 1864, 23. 2. 1929 und 1. 2. 1926. Zum Kino Bonbonniere vgl. ALLEKINOS.COM. Filmtheatergeschichte in Deutschland, Österreich und der Schweiz (o.D.), Lemma »BONBONNIERE«, <<http://www.allekinos.com/BERLINBonbonniere.htm>>.

und auf der anderen sehr unglücklich, das kommt nur daher weil Vati den Film geschrieben hat, da soll ich so mit der Hauptrolle spielen, und da habe ich sehr große Bange vor. Es hat bis jetzt ja noch nicht geklappt, und wenn es nicht klappen würde es mir nicht recht sein und wenn es zum klappen käme würde ich auch unglücklich sein. Ich habe eben angst davor das ich da ziemlich machen muss vor den Allen und mich anschnauzen lassen muss ach Gott furchtbar stelle ich mir das vor. Ich bin so froh dass ich mich bei dir liebes Tagebuch auskwasseln kann denn zu wem kann man so was sagen. Die Hauptsache ist, das alles gut geht und Mut hat, drück bloß recht fleißig dein Däumchen liebes Tagebuch, hoffentlich bringt es mir Glück. Abends war es nicht so nett. Eldgaffeln sehr schlecht getanzt. Ich freu mich riesig dass ich zur Anna Pawlowa gehen kann. Ich wünschte ich werde mal eine große Kanone. Ob mein Wunsch wohl in Erfüllung geht? bloß nicht filmen. Anna Pawlowa muss doch wahnsinnig Glückliche sein. Ich bin sehr gespannt.¹²⁹

Ich habe den Eintrag vollständig wiedergegeben, da die Eigenheiten von Samletzky/Berndts Schreibstil auf diese Weise am klarsten hervortreten. Wie im Tagebuch Levins geb. Geiers gehören dazu zahlreiche Einschübe, Aneinanderreihungen von Teilsätzen und umgangssprachliche oder dialektale Ausdrücke. Das *Wienerische* steht hier nicht der Bildungssprache gegenüber, sondern der Berliner Alltagssprache, wie sie vor allem in späteren Notizen durch Wörter wie knorke markiert wird. Eine (implizite) Hierarchie von Hochsprache einerseits und Sozio- beziehungsweise Dialekt andererseits, oder von Letzteren untereinander, lässt sich nicht erkennen. Es greift auch zu kurz, die zurückhaltende Interpunktion und Gliederung, die grammatikalischen und orthografischen Besonderheiten und die fehlenden Datumsangaben in späteren Einträgen – während Monaten notierte sie jeweils nur den Wochentag – einfach als defizitären »Stil eines kleinen Mädchens« zu bewerten, wie es im Datenbankeintrag zu Samletzky/Berndts Tagebuch heißt.¹³⁰ In ihrem Beruf musste man sich *der Zeit anpassen*, um die *Chancen* zu erhöhen. Es wäre deshalb nicht erstaunlich, wenn sie sich in anderen kommunikativen Kontexten der Hochsprache bedient hätte.

Das Tagebuch hingegen war für Samletzky/Berndt vor allem ein intimer Freund, bei dem man sich *auskwasseln* konnte und der einem

129 DTA, Reg.-Nr. 1864, 4.12.1926.

130 DTA, Reg.-Nr. 1864, Datenbankeintrag.

in schwierigen Situationen die *Däumchen* drückte. Es war kein Alter Ego, keine Instanz, die Tugenden lehrte, Gewissen spielte, das *Leitmotiv* der eigenen Biografie erkennbar machte oder gar als Therapeut fungierte. Auch sollte es weder von den Eltern gelesen werden, noch wollte die Tänzerin sich, wie der Margarinereisende Neubauer zwei Jahrzehnte früher, »der größten Genauigkeit befleißigen, falls es doch mal der Öffentlichkeit überantwortet wird«. ¹³¹ Die Gesellschaft, diese wichtige Instanz des bürgerlichen Lebens im 19. Jahrhundert, verschwand im erlebnisorientierten Tagebuch weitgehend.

Die Familie hingegen blieb zentral, doch wurde sie früher im Leben durch weitere Personen ergänzt. Für die Berliner Tänzerin waren dies die befreundete Nachbarin *Muchen*, der *Freiherr* und andere Verehrer, verschiedene *Männer*, mit denen sie durch die Arbeit in Kontakt kam, und nicht zuletzt der verehrte Ballett-Star Anna Pawlowna Pawlowa (1881-1931). Zugleich erlaubte es sich Samletzky/Berndt, ihrem Ärger über den »doofen Geschmack« ihrer Mutter und deren »dämliches Gesichte« freien Lauf zu lassen: »[M]anchmal hasse ich meine Mutti.« ¹³² Auch die Fabrikantentochter Bader und die Bankierstochter Limburger von Hoffmann schilderten Konflikte mit der Mutter. Es ist aber beinahe undenkbar, dass sie sich solcher Worte bedient hätten. Sie »ärgerere« sich »im Stillen so über sie und ihre Fehler, was ich nicht thun sollte, da sie doch immerhin meine Mutter ist«, schrieb Letztere. ¹³³

Parallel dazu wurde das Tagebuch vom inter- zum intragenerationellen Kommunikationsmittel. Zwar war es zu Beginn des 20. Jahrhunderts keine neue Erscheinung, wenn diaristische Medien nicht nur innerhalb der Familie, sondern auch unter besten Freundinnen und Freunden zirkulierten. Es lässt sich jedoch beobachten, dass die im Bürgertum des Jahrhunderts davor verbreitete Praxis der Anleitung und Kontrolle durch die Eltern nun zunehmend aufgegeben oder zumindest als illegitim betrachtet wurde. ¹³⁴ Limburger von Hoffmann hatte schon Mitte der 1880er Jahre geschrieben, dass sie das Tagebuch »ganz allein« für sich schreibe, »niemand andres soll es lesen nicht ein-

131 DTA, Sig. 3151.1, 18.7.1906.

132 DTA, Reg.-Nr. 1864, 5.12.1926. Vgl. auch Reg.-Nr. 862, 30.3.1929.

133 DTA, Reg.-Nr. 2153.2, 28.1.1886.

134 Vgl. Bänziger 2015, 199f. Zur Kontrolltätigkeit bürgerlicher Eltern und anderer Erziehungsberechtigter vgl. das Beispiel in Lejeune 2014d sowie allgemein Lejeune 2014c, 177ff.; Gerhalter 2013, 55; Linke 1996, insbes. 291ff.; zur Bedeutung der Anleitung Hahn 1982, 424. Für ein spätes Beispiel schwesterlicher Führung vgl. DTA, 815 III, insbes. 2.2.1920.

mal Frieda, nicht die Mutter«. Indirekt drückte sie damit aus, dass es kein unübliches Vorkommnis war, wenn das Tagebuch von der Mutter oder der Schwester gelesen wurde. Dass die Bankierstochter zwei Tagebücher führte, je eines für *Begebenheiten und äußere Erlebnisse* und für *Gedanken und Empfindungen*, verweist deshalb nicht nur auf die geringere Bedeutung der ersteren Aspekte ihres Lebens. Es sollte auch verhindern, dass Letztere »Fremden unter die Augen kommen«. ¹³⁵ Die viel beschworene Geheimhaltung wurde in der Praxis allerdings oftmals flexibel gehandhabt. Nicht immer war das Tagebuch ein gleichsam »öffentliches Medium«; entgegen der landläufigen Meinung war es aber kaum je ein gänzlich privates. ¹³⁶ In anderen Fällen wandelte sich die Rolle der Mutter. Aus der kontrollierenden Erzieherin wurde die beste Freundin, die beratend zur Seite stand. »Meine Freundin, der ich alles vertrauen kann, das ist meine Mutter«, schrieb Anna Maria Jesse (*1900), Tochter eines Lübecker Armeebeamten, im Februar 1916. ¹³⁷

Bereits die doppelte Verwendung von *Heut(e)* zu Beginn der ersten beiden Sätze im Zitat von Samletzky/Berndt verweist auf ein weiteres auffälliges Merkmal ihrer Schreibpraxis: Im Unterschied zu Levin geb. Geier, die durchaus auf erzählerische – wenn auch nicht auf biografische – Kohärenz bedacht war, lassen sich hier kaum strukturierende Wörter oder gar Bemerkungen finden. Zwar beginnt der zitierte Eintrag mit dem späten Aufstehen, und der abendliche Auftritt in der Bonbonniere steht mehr oder weniger am Schluss. Innerhalb dieser zeitlichen Klammer reihte die junge Tänzerin jedoch Versatzstücke unterschiedlicher Aspekte ihres Lebens in bunter Folge aneinander. Von den Bemerkungen zum *Spaß* beim Salat und zu den Männern sprang sie zur *Ballettstunde* und zum Unwohlsein. Diesbezüglich scheint sie gleichsam während des Schreibens ihre Meinung geändert zu haben: Während sie zunächst von abnehmender *Sehnsucht* nach dem Unterricht berichtete, fiel ihr der Verzicht am Ende doch *wahnsinnig schwer*. Gleich darauf erinnerte sie ein Blick auf die Uhr an den Vater und, nach dem kurzen Einschub zu Weihnachten, an dessen Filmprojekt. Diese Überlegungen wiederum scheinen sie veranlasst zu haben, über das Tagebuch selbst zu schreiben. Es folgt ein weiterer inhaltlicher Sprung, wenn sie danach ganz knapp feststellte, dass sie Einar Landéns Foxtrott *Eldgaffeln (Feuerzauber)* aus den

135 DTA, Reg.-Nr. 2153.2, 28.1.1886.

136 Habermas 2000, 276. Vgl. DTA, Reg.-Nr. 862, 3.4.1932.

137 DTA, Reg.-Nr. 2189.1, 17.2.1916.

frühen 1920er Jahren *sehr schlecht getanzt* habe. Dieses Thema wiederum ließ sie offensichtlich an den bevorstehenden Auftritt Pawlowas, an deren vermutetes Glück und an die eigenen Karrierehoffnungen denken. Zwischen die letzteren beiden Bemerkungen schob sie jedoch die Satzellipse *bloß nicht filmen*, mit der sie erneut auf das väterliche Filmprojekt anspielte. Ohne dass dies kommentiert oder auf eine andere Art markiert wäre, verfasste sie diesen letzten Teil des Eintrags offensichtlich nicht schon um 5 Uhr. Kohärenz, das macht auch die Lektüre der weiteren Einträge deutlich, ist nicht das prägende Merkmal von Samletzky/Berndts diaristischem Schreiben.

Dennoch sind diese Texte nicht strukturlos. Zum einen lassen sich Bezüge innerhalb der einzelnen Teile erkennen. Während die widersprüchlichen Aussagen zur *Ballettstunde* unkommentiert nebeneinander stehen, reflektierte die Tänzerin das Dilemma explizit, in das sie das väterliche Filmprojekt gestürzt hatte. Hier wie da lässt sich jedoch eine thematische Gemeinsamkeit erkennen. Auch die abschließenden Sätze handeln von beruflichen Dingen, trotz aller inhaltlichen Sprünge. Eine inhaltliche Nähe weisen aber auch die Bemerkungen am Anfang des Eintrags auf, wo sich die Aussagen *Muchens* und des *Freiherrn* sowie ihre Überlegungen zum Umgang mit Männern gleich einer Kette aneinanderreihen. Zum anderen gibt es verschiedene Querverbindungen zwischen einzelnen Teilen des Eintrags. Die *blöde Zeit* vor Weihnachten und das Filmprojekt des Vaters stehen zwar nicht in einem inhaltlichen Bezug zueinander, beide Aussagen scheinen aber durch den Blick auf die Uhr provoziert worden zu sein: Uhrzeit – Vaters Feierabend – Vaters Filmprojekt einerseits; Uhrzeit – Weihnachtszeit andererseits. Nicht lineare Kohärenz ist hier das Strukturprinzip, sondern Ähnlichkeit und Nachbarschaft. Ganz allgemein basiert Samletzky/Berndts Text auf Anschlüssen, die manchmal metaphorisch (von der Uhrzeit zum Feierabend), manchmal metonymisch (der Feierabend und das Filmprojekt als zwei Einzelaspekte von Vaters Arbeit) und manchmal synekdochal (von der konkreten Uhrzeit am 4. Dezember zur Weihnachtszeit im Allgemeinen) organisiert sind.

In ihren Überlegungen zur Nachbarschaft argumentieren Sandra Evans und Schamma Schahadat, dass diese Form von räumlich-sozialen Beziehungen eine spezifische Position zwischen den gemeinschaftlichen Beziehungen von Familie und Verwandtschaft einerseits und Freundschaften andererseits einnehme. Ein Beispiel dafür sei nicht zuletzt die »poetische Nachbarschaft«. Indem Metonymie und Kontiguität zusammenfügten, »was nicht unbedingt zusammen gehört«, produzierten sie ein »Mehr«. Wenn in einem Text »Zeichen, die sich in

der Alltagssprache ausschließen, nebeneinander angeordnet« würden, gelte dasselbe auch für die Metapher.¹³⁸ Ganz in diesem Sinne lässt sich auch in Samletzky/Berndts Tagebucheinträgen ein Mehr erkennen, das aus dem Verzicht auf chronologische oder kausale Kohärenz resultiert. Im Gegensatz zu linearen Verfahren erlaubte es ihr assoziativer Stil, die komplexen und heterogenen Identitätsangebote und Anforderungen der großstädtischen Konsum- und Arbeitsgesellschaft zu thematisieren, ohne sie in einen einheitlichen Rahmen zwingen zu müssen.¹³⁹ Diesen Faden nehmen Evans und Schahadat auf, wenn sie knapp auf die Kulturtheorie Jurij Lotmans eingehen. Danach lassen sich die Weltverhältnisse von Gesellschaften oder sozialen Gruppen zwischen den Polen eines paradigmatischen und eines syntagmatischen Typus verorten. Ersterer erzählt anhand von Zufällen und Ähnlichkeitsbeziehungen, Letzterer stützt sich auf lineare, chronologische Prinzipien und strebt nach Vollständigkeit.¹⁴⁰ Wenn Samletzky/Berndt den Feierabend und das Filmprojekt erwähnte, hatte sie kaum eine strukturierte, umfassende Darstellung des väterlichen Alltags im Sinn. Solche Aufgaben stellte sich der biografische Modus, auch wenn sich Mehrdeutigkeiten und Widersprüche nicht vermeiden ließen. Eine Verwandtschaft mit der paradigmatischen Erzählweise des Erlebnis-tagebuchs weisen hingegen jene handwerklichen Reiseberichte auf, die sich am Darstellungsmodus des Gesellenabenteuers orientieren.¹⁴¹

Auf eine vergleichbare Art und Weise unterscheidet Rudolf M. Lüscher in seiner posthum veröffentlichten, bereits im Titel auf Henry Ford anspielenden Studie *Henry und die Krümelmonster* verschiedene Subjektkulturen. Zunächst beschreibt er das Kohärenzangebot des bürgerlichen Bildungsromans und weist darauf hin, dass dieses auch viele Angehörige des Bürgertums überfordert habe. Im Alltag habe man sich deshalb an einem »Set von Prinzipien« orientiert, die »mechanisch« oder »deduktiv« angewandt werden konnten. Dazu gehörten auch die in diesem Buch beschriebenen Verhaltensskripte und Leitvorstellungen – von der Arbeitsamkeit über die Mäßigung bis zum Amusement und Kunstgenuss. Davon, so Lüscher weiter, habe sich das fordistische Subjekt deutlich unterschieden. Auch dieser »Produzent/Konsument« habe sich nicht mit einer unablässigen »Selbsterkundung« aufgehalten, sondern sich an konkreten Richtlinien

138 Evans/Schahadat 2012, 9f.

139 Ein ähnliches Argument entwickelt Marx 2009, 9ff., am Beispiel des Aufstiegs kleiner Prosaformen um die Mitte der 1920er Jahre.

140 Evans/Schahadat 2012, 11.

141 Vgl. dazu Wadauer 2005, 309ff., sowie das fünfte Kapitel, Abschnitt 2.

orientiert. Diese hätten jedoch nicht die Form von allgemeinen Normen gehabt. Es habe sich um vergleichsweise konkrete Handlungs- und Identitätsangebote gehandelt, um »begrenzte, umgrenzte, durch Verwaltungsakte garantierbare Qualifikationen« und Karrieremuster sowie »sorgsam auf Budgets abgestimmte Konsumgüterpaletten«. Anstatt umfassende Identitäten anzubieten, fügten sie sich zu Collagen zusammen: »Das adaptive fordistische Subjekt ist lernwillig, lernfähig und neugierig, aber nicht mehr interessiert (und wie sollte es) an einer ›gotischen‹ Organisation seines Wissens zu einer Kathedrale, zu einem Roman.« Parallel dazu lasse sich, so führt Lüscher unter Rückgriff auf Walter Benjamin weiter aus, eine Verschiebung von einer Erfahrungs- zu einer Erlebnisorientierung erkennen.¹⁴² Wichtig sei, diesen Prozess nicht einfach als Dequalifizierungs- oder Enteignungsgeschichte zu erzählen. Das Modell des Bildungsromans sei immer nur für eine kleine Minderheit eine reale Option gewesen. Das fordistische Subjektmodell hingegen habe ganz allgemein dazu geführt, dass »die Welt erfassungschancen des Individuums dramatisch erhöht« wurden. Man habe nicht mehr alles im Leben unter einen Hut bringen müssen, aber nicht nur dies: »Die Entlastung vom ›Systematisierungszwang‹ ist auch eine Entlastung vom ›Konformitätsdruck‹ traditioneller gesellschaftlicher Organisationen.«¹⁴³

In inhaltlicher wie formaler Hinsicht könnten die Tagebücher von Levin geb. Geier, Samletzky/Berndt und anderen Protagonistinnen und Protagonisten dieses Buchs als Vorlagen für diese Überlegungen gedient haben. Sie hielten sich nicht an die Schreib- und Gestaltungskonventionen der biografischen Diaristik des 19. Jahrhunderts. Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass sie unabhängig von Normen gehandelt und gefühlt hätten. Wie ich im vierten Kapitel gezeigt habe, handelte es sich dabei zum einen um angepasste ältere Leitvorstellungen wie die Kleinfamilie und die Mutterschaft. Sie wurden von Brunnbauer wie von Levin geb. Geier als wichtigste Lebensziele bezeichnet. Zum anderen kamen Identitätsangebote wie die produktive oder leistungsorientierte Arbeit, der Konsum als Beitrag zur Nationalökonomie und der Betrieb neu hinzu. Besonders für die Frauen brachte das – bei allen Hindernissen – auch eine Ausweitung der Möglichkeiten mit sich. Wie Samletzky/Berndts Tanzkarriere, aber auch Josefa Gastegggers (1905-2004) *Drang mich selbst zu erhalten*

142 Lüscher 1988, 84, 86, 109, 127 und 131. Vgl. auch Schrage 2009, 258. Ich danke Jakob Tanner für den Hinweis auf Lüscher.

143 Lüscher 1988, 111 und 131.

zeigen, standen ihnen auch andere Lebensläufe und Selbstverhältnisse als jene einer Hausherrin und Mutter einerseits und einer Erzieherin andererseits offen – auch wenn Letztere schließlich nach Niederösterreich zurückkehren, heiraten und Mutter werden sollte. Die These hingegen, dass dieser Emanzipationsprozess durch das Aneignen von Individualität im biografischen Tagebuch unterstützt worden sei, muss relativiert werden.¹⁴⁴ Wie ich gezeigt habe, sollten bürgerliche Frauen wie Männer gerade im diaristischen Schreiben ihren Platz in Familie und Gesellschaft finden. Die Offenheit des Erlebnistagebuchs hingegen dürfte das Ausprobieren neuer Denkhorizonte zumindest nicht behindert haben.

144 Zu dieser Debatte vgl. Hämmerle/Gerhalter 2015, 12f.

Schluss

Ich gebe mir 1 Stunde Zeit zum Tagebuchschreiben. Ich hab' nämlich noch einen Vortrag vorzubereiten, habe nun aber keine Lust dazu und muss unbedingt Tagebuch schreiben. Also: Der Ball war einzig. Etwas hab' ich da schon geschrieben und etwas noch nicht, ich weiß nicht was. Ich wollte eigentlich nicht im Tagebuch lesen sondern nur schreiben; aber nein, ich lese nicht, ich hab ja gar keine Zeit dazu!!

Tagebuchschreiben, das machte die Berliner Schülerin Käthe Conrad (1912-1998) mit diesen Zeilen klar, war für sie in erster Linie eine lustvolle Sache. Zugleich war es etwas, wozu es sie geradezu drängte. Im Anschluss an die zitierten Sätze beschrieb sie denn auch in vergleichbarem Stil und rascher Aneinanderreihung verschiedene Aspekte der Tanzstunde und ihres Verhältnisses zu Männern. Erst nach knapp 200 Wörtern hielt sie kurz inne. Ohne dies – durch einen Absatzwechsel beispielsweise – auch grafisch zu markieren, versuchte sie, sich auf eine chronologische Darstellung zu verpflichten: »Na, aber ich will der Reihe nach erzählen«. Ein großer Erfolg war diesem Appell jedoch nicht beschieden, denn es folgen weitere gut 200 Wörter im bisherigen Schreibduktus. Einen neuen Absatz begann Conrad erst für folgende Zwischenbemerkung: »Himmel, es schlägt 4 Uhr, da wollte ich aufhören, damit ich noch an meinem Vortrag arbeiten kann.« Doch auch dieser Aufruf verhallte. Denn, so fügte sie gleich hinzu, über ein Thema müsse sie einfach »noch schnell schreiben«. Es folgen weitere knapp 450 Wörter, bevor der Eintrag mit folgender Bemerkung endet: »Gerda Winkelmann (das muß ich schnell noch erzählen, jetzt ist es bereits $\frac{1}{4}$ 5 Uhr), also die Gerda tut, als ob der »rote Adler« [ein Tanzpartner; pb] mein Herr wäre. // Schluß mit Jubel, schade!«¹

Angesichts dieses – man möchte fast schreiben: expressionistischen – Schreibduktus erstaunt es nicht, dass sich Conrad der modernen Kunst gegenüber sehr positiv äußerte. Gerade die Jugend, erklärte sie zwei Monate später, begeistere sich dafür. Sie selbst finde, dass in den »modernen Bildern ein Gefühl stecke, ganz besonders in den

1 DTA, Reg.-Nr. 862, 8. I. 1929.

Expressionisten«. Nichts zu bieten hätten ihr hingegen die Romantiker. Gar als »nicht ganz normal« müsse bezeichnet werden, wer bei der Lektüre von Johann Wolfgang von Goethes *Dichtung und Wahrheit* (1808ff.) »nicht ein paar Mal eingeschlafen« sei. Und auch über Friedrich Schillers Gedicht *Das Lied von der Glocke* (1799), das wohl als Inbegriff des bürgerlichen Strebens nach Totalität gelten kann, schrieb sie: »Wir sind nicht sehr entzückt gewesen. Schiller war sehr engstirnig«. Sie müsse deshalb »an die Geschwister Brentano denken, die geschrieben haben: [>]Heute haben wir ›Die Glocke‹ von Schiller gelesen: wir haben uns halbtotgelacht«. Ach, ich liebe die Klassiker überhaupt nicht sehr, ich liebe das Moderne.«² Dieser Gegenwart sollten auch die Inhalte entsprechen. Im März 1931 – sie langweilte sich nun als Telefonistin in einem krisengebeutelten großen Baugeschäft, verspürte eine »Schöpferlust« und wollte »[i]rgend etwas verfassen, etwas schaffen« – dachte sie deshalb darüber nach, wie sie den Stoff von Lion Feuchtwangers historischem Adelsroman *Die häßliche Herzogin* (1923) »ins Moderne verlegen« würde: »Aus Tirol könnte man eine Fabrik, eine Firma machen (das ist populärer), die hässliche Herzogin ist die Tochter des Inhabers.« Ausgangspunkt der Handlung wäre »die Aufsaugung der Fabrik in einen Großtrust? (Das wäre nach Marx der Gang der Welt, man sieht es ja auch eigentlich mit eigenen Augen)«.³

Die Geschichte dieser von Conrad beschriebenen und im Großen und Ganzen auch begrüßten Moderne im deutschsprachigen Raum ist das Thema dieses Buchs. Die weitreichenden wirtschaftlichen und kulturellen Transformationen der Jahrzehnte von den 1880er bis zu den 1930er Jahren, so lautete die Ausgangsthese, können nur dann angemessen beschrieben werden, wenn Prozesse in den Bereichen der Arbeit und Produktion einerseits und der Freizeit und des Konsums andererseits sowie ihre gegenseitigen Verschränkungen berücksichtigt werden. Mit anderen Worten: wenn die damaligen Gesellschaften als Konsum- und Arbeitsgesellschaften untersucht werden. Um die Geschichte dieser Gesellschaften zu schreiben, können drei unterschiedliche Ebenen in den Blick genommen werden: die Organisationen und anderen Institutionen, das Wissen sowie die Subjektkulturen, also die

2 DTA, Reg.-Nr. 862, 12.3. und 15.3.1929. Vgl. allerdings auch ebd., 17.6.1932. Die Bemerkung stammte nicht von den Brentanos, sondern von Caroline Schlegel, vgl. Wikipedia, Lemma »Das Lied von der Glocke«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Das_Lied_von_der_Glocke>. Zum *Lied von der Glocke* vgl. Borchmeyer 1994, 391.

3 DTA, Reg.-Nr. 862, 2.3.1931.

Art und Weise, wie Menschen handlungsfähig werden und ihre Handlungen und Empfindungen mit Sinn versehen. Der Fokus dieses Buchs liegt auf dem letzten, bisher am wenigsten erforschten Themenbereich. Um eine bessere Einordnung der Ergebnisse zu ermöglichen, sollen im Folgenden zunächst die anderen beiden Ebenen in aller Kürze skizziert werden.

Im Bereich der Institutionen setzte sich in den Jahrzehnten um 1900 auf breiter Basis durch, was sich bei Teilen der lohnabhängigen Klassen im Jahrhundert davor schon abgezeichnet hatte oder mit Blick auf diese befürchtet und bedauert worden war: Die Familie beziehungsweise die Hausgemeinschaft verlor ihre alte Funktion als sozialer und räumlicher Kontext eines beträchtlichen Teils der Produktion und des Verbrauchs. Da sich, zum einen, die Wohnungen und die Arbeitsplätze räumlich ausdifferenzierten, wurde eine Unterscheidung von Haus- und anderen Arbeiten prinzipiell möglich und zunehmend auch explizit vorgenommen. Zudem wurden nun viele Unternehmen in eigene Körperschaften umgewandelt, in denen Managementfunktionen und Kapitalbesitz nicht mehr zusammenfallen mussten. Es entstanden unter anderem die von Conrad angesprochenen *Großtrusts*. Mit dem Aufkommen dieser bürokratisch-betrieblichen Organisation der Produktion wurde die Lohnarbeit auch in wirtschaftsbürgerlichen Kreisen üblich. Zudem wurde diese spezifische Form des Lebensunterhalts nun durch sozialstaatliche und -partnerschaftliche Institutionen auf nationaler Ebene gerahmt und normalisiert. Conrad etwa wurde nach dem allgemeinen »Arbeitstarif« bezahlt, wie sie befriedigt feststellte.⁴ In ihrer Gesamtheit sind diese Prozesse als wichtiger Aspekt der Etablierung moderner Arbeitsgesellschaften beschrieben worden.

Zum anderen war nun nicht mehr nur die Industriearbeiterschaft auf die Vermittlungsleistungen Dritter angewiesen, um die alltäglichen Bedürfnisse zu decken und weitergehende Wünsche zu befriedigen. Zumindest in urbanen Gegenden und Industrieregionen begannen solche Modi der Distribution auch das Leben der anderen Bevölkerungsgruppen zu prägen. Neue Verpflegungs- und Unterhaltungsangebote verstärkten diesen Trend zur Kommerzialisierung und zur räumlichen, zeitlichen und sozialen Ausdifferenzierung von Verbrauch und Vergnügen. Wie die Allokation von Arbeit erfolgte nun also auch die Verteilung von Gütern vermehrt über Märkte. Sie waren seit dem mittleren 19. Jahrhundert sukzessive gegen die älteren Subsistenz-

4 DTA, Reg.-Nr. 862, 20.2.1931.

ordnungen durchgesetzt worden. Im selben Zeitraum begannen Unternehmen aus den sich industrialisierenden Konsumgüterbranchen, den Produktionsprozess von der Distribution und vom Konsum her zu reorganisieren, und es entstand eine Vielzahl von Organisationen, die den Konsum innerhalb des nationalstaatlichen Rahmens fördern wollten oder sich für die Interessen der Konsumierenden einsetzten. Der Institutionalisierung und Nationalisierung der Arbeit entsprachen somit vergleichbare Tendenzen im Bereich des Konsums. Das Entstehen der Arbeitsgesellschaft verlief parallel mit jenem Prozess, den die Konsumgeschichtsschreibung als Aufkommen der modernen (Massen-) Konsumgesellschaft beschrieben hat.

In enger Verbindung mit diesen institutionellen Transformationen entstanden neue Formen des Wissens. In den sich nun rasch konsolidierenden technisch-naturwissenschaftlichen wie psychologischen und sozialwissenschaftlichen Disziplinen nicht weniger als in der Nationalökonomie lässt sich der Aufstieg eines empirisch orientierten Produktivismus erkennen, der die ältere, normative Frage nach der Produktivität einzelner sozialer Gruppen ablöste. Zunehmend rückte auch der moderne Betrieb mit seinen vielfältigen Sozialbeziehungen in den Fokus. Hatten sich Wissensproduktion und -anwendung zunächst noch auf den arbeitenden Körper konzentriert, erweiterte sich die Perspektive nun auf die (emotionalen) Bedürfnisse und die Interessen der Arbeitenden, am Arbeitsplatz wie in der Freizeit. Kaum weniger bedeutsam für die Thematik dieses Buchs ist der Umstand, dass nun auch der Nachfrageseite eine verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Innerhalb der Ökonomik ist hierbei besonders die Grenznutzenschule zu erwähnen, so marginal ihr Einfluss vorerst blieb. Zumindest als Aggregat tauchen hier die Konsumierenden und ihre Wünsche als zentrale wirtschaftliche Größe auf. Die Historische Schule der Nationalökonomie dagegen interessierte sich nicht für Nutzenkalkulationen auf der Nachfrageseite, doch begann man in diesen Kreisen, zumindest vorsichtig über die Bedeutung des Konsums als Grundlage des nationalen Wohlstands nachzudenken. Ähnliche Prozesse lassen sich in der zeitgenössischen Soziologie erkennen, wo Konzepte wie der Lebensstandard eingeführt wurden. Und nicht zuletzt knüpften neue Disziplinen wie die Reklamewissenschaft und die Psychologie an jene Anthropologien der Prodigalität und des unendlichen Begehrens aus dem 17. und 18. Jahrhundert an, die im 19. Jahrhundert einen schweren Stand gehabt hatten.

Das Aufkommen dieser neuen Institutionen und Wissensbestände führte dazu, dass die bereits von der Nationalökonomie des 18. Jahr-

hunderts formulierte Leitdifferenz von Produktion und Konsumtion nun auch im Alltag einer Vielzahl von Menschen eine Entsprechung erhielt: Mit Arbeit und Freizeit entstanden zwei separate Lebensbereiche, denen jeweils spezifische Praktiken und Selbstverhältnisse entsprachen. Anhand des zentralen Quellenkorpus dieses Buches, den Tagebüchern und weiteren Egodokumenten von gut einhundert Personen, lassen sich diese subjektkulturellen Transformationen gut untersuchen. Mit Blick auf die Unterklassen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts und ihre arbeitsbezogenen Leitvorstellungen habe ich nachgezeichnet, wie der handwerkliche Produktstolz sukzessive durch ein allgemeines Produktionsethos beziehungsweise einen industriellen Produktivismus ergänzt und teilweise ersetzt wurde. Damit einher ging die zunehmende Akzeptanz eines ergebnisorientierten Leistungs- und Wettbewerbsdenkens. Wichtig blieb aber auch die alte Forderung der Arbeiterbewegung nach Gerechtigkeit. »Pfuscher setzen sie in Lohn und die Fleißigen in Akkord, obwohl nichts zu tun ist. Eine Frechheit und Gemeinheit«, empörte sich Conrad über das Verhalten ihrer Chefs. Weitere Identitätsangebote stellten die Berufe und die Arbeit im modernen (Groß-)Betrieb ganz allgemein dar. »Ich bin ein anderer Mensch im Geschäft geworden«, schrieb die junge Berliner in nach einigen Monaten als Telefonistin. »Im Verkehr mit Männern bin ich leichter geworden«.⁵ Dieses Arbeitsverständnis ersetzte bürgerliche Konzepte von Arbeitsamkeit als Selbstzweck oder als religiöser und gemeinschaftlicher Pflicht. Nur noch eine untergeordnete Rolle spielte in den Tagebüchern des frühen 20. Jahrhunderts auch ein explizites Nachdenken über die mit der Arbeit verbundenen Tugenden.

Im selben Zeitraum verloren Vergnügungen, die nicht durch die Familie und Handlungsskripte wie das Amüsement und den Kunstgenuss gerahmt wurden, ihre Funktion als Gegenstand moralischer Besorgnis. Der Druck, sich für abweichendes Verhalten zu rechtfertigen, verringerte sich. Wenn Konsum eine nationale Aufgabe und Grundlage der Ökonomie ist, werden andere Differenzdiskurse und -praktiken wichtig als die Distinktion gegenüber dem verschwenderischen Adel oder den genussüchtigen Unterklassen. Ins Zentrum rückt insbesondere die Frage nach der geografischen Herkunft der verbrauchten Güter, ob das dafür bezahlte Geld den Kreislauf der Nationalökonomie am Laufen hält oder gar intensiviert, oder ob es

5 DTA, Reg.-Nr. 862, 3.9. und 31.7.1930. Zur Berufsausbildung vgl. ebd., 30.8. und 31.12.1929, 27.8.1931 (»am Nachmittag«).

jenseits der Staatsgrenze auf Nimmerwiedersehen verschwindet.⁶ Auch den Protagonistinnen und Protagonisten dieses Buchs machte die Konsum- und Arbeitsgesellschaft nicht nur die Identitätsangebote der Berufs- und Betriebsarbeit, des Produktivitäts- und Leistungsdenkens und der sozialstaatlich vermittelten Gerechtigkeit und Teilhabe. Konsum, Freizeit und Ferien sollten ebenfalls einen wichtigen Platz in ihrem Leben haben. Sie habe »Sehnsucht nach der Freiheit, nach dem Nichtarbeiten müssen«, schrieb die Berliner Telefonistin, als sie nach einer Woche am Strand wieder im Geschäft war. Die hier geübte Leichtigkeit im *Verkehr mit Männern* hatte sie dort mit Flirts, Kokettieren und Küssen ausgelebt. Zwar sei ihr Verdienst nicht besonders gut, notierte sie eineinhalb Jahre später, doch habe sie »schon wieder 50,- Mark liegen, die ich mir für meine Wanderung zu Ostern gespart habe. Gar zu gerne möchte ich ja auch Pfingsten wandern. [...] Es kommt darauf an, dass ich genügend Geld habe.«⁷

Vor allem aber lässt sich in den Jahrzehnten nach 1900 eine allgemeine Bedeutungszunahme von Alltagspraktiken und Selbstverhältnissen erkennen, die ich in diesem Buch als Erlebnisorientierung beschrieben habe. Zum einen wurden Freizeit- und Konsumaktivitäten nun vor allem aufgrund von deren Intensität und Wahrnehmung als Abwechslung bewertet; eine inhärente Steigerungslogik, wie sie die Konsumsoziologie immer wieder behauptet hat, lässt sich dabei allerdings nicht erkennen. Während sich explizite Anrufungen der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen als Konsumierende in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts noch auf kurze Momente der Politisierung – etwa in der Genossenschafts- und der Konsumentenbewegung – beschränkten, stellt diese Erlebnisorientierung ein bedeutendes Moment in der Geschichte konsumbezogener Identitätsangebote dar.

Aber nicht nur dies: Vergleichbare Vorstellungen und Praktiken lassen sich zum anderen auch in Tagebucheinträgen über die Arbeit und den Arbeitsplatz erkennen. Abwechslungen, Späße mit Kolleginnen und Kollegen und ein reger Verkehr im Geschäft wurden positiv bewertet. Man wollte zwar nicht überfordert oder gedrängt werden; ebenso wenig orientierten sich alle am Wettbewerbs- oder Leistungsdenken. Einig waren sie sich jedoch in ihrer Geringschätzung eines allzu gemächlichen Laufs der Dinge. Die Telefonistin Conrad griff gerne zum Tagebuch, um diese Zeiten zu überbrücken. »Eigentlich

6 Zu den Metaphern und Narrativen der Nationalökonomie vgl. Kühschelm 2017, Teil III, insbes. Kap. 2.

7 DTA, Reg.-Nr. 862, 27.8.1931 und 5.2.1933.

bin ich gar nicht ordentlich in Stimmung zu schreiben, aber was soll man in stillen Stunden im Geschäft machen?«, schrieb sie während ihrer Tätigkeit als Telefonistin einmal. Sie wolle deshalb eine Freundin »anläuten, vielleicht hat sie ein wenig Zeit zum Plaudern«. ⁸ Die kulturpessimistische Kritik, dass diese allgemeine Betriebsamkeit an den Arbeitsplätzen wie in den Konsumtempeln vom eigentlichen Menschsein ablenke, teilten diese Zeitgenossinnen und Zeitgenossen nicht. Sie wollten erleben, nicht nach Höherem streben.

In den Jahrzehnten um 1900 lässt sich folglich nicht nur die oft beschriebene Ausdifferenzierung und Kodifizierung von Arbeit und Freizeit erkennen. Parallel entstanden auch verbindende Elemente. Neben all den Differenzierungen, durch die ihr Leben bestimmt wurde, verfügten die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen über ein allgemeines Vorstellungs- und Handlungsrepertoire, das ihnen dabei half, sich in dieser Welt zu bewegen. Genau deshalb ist es gerechtfertigt, von einer konsum- und arbeitsgesellschaftlichen Subjektkultur zu sprechen: einer Subjektkultur, die eine Klammer um einen zeitlich und räumlich getrennten Alltag bildete. Zu den Komponenten dieses Repertoires zählten der Nationalstaat und seine Institutionen, die das Verhältnis zwischen verschiedenen Lebensbereichen und sozialen Gruppen regelten. Zu nennen sind aber auch neue Ordnungsvorstellungen, die das Verhältnis von Individuum, Familie, Betrieb und Nation diskursiv zu stabilisieren versuchten. Ebenso wichtig war ein Ethos der Optimierung und der Leistung. Es wurde im 20. Jahrhundert zu einem wichtigen Aspekten der Arbeit wie der Freizeit. Vor allem aber, so das wichtigste Ergebnis dieser Studie, gehörte die Erlebnisorientierung zu diesem Repertoire. Dies zu erkennen und zu beschreiben, hat das vielfach eingeforderte, aber selten umgesetzte Zusammenführen von Perspektiven der Arbeits- und der Konsumgeschichtsschreibung ermöglicht. Dominant war dieser zentrale Aspekt der arbeits- und konsumgesellschaftlichen Subjektkultur in den 1920er und 1930er Jahren. In diesen letzten beiden Jahrzehnten des Untersuchungszeitraums entstanden auch die Texte Conrads. Vergleichbare Formen der Selbstthematisierung finden sich jedoch schon kurz nach der Jahrhundertwende. Einmal mehr sollte deshalb die Rolle des Ersten Weltkriegs und der Krisenjahre danach nicht überbewertet werden.

Einige mit diesem Themenbereich verbundene Phänomene konnten nicht in ihrer ganzen Breite berücksichtigt werden. Zu erwähnen sind

8 DTA, Reg.-Nr. 862, 17. 3. 1931.

etwa das Verhältnis zwischen der Erlebnisorientierung und der Debatte um die »Arbeitsfreude« einerseits und Handlungsskripten der »Kälte« oder der »Sachlichkeit« andererseits.⁹ Nicht weiter nachgehen konnte ich auch der Frage nach Bezügen zur Lebensreformbewegung.¹⁰ Nur teilweise eingelöst werden konnte ferner das Anliegen, die Metropolenzentriertheit der bisherigen Forschung zu den Jahrzehnten um 1900 aufzugeben.¹¹ Das Aufkommen der Erlebnisorientierung war in den Großstädten, die mit der zweiten Industrialisierung rasant wuchsen und deren Zahl rasch zunahm, zweifellos am deutlichsten zu erkennen. Die Tagebücher von Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohnern, insbesondere von Berlinerinnen und Berlinern, dominieren denn auch die entsprechenden Kapitel. Aufgrund der Beschränkung des Quellenkorpus auf Tagebücher von Diaristinnen und Diaristen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter musste schließlich die Frage unbeantwortet bleiben, ob und inwiefern die beschriebenen Praktiken und Vorstellungen einer bestimmten Lebensphase entsprachen und mit der Familiengründung oder im fortschreitenden Berufsleben aufgegeben wurden. Neuere Forschungen zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bestärken jedoch die Vermutung, dass die Bedeutung des Lebensalters in subjektultureller Hinsicht weniger wichtig wurde; schon in den Jugenddebatten um 1900 hatte sich die Jugendlichkeit als Haltung von der Jugend als Lebensphase zu lösen begonnen.

Für die Jugendbewegung spielten auch die Begriffe Leben und Erlebnis eine wichtige Rolle. Dasselbe gilt für die zeitgenössische Lebensphilosophie. Während sich bei einigen Spielarten Ersterer Gemeinsamkeiten mit der arbeits- und konsumgesellschaftlichen Erlebnisorientierung erkennen lassen, dominieren bei Letzterer eindeutig die Unterschiede. Nirgendwo in den untersuchten Quellen stellt das Erlebnis wie bei Wilhelm Dilthey ein Mittel dar, um die *Totalität des Seelenlebens* zu erfassen. Die Erlebnisorientierung war auch kein Gegenentwurf zur Aufklärung. Die Gegenüberstellung eines rationalen, seiner selbst bewussten Subjekts einerseits und eines spontanen, gefühlsbetonten Subjekts andererseits spielte für die Mehrheit der Diaristinnen und Diaristen des frühen 20. Jahrhunderts keine Rolle. Solche binären Logiken stehen vielmehr für das Unbehagen, das

9 Zu Ersterem vgl. die Hinweise im fünften Kapitel, Abschnitt 3; zu Letzterem Morat 2010; Lethen 1994.

10 Vgl. nach wie vor Möhring 2004.

11 In diesem Sinne argumentieren etwa Eitler/Prestel 2016, 16f.

gewisse Teile des Bürgertums in der Moderne verspürten. Lange Zeit hatte diese Klasse mit einigem Erfolg versucht, die Folgen der Industrialisierung vom Inneren der eigenen Familien und Haushalte fernzuhalten. Durch die Konsum- und Arbeitsgesellschaften der Jahrzehnte um 1900, das damit einhergehende Leistungs- und Wettbewerbsdenken genauso wie die Erlebnisorientierung, sahen sich diese Welt und ihr Wertehimmel infrage gestellt. Das bedeutet nicht, dass Angehörige des Bürgertums nicht an der Etablierung neuer Verhältnisse beteiligt gewesen wären. Sie taten dies aber nicht als Vertreterinnen und Vertreter ihrer Klasse, sondern als Kinder ihrer Zeit. Eine Vorreiterrolle kam ihnen dabei nicht zu. Dass die Erlebnisorientierung bei Angestellten besonders deutlich erkennbar ist, sollte dennoch nicht erstaunen. Diese soziale Gruppe bildete sich überhaupt erst in dieser Zeit heraus. Schon damals, am prominentesten wohl von Siegfried Kracauer, wurden ihre Lebens- und Selbstverhältnisse als der Arbeits- und Konsumgesellschaft entsprechend beschrieben.

Die Aufwertung der Kernfamilie hingegen, die sich in Teilen des Bürgertums bereits in den Jahrzehnten vor 1850 beobachten lässt, trug zur Etablierung eines spezifischen Lösungsangebots für die in diesen Kreisen wahrgenommenen Problematiken der Konsum- und Arbeitsgesellschaft bei. Als Gefühls- und Freizeitgemeinschaft versprach die Kleinfamilie, den sozialen Zusammenhalt wie die individuelle Gesundheit vor den Folgen des Leistungs- und Wettbewerbsdenkens, des Karrierestrebens und der pausenlosen Geschäftigkeit einerseits und der nicht weniger individualistischen und ruhelosen Genuss- und Vergnügungsorientierung andererseits zu bewahren. Der Erfolg dieses Modells lässt sich in den Tagebüchern aus dem frühen 20. Jahrhundert deutlich erkennen. Kaum eine junge Diaristin, kaum ein junger Diarist beschrieb nicht das Kleinfamilienglück als zentralen Aspekt des Alltags oder wichtigstes Lebensziel. Wenn Conrad einmal schrieb, dass sie sich nicht verheiraten wolle, dürfte sie dies vor allem auf den Moment bezogen haben: ihren Wunsch, den »kaufmännischen Betrieb« zu verlassen und den Beruf der Wohlfahrtspflegerin – heute würde man Sozialarbeiterin sagen – zu erlernen.¹² Neben der Nation (und den damit verbundenen Ordnungsvorstellungen) und der Erlebnisorientierung stellt die Kleinfamilie deshalb ein weiteres verbindendes Element der konsum- und arbeitsgesellschaftlichen Subjektkultur dar. Sie ließ sich in den Rahmen der Nation einordnen, während sie selbst für die Erlebnisorientierung selbst einen akzeptablen Rahmen bot.

12 DTA, Reg.-Nr. 862, 27.8.1931 (»am Nachmittag«).

Von Erlebnissen berichtet hatten schon bürgerliche Diaristinnen und Diaristen des mittleren 19. Jahrhunderts. Durch den spezifischen sozialen und normativen Rahmen, innerhalb dessen solche Begriffe verwendet wurden, unterscheiden sich ihre Texte aber deutlich von jenen Beschreibungen des gelebten Lebens (Alexa Geisthövel), die für die Erlebnisorientierung des frühen 20. Jahrhunderts stehen. Diese hingegen verweist auf Selbstverhältnisse und Alltagspraktiken, die Gerhard Schulze in seinem Buch über die *Erlebnisgesellschaft* als *Projekt des schönen Lebens* zusammenfasst: die Ästhetisierung des Lebens durch eine generelle Orientierung an Glück, Vergnügen und Genuss. Ein ausformuliertes Programm, wie es seit den 1960er Jahren vermehrt zu finden war, verfolgten die Protagonistinnen und Protagonisten dieses Buchs nicht. Dennoch weist ihre Erlebnisorientierung Charakteristika auf, die für die Subjektkulturen späterer Jahrzehnte nicht weniger zentral sein sollten. Hätten sie auf einer Zeitreise eine Diskothek der 1970er oder 1980er Jahre besucht, wären ihnen vielleicht die Musik und die Tanzstile ungewohnt erschienen; gänzlich fremd hätten sie sich wohl nicht gefühlt. Und hätten sie in einem zeitgenössischen Betrieb zu arbeiten begonnen, wären ihnen die Vorstellungen, die die Kolleginnen und Kollegen von der Arbeit und vom Betrieb hatten, möglicherweise nicht allzu unbekannt vorgekommen.

Die Charakteristika der Erlebnisorientierung lassen sich aus einer mediengeschichtlichen Perspektive genauer bestimmen. Die Tagebücher wurden farbiger, die Zahl intermedialer Verweise nahm zu. Die Funktion als Medium der intergenerationellen Anleitung und Kontrolle verschwand. Parallel dazu lässt sich eine Bedeutungsabnahme jener Arbeit an der Biografie und am Verhältnis von Selbst und Welt erkennen, die das sogenannte bürgerliche Tagebuch des 19. Jahrhunderts bestimmt hatte. Die Auseinandersetzung mit Leitvorstellungen, so könnte man etwas zugespitzt sagen, wurde durch das Aneinanderreihen von Erlebnissen ersetzt. Dabei verzichteten die Diaristinnen und Diaristen auf chronologische oder kausale Kohärenz, und sie strebten kaum mehr nach Vollständigkeit. Stattdessen pflegten sie eine eher assoziative, schnelle Schreibpraxis, für die dialektale bzw. soziolektale und emotionalisierende Ausdrücke wie *knorke*, *kolossal* oder *mächtig* zentral waren. Der grammatikalischen Korrektheit wurde dabei wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das Schreiben über Erlebnisse und das Gestalten des Tagebuchs, so das zweite zentrale Resultat dieser Studie, wurden damit selbst zu Praktiken der Erlebnisproduktion. Der am Anfang dieses Kapitels zitierte Eintrags Conrads ist ein eindruckliches Beispiel dafür. Dieser diaristische Modus des Erlebnis-

tagebuchs ist bis heute einflussreich geblieben, wie ein Blick in entsprechende Medien der zweiten Jahrhunderthälfte oder in die Blogs der vergangenen Jahre deutlich macht. Der technologische Wandel hat diesen Prozess unterstützt, determiniert hat er ihn jedoch nicht.¹³

Von seiner Struktur her ist der erlebnisorientierte, paradigmatisch erzählende Modus der Diaristik offener als der biografische. Statt dem Kohärenzgebot der syntagmatischen Form folgt er Zufällen und Ähnlichkeitsbeziehungen. Damit steht er Berichten über handwerkliche Gesellenabenteuer (Sigrid Wadauer) näher als der bürgerlichen Diaristik. Zugleich fehlt dem Erlebnistagebuch jene Kongruenz von Klassenlage und Medium, die das Bürgertum des 19. Jahrhunderts zumindest anstrebte. Wie die Erlebnisorientierung im Allgemeinen scheint es zwar den Lebensverhältnissen von Angestellten wie Conrad entsprochen zu haben, ein der bürgerlichen Debatte vergleichbares Nachdenken über das Medium lässt hier jedoch nicht einmal ansatzweise erkennen. Es handelte sich nicht um Praktiken, durch die eine der Bürgerlichkeit vergleichbare Subjektkultur (re-)produziert werden sollte.

Nicht selten werden die beiden Modi diaristischen Schreibens denn auch parallel zueinander verwendet, fließt die Erzählung zwischen biografischen und erlebnisorientierten Passagen hin und her. »Ach, ich werde alles hübsch der Reihe nach erzählen, dann ist mir, als ob ich alles noch einmal erlebe«, erklärte Conrad am Beginn eines Urlaubsberichts. Wie auch das Eingangszitat zeigt, waren ihr die Konventionen des bürgerlichen Tagebuchs also durchaus bekannt. Neben der chronologischen Darstellung hielt sie sich etwa dazu an, ungeschönt die Wahrheit zu berichten, und zu ihren Schreibmotiven zählte auch das Nachdenken über die Biografie. Nicht zuletzt diskutierte sie ihr Verhalten und ihre Wünsche vor dem Hintergrund allgemeiner Normen wie der Kleinfamilie und dem Verzicht auf unehelichen »Verkehr« mit Männern. Doch zumindest in diesem Zusammenhang befürchtete die Berliner Telefonistin weniger ein moralisches Fehlverhalten als dass sie das »eingeflüsste Schamgefühl und die anerzogene Sprödigkeit« kritisierte.¹⁴

Dass in der *Moderne* auch neue, umfassende Orientierungsrahmen entstanden, zeigt sich am Ende von Conrads Tagebuch in aller Deutlichkeit. Eine nationalsozialistisch geprägte Weltsicht, insbesondere der Antisemitismus, verdrängt hier sukzessive das Gemenge aus

13 Vgl. auch Bänziger 2017; Bänziger 2015, insbes. 193 ff.

14 DTA, Reg.-Nr. 862, 27.8.1931 und 17.6.1932. Zum Motiv der Reflexion vgl. ebd., 8. I. 1929 (»abends«).

pazifistischen, religiösen und sozialistischen Ideen, mit denen die junge Frau sich bisher identifiziert hatte. »Die Ereignisse in Deutschland haben ja jede weitere Diskussion erübrigt«, notierte sie im April 1933. »Es ist gut so, denn der Sozialismus hat für den Einzelnen und für das Volk nur Schaden an der Seele bedeutet.« Was das für die erlebnisorientierte Subjektkultur bedeutete, wäre eine eigene Untersuchung wert. Ihre strukturelle Offenheit bewahrte sie selbstverständlich nicht vor solchen Prozessen der diskursiven Schließung. Nicht vertieft behandelt werden kann hier auch die Frage, wie sich dabei das diaristische Schreiben veränderte. Bei Conrad etwa finden sich unterschiedliche Tendenzen. Einerseits kritisierte sie am 5. Februar 1933 ihre erlebnisorientierte Schreibpraxis: »[V]on Kindheit an ist man gewohnt, beim Schreiben so langsam zu denken, damit die Feder mitkommt und jetzt überstürzt sich die Feder und das Gehirn ergießt sich [...]. Durch die schnelle Schreiberei ist man ja so verwöhnt und auch so verludert.«¹⁵ Durchaus im Sinne der erlebnisorientierten Diaristik, hatte sie andererseits ein knappes Jahr davor noch geschrieben:

Ich werde heute einmal im Tagebuch ein wenig schmökern. Was ich schon alles erlebt habe und wie ich es erlebt habe! Es kommt mir immer vor, als ob das ein anderer Mensch geschrieben hat, und ich wünsche mir dann fast, die Erlebnisse, die dieser gehabt hat, auch noch einmal zu haben.¹⁶

Mit Bezug auf das Ende des Untersuchungszeitraums weist Janosch Steuwer darauf hin, dass in nationalsozialistischen Schulungs- und Erziehungslagern bewusst Erlebnisse geschaffen werden sollten, um die Teilnehmenden in den Bann zu ziehen. Während die Erziehungstheorie die Möglichkeiten diaristischen Schreibens kaum thematisiert habe, seien in der Praxis nicht selten Lagertagebücher und vergleichbare Medien wie Tagesprotokolle verfasst worden. Die eigens dazu engagierten Berichterstatter sollten weniger »die Reflexion der individuellen Eindrücke« denn »die Erlebnisse der Gruppe« ins Zentrum ihrer Texte rücken. Nicht zuletzt habe man auf diese Weise sicherstellen wollen, dass sich die Dabeigewesenen auch in der Erinnerung noch als Teil der Gemeinschaft erfuhren. Manche von ihnen hätten zugleich versucht, auch die Inhalte und die Form ihrer privaten Tage-

15 DTA, Reg.-Nr. 862, 9.4. und 5.2.1933.

16 DTA, Reg.-Nr. 862, 16.4.1932.

bücher in den Dienst dieses Projekts zu stellen.¹⁷ Viele dieser Tagebücher unterscheiden sich jedoch gerade durch die Bewusstheit, mit der an diesem Ziel gearbeitet wurde, vom Erlebnistagebuch. Zumindest in dieser Hinsicht orientierten sie sich am biografischen Modus des bürgerlichen Tagebuchs. Es ging darum, die »Weltanschauung mit meinem Ich [zu] verbinden«, wie ein 1915 geborener Berliner Abiturient dieses Programm prägnant formulierte.¹⁸ Während an die Stelle des bürgerlichen Wertehimmels die nationalsozialistische *Weltanschauung* getreten war und dokumentarische Wiedergaben des Tagesablaufs und die erste Person Plural die individuelle Biografie teilweise verdrängten, hatte sich der Zweck des Schreibens – das Inbezugsetzen von Selbst und Welt – also kaum verändert.¹⁹ In beiden Fällen sollte man lernen, das eigene Denken und Fühlen an einem abstrakten Gewölbe aus Leitvorstellungen und Handlungsskripten auszurichten.

Über Franz Kafkas letzten Text *Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse* (1924), der aus der Perspektive des Publikums die Geschichte des Aufstiegs und Verschwindens – nicht Untergangs – einer Künstlerin erzählt, schreibt Gerald Raunig: »Die dienstbare Deterritorialisierung, Getriebenheit, Zeitlosigkeit hat ihre Kehrseite in einer anderen Weise der Deterritorialisierung, in der Umtriebigkeit, Geschäftigkeit und Munterkeit der Mäuse.« In deren Handeln gebe es immer »auch einen Überschuss, in all der Dienstbarkeit ein Begehren, nicht so in den Dienst genommen zu werden, in all der eiligen Zeitlosigkeit ein wildes Hinausschnellen, eine Industriosität der Mäuse.«²⁰ Versteckt sich auch in den erlebnisorientierten Zeitgenossinnen und Zeitgenossen Kafkas, die munter konsumierend durch die Nächte tanzten und tagsüber geschäftig und mit Freude ihrer Arbeit nachgingen, eine solche Tendenz? Tatsächlich unterliefen ihre Praktiken und Selbstverhältnisse den bürgerlichen Wertehimmel auf eine ganz spezifische Weise: Sie kannten kein ebenso umfassendes wie abstraktes Gewölbe aus Leitvorstellungen und Handlungsskripten. Gerade vor dem Hintergrund der von Steuer beschriebenen Reterritorialisierung – im wahrsten Sinne des Wortes – der Erlebnisorientierung

17 Steuer 2015, 108ff. (Zitat: 113). Vgl. auch Steuer 2017, Zweiter Teil; zum Verhältnis von Gemeinschaft und Erlebnis in zeitgenössischen Theaterdebatten Merkel 2014, insbes. 166ff.; zum Erlebnisbegriff im Nationalsozialismus Koselleck 1992, 401f.

18 Steuer 2015, 111. Vgl. auch die Beispiele in ebd., 116ff.

19 Zur Geschichte der »Weltanschauungskultur« zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus vgl. Leo 2013.

20 Raunig 2012, 13f.

durch die nationalsozialistische *Weltanschauung* kann man diesem Umstand mit Sympathie begegnen.²¹

Wie so oft kommt es jedoch auf die Perspektive an, wie etwas zu bewerten ist. Für Historikerinnen und Historiker ist es schwierig, in einem Forschungsgegenstand grundsätzlich ein subversives oder affirmatives Potential zu erkennen. Hingegen liegt es in ihren Händen, die Offenheit und Widersprüchlichkeit historischer Situationen nicht von Beginn an durch etablierte Narrative zu zähmen und die Geschichte der erlebnisorientierten Subjektkultur etwa mit Blick auf ihre Re-territorialisierung in der 1930er Jahren zu erzählen. Eine solche Aufmerksamkeit für den Moment – die historische Gegenwart – lässt sich von den Tagebuchschreibern des frühen 20. Jahrhunderts und ihren Texten lernen. Im Unterschied zur Diaristik ist es jedoch eine zentrale Aufgabe der Historiografie, begründete Erzählungen über das Aufkommen und die Transformationen historischer Gesellschaften anzubieten und nicht einfach einem Empirismus zu huldigen, dessen alleiniges Ziel eine Steigerung der Komplexität ist.²² Diesen Spagat zwischen einer differenzierten Darstellung einerseits und dem Mut zur Periodisierung andererseits habe ich in diesem Buch versucht.²³ Zweifellos lassen sich verschiedene Prozesse und Debatten der Jahrzehnte um 1900 in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen, manche sogar noch weiter zurück in die Vergangenheit. Etwas anderes ist es hingegen, danach zu fragen, wann bestimmte Phänomene zu prägenden Aspekten einer Gesellschaft wurden.

Die Leitdifferenz von Produktion und Konsumtion beispielsweise hat eine lange Geschichte. Vieles spricht jedoch für die These, dass von einer Konsum- und Arbeitsgesellschaft frühestens für die beiden Jahrzehnte nach 1880 die Rede sein kann. Konsum und Arbeit als eng an Marktversorgung gebundene Praktiken wurden nun überhaupt erst zur allgemeinen Erfahrung, und die Begriffe selbst erhielten ihre heutige Bedeutung. Damit bestätigt diese Studie die Periodisierungsvorschläge bisheriger Arbeiten zur Geschichte der klassischen Moderne. Zugleich spricht vieles dafür, auch die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und das frühe 21. Jahrhundert aus dieser Perspektive zu untersuchen. Erzählungen vom Aufstieg des Massenkonsums in der Nachkriegszeit und vom parallelen Niedergang der Arbeitsgesellschaft sind

21 Vgl. Stoff 2001, der jedoch Konsumismus und Produktivismus einander gegenüberstellt.

22 Vgl. Opitz-Belakhal/Mommertz 2014, insbes. 124f.; Studer 2000, 85ff.

23 Vgl. Luks 2016, 57.

genauso zu relativieren wie der Einfluss der beiden Weltkriege, der Weltwirtschaftskrise und anderer politischer und ökonomischer Brüche.²⁴ Dasselbe gilt für die geschlechtergeschichtliche Erzählung, wonach Frauen im frühen 20. Jahrhundert aus der Sphäre der Lohnarbeit gedrängt worden, Männer dagegen erst in jüngerer Zeit zu Konsumsubjekten geworden seien. Eine verstärkte gegenseitige Wahrnehmung, das habe ich aufzuzeigen versucht, kann der Konsum- und der Arbeitsgeschichtsschreibung dabei helfen, solche ausgetretenen Pfade zu verlassen.

Und vielleicht trägt eine engere Nachbarschaft der beiden Forschungsfelder darüber hinaus auch dazu bei, dass sie vermehrt über die gemeinsame Geschäftsgrundlage und ihren Beitrag zu deren Etablierung nachdenken. Ich meine damit die Leitdifferenz von Produktion und Konsumtion beziehungsweise von Arbeit und Konsum selbst. Es gilt nicht nur, die von Colin Campbell in seiner Studie über *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism* offen gelassene Frage nach einer Integration von produktivistischen und konsumistischen Erzählungen zu beantworten.²⁵ Das war der Ausgangspunkt für dieses Buch. Zu stellen ist auch die Frage nach den Implikationen dieser Begriffe selbst, wie sie etwa durch Thomas Welskops Forderung, unter Konsum ausschließlich Marktversorgung zu verstehen, aufgeworfen wird.²⁶ Die Inflation des Konsumbegriffs in den vergangenen Jahrzehnten, kritisiert David Graeber aus einer ähnlichen Perspektive, habe den »incredibly reactionary political effect of treating almost every form of unalienated experience we do engage in as somehow a gift granted us by the captains of industry.«²⁷ Ganz in diesem Sinne sollten wir nicht nur die einzelnen Begriffe, sondern auch ihre Gegenüberstellung einer kritischen Überprüfung unterziehen. Nicht zuletzt angesichts der drängenden sozialen und ökologischen Frage gilt es, explizit nach den Apriori der Leitdifferenz von Produktion und Konsumtion zu fragen. Die in diesem Buch erzählte Geschichte der Konsum- und Arbeitsgesellschaft, so hoffe ich, liefert hierzu einen Beitrag.

24 Vgl. ausführlicher Bänziger 2015a.

25 Campbell 1987, 13.

26 Welskopp 2014.

27 Graeber 2011, 502.

Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Besuchte Archive

Archiv des Leo Baeck Institute, New York City.
Deutsches Tagebucharchiv, Emmendingen (zitiert als DTA).
Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Wien.
Roessler-Archiv, Lüdenscheid.
Sammlung Frauennachlässe, Wien (zitiert als SFN).
Walter Kempowski-Archiv, Berlin.

2. Gedruckte und im Internet zugängliche Quellen

A.O. (1912), Der Kinematograph und die Jugend, in: Die Schweizer-Familie. Illustriertes Wochenblatt, XX: 1 (2. 11. 1912), 11-13.
Alex, G. (Hg.) (1913), Adreßbuch der Stadt und des Kreises Glogau, Glogau: Verlag der Glogauer Druckerei G.m.b.H.
Beust, Fritz von (1881/1889), Schlüssel zum Bestimmen aller in der Schweiz wild wachsenden Blütenpflanzen, Zürich: Meyer & Zeller.
Bierbaum, Otto Julius (1910 [1909]), Die Yankeedoodlefahrt und andere Reisegeschichten. Neue Beiträge zur Kunst des Reisens, Siebente Auflage, München: Georg Müller.
Boetticher, G. (1904), Hermann Sudermann. Heimat. Schauspiel in vier Akten, Leipzig/Berlin: B.G. Teubner.
Böhme, Margarete (1905): Tagebuch einer Verlorenen. Von einer Toten, Berlin: Fontane.
Bolchert, H. (1903), Die Ruhe als Heilmittel, in: Die Schweizer-Familie. Illustriertes Wochenblatt X:29 (30. 5. 1903), 458-459.
Breseius et al. (1874), Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für evangelische Gemeinen. Mit Genehmigung Eines hohen Ministerii der geistlichen Angelegenheiten. Neunte Auflage nebst Anhang, Berlin: R. v. Decker's Verlag.
Bücher, Karl (1919 [1896]), Arbeit und Rhythmus, Fünfte, verbesserte Auflage, Leipzig: E. Reinicke.
Bulcke, Carl (1905), Aus dem Tagebuch der Susanne Övelgönne, Dresden: Reißner.
Bureau des Centralcomité der Schweizerischen Landes-Ausstellung (1884), Bericht über die Verwaltung der Schweizerischen Landesausstellung Zürich 1883, Zürich: Orell Füssli & Co.

- Colombat de l'Isère, Marc (1841), *Behandlung der Frauenkrankheiten: Mit Anmerkungen und Erläuterungen deutsch bearbeitet und bevorwortet von Siegmund Frankenberg*, Leipzig: Fest'sche Verlagsbuchhandlung.
- Dehn, Günther (1930 [1929]), *Proletarische Jugend. Lebensgestaltung und Gedankenwelt der großstädtischen Proletarierjugend*, Berlin: Furche-Verlag.
- Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers (1867), Köln: Agentur der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in Frankfurt a.M.
- Dilthey, Wilhelm (1924 [1894]), *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Gesammelte Schriften, Bd. V*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1924.
- Evangelische Kirchen-Sektion des Ministeriums des Innern (1836) (Hg.), *Christliches Gesangbuch zur Beförderung der öffentlichen und häuslichen Andacht für die evangelisch protestantische Kirche des Großherzogthums Baden. Nebst einer Sammlung christlicher Gebete*, Karlsruhe: Christian Theodor Groos.
- Ford, Henry (1923), *Mein Leben und Werk*, Leipzig: Paul List Verlag.
- Fox, Samuel (1841), *Beobachtungen über die mit dem Namen der Bleichsucht bezeichnete Störung der gesammten Gesundheit des Weibes: und Beweis, dass deren Ursache vom Geschlechte durchaus unabhängig ist. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Rudolph Hermann Gross*, Leipzig: Carl Heinrich Reclam.
- Freud, Sigmund (1999 [1907]), *Zwangshandlungen und Religionsübungen*, in: ders.: *Gesammelte Werke Bd. 7. Werke aus den Jahren 1906-1909*, Frankfurt a.M.: Fischer, 129-139.
- Furrer, Johann Ulrich (1998 [1848]). *Schweizerländli 1818. Das Tagebuch eines jungen Sternbergers*. Hg. von Judith und Peter Ganther-Argay, Stäfa: Rothenhäusler.
- Gotthelf, Jeremias (1846), *Uli, der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk*, Berlin: Julius Springer.
- Gottl von Ottlilienfeld, Friedrich (1925), *Fordismus? Von Frederick W. Taylor zu Henry Ford*, Jena: Verlag von Gustav Fischer.
- Gramsci, Antonio (1999 [1934]): *Zweiundzwanzigstes Heft (V). Amerikanismus und Fordismus*, in: ders.: *Gefängnishefte. Bd 9. Hefte 22 bis 29*. Hg. von Peter Jehle, Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, Hamburg: Argument, 2061-2101.
- Großmann, R. (1902): *Gefunden*, in: *Die Schweizer-Familie. Illustriertes Wochenblatt X: 5* (13. 12. 1902), 69-70.
- Hahn, August (1852): *Installationsreden 7. Gehalten in der evangelischen Pfarrkirche zu Bunzlau bei der Installation des P. secund. Hermann Meisner als Supernitendenten der 1. Bunzlauer Diözes am 1. Dezember 1847*, in: ders., *Predigten und Reden unter den Bewegungen in Kirche und Staat seit dem Jahre 1830*, Breslau: Ferdinand Hirt's Verlag, 107-112.

- Halbwachs, Maurice (1912): *La classe ouvrière et les niveaux de vie: recherches sur la hiérarchie des besoins dans les sociétés industrielles contemporaines*, Paris: Félix Alcan.
- Heinkelmann, Heinrich Friedrich August (1838), *Ueber die Bleichsucht. Inauguralabhandlung*, München: Johann Anton Giesser.
- Horaz (Quintus Horatius Flaccus) (2008), *Ars poetica. Die Dichtkunst; lateinisch/deutsch. Übers. und hg. von Eckart Schäfer*, Stuttgart: Reclam.
- Kayser, Th. (1888), *Des Horaz Ars poetica*, Stuttgart: o.V.
- Kessel, Martin (1927), *Betriebsamkeit. 4 Novellen aus Berlin*, Frankfurt a.M.: Iris.
- Keun, Irmgard (1979 [1931]), *Gilgi, eine von uns. Roman*, Düsseldorf: Claassen.
- Keun, Irmgard (1981 [1932]), *Das kunstseidene Mädchen. Roman. Mit Materialien*, Stuttgart: Klett.
- Key, Ellen (1900 [1899]), *Essays*, Berlin: S. Fischer.
- Kracauer, Siegfried (1989 [1930]), *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland. Mit einer Rezension von Walter Benjamin*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kühnemann, Fritz, B. Felisch und L.M. Goldberger (Hg.) (1896), *Berlin und seine Arbeit. Amtlicher Bericht der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Zugleich eine Darstellung des gegenwärtigen Standes unserer gewerblichen Entwicklung. Mit einem Plan der Ausstellung und 357 Abbildungen nach Original-Zeichnungen und nach photographischen Aufnahmen*, Berlin: D. Reimer.
- Leichter, Käthe (1926), *Eine Erhebung über die Lebensverhältnisse der Hausgehilfinnen*, in: *Arbeit und Wirtschaft IV*: 18, 737-740.
- Leipziger Volkszeitung (1906), Ausgabe Nr. 227 (1.10.1906), 10, <<http://digital.slub-dresden.de/werkansicht/df/167239/1/>> [letzter Zugriff: 20.3.2020].
- Levenstein, Adolf (1912), *Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebs und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter*, München: Verlag Ernst Reinhardt.
- Levinstein, Eduard (1877), *Die Morphiumsucht. Eine Monographie nach eigenen Beobachtungen*, Berlin: Verlag von August Hirschwald.
- List, Friedrich (1841), *Das Nationale System der politischen Ökonomie*, Stuttgart: Cotta.
- Lutz, Burkart und Friedrich Weltz (1966), *Der zwischenbetriebliche Arbeitsplatzwechsel. Zur Soziologie und Sozioökonomie der Berufsmobilität*, Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Man, Henrik de (1927), *Der Kampf um die Arbeitsfreude. Eine Untersuchung auf Grund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten*, Jena: Diederichs.
- Mann, Thomas (1982 [1924]), *Der Zauberberg. Roman*, Stuttgart et al.: Deutscher Bücherbund.

- Marx, Karl (1973 [1875]), Kritik des Gothaer Programms, MEW Bd. 19, Berlin: Dietz, 13-32.
- Meusel, Johann Georg (1811), Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert nebst Supplementen zur fünften Ausgabe desjenigen im achtzehnten, Dritter Band, Lemgo: Verlag der Meyerschen Buchhandlung.
- M. G. (1924): Zu meiner Zeit, in: Die Schweizer Familie 31: 11 (12. I. 1924), 174-175.
- Mußner, Karl (1918), Die weiblichen Hausdienstboten in München. Eine Untersuchung über Herkunft, Ausbildung, Dienstzeit und Stellenwechsel auf Grund einer privaten Erhebung vom März 1914, Borna/Leipzig: Robert Roske.
- N. N. (1832), Geistlicher Liederschatz. Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule u. Haus u. alle Lebensverhältnisse, Berlin: Samuel Eisner.
- N. N. (1860), Lemma »Kinderbewahranstalten (Warteschulen)«, in: Pierer's Universal-Lexikon Bd. 9, Altenburg: Verlagsbuchhandlung von H. A. Pierer, 488-489.
- N. N. (1876), »Die Königin von Abyssinien«, in: Die Gartenlaube 20, 337-340.
- N. N. (1893), Schweizerische Landesausstellung in Genf 1896, in: Schweizerische Bauzeitung XXII, 157-158.
- N. N. (1903), Der Konsument und der Zolltarif, in: Neue Zürcher Zeitung 12 (Morgenblatt vom 12. I. 1903), 1.
- Nopitsch, Christian Conrad (1806), Georg Andreas Will's Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon oder Beschreibung aller Nürnbergischen Gelehrten beyderley Geschlechts nach Ihrem Leben, Verdiensten und Schriften, zur Erweiterung der gelehrten Geschichtskunde und Verbesserung vieler darinnen vorgefallenen Fehler aus den besten Quellen in alphabetischer Ordnung fortgesetzt, Altdorf, unweit Nürnberg: Selbstverlag/Leipzig: P. J. Besson.
- Ostwald, Hans (1906), Rinnsteinsprache. Lexikon der Gauner-, Dirnen- und Landstreichersprache, Berlin: Harmonie.
- Pfister, Albert (o. J. [ca. 1883]), Bauten der Schweizerischen Landesausstellung Zürich 1883, Zürich: Hofer & Burger.
- Püschmann, Friedrich Anton (2015 [1848-1856]), Tagebuch. Geführt vom 1. Januar 1848 bis zum ..., in: John, Matthias (Hg.), Das Tagebuch des Buchdruckerlehrlings Friedrich Anton Püschmann während der Revolution von 1848/49 und der Restaurationsepoche von 1850 bis 1856, 3 Bde., Berlin: Trafo.
- Rödiger, Fritz (1872), Deutsche Gräber in der Fremde. 3. Der Organist von Trauen, in: Die Gartenlaube 16, 29-30.
- Roessler, Wilhelm (1957), Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter be-

- sonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart, Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Rudio, F. (1908), Dr. Fritz von Beust 1856-1908, in: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 91, 1-3.
- Rupprecht, Johann Friedrich (1805), Ludwig Roberts Wanderungen als Handwerksbursch im nördlichen Teutschlande. Zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für den Teutschen Handwerksstand in den Stunden der Erholung. Mit mancherlei Vorschlägen, Entwürfen, Vorbereitungen und Winken zu verschiedenen nöthigen Reformen im Handwerks und Zunftwesen, Halle: Verlag der N. Societäts-Buch- u. Kunsthandlung.
- S. Fischer-Verlag (o.D.), Anne Frank. Tagebuch, <<http://www.fischerverlage.de/buch/tagebuch/9783596152773>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Scholz, R. und P. Knötel, (o.J. [1892-1895]), Glogau. Ein Führer durch Stadt und Kreis, Glogau: Verlag von Carl Flemming, <<https://polona.pl/item/1987058/o/>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Schwechler, Karl (1903), Die Städtischen Hausdienstboten in Graz. Beiträge zur Dienstboten-Statistik, Graz: Verlagsbuchhandlung Styria.
- Schweizerischer Bundesrat (1881), Nachträglicher Bericht des Bundesrathes an die Bundesversammlung betreffend Einführung des gesetzlichen Erfindungsschuzes in der Schweiz (vom 20. Juni 1881), in: Bundesblatt III: 28, 443-450.
- Simmel, Georg (1908), Die Frau und die Mode, in: Das Magazin. Monatszeitschrift für Literatur, Musik, Kunst und Kultur 77: 5, 82-83.
- Smith, Adam (1776), Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, London: A. Strahan and T. Cadell.
- Sombart, Werner (1913), Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen, München: Duncker & Humblot.
- Sombart, Werner (1913a), Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der modernen Welt aus dem Geiste der Verschwendung, München/Leipzig: Duncker & Humblot.
- Sonntag, Ludwig (1903), Belustigungen der Jugend, in: Die Schweizer-Familie. Illustriertes Wochenblatt X: 28 (23. 5. 1903), 446.
- Stahl, V.H. (1923), Werktag, Schweizer Familie 31: 1 (17. 11. 1923), 42-43.
- Stillich, Oscar (1902), Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin, Berlin/Bern: Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften Dr. John Edelheim.
- Sudermann, Hermann (2016 [1893]), Heimat. Schauspiel in vier Akten, Berlin: Contumax.
- Tarde, Gabriel (1890), Les lois de l'imitation. Étude sociologique, Paris: Alcan.
- Tönnies, Ferdinand (1991 [1887]), Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- Turban, Karl (1935), *Lebenskampf. Die Selbstbiographie eines Arztes*, *Acta Davosiana* 3: 10, 1-53.
- Veblen, Thorstein (2005 [1899]), *The Theory of the Leisure Class. An Economic Study of Institutions*, Delhi: Aakar Books.
- »Waldschulmeister« im Emmental (1903), *Geld und Liebe. Ein Bild aus dem Volksleben*, in: *Die Schweizer-Familie. Illustriertes Wochenblatt* X: 8 (3. I. 1903), 114-116.
- »Waldschulmeister« im Emmental (1903a), *Geld und Liebe. Ein Bild aus dem Volksleben*, in: *Die Schweizer-Familie. Illustriertes Wochenblatt* X: 10 (17. I. 1903), 146-148.
- »Waldschulmeister« im Emmental (1903b), *Geld und Liebe. Ein Bild aus dem Volksleben*, in: *Die Schweizer-Familie. Illustriertes Wochenblatt* X: 11 (24. I. 1903), 162-164.
- Weber, Max (1980 [1921/22]), *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

3. Nachschlagewerke und Datenbanken

- ALLEKINOS.COM. *Filmtheatergeschichte in Deutschland, Österreich und der Schweiz* (o.D.), <<http://www.allekinos.com>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Biographien Dokumentation der Forschungsstelle Kulturimpuls. Biographien, Bilder, biographische Daten, Bibliographien zu Personen, die die Geschichte der Anthroposophie im 20. Jahrhundert geprägt haben, <<http://biographien.kulturimpuls.org/index.php>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Deutsche Biographie, inkl. Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) und Neue Deutsche Biographie (NDB), <<https://www.deutsche-biographie.de/home>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. *Quellenverzeichnis Leipzig 1971*, Online-Version, <<http://woerterbuchnetz.de/DWB/>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Duden – Das Herkunftswörterbuch. 4. Auflage (2020), Mannheim: Duden 2006.
- Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), <<http://www.hls-dhs-dss.ch>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Kaestner & von Urach's Genealogische Adelsdatenbank. *Personenlexikon des preußischen, sächsischen, bayerischen, württembergischen und österreichischen Adels*, <<http://www.stammreihen.de/index.php>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Leipzig-Lexikon. *Lexikon/Enzyklopädie zur Geschichte und Gegenwart der Stadt Leipzig*, <<http://www.leipzig-lexikon.de/index.htm>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].

- Leipziger Biographie. Datenbank mit Informationen zu Leipziger Persönlichkeiten, <<http://www.leipziger-biographie.de/lb.php>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Professorenkatalog der Philipps-Universität Marburg, <<http://www.uni-marburg.de/uniarchiv/pkat/>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, <<http://www.rdklabor.de/wiki/Hauptseite>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Wien Geschichte Wiki, https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Wien_Geschichte_Wiki [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Wikipedia (wo nicht anders vermerkt, handelt es sich um die deutschsprachige Version), <<https://de.wikipedia.org>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].

4. Literatur

- Abels, Heinz, Heinz-Hermann Krüger und Hartmut Rohrmann (1989), »Jugend im Erziehungsfeld«. Schüleraufsätze aus den fünfziger Jahren im Roeßler-Archiv, in: BIOS 1: 139-150.
- Abrams, Lynn (1997), Freizeit, Konsum und Identität deutscher und britischer Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg, in: Siegrist, Hannes, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka (Hg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a.M.: Campus, 267-281.
- Afheldt, Heik und Peter G. Rogge (1983), Geht uns die Arbeit aus? Vorausgedachtes von Ralf Dahrendorf, Georg H. Endress, Hans Mey und Heimfried Wolff, Frauenfeld, Stuttgart: Huber, Poller.
- Alkemeyer, Thomas (2017), Praktiken und Praxis. Zur Relationalität von Ordnungs- und Selbst-Bildung in Vollzügen, in: Göbel, Hanna Katharina und Gabriele Klein (Hg.), Performance und Praxis. Praxeologische Erkundungen in Tanz, Theater, Sport und Alltag, Bielefeld: Transcript, 141-165.
- Alkemeyer, Thomas, Gunilla Budde und Dagmar Freist (2013), Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung, Bielefeld: Transcript.
- Angehrn, Céline (2019), Arbeit am Beruf. Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert, Basel: Schwabe.
- Ankum, Katharina von (1994), Material Girls. Consumer Culture and the »New Woman« in Anita Loos' »Gentlemen Prefer Blondes« and Irmgard Keun's »Das kunstseidene Mädchen«, in: Colloquia Germanica 27: 2, 159-172.
- Appleby, Joyce (1976), Ideology and Theory. The Tension Between Political and Economic Liberalism in Seventeenth-Century England, in: The American Historical Review 81: 3, 499-515.

- Appleby, Joyce (1993), Consumption in early modern social thought, in: Brewer, John und Roy Porter (Hg.), Consumption and the world of goods, London: Routledge, 162-173.
- Arni, Caroline (2004), Entzweigungen. Die Krise der Ehe um 1900, Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Aschenbrenner, Hans (1997), Zeichner und Maler des Berliner Volkslebens. Theodor Hosemann (1807-1875), in: Berlinische Monatsschrift 9, 55-61, <<http://www.luise-berlin.de/bms/bmstxt97/9709pora.htm#seite55>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Auderset, Juri (2017), Agrarfrage und Industriekapitalismus. Reflexionen über eine marxistische Debatte, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 67: 3, 293-315.
- Auderset, Juri und Peter Moser (2016), Rausch & Ordnung. Eine illustrierte Geschichte der Alkoholfrage, der schweizerischen Alkoholpolitik und der Eidgenössischen Alkoholverwaltung (1887-2015), Bern: Eidgenössische Alkoholverwaltung.
- Bachem, Malte (2013), Beruf und Persönlichkeit. Zuordnungsroutinen der Berufsberatung in der Schweiz um 1920, in: Geschichte und Gesellschaft 39: 1, 69-85.
- Bachleitner, Norbert (1993), Der englische und französische Sozialroman des 19. Jahrhunderts und seine Rezeption in Deutschland, Amsterdam, Atlanta (Ga.): Rodopi.
- Balnave, Nikola und Greg Patmore (2011), The Politics of Consumption and Labour History, in: Labour History 100, 145-165.
- Banzhaf, H. Spencer (2000), Productive Nature and the Net Product: Quesnay's Economies Animal and Political, in: History of Political Economy 32: 3, 517-551.
- Bänziger, Peter-Paul (2009), Liebe tun. Arbeiten an einer Emotion am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Historische Anthropologie 17: 1, 1-16.
- Bänziger, Peter-Paul (2013), Fordistische Körper in der Geschichte des 20. Jahrhunderts – eine Skizze, in: Body Politics 1: 1, 11-40.
- Bänziger, Peter-Paul (2015), Jenseits der Bürgerlichkeit. Tagebuch schreiben in den Konsum- und Arbeitsgesellschaften des 20. Jahrhunderts, in: Steuer, Janosch und Rüdiger Graf (Hg.), Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, Göttingen: Wallstein, 187-207.
- Bänziger, Peter-Paul (2015a), Von der Arbeits- zur Konsumgesellschaft? Kritik eines Leitmotivs der deutschsprachigen Zeitgeschichtsschreibung, in: Zeithistorische Forschungen 12: 1, 11-38.
- Bänziger, Peter-Paul (2016), What Makes People Work. Producing Emotional Attachments to the Workplace in Post-World War II West-German Vocational Schools, in: Schmidt, Anne und Christoph Conrad (Hg.), Bodies and Affects in Market Societies, Tübingen: Mohr Siebeck, 41-57.

- Bänziger, Peter-Paul (2017), Materialism is a very comfortable thing, one can't say yes or no at once. Arbeit und Konsum als Leitvorstellungen in Tagebüchern um 1930 und 1960, in: Dietz, Bernhard und Jörg Neuheiser (Hg.), Wertewandel in Wirtschaft und Arbeitswelt? Arbeit, Leistung und Führung in den 1970er und 1980er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin: de Gruyter Oldenbourg, 55-72.
- Bänziger, Peter-Paul (2020), The co-production of labor markets and nation states, c. 1850-2000, in: Mense, Ursula, Thomas Welskopp und Anna Zaharieva (Hg.), In search of the global labor market, Leiden: Brill, forthcoming.
- Bänziger, Peter-Paul und Annika Wellmann (2011), Problemgeschichten. Zur Struktur und Genealogie massenmedialer Beratungskommunikation im späten zwanzigsten Jahrhundert, in: Psychotherapie & Sozialwissenschaft 13: 1, 99-117.
- Bänziger, Peter-Paul, Marcel Streng und Michael Suter (2017), Histories of Productivity. An Introduction, in: Bänziger, Peter-Paul und Mischa Suter (Hg.), Histories of Productivity. Genealogical Perspectives on the Body and Modern Economy, New York: Routledge, 1-19.
- Bänziger, Peter-Paul, Stefanie Duttweiler, Philipp Sarasin und Annika Wellmann (2010), Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen, Frankfurt a.M.: Edition Suhrkamp.
- Bärtschi, Hans-Peter (1983), Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau, Basel: Birkhäuser.
- Baur, Esther (2000), Das Ich im Text: »Wie immer ich war und seyn werde«. Lektüren eines Tagebuchs, in: Hettling, Manfred und Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 105-128.
- Bausinger, Hermann (2013), Ist der Ruf erst ruiniert ... Zur Karriere der Unterhaltung, in: Bareither, Christoph, Kaspar Maase und Mirjam Nast (Hg.), Unterhaltung und Vergnügung. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkulturforschung, Würzburg: Königshausen & Neumann, 37-47.
- Becker, Peter (2005), Dem Täter auf der Spur. Eine Geschichte der Kriminalistik, Darmstadt: Primus.
- Becker, Tobias (2014), Inszenierte Moderne. Populäres Theater in Berlin und London, 1880-1930, München: de Gruyter Oldenbourg.
- Becker, Tobias, Anna Littmann und Johanna Niedbalski (2011), Die tausend Freuden der Metropole. Vergnügungskultur um 1900, Bielefeld: Transcript.
- Behnken, Imbke und Pia Schmid (1996), Sozialisation in Frauentagebüchern. Diaristinnen im Generationenvergleich vom Kaiserreich bis zur Gegenwart, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 3, 267-285.
- Benninghaus, Christina (1999), Die anderen Jugendlichen. Arbeitermädchen in der Weimarer Republik, Frankfurt a.M.: Campus.

- Berghoff, Hartmut (2004), Die Zähmung des entfesselten Prometheus? Die Generierung von Vertrauenskapital und die Konstruktion des Marktes im Industrialisierungs- und Globalisierungsprozess, in: Berghoff, Hartmut und Jakob Vogel (Hg.), *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 143-168.
- Berghoff, Hartmut (2012), Consumption Politics and Politicized Consumption: Monarchy, Republic, and Dictatorship in Germany, 1900-1939, in: Berghoff, Hartmut und Uwe Spiekermann (Hg.), *Decoding Modern Consumer Societies*, New York: Palgrave Macmillan, 125-148.
- Berghoff, Hartmut und Jakob Vogel (2004), *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Berghoff, Hartmut und Uwe Spiekermann (2012), Taking Stock and Forging Ahead: The Past and Future of Consumption History, in: Berghoff, Hartmut und Uwe Spiekermann (Hg.), *Decoding Modern Consumer Societies*, New York: Palgrave Macmillan, 1-13.
- Berner, Esther (2018), Takt vs. Rhythmus: Die Erziehung des Körpers zwischen Technisierung und Technikkritik, in: *Body Politics* 6: 9, 123-146.
- Bernet, Brigitta (2016), Insourcing und Outsourcing. Anthropologien der modernen Arbeit, in: *Historische Anthropologie* 24: 2, 272-293.
- Bernet, Brigitta und Jakob Tanner (2015), *Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz*, Zürich: Limmat.
- Bernet, Brigitta und Jakob Tanner (2015a), *Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz*, in: Bernet, Brigitta und Jakob Tanner (Hg.) *Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz*, Zürich: Limmat, 7-38.
- Berridge, Virginia (2013), *Demons. Our changing attitudes to alcohol, tobacco, & drugs*, Oxford: Oxford University Press.
- Berrisch, Lisa (1984), Rationalisierung der Hausarbeit in der Zwischenkriegszeit, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 34, 385-397.
- Birken, Lawrence (1988), *Consuming Desire: Sexual Science and the Emergence of a Culture of Abundance 1871-1914*, Ithaca: Cornell University Press.
- Blaschke, Bernd (2013), Das nennen Sie Arbeit?! Produktivitätsdiskurse der Bohème vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, in: Colin, Nicole und Franziska Schößler (Hg.), *Das nennen Sie Arbeit? Der Produktivitätsdiskurs und seine Ausschlüsse*, Heidelberg: Synchron, 245-266.
- Blum, Iris (2015), Sales and Sensibility. Handelsreisende zwischen Provisionslogik und Persönlichkeitseinsatz (1930-1980), in: Bernet, Brigitta und Jakob Tanner (Hg.), *Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz*, Zürich: Limmat, 143-162.
- Bluma, Lars und Karsten Uhl (2012), *Kontrollierte Arbeit – disziplinierte*

- Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld: Transcript.
- Bochsler, Regula und Sabine Gisiger (1989), Dienen in der Fremde. Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich: Chronos.
- Bock, Gisela und Barbara Duden (1977), Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Berliner Dozentinnen Gruppe (Hg.), Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin: Courage, 118-199.
- Bollauf, Traude (2010), Dienstmädchen-Emigration. Die Flucht jüdischer Frauen aus Österreich und Deutschland nach England 1938/39, Wien: Lit.
- Borchmeyer, Dieter (1994), Weimarer Klassik. Portrait einer Epoche. 2. neu bearb. u. erw. Aufl., Weinheim: Beltz Athenäum.
- Boris, Eileen und Jennifer N. Fish (2015), Decent Work for Domestic: Feminist Organizing, Worker Empowerment and the ILO, in: Hoerder, Dirk, Elise van Nederveen Meerkerk und Silke Neunsinger (Hg.) Towards a global history of domestic and caregiving workers, Leiden, Boston: Brill, 530-552.
- Bösch, Frank (2012), Das Nahe so fern. Die Lebenswelt als Herausforderung der Zeitgeschichtsschreibung, in: Bösch, Frank und Martin Sabrow (Hg.), ZeitRäume. Potsdamer Almanach des Zentrums für Zeithistorische Forschung 2011, Göttingen: Wallstein, 73-88.
- Böth, Mareike (2018), Ich handele, also bin ich. Selbstzeugnisse praxeologisch lesen, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 69: 5/6, 253-270.
- Böttcher, Philipp und Claudia Stockinger (2016), Die Politik der Komödie als Politik des Journalismus. Gustav Freytags Zeitdrama *Die Journalisten* und die Geschichte seiner Kanonisierung, in: Hahn, Hans-Werner und Dirk Oschmann (Hg.), Gustav Freytag (1816-1895). Literat – Publizist – Historiker, Köln: Böhlau, 151-190.
- Braun, Rudolf (1965), Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert, Erlenbach/Zürich: Eugen Rentsch.
- Braun, Rudolf (1979), Industrialisierung und Volksleben. Veränderung der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Brockman, Warren G. (1991), Disciplining Consumption. The Debate about Luxury in Wilhelmine Germany, 1890-1914, in: Journal of Social History 24: 3, 485-5.
- Brückweh, Kerstin (2011), The voice of the citizen consumer. A history of market research, consumer movements, and the political public sphere, Oxford: Oxford University Press.

- Brückweh, Kerstin, Dirk Schumann, Richard F. Wetzell und Benjamin Ziemann (2012), *Engineering Society. The Role of the Human and Social Sciences in Modern Societies, 1880-1980*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Büchler, Hermann (1970), *Drei schweizerische Landesausstellungen. Zürich 1883 – Genf 1896 – Bern 1914*, Zürich: Juris.
- Buchner, Thomas (2008), *Arbeitsämter und Arbeitsmarkt in Deutschland, 1890-1935*, in: Steidl, Annemarie, Thomas Buchner, Werner Lausecker, Alexander Pinwinkler, Sigrid Wadauer und Hermann Zeitlhofer (Hg.), *Übergänge und Schnittmengen. Arbeit, Migration, Bevölkerung und Wissenschaftsgeschichte in Diskussion*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 133-158.
- Buchner, Thomas (2013), *Arbeitsmärkte ordnen oder konstruieren? Öffentliche Arbeitsnachweise in Deutschland (circa 1890 bis 1914)*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 100: 3, 292-310.
- Budde, Gunilla (1994), *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien, 1840-1914*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Budde, Gunilla (1997), *Des Haushalts »schönster Schmuck«. Die Hausfrau als Konsumexpertin des deutschen und englischen Bürgertums im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, in: Siegrist, Hannes, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka (Hg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt a.M.: Campus, 411-440.
- Budde, Gunilla (2011), *Das wechselvolle Kapital der Familie*, in: Budde, Gunilla (Hg.), *Kapitalismus. Historische Annäherungen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 97-115.
- Bundi, Madlaina (2005), *Erhalten und Gestalten. 100 Jahre Schweizer Heimatschutz*, Baden: hier + jetzt.
- Bürgin, Alfred und Thomas Maissen (1999), *Zum Begriff der politischen Ökonomie heute*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25: 2, 177-200.
- Burkhardt, Johannes (1974), *Das Verhaltensleitbild »Produktivität« und seine historisch-anthropologische Voraussetzung*, in: *Saeculum* 25, 277-289.
- Campbell, Colin (1987), *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism*, Oxford/New York: Basil Blackwell.
- Campbell, Joan (1978), *The German Werkbund. The Politics of Reform in the Applied Arts*, Princeton, N.J: Princeton University Press.
- Campbell, Joan (1989), *Joy in Work, German Work. The National Debate, 1800-1945*, Princeton: Princeton University Press.
- Canning, Kathleen (1996), *Languages of labor and gender. Female factory work in Germany, 1850-1914*, Ithaca: Cornell University Press.
- Caplan, Jane und John Torpey (2018), *Documenting Individual Identity. The Development of State Practices in the Modern World*, Princeton: Princeton University Press.

- Carter, Erica (2009), Frauen und die Öffentlichkeit des Konsums, in: Haupt, Heinz-Gerhard und Claudius Torp (Hg.), *Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990: Ein Handbuch*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 154-171.
- Christensen, Paul P. (1994), Fire, motion, and productivity: the proto-energetics of nature and economy in François Quesnay, in: Mirowski, Philip (Hg.), *Natural images in economic thought. »Markets read in tooth and claw«*, Cambridge: Cambridge University Press, 249-288.
- Cleve, Ingeborg (1997), Was können und sollen Konsumenten wollen? Die Formulierung moderner Leitbilder des Konsums als zentrales Problem des europäischen Ausstellungswesens im 19. Jahrhundert, in: Siegrist, Hannes, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka (Hg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt a.M.: Campus, 549-562.
- Coffin, Judith G. (1999), A »Standard« of Living? European Perspectives on Class and Consumption in the Early Twentieth Century, in: *International Labor and Working-Class History* 55, 6-26.
- Condrau, Flurin (2000), Lungenheilstalt und Patientenschicksal. Sozialgeschichte der Tuberkulose in Deutschland und England im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Conrad, Christoph (2013), Was macht eigentlich der Wohlfahrtsstaat? Internationale Perspektiven auf das 20. und 21. Jahrhundert, in: *Geschichte und Gesellschaft* 39, 555-592.
- Conrad, Christoph, Joachim Eibach, Brigitte Studer und Simon Teuscher (2014), Wohnen im historischen Wandel – eine Einladung zur Wiederentdeckung, in: Conrad, Christoph, Joachim Eibach, Brigitte Studer und Simon Teuscher (Hg.), *Wohnen und die Ökonomie des Raums. L’habitat et l’économie de l’espace*, Zürich: Chronos, 7-16.
- Conrad, Sebastian, Elisio Macamo und Bénédicte Zimmermann (2000), Die Kodifizierung der Arbeit: Individuum, Gesellschaft, Nation, in: Kocka, Jürgen und Claus Offe (Hg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 449-475.
- Conze, Werner (1972), Arbeit, in: Brunner, Otto, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 1, Stuttgart: Klett-Cotta, 154-182.
- Cottier, Maurice (2019), *Fatale Gewalt. Ehre, Subjekt und Kriminalität am Übergang zur Moderne. Das Beispiel Bern, 1868-1941*. 2., durchgesehene Auflage, Konstanz/München: UVK.
- Cramer, K. (1972), Erlebnis, Erleben, in: Ritter, Joachim (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 2 (D-F), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Sp. 701-711.
- Cross, Gary (1993), *Time and money. The making of consumer culture*, London/New York: Routledge.

- Cross, Gary (1993a), Time, Money, and Labor History's Encounter with Consumer Culture, in: *International Labor and Working-Class History* 43, 2-17.
- Cross, Gary (2001), Work Time, in: Stearns, Peter N. (Hg.), *Encyclopedia of European Social History from 1350 to 2000*. Vol. 4, New York: Charles Scribner's Sons, 501-511.
- Crossick, Geoffrey und Heinz-Gerhard Haupt (2016), *Shopkeepers and master artisans in nineteenth-century Europe*, New York: Routledge.
- De Vries, Jan (1994), The Industrial Revolution and the Industrious Revolution, in: *The Journal of Economic History* 54, 249-270.
- De Vries, Jan (2008), *The industrious revolution. Consumer Behavior and the Household Economy, 1650 to the Present*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Dejung, Christof (2013), *Die Fäden des globalen Marktes. Eine Sozial- und Kulturgeschichte des Welthandels am Beispiel der Handelsfirma Gebrüder Volkart 1851-1999*, Köln: Böhlau.
- Dejung, Christof, Monika Dommann und Daniel Speich Chassé (2011), Wissen und Wirtschaften, in: *WerkstattGeschichte* 58, 3-7.
- Dejung, Christof, Monika Dommann und Daniel Speich Chassé (2014), *Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Derix, Simone (2016), *Die Thyssens. Familie und Vermögen*, Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Dietze, Gabriele und Dorothea Dornhof (2014), *Metropolenzauber. Sexuelle Moderne und urbaner Wahn*, Wien: Böhlau.
- Dipper, Christof (2014), Max Weber, Ernst Troeltsch und die »Entdeckung der Moderne«, in: Mares, Detlev und Dieter Schott (Hg.), *Das Jahr 1913. Aufbrüche und Krisenwahrnehmungen am Vorabend des Ersten Weltkriegs*, Bielefeld: Transcript, 95-117.
- Ditt, Karl (2011), *Zweite Industrialisierung und Konsum. Energieversorgung, Haushaltstechnik und Massenkultur am Beispiel nordenglischer und westfälischer Städte 1880-1939*, Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Diziol, Sebastian (2015), »Deutsche, werdet Mitglieder des Vaterlandes!« *Der Deutsche Flottenverein 1898-1934*, Kiel: Solivagus Praeteritum.
- Doering-Manteuffel, Anselm und Lutz Raphael (2012), *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*. 3., ergänzte Auflage, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Doering-Manteuffel, Anselm (2019), *Konturen von Ordnung. Ideengeschichtliche Zugänge zum 20. Jahrhundert*. Hg. von Angster, Julia, Eckart Conze, Fernando Esposito und Silke Mende, Berlin: de Gruyter Oldenbourg.
- Dommann, Monika (2014), *Autoren und Apparate. Die Geschichte des Copyrights im Medienwandel*, Frankfurt a.M.: S. Fischer.

- Donzelot, Jacques (1984), *L'invention du social. Essai sur le déclin des passions politiques*, Paris: Fayard.
- Dürr, Renate (1997), »Der Dienstbote ist kein Tagelöhner ...«. Zum Gesinderecht (16. bis 19. Jahrhundert), in: Gerhard, Ute (Hg.), *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, München: C.H. Beck, 115-139.
- Duttweiler, Stefanie (2015), Glück durch dich selbst. Subjektivierungsformen in der Ratgeberliteratur der 1920-1940er Jahre, in: Kleiner, Stephanie und Robert Suter (Hg.), *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur 1900-1940*, Berlin: Neofelis, 41-60.
- Ebert, Anne-Katrin (2010), *Radelnde Nationen. Die Geschichte des Fahrrads in Deutschland und den Niederlanden bis 1940*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Eder, Franz X. (2009), *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. 2., erweiterte Auflage, München: C.H. Beck.
- Egli, Nanina (2014), »Heimelige Häuslichkeit« auf dem »öden Bergschloss«. Bürgerliches Wohnen in einem feudalen Habitat, 1865-1877, in: Conrad, Christoph, Joachim Eibach, Brigitte Studer und Simon Teuscher (Hg.), *Wohnen und die Ökonomie des Raums. L'habitat et l'économie de l'espace*, Zürich: Chronos, 205-220.
- Ehmer, Josef (1994), *Soziale Traditionen in Zeiten des Wandels. Arbeiter und Handwerker im 19. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. et. al.: Campus.
- Ehmer, Josef (2005), *Urbanisation, Migration and Urban Labour Markets in Germany and Austria in the Nineteenth Century*, in: Sonnino, Eugenio (Hg.), *Living in the city (14th-20th centuries)*. Proceedings of the International Conference held by International Commission for Historical Demography (Icld) – Commission internationale de démographie historique (Cidh), Rome, September 27-29, 1999, Roma: Casa editrice Università degli studi di Roma La Sapienza, 97-114.
- Ehmer, Josef (2012), *Arbeit im Wandel. Überlegungen zur Geschichte und Geschichtsschreibung*, in: Kubicek, Bettina, Marlene Miglbauer, Johanna Muckenhuber und Claudia Schwar (Hg.), *Arbeitswelten im Wandel. Interdisziplinäre Perspektiven der Arbeitsforschung*, Wien: Facultas Universitätsverlag, 19-44.
- Ehmer, Josef (2013), *Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1800-2000*. 2., um einen Nachtrag erw. Aufl., München: Oldenbourg.
- Eibach, Joachim (2015), *Das Haus in der Moderne*, in: Eibach, Joachim und Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*, Berlin: de Gruyter Oldenbourg, 19-37.
- Eibach, Joachim und Inken Schmidt-Voges (2015), *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*, Berlin: de Gruyter Oldenbourg.
- Eiden-Offe, Patrick (2017), *Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats*, Berlin: Matthes & Seitz.

- Eifert, Christiane (2011), Geld, Nerven und Psyche. Neue Krankheitsbilder in den aufkommenden Konsumgesellschaften, 1880-1930, in: *L'Homme* 22: 2, 29-63.
- Eitler, Pascal und Jens Elberfeld (2015), Von der Gesellschaftsgeschichte zur Zeitgeschichte des Selbst – und zurück, in: Eitler, Pascal und Jens Elberfeld (Hg.), *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung*, Bielefeld: Transcript, 7-30.
- Eitler, Pascal und Joseph Ben Prestel (2016), *Body Polis – Körpergeschichte und Stadtgeschichte*, in: *Body Politics* 4: 7, 5-20.
- Elberfeld, Jens und Marcus Otto (2009), Einleitung, in: Elberfeld, Jens und Marcus Otto (Hg.), *Das schöne Selbst. Zur Genealogie des modernen Subjekts zwischen Ethik und Ästhetik*, Bielefeld: Transcript, 7-30.
- Elliott, Bruce S., David A. Gerber und Suzanne Sinke (2006), *Letters across borders. The epistolary practices of international migrants*, New York: Palgrave Macmillan.
- Elspass, Stephan (2005), *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*, Tübingen: Max Niemeyer.
- Engel, Alexander (2009), *Farben der Globalisierung. Die Entstehung moderner Märkte für Farbstoffe 1500-1900*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Engel, Alexander (2014), Spiel, in: Dejung, Christof, Monika Dommann und Daniel Speich Chassé (Hg.), *Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen*, Tübingen: Mohr Siebeck, 263-285.
- Engel, Alexander (2016), »Ist nämlich der ganze Spekulationsverkehr erst einmal in einen krankhaft erregten Zustand hineingeraten ...« Pathologien der Börse im späten 19. Jahrhundert, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 57: 2, 333-365.
- Epple, Angelika (2010), *Das Unternehmen Stollwerck. Eine Mikrogeschichte der Globalisierung*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Etzemüller, Thomas (2012), *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Evans, Sandra und Schamma Schahadat (2012), Einleitung: Nachbarschaft in Theorie und Praxis, in: Evans, Sandra und Schamma Schahadat (Hg.), *Nachbarschaft, Räume, Emotionen. Interdisziplinäre Beiträge zu einer sozialen Lebensform*, Bielefeld: Transcript, 7-27.
- Ewald, François (1993), *Der Vorsorgestaat. Aus dem Franz. von Wolfram Bayer und Hermann Kocyba. Mit einem Essay von Ulrich Beck*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Falk, Sabine (1986), *Aufbruch und Stagnation. Zum Frauenbild der 20er und 30er Jahre und seiner literarischen Bearbeitung durch Irmgard Keun*, in: *Frauenalltag – Frauenforschung. Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*, Freiburg, 22.-25. Mai 1986. Hg. von der Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung, Freiburg et al.: Peter Lang, 165-170.

- Färber, Alexa (1997), Vergnügen versus Freude? Die Suche nach einer gemeinsamen Festkultur, in: Lindner, Rolf (Hg.) »Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land«. Die Settlementbewegung in Berlin zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik, Berlin: Akademie, 129-147.
- Favre, Jean Hervé (o.D.), Théodore Frey, in: ders., Généalogie de Jean Hervé FAVRE, <<http://gw.geneanet.org/favrejhas?lang=fr&p=theodore&n=frey>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Feitknecht, Albert (1999), Geschichte der Entstehung unserer Kirchgemeinde, <<https://web.archive.org/web/20041107032220/http://www.solideogloria.ch/bellinzona/100jahre.htm>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Ferrière, Mathilde und Faustine Ferrière (2000), Bernhard Conrad Frey, in: Ferrière, Mathilde und Faustine Ferrière: Ancendances Ferrière Siben, <http://www.ferriere.net/SCHOEN_BOURCART/fiche0092BCF_AMJ.htm> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Ferrière, Mathilde und Faustine Ferrière (2000a), Théodore Frey et Cécile Bourcart, in: Ferrière, Mathilde und Faustine Ferrière: Ancendances Ferrière Siben, <http://www.ferriere.net/SCHOEN_BOURCART/fiche0046TF_CB.htm#04> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Fischer, Ilse (2007), Autobiographische Quellen zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung III, 143-150.
- Fischer, Wolfram (1962), Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden 1800-1850. Erster Band. Die staatliche Gewerbepolitik, Berlin: Duncker & Humblot.
- Fischer, Wolfram (1972), Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Föllmer, Moritz (2005), Das Appartement, in: Geisthövel, Alexa und Habbo Knoch (Hg.), Orte der Moderne: Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M., New York: Campus, 325-334.
- Föllmer, Moritz (2013), Individuality and Modernity in Berlin. Self and Society from Weimar to the Wall, Cambridge: Cambridge University Press.
- Föllmer, Moritz und Rüdiger Graf (2005), Die »Krise« der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Förster, Birte (2011), Der Königin Luise-Mythos. Mediengeschichte des »Idealbilds deutscher Weiblichkeit«, 1860-1960, Göttingen: V & R Unipress.
- Frank, Alison F. (2012), The Air Cure Town: Commodifying Mountain Air in Alpine Central Europe, in: Central European History 45: 2, 185-207.
- Franz, Albrecht (2014), Kooperation statt Klassenkampf? Zur Bedeutung kooperativer wirtschaftlicher Leitbilder für die Arbeitszeitsenkung in Kaiserreich und Bundesrepublik, Stuttgart: Franz Steiner.

- Frevert, Ute (1991), *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München: C.H. Beck.
- Frevert, Ute (2010), *Gefühlvolle Männlichkeiten. Eine historische Skizze*, in: Borutta, Manuel und Nina Verheyen (Hg.), *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne*, Bielefeld: Transcript, 305-330.
- Frevert, Ute (2010a), *Trust as Work*, in: Kocka, Jürgen (Hg.), *Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective*, New York/Oxford: Berghahn, 93-108.
- Frevert, Ute (2011), *Gefühle und Kapitalismus*, in: Budde, Gunilla (Hg.), *Kapitalismus. Historische Annäherungen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 50-72.
- Frevert, Ute (2013), *Vertrauensfragen. Eine Obsession der Moderne*, München: C.H. Beck.
- Freydank, Ruth (1998), *Hier wurde Nante geboren. Geschichte des Königsstädtischen Theaters*, in: *Berlinische Monatsschrift* 10, 4-15.
- Fritzsche, Peter (2011), *The Turbulent World of Franz Göll. An Ordinary Berliner Writes the Twentieth Century*, Cambridge/MA: Harvard University Press.
- Fuchs, Peter (2004), *Die magische Welt der Beratung*, in: Schützeichel, Rainer und Thomas Brüsemeister (Hg.), *Die beratene Gesellschaft. Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Beratung*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 239-257.
- Fuchs, Peter und Enrico Mahler (2000), *Form und Funktion von Beratung*, in: *Soziale Systeme* 6: 2, 349-368.
- Führer, Karl Christian (2014), *Rezension zu: Sperber, Jonathan: Karl Marx. Sein Leben und sein Jahrhundert*, München 2013, in: *H-Soz-Kult*, 10.06.2014, <<http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-21445>> [letzter Zugriff: 20.3.2020].
- Gabaccia, Donna R. (1994), *From the other side. Women, gender, and immigrant life in the U.S., 1820-1990*, Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press.
- Gafner, Lina (2016), *Schreibarbeit. Die alltägliche Wissenspraxis eines Bieler Arztes im 19. Jahrhundert*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Gall, Lothar (1987), *»... ich wünschte ein Bürger zu sein«*. Zum Selbstverständnis des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert, in: *Historische Zeitschrift* 245: 3, 601-623.
- Gall, Lothar (1989), *Bürgertum in Deutschland*, Berlin: Siedler.
- Gamper, Michael (2007), *Masse lesen, Masse schreiben. Eine Diskurs und Imaginationsgeschichte der Menschenmenge 1765-1930*, Paderborn: Fink.
- Gamper, Michael (2016), *Der große Mann. Geschichte eines politischen Phantasmas*, Göttingen: Wallstein.
- Geisthövel, Alexa (2005), *Promenadenmischungen. Raum und Kommunikation in Hydropolen, 1830-1880*, in: Geppert, Alexander C.T., Uffa Jensen

- und Jörn Weinhold (Hg.), Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld: Transcript, 203-229.
- Geisthövel, Alexa (2014), Lebenssteigerung. Selbstverhältnisse im Pop, in: Geisthövel, Alexa und Bodo Mrozek (Hg.), Popgeschichte. Bd. 1: Konzepte und Methoden, Bielefeld: Transcript, 177-199.
- Gelhard, Andreas (2011), Kritik der Kompetenz, Zürich: Diaphanes.
- Geppert, Alexander C.T. (2007), Weltstadt für einen Sommer: Die Berliner Gewerbeausstellung 1896 im europäischen Kontext, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 103: 1, 434-448.
- Geppert, Alexander C.T., Uffa Jensen und Jörn Weinhold (2005), Verräumlichung. Kommunikative Praktiken in historischer Perspektive, 1840-1930, in: Geppert, Alexander C.T., Uffa Jensen und Jörn Weinhold (Hg.), Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld: Transcript, 15-49.
- Gerhalter, Li (2010), Geschichten und Voraussetzungen. Die Bestände der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien, in: Unsere Heimat 81: 1, 27-41.
- Gerhalter, Li (2010a), Zwei Quellenfunde. k/ein Archiv. Die Tagebuchsammlung des Wiener Forschungsteams von Charlotte Bühler, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 10: 2, 53-72.
- Gerhalter, Li (2012), Bestandesverzeichnis der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien. Unter der Mitarbeit von Brigitte Semanek, Wien: Sammlung Frauennachlässe.
- Gerhalter, Li (2013), Materialitäten des Diaristischen. Erscheinungsformen von Tagebüchern von Mädchen und Frauen im 20. Jahrhundert, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 24: 2, 53-71.
- Gerhalter, Li (2015), »Einmal ein ganz ordentliches Tagebuch«? Formen, Inhalte und Materialitäten diaristischer Aufzeichnungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Steuer, Janosch und Rüdiger Graf (Hg.), Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, Göttingen: Wallstein, 63-84.
- Gerhalter, Li (2017), Tagebücher als Quellen. Diaristische Aufzeichnungen als Forschungs- und Sammlungsgegenstände in den Sozialwissenschaften bis in die 1930er-Jahre und in den Geschichtswissenschaften ab den 1980er-Jahren, Dissertation, Universität Wien.
- Gerhalter, Li (2019), »Es war eine Spitzenleistung. Und die anderen gaben auch ihr Bestes.« Kunstgenuss in diaristischen Aufzeichnungen und Theaterbüchern seit dem späten 19. Jahrhundert, in: Adamski, Theresa, Doreen Blake, Veronika Duma, Veronika Helfert, Michaela Neuwirth, Tim Rütten und Waltraud Schütz (Hg.), Geschlechtergeschichten vom Genuss. Zum 60. Geburtstag von Gabriella Hauch, Wien: Mandelbaum, 90-103.

- Gerhalter, Li (2020), Selbstzeugnisse sammeln. Eigensinnige Logiken und vielschichtige Interessenslagen, in: Dallinger, Petra-Maria und Georg Hofer (Hg.), Logiken der Sammlung. Das Archiv zwischen Strategie und Eigendynamik, Berlin/Boston: de Gruyter, 151-169.
- Gerhalter, Li und Christa Hämmerle (2015), Krieg – Politik – Schreiben: Tagebücher von Frauen (1918-1950), Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Gerlach, Hans-Martin (1990), Lebensphilosophie, in: Sandkühler, Hans Jörg (Hg.), Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Napoli und mit Arnim Regenbogen und Chup Friemert, Werner Goldschmidt, Lars Lambrecht, Thomas Mies, Detlev Pätzold, Heinz Wagner. Bd. 3 (L-Q), Hamburg: Felix Meiner, 11-14.
- Geulen, Christian (2000), »Center Parcs«. Zur bürgerlichen Einrichtung natürlicher Räume im 19. Jahrhundert, in: Hettling, Manfred und Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 257-282.
- Gilomen, Hans-Jörg, Sébastien Guex und Brigitte Studer (2002), Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung. Umbrüche und Kontinuitäten vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Zürich: Chronos.
- Gleixner, Ulrike (2005), Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Goltermann, Svenja (1998), Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860-1890, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Goltermann, Svenja (2000), Figuren der Freiheit, in: Hettling, Manfred und Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 149-168.
- Graber, Rolf (2017), Demokratie und Revolten. Die Entstehung der direkten Demokratie in der Schweiz, Zürich: Chronos.
- Graeber, David (2011), »Consumption«, in: Current Anthropology 52: 4, 489-511.
- Graf, Andreas und Susanne Pellatz-Graf (2008), Periodische Publikationsformen, in: Brunken, Otto, Bettina Hurrelmann, Maria Michels-Kohlhage und Gisela Wilkending (Hg.) Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. Von 1850 bis 1900, Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Sp. 879-973.
- Graus, František (1975), Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter, Köln/Wien: Böhlau.
- Gries, Rainer (2006), Produkte & Politik. Zur Kultur- und Politikgeschichte der Produktkommunikation, Wien: Wiener Universitätsverlag.
- Gries, Rainer (2009), Generation und Konsumgesellschaft, in: Haupt, Heinz-Gerhard und Claudius Torp (Hg.), Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990: Ein Handbuch, Frankfurt a.M./New York: Campus, 190-204.

- Groebner, Valentin (1995), Außer Haus. Otto Brunner und die »alteuropäische Ökonomik«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 46, 69-80.
- Groebner, Valentin (2008), *Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen*, München: C.H. Beck.
- Groebner, Valentin (2012), Porträt, Passbild, Werbeplakat, in: *Merkur* 66, 498-509.
- Großbölting, Thomas (2008), »Im Reich der Arbeit«: Die Repräsentation gesellschaftlicher Ordnung in den deutschen Industrie- und Gewerbeausstellungen 1790-1914, München: Oldenbourg.
- Gruner, Erich und Hans-Rudolf Wiedmer (1987), *Demographische, wirtschaftliche und soziale Basis und Arbeitsbedingungen. Bd. I von Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880-1914. Soziale Lage, Organisation und Kämpfe von Arbeitern und Unternehmern, politische Organisation und Sozialpolitik*, Zürich: Chronos.
- Gugerli, David und Daniel Speich Chassé (1999), Der Hirtenknabe, der General und die Karte. Nationale Repräsentationsräume in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, in: *WerkstattGeschichte* 23, 61-81.
- Habermas, Rebekka (2000), *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850)*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Habermas, Rebekka (2000a), *Rituale des Gefühls. Die Frömmigkeit des protestantischen Bürgertums*, in: Hettling, Manfred und Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), *Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 169-191.
- Hackler, Ruben und Katherina Kinzel (2016), *Paradigmatische Fälle. Konstruktion, Narration und Verallgemeinerung von Fall-Wissen in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, Basel: Schwabe.
- Hagedstedt, Lutz (2014), *Der richtige Ort für systematische Überlegungen. Philippe Lejeune und die Tagebuchforschung*, in: Philippe Lejeune, »Liebes Tagebuch«. *Zur Theorie und Praxis des Journals*. Aus dem Französischen von Jens Hagedstedt, München: belleville, VII-XXXII.
- Hahn, Alois (1982), *Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematisierung und Zivilisationsprozess*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34, 408-434.
- Hahn, Alois (1987), *Identität und Selbstthematisierung*, in: Hahn, Alois und Volker Kapp (Hg.), *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 9-24.
- Hahn, Alois (2000), *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hahn, Alois und Volker Kapp (1987), *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Haller, Lea (2019), *Transithandel. Geld- und Warenströme im globalen Kapitalismus*, Berlin: Suhrkamp.

- Hämmerle, Christa und Li Gerhalter (2015), *Tagebuch – Geschlecht – Genre im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Gerhalter, Li und Christa Hämmerle (Hg.), *Krieg – Politik – Schreiben: Tagebücher von Frauen (1918-1950)*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 7-31.
- Hardach-Pinke, Irene (2000), *Bleichsucht und Blütenträume. Junge Mädchen 1750-1850*, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Hartmann, Heinrich (2010), *Organisation und Geschäft. Unternehmensorganisation in Frankreich und Deutschland 1890-1914*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hartmann, Heinrich (2011), *Der Volkskörper bei der Musterung. Militärstatistik und Demographie in Europa vor dem Ersten Weltkrieg*, Göttingen: Wallstein.
- Haumann, Heiko (2012), *Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung*, Wien: Böhlau.
- Haupt, Heinz-Gerhard und Geoffrey Crossick (1998), *Die Kleinbürger. Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts*, München: C.H. Beck.
- Haupt, Heinz-Gerhard und Paul Nolte (2008), *Markt. Konsum und Kommerz*, in: Mauch, Christof und Kiran Klaus Patel (Hg.), *Wettlauf um die Moderne. Die USA und Deutschland 1890 bis heute*, München: Pantheon, 187-223.
- Hausen, Karin (1976), *Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«: eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, in: Conze, Werner (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: neue Forschungen*, Stuttgart: Klett, 363-393.
- Hausen, Karin (1988), *»... eine Ulme für das schwache Efeu«. Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum. Ideale und Wirklichkeiten im späten 18. Jahrhundert und 19. Jahrhundert*, in: Frevert, Ute (Hg.), *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 85-117.
- Helbich, Wolfgang, Walter D. Kamphoefner und Ulrike Sommer (1988), *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830-1930*, München: C.H. Beck.
- Henkes, Barbara (1998), *Heimat in Holland. Deutsche Dienstmädchen 1920-1950*, Straelen: Straelener Manuskripte.
- Hentschel, Volker (1984), *Produktion, Produktivität*, in: Brunner, Otto et al. (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 5*, Stuttgart: Klett-Cotta, 1-26.
- Herbert, Ulrich (2007), *Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century*, in: *Journal of Modern European History* 5: 1, 5-21.
- Herbert, Ulrich (2014), *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck.
- Hettling, Manfred (1998), *Die Schweiz als Erlebnis*, in: Altermatt, Urs, Catherine Bosshart-Pfluger und Albert Tanner (Hg.), *Die Konstruktion*

- einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18.-20. Jahrhundert, Zürich: Chronos, 19-31.
- Hettling, Manfred (1999), Politische Bürgerlichkeit. Der Bürger zwischen Individualität und Vergesellschaftung in Deutschland und der Schweiz von 1860 bis 1918, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hettling, Manfred und Bernd Ulrich (2005), Bürgertum nach 1945, Hamburg: Hamburger Edition.
- Hettling, Manfred und Stefan-Ludwig Hoffmann (2000), Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hettling, Manfred und Stefan-Ludwig Hoffmann (2000a), Zur Historisierung bürgerlicher Werte. Einleitung, in: Hettling, Manfred und Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 7-21.
- Hirsch, Jean-Pierre (1991), Les deux rêves du commerce. Entreprise et institution dans la région lilloise (1780-1860), Paris: École des Hautes Études en Sciences Sociales.
- Hoerder, Dirk, Elise van Nederveen Meerkerk und Silke Neunsinger (2015), Towards a global history of domestic and caregiving workers, Leiden/Boston: Brill.
- Hohendahl, Peter Uwe (2008), Heinrich Heine. Europäischer Schriftsteller und Intellektueller, Berlin: Erich Schmidt.
- Hopf-Droste, Marie-Luise (1981), Das bäuerliche Tagebuch. Fest und Alltag aus einem Artländer Bauernhof, 1873-1919, Leer: Schuster.
- Hopf-Droste, Marie-Luise (1982), Vorbilder, Formen und Funktionen ländlicher Anschreibebücher, in: Ottenjann, Helmut und Günter Wiegelmann (Hg.), Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa, Münster: F. Copenrath, 61-84.
- Horn, Eva (2002), Test und Theater. Zur Anthropologie der Eignung im 20. Jahrhundert, in: Bröckling, Ulrich und Eva Horn (Hg.), Anthropologie der Arbeit, Tübingen: Gunter Narr, 109-125.
- Illouz, Eva (2003), Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Isler, Simona (2019), Politiken der Arbeit. Perspektiven der Frauenbewegung um 1900, Basel: Schwabe.
- Jäger, Jens (2006), Verfolgung durch Verwaltung. Internationales Verbrechen und internationale Polizeikooperation, 1880-1933, Konstanz: UVK.
- James, Harold (2006), Family Capitalism. Wendels, Haniels, Falcks, and the Continental European Model, Cambridge, Mass: Belknap Press of Harvard University Press.
- Janz, Oliver (1994), Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preussen 1850-1914, Berlin: Walter de Gruyter.

- Jelavich, Peter (2000), »Darf ich mich hier amüsieren?« Bürgertum und früher Film, in: Hettling, Manfred und Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), *Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 283-303.
- Jungeburth, Tanja (2014), *Stollwerck 1839-1932. Unternehmerfamilie und Familienunternehmen*, Stuttgart: Steiner.
- Kaminski, Andreas (2011), Prüfungen um 1900. Zur Genese einer Subjektivierungsform, in: *Historische Anthropologie* 19: 3: 331-353.
- Kaschuba, Wolfgang (1990), *Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten im 19. und 20. Jahrhundert*, München: Oldenbourg.
- Kaschuba, Wolfgang (1991), *Die Fußreise – Von der Arbeitswanderung zur bürgerlichen Bildungsbewegung*, in: Bausinger, Hermann, Klaus Beyrer und Gottfried Korff (Hg.), *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München: C.H. Beck, 165-173.
- Keiser, Thorsten (2013), *Vertragszwang und Vertragsfreiheit im Recht der Arbeit von der Frühen Neuzeit bis in die Moderne*, Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Kessel, Martina (2000), »Der Ehrgeiz setzte mir heute wieder zu ...« Geduld und Ungeduld im 19. Jahrhundert, in: Hettling, Manfred und Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), *Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 129-148.
- Kift, Dagmar (1992), *Kirmes – Kneipe – Kino. Arbeiterkultur im Ruhrgebiet zwischen Kommerz und Kontrolle (1850-1914)*, Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- King, Helen (2004), *The Disease of Virgins. Green Sickness, Chlorosis, and the Problems of Puberty*, New York: Psychology Press.
- Kirk, Neville (2012), *Taking Stock: Labor History during the Past Fifty Years*, in: *International Labor and Working-Class History* 82, 156-173.
- Kleiner, Stephanie und Robert Suter (2015), *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur 1900-1940*, Berlin: Neofelis.
- Kocka, Jürgen (1981), *Die Angestellten in der deutschen Geschichte, 1850-1980. Vom Privatbeamten zum angestellten Arbeitnehmer*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kocka, Jürgen (1988), *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Unter Mitarbeit von Ute Frevert*. 3 Bde., München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Kocka, Jürgen (1999), *Industrial Culture and Bourgeois Society. Business, Labor, and Bureaucracy in Modern Germany*, New York/Oxford: Berghahn.
- Kocka, Jürgen (1999a), *Family and Bureaucracy in German Industrial Management, 1850-1914. Siemens in Comparative Perspective*, in: *Industrial Culture and Bourgeois Society. Business, Labor, and Bureaucracy in Modern Germany*, New York/Oxford: Berghahn, 27-50.

- Kocka, Jürgen (1999b), The Entrepreneur, the Family, and Capitalism. Examples from the Early Phase of German Industrialization, in: *Industrial Culture and Bourgeois Society. Business, Labor, and Bureaucracy in Modern Germany*, New York/Oxford: Berghahn, 103-138.
- Kocka, Jürgen (1999c), The Middle Classes in Europe, in: *Industrial Culture and Bourgeois Society. Business, Labor, and Bureaucracy in Modern Germany*, New York/Oxford: Berghahn, 231-254.
- Kocka, Jürgen (2001), Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kocka, Jürgen (2010), Mehr Last als Lust. Arbeit und Arbeitsgesellschaft in der europäischen Geschichte, in: *zeitgeschichte-online* Januar 2010: <http://www.zeitgeschichte-online.de/zol-arbeitsgesellschaft-2010> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Kocka, Jürgen (2010a), Work as a Problem in European History, in: Kocka, Jürgen (Hg.), *Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective*, New York/Oxford: Berghahn, 1-15.
- Kocka, Jürgen (2015), Arbeiterleben und Arbeiterkultur. Die Entstehung einer sozialen Klasse. Unter Mitarbeit von Jürgen Schmidt, Bonn: J. H. W. Dietz Nachf.
- Kocka, Jürgen und Jürgen Schmidt (2017), Labor History, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43: 2, 181-196.
- Kocka, Jürgen und Marcel van der Linden (2016), *Capitalism. The reemergence of a historical concept*, New York: Bloomsbury Academic.
- Koller, Christian (2009), Streikkultur. Performanzen und Diskurse des Arbeitskampfes im schweizerisch-österreichischen Vergleich (1860-1950), Münster: LIT.
- Kölling, Bernd (1997), Das zweite Brot. Die Einführung von Wickelformen und das Arbeitsleben in der deutschen Zigarrenindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *Technikgeschichte* 64: 3, 181-204.
- König, Gudrun M. (2009), *Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900*, Wien: Böhlau.
- König, Mareike (2003), »Bonnes a tout faire«. Deutsche Dienstmädchen in Paris um 1900, in: König, Mareike (Hg.), *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris. Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert*, München: Oldenbourg, 69-92.
- König, Mario (1984), *Die Angestellten zwischen Bürgertum und Arbeiterbewegung. Soziale Lage und Organisation der kaufmännischen Angestellten in der Schweiz 1914-1920*, Zürich: Limmat.
- König, Mario, Hannes Siegrist und Rudolf Vetterli (1985), *Warten und Auf-rücken. Die Angestellten in der Schweiz 1870-1950*, Zürich: Chronos.
- König, René (1989): »Produktion, Produktivität«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 7. Hg. von Ritter, Joachim, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel, Basel: Schwabe, 1418-1437.

- Konrad, Franz-Michael (2004), *Der Kindergarten. Seine Geschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart*, Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Koselleck, Reinhart (1992), XIV. »Volk«, »Nation«, »Nationalismus« und »Masse« 1914-1945, in: Brunner, Otto, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 7, Stuttgart: Klett-Cotta, 389-420.
- Kott, Sandrine (2014), *Sozialstaat und Gesellschaft. Das deutsche Kaiserreich in Europa*. Aus dem Franz. v. Marcel Streng, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kracauer, Siegfried (1989), *Die Angestellten*. Aus dem neuesten Deutschland. Mit einer Rezension von Walter Benjamin, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kreis, Reinhild (2019), »Man nehme ...«. Haushaltsproduktion als Prosumption und Markt in der deutschen Konsumgesellschaft des 20. Jahrhunderts, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 30: 1, 52-71.
- Kühschelm, Oliver (2000), Vom glanzvollen Aufstieg bis zur »Tragödie alten Reichtums«. Familien- und Firmenstruktur im Haus Miller-Aichholz, in: Stekl, Hannes (Hg.), *Bürgerliche Familien. Lebenswege im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien: Böhlau, 109-167.
- Kühschelm, Oliver (2010), Das Bürgertum in Cisleithanien, in: Rumpler, Helmut und Peter Urbanitsch (Hg.), *Die Habsburgermonarchie 1848-1918*. Bd. 9: Soziale Strukturen, 1. Teilband: Von der feudalagrarischen zur bürgerlich-industriellen Gesellschaft, Wien: ÖAW, 849-907.
- Kühschelm, Oliver (2010a), Konsumgüter und Nation. Theoretische und methodische Überlegungen, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 2, 19-49.
- Kühschelm, Oliver (2017), *Einkaufen als nationale Verpflichtung. Zur Genealogie nationaler Ökonomien in Österreich und der Schweiz, 1920-1980*, Habilitationsschrift, Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien.
- Kühschelm, Oliver (2019), Editorial: produzieren/konsumieren – prosumentieren/konzudieren, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 30: 1, 7-19.
- Kühschelm, Oliver, Franz X. Eder und Hannes Siegrist (2012), *Konsum und Nation. Zur Geschichte nationalisierender Inszenierungen in der Produktkommunikation*, Bielefeld: Transcript.
- Kury, Patrick (2003), *Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900-1945*, Zürich: Chronos.
- Kusser, Astrid (2010), Körper in Schiefelage. Skizzen einer Genealogie von Tanzen und Arbeiten im Black Atlantic, in: Pieper, Marianne, Thomas Atzert, Serhat Karakayali und Vassilis Tsianos (Hg.), *Biopolitik – in der Debatte*, Wiesbaden: VS, 275-303.

- Kusser, Astrid (2013), Arbeitsfreude und Tanzwut im (Post-)Fordismus, in: *Body Politics 1*: 1, 41-69.
- Langenohl, Andreas (2013), Finanzmarktdiskurs und Produktivitätsdiskurs in Deutschland um 1900. Anmerkungen zu Werner Sombart, Max Weber und Georg Simmel, in: Colin, Nicole und Franziska Schößler (Hg.), *Das nennen Sie Arbeit? Der Produktivitätsdiskurs und seine Ausschlüsse*, Heidelberg: Synchron, 87-102.
- Langthaler, Ernst und Franz Sinabell (2006), Abschied von der »Agricul-tur«? Agrarkulturen in Niederösterreich 1850-2000, in: Wagner, Manfred (Hg.), *Niederösterreich. Eine Kulturgeschichte von 1861 bis 2000*. Bd. 3, Wien: Böhlau, 23-61.
- Laqueur, Thomas Walter (2004), *Solitary Sex. A Cultural History of Mas-turbation*, New York: Zone Books.
- Leimgruber, Matthieu (2008), *Solidarity without the State? Business and the Shaping of the Swiss Welfare State, 1890-2000*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Lejeune, Philippe (2014), »Liebes Tagebuch«. Zur Theorie und Praxis des Journals. Hg. von Lutz Hagedstedt. Aus dem Französischen von Jens Hagedstedt, München: belleville.
- Lejeune, Philippe (2014a), Das Tagebuch als »Antifiktion«, in: »Liebes Tage-buch«. Zur Theorie und Praxis des Journals. Hg. von Lutz Hagedstedt. Aus dem Französischen von Jens Hagedstedt, München: belleville, 321-338.
- Lejeune, Philippe (2014b), Der Prozeß gegen das Tagebuch, in: »Liebes Tagebuch«. Zur Theorie und Praxis des Journals. Hg. von Lutz Hagedstedt. Aus dem Französischen von Jens Hagedstedt, München: belleville, 12-38.
- Lejeune, Philippe (2014c), Mächtentagebücher aus dem 19. Jahrhundert, in: »Liebes Tagebuch«. Zur Theorie und Praxis des Journals. Hg. von Lutz Hagedstedt. Aus dem Französischen von Jens Hagedstedt, München: belle-ville, 161-193.
- Lejeune, Philippe (2014d), Marc-Antoine Jullien, Zeitkontrolleur, in: »Liebes Tagebuch«. Zur Theorie und Praxis des Journals. Hg. von Lutz Hage-stedt. Aus dem Französischen von Jens Hagedstedt, München: belleville, 109-136.
- Lenger, Friedrich (1986), *Zwischen Kleinbürgertum und Proletariat. Studien zur Sozialgeschichte der Düsseldorfer Handwerker 1816-1878*, Göttin-gen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lenger, Friedrich (1988), *Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lenger, Friedrich (2016), Die neue Kapitalismusgeschichte. Ein Forschungs-bericht als Einleitung, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 56, 3-37.
- Lenger, Friedrich (2018), *Globalen Kapitalismus denken. Historiographie-, theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Studien*, Tübingen: Mohr Sie-beck.

- Lengwiler, Martin (2006), Risikopolitik im Sozialstaat. Die schweizerische Unfallversicherung (1870-1970), Köln: Böhlau.
- Lengwiler, Martin (2015), Arbeitsgesellschaft. Kodifizierung von Arbeit im 20. Jahrhundert, in: Bernet, Brigitta und Jakob Tanner (Hg.), Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz, Zürich: Limmat, 71-90.
- Leo, Per (2013), Der Wille zum Wesen. Weltanschauungskultur, charakterologisches Denken und Judenfeindschaft in Deutschland 1890-1940, Berlin: Matthes & Seitz.
- Leonhard, Jörn und Willibald Steinmetz (2016), Von der Begriffsgeschichte zur historischen Semantik von »Arbeit«, in: Leonhard, Jörn und Willibald Steinmetz (Hg.), Semantiken von Arbeit. Diachrone und vergleichende Perspektiven, Köln: Böhlau, 9-59.
- Lepsius, M. Rainer (1990), Soziale Ungleichheit und Klassenstrukturen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen: Westdeutscher Verlag, 117-152.
- Leßau, Hanne (2015), Sammlungsinstitutionen des Privaten. Die Entstehung von Tagebucharchiven in den 1980er und 1990er Jahren, in: Steuer, Janosch und Rüdiger Graf (Hg.), Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, Göttingen: Wallstein, 337-363.
- Lethen, Helmut (1994), Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Linke, Angelika (1996), Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Litvine, Alexis D. (2014), The Industrious Revolution, the Industriousness Discourse, and the Development of Modern Economies, in: The Historical Journal 57: 2, 531-570.
- Lüdtke, Alf (1993), Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg: Ergebnisse.
- Luhmann, Niklas (2001), Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luks, Timo (2010), Der Betrieb als Ort der Moderne. Zur Geschichte von Industriearbeit, Ordnungsdenken und Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld: Transcript.
- Luks, Timo (2016), Prekarität. Eine nützliche Kategorie der historischen Kapitalismusanalyse, in: Archiv für Sozialgeschichte 56, 51-80.
- Lüscher, Rudolf M. (1988), Henry und die Krümelmonster: Versuch über den fordistischen Sozialcharakter, Tübingen: Konkursbuch.
- Lyons, Martyn (2013), The Writing Culture of Ordinary People in Europe, c. 1860-1920, New York: Cambridge University Press.
- Maase, Kaspar (2000), »... ein unwiderstehlicher Drang nach Freude.« Ästhetische Erfahrung als Gegenstand historischer Kulturforschung, in: Historische Anthropologie 8: 4, 432-444.

- Maase, Kaspar (2002), *Kinderkultur als Unterwelt der Arbeitsgesellschaft*, in: Bröckling, Ulrich und Eva Horn (Hg.), *Anthropologie der Arbeit*, Tübingen: Gunter Narr, 241-257.
- Maase, Kaspar (2009), *Die Menge als Attraktion ihrer selbst. Notizen zu ambulatorischen Vergnügungen*, in: Szabo, Sacha (Hg.), *Kultur des Vergnügens. Kirmes und Freizeitparks, Schausteller und Fahrgeschäfte. Facetten nicht-alltäglicher Orte*, Bielefeld: Transcript, 13-27.
- Maase, Kaspar (2011), *Der Banause und das Projekt schönen Lebens. Überlegungen zu Bedeutung und Qualitäten alltäglicher ästhetischer Erfahrung*, in: *Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 238-271.
- Maetschke, Matthias (2013), *Recht, Wettbewerb und Industrialisierung. Die rechtlichen Rahmenbedingungen der Industrialisierung in Preußen und Deutschland (1807 bis 1873)*, in: Maetschke, Matthias, David von Mayenburg und Mathias Schmoeckel (Hg.), *Das Recht der Industriellen Revolution*, Tübingen: Mohr Siebeck, 17-68.
- Mahnkopf, Birgit (1985), *Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Makropoulos, Michael (1989), *Modernität als ontologischer Ausnahmezustand? Walter Benjamins Theorie der Moderne*, München: Wilhelm Fink.
- Makropoulos, Michael (2008), *Theorie der Massenkultur*, München: Wilhelm Fink.
- Marler, Scott P. (2013), *The Merchants' Capital. New Orleans and the Political Economy of the Nineteenth-Century South*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Marx, Sebastian (2009), *Betriebsamkeit als Literatur. Prosa der Weimarer Republik zwischen Massenpresse und Buch*, Bielefeld: Aisthesis.
- Maß, Sandra (2009), *Mäßigung der Leidenschaften. Kinder und monetäre Lebensführung im 19. Jahrhundert*, in: Elberfeld, Jens und Marcus Otto (Hg.), *Das schöne Selbst. Zur Genealogie des modernen Subjekts zwischen Ethik und Ästhetik*, Bielefeld: Transcript, 55-81.
- Maß, Sandra (2011), *Formulare des Ökonomischen in der Geldpädagogik des 18. und 19. Jahrhunderts*, in: *Werkstatt Geschichte* 58, 9-28.
- Maß, Sandra (2017), *Kinderstube des Kapitalismus? Monetäre Erziehung im 18. und 19. Jahrhundert*, München: de Gruyter Oldenbourg.
- Maß, Sandra (2017a), *Useful Knowledge. The Monetary Education of Children and the Moralization of Productivity in the Nineteenth Century*, in: Bänziger, Peter-Paul und Mischa Suter (Hg.), *Histories of Productivity. Genealogical Perspectives on the Body and Modern Economy*, New York: Routledge, 74-91.
- Maynes, Mary Jo (2009), *Girlhood in Modern European History. (Proto-)Industrialisation, Consumption, Marriage, and Selfhood, ca. 1750-1900*.

- Contribution to the web-feature »European history – gender history«, in: Themenportal Europäische Geschichte <<https://www.europa.clio-online.de/essay/id/fdae-1501>> [letzter Zugriff: 20.3.2020]
- McKendrick, Neil (1982), Chapter One. The Consumer Revolution of Eighteenth-Century England, in: McKendrick, Neil, John Brewer und J. H. Plumb, *The Birth of a Consumer Society. The Commercialization of Eighteenth-Century England*, London/Bloomington: Indiana University Press, 9-33.
- McKendrick, Neil, John Brewer und J.H. Plumb (1982), *The Birth of a Consumer Society. The Commercialization of Eighteenth-Century England*, London/Bloomington: Indiana University Press.
- Medick, Hans und David Sabean (1984), Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung, in: Medick, Hans und David Sabean (Hg.), *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 27-54.
- Mejstrik, Alexander, Sigrid Wadauer und Thomas Buchner (2013), Editorial. Die Erzeugung des Berufs, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 24: 1, 5-12.
- Merkel, Marcus (2014), *Erlebnisgemeinschaft. Über die Inszenierung von Gemeinschaft seit Beginn der europäischen Moderne*, Berlin: Panama.
- Meskill, David (2010), *Optimizing the German Workforce. Labor Administration from Bismarck to the Economic Miracle*, New York: Berg-hahn.
- Meskill, David (2013), Punctuated Equilibria: Three »Leaps« in the Evolution of the German Vocational Training System, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 24: 1, 12-33.
- Messerli, Alfred (2001), Der papierene Freund. Literarische Anregungen und Modelle für das Tagebuchführen, in: Greyerz, Kaspar von und Hans Medick (Hg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500-1850)*, Köln: Böhlau, 299-320.
- Messerli, Alfred (2002), *Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz*, Tübingen: Max Niemeyer.
- Mettele, Gisela (1996), Der private Raum als öffentlicher Ort. Geselligkeit im bürgerlichen Haus, in: Hein, Dieter und Andreas Schulz (Hg.), *Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt*, München: C.H. Beck, 155-169.
- Meyer, Anne-Rose (2001), *Jenseits der Norm. Aspekte der Bohèmedarstellung in der französischen und deutschen Literatur 1830-1910*, Bielefeld: Aisthesis.

- Meyer, Sybille (1982), *Das Theater mit der Hausarbeit: Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Meyer, Sybille (1987), Die mühsame Arbeit des demonstrativen Müßiggangs. Über die häuslichen Pflichten der Beamtenfrauen im Kaiserreich, in: Hausen, Karin (Hg.), *Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck, 175-199.
- Möhring, Maren (2004), *Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890-1930)*, Weimar/Wien: Böhlau.
- Mokyr, Joel (1977), Demand vs. Supply in the Industrial Revolution, in: *The Journal of Economic History* 37: 4, 981-1008.
- Mooser, Josef (1984), *Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mooser, Josef (1984a), *Ländliche Klassengesellschaft 1770-1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.*
- Morat, Daniel (2010), Kalte Männlichkeit? Weimarer Verhaltenslehren im Spannungsfeld von Emotionen- und Geschlechtergeschichte, in: Borutta, Manuel und Nina Verheyen (Hg.), *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne*, Bielefeld: Transcript, 152-177.
- Morat, Daniel (2016), Einleitung, in: Morat, Daniel, Tobias Becker, Kerstin Lange, Johanna Niedbalski, Anne Gnausch und Paul Nolte, *Weltstadtvergnügen. Berlin 1880-1930*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 9-25.
- Morat, Daniel, Tobias Becker, Kerstin Lange, Johanna Niedbalski, Anne Gnausch und Paul Nolte (2016), *Weltstadtvergnügen. Berlin 1880-1930*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Moretti, Franco (2014), *Der Bourgeois. Eine Schlüsselfigur der Moderne. Aus dem Engl. von Frank Jakubzik*, Berlin: Suhrkamp.
- Mühlberg, Dietrich (1986), *Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert*, Wien: Böhlau.
- Muldrew, Craig (2011), *Food, Energy and the Creation of Industriousness: Work and Material Culture in Agrarian England, 1550-1780*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Müller-Benedict, Volker, Jörg Janssen und Tobias Sander (2008), *Akademische Karrieren in Preussen und Deutschland 1850-1940*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Neuheiser, Jörg (2013), Arbeit zwischen Entgrenzung und Konsum. Die Geschichte der Arbeit im 20. Jahrhundert als Gegenstand aktueller zeit-historischer und sozialwissenschaftlicher Studien, in: *Neue Politische Literatur* 58: 3, 421-448.
- Neuheiser, Jörg (2014), Der »Wertewandel« zwischen Diskurs und Praxis. Die Untersuchung von Wertvorstellungen zur Arbeit mit Hilfe von betrieblichen Fallstudien, in: Dietz, Bernhard, Christopher Neumaier und

- Andreas Rödter (Hg.), *Gab es den Wertewandel? Neue Forschungen zum gesellschaftlich-kulturellen Wandel seit den 1960er Jahren*, München: Oldenbourg, 141-167.
- Netzwerk Körper (2012), *What Can a Body Do? Praktiken/Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Neunsinger, Silke (2015), *From Servitude to Domestic Service: The Role of International Bodies, States and Elites for Changing Conditions in Domestic Work Between the 19th and 20th Centuries. An Introduction*, in: Hoerder, Dirk, Elise van Nederveen Meerkerk und Silke Neunsinger (Hg.), *Towards a global history of domestic and caregiving workers*, Leiden/Boston: Brill, 389-399.
- Niedbalski, Johanna (2016), *Vergnügungsparks*, in: Morat, Daniel, Tobias Becker, Kerstin Lange, Johanna Niedbalski, Anne Gnausch und Paul Nolte, *Weltstadtvergnügen. Berlin 1880-1930*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 153-192.
- Niedbalski, Johanna (2018), *Die ganze Welt des Vergnügens. Berliner Vergnügungsparks der 1880er bis 1930er Jahre*, Berlin: be.bra.
- Nitschke, August, Detlev Peukert, Gerard A. Ritter und Rüdiger vom Bruch (1990), *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne, 1880-1930*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Nolan, Mary (1994), *Visions of Modernity. American Business and the Modernization of Germany*, New York/Oxford: Oxford University Press.
- Nolte, Paul (1996), 1900: Das Ende des 19. und der Beginn des 20. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 5/6, 281-300.
- Nolte, Paul (2006), *Abschied vom 19. Jahrhundert oder Auf der Suche nach einer anderen Moderne*, in: *Geschichte und Gesellschaft Sonderheft* 22, 103-132.
- Nolte, Paul (2016), *Die Vergnügungskultur der Großstadt. Orte – Inszenierungen – Netzwerke (1880-1930)*, Köln: Böhlau.
- Nolte, Paul (2016a), *Verdoppelte Modernität – Metropolen und Netzwerke der Vergnügungskultur um 1900*, in: Nolte, Paul (Hg.), *Die Vergnügungskultur der Großstadt. Orte – Inszenierungen – Netzwerke (1880-1930)*, Köln: Böhlau, 1-11.
- Ochs, Eva (2014), *Zwischen Pflicht und Neigung. Arbeitsethos und Nachfolgefrage in Familienunternehmen im 19. Jahrhundert am Beispiel der Unternehmerfamilie Siemens*, in: *BIOS* 27: 1/2, 225-241.
- Oldenziel, Ruth, Adri Albert de la Bruhèze und Onno de Wit (2005), *Europe's mediation junction: technology and consumer society in the twentieth century*, in: *History and Technology* 21: 1, 107-139.
- Opitz, Claudia (1994), *Neue Wege der Sozialgeschichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des »Ganzen Hauses«*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 20: 1, 88-98.

- Opitz-Belakhal, Claudia und Monika Mommertz (2014), Epochengrenzen – Epochenbilanzen: Brüche und Persistenzen in der Geschlechtergeschichte der Renaissance. Claudia Opitz-Belakhal und Monika Mommertz im Gespräch mit Susanna Burghartz, in: *L’Homme. Z.F.G.* 25: 2, 121-128.
- Osterhammel, Jürgen (2006), Über die Periodisierung der neueren Geschichte, in: *Berichte und Abhandlungen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften* 10, 45-64.
- Osterhammel, Jürgen (2010), *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München: C.H. Beck.
- Ottenjann, Helmut und Günter Wiegmann (1982), *Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa*, Münster: Coppenrath.
- Pahl, Hanno (2017), *Genese, Konsolidierung und Transformation der neoklassischen Wissenskultur. Zur Konturierung einer Soziologie der Wirtschaftswissenschaften*, Wiesbaden: Springer VS.
- Paulitz, Tanja (2012), *Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften, 1850-1930*, Bielefeld: Transcript.
- Peters, Jan (2003), *Mit Pflug und Gänsekiel. Selbstzeugnisse schreibender Bauern. Eine Anthologie*, Köln: Böhlau.
- Peukert, Detlev (1986), *Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge von 1878 bis 1932*, Köln: Bund.
- Peukert, Detlev (1986a), *Industrialisierung des Bewußtseins? Arbeitserfahrung von Ruhrbergleuten im 20. Jahrhundert*, in: Tenfelde, Klaus (Hg.) *Arbeit und Arbeitserfahrung in der Geschichte*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 92-119.
- Peukert, Detlev (1987), *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Peukert, Detlev (1987a), *Jugend zwischen Krieg und Krise. Lebenswelten von Arbeiterjungen in der Weimarer Republik*, Köln: Bund.
- Pfister, Ulrich (2018), *Real Wages in Germany during the First Phase of Industrialization, 1850-1889*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 59: 2, 567-596.
- Pichler, Meinrad (1993), *Auswanderer. Von Vorarlberg in die USA 1800-1938*, Bregenz: Vorarlberger Autoren Gesellschaft.
- Pichler, Meinrad (2003), »Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land ...« *Auswandererbriefe aus den USA am Beispiel eines Vorarlberger Bestandes (1850-1914)*, in: Hämmerle, Christa und Edith Saurer (Hg.), *Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 163-185.
- Pierenkemper, Toni (1983), *Die Einkommensentwicklung der Angestellten in Deutschland 1880-1913*, in: *Historical Social Research* 8: 3, 69-92.
- Platonina, Carmen und Thomas Welskopp (2011), *Entfremdung. Marx’*

- negative historische Evolutionslehre der Arbeit, in: Marx-Engels-Jahrbuch 2010, 28-52.
- Platz, Johannes, Knud Andresen, Michaela Kuhnhenne und Jürgen Mittag (2015), Der Betrieb als sozialer und politischer Ort: Unternehmens- und Sozialgeschichte im Spannungsfeld mikrohistorischer, praxeologischer und diskursanalytischer Ansätze, in: Andresen, Knud, Michaela Kuhnhenne, Jürgen Mittag und Johannes Platz (Hg.), Der Betrieb als sozialer und politischer Ort. Studien zu Praktiken und Diskursen in den Arbeitswelten des 20. Jahrhunderts, Bonn: J.H.W. Dietz Nachf., 7-26.
- Polanyi, Karl (1957), The great transformation. The political and economic origins of our time, Boston, Mass: Beacon Press.
- Popova, Kristina, Marijana Piskova, Margareth Lanzinger, Nikola Langreiter und Petar Vodenicharov (2009), Women and minorities. Ways of archiving, Sofia/Wien: Semarsh.
- Popp, Andrew und Michael French (2010), »Practically the Uniform of the Tribe«: Dress Codes Among Commercial Travelers, in: Enterprise and Society 11: 3, 437-467.
- Prein, Philipp (2005), Bürgerliches Reisen im 19. Jahrhundert. Freizeit, Kommunikation und soziale Grenzen, Münster: LIT.
- Priemel, Kim Christian (2014), Heaps of work. The ways of labour history, in: H-Soz-Kult, 23.01.2014: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2014-01-001> [letzter Zugriff: 20.3.2020].
- Prinz, Michael (1997), Von der Nahrungssicherung zum Einkommensausgleich. Entstehung und Durchsetzung des Selbsthilfemusters Konsumverein 1770-1914 in England und Deutschland, in: Siegrist, Hannes, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka (Hg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a.M.: Campus, 717-744.
- Pyta, Wolfram (2009), Vom Segen zum Fluch? Der Beitrag von Leistung und Wettbewerb zur Karriere des Sports in Deutschland, in: Denzel, Markus A. und Margarete Wagner-Braun (Hg.), Wirtschaftlicher und sportlicher Wettbewerb. Festschrift für Rainer Gömmel zum 65. Geburtstag, Stuttgart: Franz Steiner, 239-255.
- Rabinbach, Anson (2001), Motor Mensch. Energie, Ermüdung und die Ursprünge der Modernität. Aus dem Amerik. von Erik M. Vogt, Wien: Turia + Kant.
- Radkau, Joachim (1998), Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München: Carl Hanser.
- Rancière, Jacques (2013), Die Nacht der Proletarier. Archive des Arbeitertraums, Wien: Turia + Kant.
- Raphael, Lutz (1996), Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22, 165-193.

- Raphael, Lutz (2012), *Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert*, Köln: Böhlau.
- Raunig, Gerald (2012), *Industrien der Kreativität. Streifen und Glätten 2*, Zürich: Diaphanes.
- Reckwitz, Andreas (2006), *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas (2006a), *Das Subjekt des Konsums in der Kultur der Moderne: Der kulturelle Wandel der Konsumtion*, in: Rehberg, Karl-Siebert (Hg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004*, Frankfurt a.M.: Campus, 424-436.
- Reckwitz, Andreas (2010), *Wie bürgerlich ist die Moderne? Bürgerlichkeit als hybride Subjektivierungsform*, in: Bude, Heinz, Joachim Fischer und Bernd Kauffmann (Hg.), *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*, München: Wilhelm Fink, 169-187.
- Reckwitz, Andreas (2015), *Auf dem Weg zu einer praxeologischen Analyse des Selbst*, in: Eitler, Pascal und Jens Elberfeld (Hg.), *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung*, Bielefeld: Transcript, 31-45.
- Reich, Andreas (1992), *Friedrich Schleiermacher als Pfarrer an der Berliner Dreifaltigkeitskirche 1809-1834*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Reichardt, Sven (2007), *Praxeologische Geschichtswissenschaft: eine Diskussionsanregung*, in: *Sozial.Geschichte* 22, 3: 43-65.
- Renzsch, Wolfgang (1980), *Handwerker und Lohnarbeiter in der frühen Arbeiterbewegung. Zur sozialen Basis von Gewerkschaften und Sozialdemokratie im Reichsgründungsjahrzehnt*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Reulecke, Jürgen (1985), *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Reulecke, Jürgen (2014), *Das Pathos der Jugend. Die Entdeckung des jugendlichen »Selbst« und der »Hohe Meißner« 1913*, in: Mares, Detlev und Dieter Schott (Hg.), *Das Jahr 1913. Aufbrüche und Krisenwahrnehmungen am Vorabend des Ersten Weltkriegs*, Bielefeld: Transcript, 25-46.
- Richter, Jessica (2013), *Den Dienst als offizielles Erwerbsverhältnis (re-)konstruieren. Hauswirtschaftliche und landwirtschaftliche DienstbotInnen in Österreich (1918-1938)*, in: Colin, Nicole und Franziska Schößler (Hg.), *Das nennen Sie Arbeit? Der Produktivitätsdiskurs und seine Auschlüsse*, Heidelberg: Synchron, 189-213.
- Richter, Jessica (2015), *A Vocation in the Family Household? Household Integration, Professionalization and Changes of Position in Domestic Service (Austria, 1918-1938)*, in: Wadauer, Sigrid, Thomas Buchner und Alexander Mejstrik (Hg.), *History of Labour Intermediation. Institutions*

- and Individual Ways of Finding Employment, New York: Berghahn, 236-285.
- Richter, Jessica (2015a), What is »Domestic Service« Anyway? Producing Household Labourers in Austria (1918-1938), in: Hoerder, Dirk, Elise van Nederveen Meerkerk und Silke Neunsinger (Hg.), Towards a global history of domestic and caregiving workers, Leiden/Boston: Brill, 484-510.
- Richter, Jessica (2017), Die Produktion besonderer Arbeitskräfte. Auseinandersetzungen um den häuslichen Dienst in Österreich (Ende des 19. Jahrhunderts bis 1938), Dissertation, Universität Wien.
- Richter, Jessica (2019), Freizeit, Freude und Fleiß. Genussmomente ländlicher Arbeiterinnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Adamski, Theresa, Doreen Blake, Veronika Duma, Veronika Helfert, Michaela Neuwirth, Tim Rütten und Waltraud Schütz (Hg.), Geschlechtergeschichten vom Genuss. Zum 60. Geburtstag von Gabriella Hauch, Wien: Mandelbaum, 324-335.
- Rifkin, Jeremy (1995), The End of Work: The Decline of the Global Labor Force and the Dawn of the Post-Market Era, New York: Putnam.
- Rindlisbacher, Stefan und Eva Locher (2018), Abstinente Jugendliche im Höhenrausch. Nüchternheit, Leistung und gesunder Lebensstil in der Schweizer Abstinenz- und Lebensreformbewegung (1885-1978), in: Body Politics 6: 10, 79-108.
- Rischbieter, Laura (2011), Mikro-Ökonomie der Globalisierung: Kaffee, Kaufleute und Konsumenten im Kaiserreich 1870-1914, Köln/Wien/Weimar: Böhlau.
- Risse, Stefanie (2010), Liebes Tagebuch – Caro Diario! Europäische Tagebucharchive im Vergleich: Das Archivio Diaristico Nazionale und das Deutsche Tagebucharchiv in Emmendingen, in: L’Homme 21: 1, 89-96.
- Robel, Yvonne (2018), Pathologisch faul? Das Nichtstun der »Massen« von 1890 bis in die 1930er Jahre, in: WerkstattGeschichte 26: 78, 57-71.
- Rooch, Alarich (2005), Architektur und Kommunikation. Zur symbolischen Form der städtischen Villa im 19. Jahrhundert, in: Geppert, Alexander C.T., Uffa Jensen und Jörn Weinhold (Hg.), Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld: Transcript, 311-340.
- Rousseaux, Ulrich (2007), Freiräume: Unterhaltung, Vergnügen und Erholung in Dresden 1694-1830, Köln: Böhlau.
- Rossfeld, Roman (2007), Schweizer Schokolade. Industrielle Produktion und kulturelle Konstruktion eines nationalen Symbols 1860-1920, Baden: hier + jetzt.
- Rossfeld, Roman (2012), Schweizer Schokolade. Zum Verhältnis von Identität, Alterität und der Genese eines nationalen Symbols um 1900, in: Kühschelm, Oliver, Franz X. Eder und Hannes Siegrist (Hg.), Konsum

- und Nation. Zur Geschichte nationalisierender Inszenierungen in der Produktkommunikation, Bielefeld: Transcript, 47-79.
- Rossfeld, Roman (2014), Handelsreisende – travelling salesmen – voyageurs de commerce: eine Einführung, in: *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte* 59: 2, 129-134.
- Rossfeld, Roman (2014a), »Kundschaft ist kein Erbgut«. Handelsreisende im Spiegel der modernen Ratgeberliteratur, 1880 bis 1960, in: *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte* 59: 2, 154-178.
- Sandgruber, Roman (1982), Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert, München: Oldenbourg.
- Sarasin, Philipp (1997), *Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft*. Basel 1846-1914. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Sarasin, Philipp (2001), *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sarasin, Philipp (2003), Die Rationalisierung des Körpers. Über »Scientific Management« und »biologische Rationalisierung«, in: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 61-99.
- Sarasin, Philipp und Jakob Tanner (1998), *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sarasin, Philipp, Silvia Berger, Marianne Haenseler und Myriam Spoerry (2006), *Bakteriologie und Moderne. Studien zur Biopolitik des Unsichtbaren 1870-1920*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sardez, Muriel (1998), *Création de diplômés et construction nationale. La mise en place des épreuves de fin d'apprentissage à la fin du 19e siècle*, in: Altermatt, Urs, Catherine Bosshart-Pfluger und Albert Tanner (Hg.), *Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18.-20. Jahrhundert*, Zürich: Chronos, 189-201.
- Sarti, Raffaella (2015), *Historians, Social Scientists, Servants, and Domestic Workers: Fifty Years of Research on Domestic and Care Work*, in: Hoerder, Dirk, Elise van Nederveen Meerkerk und Silke Neunsinger (Hg.), *Towards a global history of domestic and caregiving workers*, Leiden/Boston: Brill, 25-60.
- Saurer, Edith (2014), *Liebe und Arbeit. Geschlechterbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien: Böhlau.
- Saurer, Edith und Annemarie Steidl (2012), *Ego Documents Entered Migration History*, in: Messer, Michi, Renee Schroeder und Ruth Wodak (Hg.), *Migrations: Interdisciplinary Perspectives*, Wien: Springer, 155-159.
- Saurer, Edith und Li Gerhalter (2012), *Wrapped-Up Memory: Things and Their Order in the Estate of Martha Teichmann (Saxony/New York, 1888-1977)*, in: Messer, Michi, Renee Schroeder und Ruth Wodak (Hg.), *Migrations: Interdisciplinary Perspectives*, Wien: Springer, 161-174.

- Saxer, Daniela (2011), Persönlichkeiten auf dem Prüfstand. Die Produktion von Arbeitssubjekten in der frühen Berufsberatung, in: *Historische Anthropologie* 19: 3, 354-371.
- Saxer, Daniela (2014), *Die Schärfung des Quellenblicks: Forschungspraktiken in der Geschichtswissenschaft 1840-1914*, München: de Gruyter Oldenbourg.
- Scheidegger, Tobias (2017), »Petite Science«. Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900, Göttingen: Wallstein.
- Schelbert, Leo und Hedwig Rappolt (1977), *Alles ist ganz anders hier. Auswandererschicksale in Briefen aus zwei Jahrhunderten*, Olten: Walter.
- Schenda, Rudolf (1986), Die Verfleißigung der Deutschen: Materialien zur Indoktrination eines Tugend-Bündels, in: Jeggler, Utz, Gottfried Korff, Martin Scharfe, Bernd Jürgen Warneken und Hermann Bausinger (Hg.), *Volkskultur in der Moderne: Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 88-108.
- Schikorsky, Isa (1990), *Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens »kleiner Leute«*, Tübingen: Max Niemeyer.
- Schivelbusch, Wolfgang (2015), *Das verzehrende Leben der Dinge. Versuch über die Konsumtion*, München: Carl Hanser.
- Schmelzer, Matthias (2016), *The Hegemony of Growth. The OECD and the Making of the Economic Growth Paradigm*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Schmidt, Jürgen (2015), *Arbeiter in der Moderne. Arbeitsbedingungen, Lebenswelten, Organisationen*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Schmidt, Rudolf (1902-08), *Deutsche Buchhändler*. Deutsche Buchdrucker. 6 Bde., Berlin: Verlag der Buchdruckerei Franz Weber/Eberswalde: Verlag von Rudolf Schmidt.
- Schmoll, Friedemann (2014), Bedrohliche und bedrohte Natur. Anmerkungen zur Geschichte des deutschen Natur- und Heimatschutzes im Kaiserreich, in: Mares, Detlev und Dieter Schott (Hg.), *Das Jahr 1913. Aufbrüche und Krisenwahrnehmungen am Vorabend des Ersten Weltkriegs*, Bielefeld: Transcript, 47-69.
- Schmuhl, Hans-Walter (2003), *Arbeitsmarktpolitik und Arbeitsverwaltung in Deutschland 1871-2002. Zwischen Fürsorge, Hoheit und Markt*, Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit.
- Schößler, Franziska (2013), *Blutzauber, Magie und Spekulation. Die »unproduktiven« Wirtschaftspraktiken im »jüdischen« Kaufhaus*, in: Colin, Nicole und Franziska Schößler (Hg.), *Das nennen Sie Arbeit? Der Produktivitätsdiskurs und seine Ausschlüsse*, Heidelberg: Synchron, 67-85.
- Schott, Dieter (1999), *Lichter und Ströme der Großstadt. Technische Ver-*

- netzung als Handlungsfeld für die Stadt-Umland-Beziehungen um 1900, in: Zimmermann, Clemens und Jürgen Reulecke (Hg.), *Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Grossstädte um 1900*, Basel: Birkhäuser, 177-140.
- Schott, Dieter (2014), *Die Großstadt als Lebensraum des modernen Menschen*, in: Mares, Detlev und Dieter Schott (Hg.), *Das Jahr 1913. Aufbrüche und Krisenwahrnehmungen am Vorabend des Ersten Weltkriegs*, Bielefeld: Transcript, 71-94.
- Schrage, Dominik (2004), *Optimierung und Überbietung. »Leben« in produktivistischer und in konsumistischer Perspektive*, in: Bröckling, Ulrich, Stefan Kaufmann und Axel Paul (Hg.), *Vernunft – Entwicklung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne*. Festschrift für Wolfgang Essbach, Paderborn: Fink, 191-303.
- Schrage, Dominik (2009), *Die Verfügbarkeit der Dinge. Eine historische Soziologie des Konsums*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Schramm, Manuel (2012), *Konsumgeschichte*, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte 22.10.2012: <http://docupedia.de/zg/Konsumgeschichte> [letzter Zugriff: 20.3.2020].
- Schrover, Marlou (2006), *Female »Placers« of Domestic Servants in Nineteenth-century Dutch Cities*, in: Beachy, Robert, Béatrice Craig und Alastair Owens (Hg.), *Women, business and finance in nineteenth-century Europe. Rethinking separate spheres*, Oxford: Berg, 167-181.
- Schulz, Andreas (2014), *Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert*. 2., um einen Nachtrag erw. Aufl., Berlin: de Gruyter Oldenbourg.
- Schulze, Gerhard (1992), *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Schumacher, Beatrice (2002), *Ferien. Interpretationen und Popularisierung eines Bedürfnisses in der Schweiz 1890-1950*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Schürer, Christian (2017), *Der Traum von Heilung. Eine Geschichte der Höhenkur zur Behandlung der Lungentuberkulose*, Baden: hier + jetzt.
- Schwartz, Frederic J. (1999), *Der Werkbund. Ware und Zeichen 1900-1914*, Dresden: Verlag der Kunst.
- Schwarz, Gerard (1974), *»Nahrungsstand« und »erzwungener Gesellenstand«. Mentalité und Strukturwandel des bayerischen Handwerks im Industrialisierungsprozess um 1860*, Berlin: Duncker & Humblot.
- Schweizerisches Bundesarchiv (2001), *Die Landesausstellungen 1883, 1896, 1914, 1939 und 1964*. Bericht zuhanden der GPK-SR, Bern: Schweizerisches Bundesarchiv.
- Seigel, Jerrold (2012), *Modernity and Bourgeois Life: Society, Politics, and Culture in England, France, and Germany since 1750*, Cambridge: Cambridge University Press.

- Siegenthaler, Hansjörg (Hg.) (1997), *Wissenschaft und Wohlfahrt. Moderne Wissenschaft und ihre Träger in der Formation des schweizerischen Wohlfahrtsstaates während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Zürich: Chronos.
- Siegrist, Hannes (1994), Ende der Bürgerlichkeit? Die Kategorien »Bürger-tum« und »Bürgerlichkeit« in der westdeutschen Gesellschaft und Ge-schichtswissenschaft der Nachkriegsperiode, in: *Geschichte und Gesell-schaft* 20: 4, 549-583.
- Simmons, Dana (2015), *Vital minimum. Need, science, and politics in modern France*, Chicago: The University of Chicago Press.
- Simon, William und John H. Gagnon (2000), Wie funktionieren sexuelle Skripte?, in: Schmerl, Christiane, Stefanie Soine, Marlene Stein-Hilbers und Brigitte Wrede (Hg.), *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Ge-schlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen: Leske + Budrich, 70-95.
- Speich Chassé, Daniel (2013), *Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Glo-bale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Spiekermann, Uwe (1999), *Basis der Konsumgesellschaft. Entstehung und Entwicklung des modernen Kleinhandels in Deutschland 1850-1914*, München: C.H. Beck.
- Spieldiener, Anette (2008), Der Weg des »erstbesten Narren« ins »Plansch-becken des Volksgemüts«. Gustav Raeders *Robert und Bertram* und die Entwicklung der Judenrollen im Possentheater des 19. Jahrhunderts, in: Bayerdörfer, Hans-Peter und Jens Malte Fischer (Hg.), *Judenrollen. Dar-stellungsformen im europäischen Theater von der Restauration bis zur Zwischenkriegszeit*, Tübingen: M. Niemeyer, 101-112.
- Sprengel, Peter (2004), *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900-1918. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, München: C.H. Beck.
- Stäheli, Urs (2007), *Spektakuläre Spekulation: Das Populäre der Ökonomie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Stanziani, Alessandro (2012), *Rules of Exchange. French Capitalism in Comparative Perspective, Eighteenth to Early Twentieth Centuries*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Steidl, Annemarie (2004), Jung, ledig, räumlich mobil und weiblich. Von den Ländern der Habsburgermonarchie in die Vereinigten Staaten der USA, in: *L'Homme* 15: 2, 249-270.
- Steidl, Annemarie (2008), Übers Land und über das offene Meer. Wanderun-gen mitteleuropäischer Handwerker nach Nordamerika, in: Steidl, Anne-marie, Thomas Buchner, Werner Lausecker, Alexander Pinwinkler, Sigrid Wadauer und Hermann Zeitlhofer (Hg.), *Übergänge und Schnitt-mengen. Arbeit, Migration, Bevölkerung und Wissenschaftsgeschichte in Diskussion*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 75-99.

- Steuwer, Janosch (2015), »Weltanschauung mit meinem Ich verbinden«. Tagebücher und das nationalsozialistische Erziehungsprojekt, in: Steuwer, Janosch und Rüdiger Graf (Hg.) *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*, Göttingen: Wallstein, 100-123.
- Steuwer, Janosch (2017), »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«. Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933-1939, Göttingen: Wallstein.
- Steuwer, Janosch und Rüdiger Graf (2015), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*, Göttingen: Wallstein.
- Steuwer, Janosch und Rüdiger Graf (2015a), Selbstkonstitution und Welt-erzeugung in Tagebüchern des 20. Jahrhunderts, in: Steuwer, Janosch und Rüdiger Graf (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*, Göttingen: Wallstein, 7-36.
- Stoff, Heiko (2001), Produktivismus und Konsumismus. Was unterscheidet den amerikanischen New Deal von der deutschen Volksgemeinschaft?, in: Finzsch, Norbert und Hartmut Lehmann (Hg.), *Zukunftsvisionen: Politische und soziale Utopien in Deutschland und den Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert. Mit einem Beitrag von Wolf Biermann*, Krefeld: Stadt Krefeld, 100-128.
- Stoff, Heiko (2003), Degenerierte Nervenkörper und regenerierte Hormonkörper. Eine kurze Geschichte der Verbesserung des Menschen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: *Historische Anthropologie* 11: 2, 224-239.
- Stoff, Heiko (2004), *Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Stoklund, Bjarne (1982), Bäuerliche Tagebücher aus Dänemark als ethnologische Quelle, in: Ottenjann, Helmut und Günter Wiegelmann (Hg.), *Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa*, Münster: F. Coppenrath, 3-24.
- Strange, Julie-Marie (2013), Fatherhood, furniture and the inter-personal dynamics of working-class homes, c. 1870-1914, in: *Urban History* 40: 2, 271-286.
- Stremmel, Ralf (1992), *Modell und Moloch. Berlin in der Wahrnehmung deutscher Politiker vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg*, Bonn: Bouvier.
- Streng, Marcel (2017), Subsistenzpolitik im Übergang. Die kommunale Ordnung des Brot- und Fleischmarktes in Frankreich (1846-1914), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Strikwerda, Carl J. (2018), Too Much of a Good Thing? Consumption, Consumerism, and Consumer Cooperation in Modern History, in: *International Review of Social History* 63: 1, 127-142.

- Studer, Brigitte (2000), Familialisierung und Individualisierung. Zur Struktur der Geschlechterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft, in: *L'Homme* 11: 1, 83-104.
- Sudrow, Anne (2009), Der Typus als Ideal der Formgebung. Zur Entstehung der professionellen Produktgestaltung von industriellen Konsumgütern (1914-1933), in: *Technikgeschichte* 76: 3, 191-210.
- Süß, Winfried und Dietmar Süß (2011), *Zeitgeschichte der Arbeit: Beobachtungen und Perspektiven*, in: Andresen, Knud, Ursula Bitzegeio und Jürgen Mittag (Hg.), »Nach dem Strukturbruch«? Kontinuität und Wandel von Arbeitbeziehungen und Arbeitswelt(en) seit den 1970er-Jahren, Bonn: J.H.W. Dietz Nachf., 345-365.
- Suter, Mischa (2016), *Rechtstrieb: Schulden und Vollstreckung im liberalen Kapitalismus 1800-1900*, Konstanz: Konstanz University Press.
- Szabo, Sacha-Roger (2006), *Rausch und Rummel. Attraktionen auf Jahrmärkten und in Vergnügungsparks. Eine soziologische Kulturgeschichte*, Bielefeld: Transcript.
- Tändler, Maik und Uffa Jensen (2012), *Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert*, Göttingen: Wallstein.
- Tanner, Albert (1995), *Arbeitsame Patrioten – wohlständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830-1914*, Zürich: Orell Füssli.
- Tanner, Albert (1997), *Das Recht auf Revolution. Radikalismus – Antijesuitismus – Nationalismus*, in: Hildbrand, Thomas und Albert Tanner (Hg.), *Im Zeichen der Revolution. Der Weg zum schweizerischen Bundesstaat 1798-1848*, Zürich: Chronos, 113-137.
- Tanner, Jakob (1999), *Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950*, Zürich: Chronos.
- Tanner, Jakob (2004), »Kultur« in den Wirtschaftswissenschaften und kulturwissenschaftliche Interpretationen ökonomischen Handelns, in: Jaeger, Friedrich, Burkhard Liebsch und Jörn Rüsen (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 3: Themen und Tendenzen*, Stuttgart: J.B. Metzler und Carl Ernst Poeschel, 195-224.
- Tanner, Jakob (2009), *Konsumtheorien in der Wirtschaftswissenschaft*, in: Haupt, Heinz-Gerhard und Claudius Torp (Hg.), *Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990: Ein Handbuch*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 335-354.
- Tanner, Jakob (2015), *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck.
- Tanner, Jakob und Brigitte Studer (2012), *Konsum und Distribution*, in: Halbeisen, Patrick, Margrit Müller und Béatrice Veyrassat (Hg.), *Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, Basel: Schwabe, 637-702.
- Tenfelde, Klaus (2012), *Arbeiterfamilie und Geschlechterbeziehungen im*

- Deutschen Kaiserreich, in: Arbeiter, Bürger, Städte. Zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. von Jürgen Kocka und Paul Nolte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 70-92.
- Tenfelde, Klaus (2012a), Großstadtjugend in Deutschland vor 1914. Eine historisch-demografische Annäherung, in: Arbeiter, Bürger, Städte. Zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. von Jürgen Kocka und Paul Nolte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 230-272.
- Tenfelde, Klaus (2012b), Ländliches Gesinde in Preußen. Gesinderecht und Gesindestatistik 1810 bis 1861, in: Arbeiter, Bürger, Städte. Zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. von Jürgen Kocka und Paul Nolte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 19-69.
- Tenfelde, Klaus (2012c), Stadt und Bürgertum im 20. Jahrhundert, in: Arbeiter, Bürger, Städte. Zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. von Jürgen Kocka und Paul Nolte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 273-311.
- Tersch, Harald (2008), Schreibkalender und Schreibkultur. Zur Rezeptionsgeschichte eines frühen Massenmediums, Graz: Wolfgang Neugebauer.
- Tichy, Marina (1984), Alltag und Traum. Leben und Lektüre der Wiener Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Wien: Böhlau.
- Todd, Selina (2005), Young women, work, and family in England 1918-1950, Oxford: Oxford University Press.
- Trentmann, Frank (2004), Beyond Consumerism: New Historical Perspectives on Consumption, in: Journal of Contemporary History 39: 3, 373-401.
- Trentmann, Frank (2006), The Modern Genealogy of the Consumer: Meanings, Identities, and Political Synapses, in: Brewer, John und Frank Trentmann (Hg.), Consuming Cultures, Global Perspectives: Historical Trajectories, Transnational Exchanges, Oxford/New York: Berg, 19-69.
- Trentmann, Frank (2009), The long history of contemporary consumer society: chronologies, practices, and politics in modern Europe, in: Archiv für Sozialgeschichte 49, 107-128.
- Trentmann, Frank (2017), Herrschaft der Dinge. Die Geschichte des Konsums vom 15. Jahrhundert bis heute. Aus dem Englischen von Klaus-Dieter Schmidt und Stephan Gebauer-Lippert, München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Trepp, Anne-Charlott (1996), Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Treue, Wilhelm (1992), Preußens Wirtschaft vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Nationalsozialismus, in: Büsch, Otto (Hg.), Handbuch der preussischen Geschichte. Bd. II: Das 19. Jahrhundert und große Themen der Geschichte Preussens, Berlin/New York: de Gruyter, 449-604.
- Troschke, Frauke von und Gerhald Seitz (2008), Jeder hat das Recht, gehört

- zu werden. Das Deutsche Tagebucharchiv in Emmendingen, in: Gold, Helmut, Christiane Holm, Eva Bös und Tine Nowak (Hg.), @bsolut privat! Vom Tagebuch zum Weblog, Berlin: Edition Braus, 120-123.
- Uhl, Karsten (2014), Humane Rationalisierung? Die Raumordnung der Fabrik im fordistischen Jahrhundert, Bielefeld: Transcript.
- Ulbrich, Claudia, Hans Medick und Angelika Schaser (2012), Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, Köln: Böhlau.
- Van Dam, Peter (2015), Tales of the Market: New Perspectives on Consumer Society in the 20th Century, in: H-Soz-Kult, 4.12.2015, <http://www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-2832> [letzter Zugriff: 20.3.2020].
- Vana, Irina (2013), »Gebrauchsweisen der öffentlichen Arbeitsvermittlung«. Österreich 1889-1938, Dissertation, Universität Wien.
- Vehling, Ilke (2007), »Schreibe, wie Du hörst«. Die Redeschrift der Neuen Frau in *Das kunstseidene Mädchen* von Irmgard Keun, in: Biebl, Sabine, Verena Mund und Heide Volkening (Hg.), Working Girls. Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit, Berlin: Kadmos, 77-100.
- Verheyen, Nina (2012), Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900, Merkur 66: 5, 382-190.
- Verheyen, Nina (2014), Bürgerliches Leistungsethos? Geschichtswissenschaftliche Korrekturen einer irreführenden Formel, in: Hänzi, Denis, Hildegard Matthies und Dagmar Simon (Hg.), Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung, Baden-Baden: Nomos, 45-61.
- Verheyen, Nina (2014a), Die soziale Konstruktion individueller Leistung. Forschungsperspektiven zwischen Geschichts- und Sozialwissenschaften, in: Neue Politische Literatur 59: 1, 63-87.
- Verheyen, Nina (2018), Die Erfindung der Leistung, Berlin: Hanser.
- Voswinkel, Stephan und Hermann Kocyba (2008), Die Kritik des Leistungsprinzips im Wandel, in: Dröge, Kai, Kira Marrs und Wolfgang Menz (Hg.), Rückkehr der Leistungsfrage. Leistung in Arbeit, Unternehmen und Gesellschaft, Berlin: Edition Sigma, 21-39.
- Wadauer, Sigrid (2000), Diese Frage kommt mir oft wie ein Gespenst vor. Alter und Generationenbeziehungen in der Autobiographik von Handwerkern, in: Ehmer, Josef und Peter Gutschner (Hg.), Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge, Wien: Böhlau, 348-382.
- Wadauer, Sigrid (2005), Die Tour der Gesellen. Mobilität und Biographie im Handwerk vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Wadauer, Sigrid (2008), Vazierende Gesellen und wandernde Arbeitslose (Österreich, ca. 1880-1938), in: Steidl, Annemarie, Thomas Buchner, Werner Lausecker, Alexander Pinwinkler, Sigrid Wadauer und Hermann

- Zeitlhofer (Hg.), Übergänge und Schnittmengen. Arbeit, Migration, Bevölkerung und Wissenschaftsgeschichte in Diskussion, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 101-131.
- Wadauer, Sigrid (2011), Establishing Distinctions: Unemployment Versus Vagrancy in Austria from the Late Nineteenth Century to 1938, in: *International Review of Social History* 56, 31-70.
- Wadauer, Sigrid, Thomas Buchner und Alexander Mejstrik (2012), The Making of Public Labour Intermediation: Job Search, Job Placement, and the State in Europe, 1880-1940, in: *International Review of Social History* 57: Special Issue 20, 161-189.
- Wadauer, Sigrid, Thomas Buchner und Alexander Mejstrik (2015), *The History of Labour Intermediation. Institutions and Individual Ways of Finding Employment*, New York: Berghahn.
- Weber, Max (1988), *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, in: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, Tübingen: J.C.B. Mohr, 1-206.
- Wehler, Hans-Ulrich (1995), *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band. Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, 1849-1914*, München: C.H. Beck.
- Weichel, Thomas (1996), Bürgerliche Villenkultur im 19. Jahrhundert, in: Hein, Dieter und Andreas Schulz (Hg.), *Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt*, München: C.H. Beck, 234-251.
- Welskopp, Thomas (1994), *Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren*, Bonn: J.H.W. Dietz Nachf.
- Welskopp, Thomas (2000), *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz*, Bonn: J.H.W. Dietz Nachf.
- Welskopp, Thomas (2004), *Das Unternehmen als Körperschaft. Entwicklungslinien der institutionellen Bindung von Kapital und Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Ellerbrock, Karl-Peter und Clemens Wischermann (Hg.), *Die Wirtschaftsgeschichte vor der Herausforderung durch die New Institutional Economics*, Dortmund: Ardey, 192-215.
- Welskopp, Thomas (2010), *The Vision(s) of Work in the Nineteenth-Century German Labour Movement*, in: Kocka, Jürgen (Hg.), *Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective*, New York/Oxford: Berghahn, 55-71.
- Welskopp, Thomas (2014), *Konsum*, in: Dejung, Christof, Monika Dommann und Daniel Speich Chassé (Hg.), *Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen*, Tübingen: Mohr Siebeck, 125-152.
- Welskopp, Thomas (2014a), *Unternehmen Praxisgeschichte. Historische Perspektiven auf Kapitalismus, Arbeit und Klassengesellschaft*, Tübingen: Mohr Siebeck.

- Welskopp, Thomas (2016), Sons of Vulcan. Industrial Relations and Attitudes toward Work among German and American Iron- and Steelworkers in the Twentieth Century, in: Schmidt, Anne und Christoph Conrad (Hg.), Bodies and Affects in Market Societies, Tübingen: Mohr Siebeck, 23-39.
- Welskopp, Thomas (2017), Kapitalismus und Konzepte von Arbeit. Wie systemisch zentral ist »freie Lohnarbeit« für den Kapitalismus?, in: Geschichte und Gesellschaft 43: 2, 197-216.
- Weyrather, Irmgard (2003), Die Frau am Fliessband: das Bild der Fabrikarbeiterin in der Sozialforschung 1870-1985, Frankfurt a.M.: Campus.
- Wiede, Wiebke (2013), Prekäre Beruflichkeiten. Die Subjektivierung von Arbeitslosen in Berufsbildung und -beratung in Deutschland und Großbritannien (1964-1990), in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 24: 1, 109-130.
- Wiede, Wiebke (2014), Subjekt und Subjektivierung, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte 10.12.2014: http://docupedia.de/zg/Subjekt_und_Subjektivierung?oldid=98129 [letzter Zugriff: 20.3.2020].
- Wierling, Dorothee (1983), »Ich hab meine Arbeit gemacht – was wollte sie mehr?« Dienstmädchen im städtischen Haushalt der Jahrhundertwende, in: Hausen, Karin (Hg.), Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, München: C.H. Beck, 144-171.
- Wierling, Dorothee (1987), Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Berlin/Bonn: J.H.W. Dietz Nachf.
- Wietschorke, Jens (2013), Vergnügen: Zur historischen Semantik eines bildungsbürgerlichen Konzepts, in: Bareither, Christoph, Kaspar Maase und Mirjam Nast (Hg.), Unterhaltung und Vergnügung. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkulturforchung, Würzburg: Königshausen & Neumann, 48-60.
- Williams, Rosalind (1982), Dream worlds. Mass consumption in late nineteenth-century France, Berkeley: University of California Press.
- Wimmer, Mario (2011), Abstraktion durch Anschaulichkeit. Wirtschaft, Haushalts- und Lebensführung in der Zwischenkriegszeit, in: L'Homme 22: 2, 129-142.
- Winkelmann, Dora (2008), Margarete Gertrud Samletzky (geb. 1911). Ein Leben – war plötzlich da und soll jetzt wieder weg, fünf Euro, wer es haben will, in: Der Tagesspiegel, 25.7.2008, <<http://www.tagesspiegel.de/berlin/margarete-gertrud-samletzky-geb-1911/1286364.html>> [letzter Zugriff: 20.3.2020].
- Winkler, Heinrich August (1974), Organisierter Kapitalismus, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wirsching, Andreas (2009), Konsum statt Arbeit? Zum Wandel von Individualität in der modernen Massengesellschaft, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 57: 2, 171-199.

- Wischermann, Clemens und Anne Nieberding (2004), Die institutionelle Revolution. Eine Einführung in die deutsche Wirtschaftsgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Stuttgart: F. Steiner.
- Witkowski, Mareike (2013), Arbeit ohne Ansehen oder idealer Frauenberuf? Hausgehilfinnen in Deutschland 1918-1960er Jahre, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 24: 1, 59-79.
- Witkowski, Mareike (2013a), Ungleichheiten unter einem Dach. Hausgehilfinnen von 1918 bis in die 1960er Jahre, in: Ariadne 63, 36-43.
- Wolbring, Barbara (1996), »Auch ich in Arkadien!« Die bürgerliche Kunst- und Bildungsreise im 19. Jahrhundert, in: Hein, Dieter und Andreas Schulz (Hg.), Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt, München: C.H. Beck, 82-101.
- Wörner, Martin (1999), Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851-1900, Münster: Waxmann.
- Wyrwa, Ulrich (1997), Consumption, Konsum, Konsumgesellschaft. Ein Beitrag zur Begriffsgeschichte, in: Siegrist, Hannes, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka (Hg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a.M.: Campus, 747-762.
- Zeidler, Ingeburg (2015), Martina Limburger von Hoffmann, geb. Freiin von Hoffmann, in: Stadt Leipzig (Hg.), 1000 Jahre Leipzig – 100 Leipziger Frauenporträts, <<https://www.leipzig.de/jugend-familie-und-soziales/frauen/1000-jahre-leipzig-100-frauenportraets/detailseite-frauenportraets/projekt/von-hoffmann-martina-limburger-geborene-freiin-von-hoffmann/>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Ziemann, Benjamin (2003), Sozialgeschichte jenseits des Produktionsparadigmas. Überlegungen zu Geschichte und Perspektiven eines Forschungsfeldes, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 28, 5-37.
- Zimmermann, Clemens (1996), Die Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Grossstadtenwicklung, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Zimmermann, Clemens (1999), Städtische Medien auf dem Land. Zeitung und Kino von 1900 bis zu den 1930er Jahren, in: Zimmermann, Clemens und Jürgen Reulecke (Hg.), Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Grossstädte um 1900, Basel: Birkhäuser, 141-164.
- Zimmermann, Clemens und Jürgen Reulecke (1999), Einleitung, in: Zimmermann, Clemens und Jürgen Reulecke (Hg.), Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Grossstädte um 1900, Basel: Birkhäuser, 7-20.

5. Bildnachweise

- Abb. 1.1: Gasthaus zur Sonne im Jahr 1830 (undatierte Postkarte, Archiv von Manfred Eble (Lahr). Ich danke Manfred Eble für die Recherche und die digitale Kopie.
- Abb. 1.2: Seidenberg O.-L. Ebersdorf i.B. (undatierte Postkarte), Seidenberg: Verlag L. Kamleiter, Archiv des Verfassers.
- Abb. 1.3: Schönebeck a. E., (Postkarte, 1906), Magdeburg: Carl. H. Odemar, Archiv des Verfassers.
- Abb. 2.1: Heim, Albert (1880): Aussicht von der Höhe des Diavolezzapasses 2977 m., n. d. Nat. gez. Sept. 1876 von Albert Heim, Prof.; Lith. v. Alb. Heim, in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclub 17, © ETH-Bibliothek Zürich, K 554001, <<https://doi.org/10.3931/e-rara-20890>> (Public Domain Mark) [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Abb. 2.2: Der Umzug der Königin von Abyssinien im Circus Renz. Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann, © Jörgens.mi, CC-BY-SA-3.0 (<<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/legalcode>>), via Wikimedia Commons, <[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:-Die_Gartenlaube_\(1876\)_b_338.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:-Die_Gartenlaube_(1876)_b_338.jpg)> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Abb. 3.1: Société industrielle de Mulhouse (1902), Histoire documentaire de l'industrie de Mulhouse et de ses environs au XIXme siècle (enquête centennale), Mulhouse: Vve Bader, 439, © Zentralbibliothek Zürich, Sammlung Alte Drucke, Fol. 349.
- Abb. 3.2: Theodor Hosemann, Maurer beim Bau des Roten Rathauses, Berlin, 1860, Öl a. Lwd.; 40,00 cm x 30,00 cm, Inv.-Nr.: GEM 71/4, © Stiftung Stadtmuseum Berlin, Reproduktion: Oliver Ziebe, Berlin.
- Abb. 3.3: Deutscher Metallarbeiterverband (ca. 1907), Gewerkschafts-Postkarte 52, Leipzig: Verlag von Rauh & Pohle, © Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück, Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, <<http://www.bildpostkarten.uos.de>>, os_ub_0008510 [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Abb. 4.1: Exposition nationale suisse. Genève, 1896, vue 19, © Bibliothèque nationale de France, <<http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b8432893x>> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].
- Abb. 4.2: Foto einer Lithographie der Staubsch'schen Fabrik in Kuchen (1870), © Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg, Stuttgart-Hohenheim (WABW), B 39 F 2002.
- Abb 4.3: Scholz, R. und Knötel, P. (o. J. [1892-1895]), Glogau. Ein Führer durch Stadt und Kreis, Glogau: Verlag von Carl Flemming, © Roman Eisele / Aristeas, CC-by-sa-3.0 (<<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode>>), via Wikipedia, <[https://de.wikipedia.org/wiki/Da:tei:Plan_der_Stadt_Glogau_\(ca._1892\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Da:tei:Plan_der_Stadt_Glogau_(ca._1892).jpg)> [letzter Zugriff: 20. 3. 2020].

- Abb. 5.1: Scholz, Arnold (o.J. [ca. 1905]): Gruss aus der Neuen Welt, Berlin: Hartwig & Vogel, Archiv des Verfassers
- Abb. 5.2: Römmler und Jonas (1885), Halle in der Villa des Herrn Consul Limburger in Dölitze, bei Leipzig, © The New York Public Library Digital Collections, The Miriam and Ira D. Wallach Division of Art, Prints and Photographs: Art & Architecture Collection, 1885-1886, <<https://digitalcollections.nypl.org/items/0e6787a0-893e-0132-6335-58d38-5a7bbdo>> [letzter Zugriff: 20.3.2020].
- Abb. 5.3: A., Claire (1913): Journal intime, © Deutsches Tagebucharchiv, Sig. 3536.I.
- Abb. 6.1: A., Claire (1913): Journal intime, © Deutsches Tagebucharchiv, Sig. 3536.I.
- Abb. 6.2: Richard, Otto (1904): Tagebuch, © Deutsches Tagebucharchiv, Reg.-Nr. 2155.4 o.D. (Titelseite).
- Abb. 6.3: Richard, Otto (1904): Tagebuch, © Deutsches Tagebucharchiv, Reg.-Nr. 2155.4.

Dank

Eine erste Version dieses Textes wurde im Frühlingsemester 2018 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel als Habilitationsschrift angenommen. Ich danke der Gutachterin und den Gutachtern, Janick Marina Schaufelbuehl, Ernst Langthaler, Martin Lengwiler und Dietmar Süß, für die Unterstützung und die wertvollen Hinweise. Martin Lengwiler spielte nicht nur in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle. Gemeinsam haben wir in den vergangenen Jahren auch verschiedene Forschungsvorhaben aufgegleist und geleitet. Für die freundschaftliche, unkomplizierte und äußerst produktive Zusammenarbeit möchte ich mich ganz besonders bedanken. Das Habilitationsverfahren haben Heinrich Hartmann und ich parallel durchlaufen, gekrönt durch die gemeinsame Antrittsvorlesung am 21. Mai 2019. Das war eine tolle Erfahrung. Teile der Habilitationsschrift gelesen und kritisch kommentiert haben Céline Angehrn, Brigitta Bernet, Eva Brugger, Ruben Hackler, Oliver Kühschelm, Jessica Richter, Tobias Scheidegger, Juliane Schiel, Janosch Steuwer, Marcel Streng und Mischa Suter. Ohne ihre freundschaftliche Unterstützung sähe dieses Buch ganz anders aus. Das gilt auch für Arina Heussler, wissenschaftliche Mitarbeiterin in meinem SNF Ambizione-Projekt, und Li Gerhalter, die nicht nur die Wiener Sammlung Frauennachlässe betreut, sondern auch die Ergebnisse ihrer langjährigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit Tagebüchern mit mir geteilt hat.

Ein ideales Umfeld für die Arbeit an dieser Studie habe ich am Departement Geschichte der Universität Basel gefunden. Dass der zeitbereichsübergreifende Austausch hier nicht nur Programm, sondern alltägliche Praxis ist, haben mir besonders Susanna Burghartz, Lucas Burkart, Ulla Kypka, Claudia Opitz und Sophie Ruppel gezeigt. Sie und verschiedene Kolleginnen und Kollegen aus der Neueren und Neusten Geschichte teilen auch mein Interesse an der Sozial- und Kulturgeschichte des Wirtschaftens. Neben den bereits genannten Personen verdanke ich vor allem Caroline Arni, Simona Isler und Anja Suter vielfältige Anregungen. Dank für Gespräche, die herzliche Atmosphäre und vielfältige Unterstützungen schulde ich aber auch den anderen Kolleginnen und Kollegen und Mitarbeiterinnen am »Histi«, insbesondere Alexandra Binnenkade, Maike Christadler, Bernard Degen, Claudia Farnik, Andrea Franc, Josef Mooser, Barbara

Orland, Benjamin Schenk, Claudius Sieber-Lehmann, Cassandra Thiesen-Mark, Julia Tischler, Regina Wecker, Agnes Weidkuhn und Daniel Zürcher. Nicht zuletzt hatte Olivia Hochstrasser immer ein offenes Ohr für die speziellen Anliegen spätneuzeitlicher Projektmacher.

Der herzliche Empfang in Basel erleichterte mir den Abschied von der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (FSW) an der Universität Zürich, von wo ich vielfältige Impulse für diese Studie mitgenommen habe. Mein Dank gilt vor allem Philipp Sarasin und Jakob Tanner, die mich seit Beginn meines Studiums begleitet und deren Forschungen zum Bürgertum und zur Konsum- und Arbeitsgesellschaft mich immer wieder von Neuem inspiriert haben. Wichtige Impulse erhielt dieses Buch aber auch durch Roman Rossfelds Arbeiten zur Konsum- und Handelsgeschichte. Ebenfalls in Zürich, am Zentrum Geschichte des Wissens (ZGW), formierte sich vor fünf Jahren die AG Wissen und Wirtschaft, der ich vielfältige interdisziplinäre Diskussionen zum Thema verdanke. Schon seit einem Jahrzehnt ist das Redaktionskollektiv der Zeitschrift *Body Politics* intellektueller Gesprächs- und Freundeskreis zugleich. Hier konnte ich auch die in diesem Buch eingenommenen Perspektiven ein erstes Mal erproben. Viel gelernt habe ich darüber hinaus in Gesprächen mit Kirsten Bönker, Wendelin Brühwiler, Maurice Cottier, Simone Derix, Moritz Föllmer, Simon Graf, Leo Grob, Jan Kiepe, Reinhild Kreis, Timo Luks, Sandra Maß, Jörg Neuheiser, Dirk Stegmann und Nina Verheyen.

Mit Laura Rischbieter verbinden mich nicht nur Freundschaft und spannende Kaffeegespräche. Dass ich sie im akademischen Jahr 2018/19 vertreten konnte, gab mir auch die Gelegenheit, mit der Konstanzer Geschichtswissenschaft ein weiteres inspirierendes Umfeld kennenzulernen und aus der Habilitationsschrift ein Buch zu machen. Begonnen habe die Überarbeitung am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF), wo ich das akademische Jahr 2017/18 verbrachte. Ich danke Thomas Welskopp für die Einladung nach Bielefeld und ganz besonders für die freundschaftliche Unterstützung und den intellektuellen Austausch in den vergangenen Jahren. Auf die (weitgehend vergebliche) Suche nach dem globalen Arbeitsmarkt haben wir uns gemeinsam mit den anderen Fellows am ZiF begeben. Profitiert hat dieses Buch insbesondere von den Diskussionen mit Patrik Aspers, Rebecca Gumbrell-McCormick, Marcel van der Linden und Ursula Mense-Petermann.

Wichtig für das Entstehen meiner Habilitationsschrift waren auch zwei weitere Forschungsaufenthalte. Volker Berghahn und Victoria

de Grazia luden mich dankenswerterweise an die New Yorker Columbia University ein. In Wien genoss ich nicht nur die einmalige Atmosphäre am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (WISO), sondern profitierte auch von der geballten arbeits- und konsumgeschichtlichen Expertise. Neben den bereits genannten Personen gilt mein Dank insbesondere Josef Ehmer, Therese Garstenauer, Christa Hämmerle, Annemarie Steidl sowie Sigrid Wadauer und ihren ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im ERC-Projekt »The Production of Work«. Ganz speziell erwähnen möchte ich Franz X. Eder, der mich nicht nur nach Wien einlud, sondern meinen akademischen Weg schon seit den Anfängen begleitete. Vielfältige Anregungen verdanke ich darüber hinaus den Teilnehmenden verschiedener Seminare in Basel, Bielefeld, Konstanz und Zürich sowie Kolloquien und Tagungen in Basel, Bielefeld, Bochum, Fribourg, Göttingen, Hamburg, Köln, Mainz, New York, Wien und Zürich. Unzählige weitere Personen haben in den vergangenen Jahren zum Entstehen dieses Buches beigetragen. Auch bei ihnen – und nicht nur bei den genannten – möchte ich mich an dieser Stelle herzlichst bedanken.

Finanzielle Unterstützung während der Arbeit an meiner Habilitationsschrift erhielt ich durch den Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses des Zürcher Universitätsvereins (Donatorin: Ecoscientia Stiftung), durch den Forschungskredit der Universität Zürich, durch den Schweizerischen Nationalfonds (Auslandsstipendium und Ambizione-Beitrag) sowie durch den Forschungsfonds der Universität Basel (Donatorin: Max Geldner-Stiftung). Herzlich bedanken möchte ich mich ferner bei Nanda Moghe für die Korrektur des Manuskripts der Habilitationsschrift, bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Deutschen Tagebucharchivs in Emmendingen sowie bei Günter Müller von der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen in Wien für die Unterstützung und die Beratung während der Archivrecherchen. Mit dem Wallstein Verlag habe ich den idealen Ort für die Realisierung dieses Buchs gefunden. Ina Lorenz hat den Prozess kompetent und mit der nötigen Flexibilität begleitet. Dafür möchte ich mich an dieser Stelle herzlich bedanken. Der Lektor Jan Strümpel hat nicht nur zahlreiche Fehler korrigiert und Überarbeitungshinweise gegeben, sondern mich auch davon überzeugt, dass das Manuskript nun guten Gewissens den Leserinnen und Lesern vorgelegt werden kann. Die Veröffentlichung wurde durch die Open-Access-Publikationsförderung des Schweizerischen Nationalfonds großzügig unterstützt.

Auch das zweite Buch schreibt man nicht allein. Kolleginnen und Kollegen, die Bürogemeinschaft Rütschi, aber auch all jene, mit denen man das Leben vor und nach der Arbeit teilt, haben einen wichtigen Anteil daran. Anna Kehl, meinen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern und allen anderen Freundinnen und Freunden danke ich für die Geduld, Julia Stegmann für die Freundschaft und vielfältige intellektuelle Herausforderungen, Monica Baals-Garduhn fürs Zuhören und Nachfragen. Während ungezählter Stunden hat Eveline Müller mit mir über die Fragestellung, die zentralen Thesen und den Aufbau dieses Buchs diskutiert. Ein großes Merci dafür und für viele andere schöne Dinge in meinem Leben! Schließlich möchte ich mich auch bei meiner Familie bedanken, vor allem bei meiner Mutter Suzanne Bänziger-Müller, deren Auseinandersetzung mit Sprache und Geschlecht die Wahl meiner Forschungsthemen schon früh geprägt hat. Als Sohn eines sozial und politisch engagierten, aber schlecht bezahlten Landpfarrerpaars musste mein Vater Paul Bänziger nach seiner Promotion im Jahr 1944 Geld verdienen, anstatt sich zu habilitieren. Am 26. Februar 2017, kurz vor der Fertigstellung meiner Habilitationsschrift, verstarb er. Zu seinem 100. Geburtstag, den er dieses Jahr feiern könnte, widme ich ihm dieses Buch.

Bellinzona-Gorduno, im Januar 2020

Personenregister

Kursivierte Seitenzahlen beziehen sich auf Einträge in Fußnoten.

- A., Claire 114, 201, 307f., 354f., 357f., 360f., 365
Alcibiades 339
Altesellmeier, Ernst 221, 223, 254
Amthor, Sophie 113f., 116, 309, 331
- Bader, Adolph 41f., 53, 55, 85
Bader, Frieda 32-34, 36-44, 47, 50-53, 56,, 62, 85, 87, 100-103, 108, 117-120, 122-127, 129, 132-134, 146, 148, 170, 203, 206, 221, 251, 260, 278, 284, 291, 307, 309, 330f., 333, 341, 347, 352, 372f.
Baum, Vicki 321
Becker, Gertrud 197f., 280, 285
Beethoven, Ludwig van 60, 62, 129, 339
Benjamin, Walter 285, 321, 376
Berndt, Marga (s. Samletzky, Margarete Gertrud) 281, 285, 288-292, 370-376
Beust, Friedrich (von) 89f., 122, 128, 335
Beust, Fritz von 90
Bierbaum, Otto Julius 358
Böhme, Margarete 352
Bonaparte, Napoleon 209
Bosch, Markus 178, 180-182, 190, 211, 213
Botha, Louis 254
Bowring, John Charles 113
Brachvogel, Albert Emil 361
Braune geb. Steltzer, Eva 43-47, 56, 87, 101-103, 106, 108f., 112f., 116, 142, 145, 176, 304, 317, 330, 335f., 344
Brentano, Bettina 98, 380
Brosowski, Karl 346
Brunnbauer, Maria 140, 201, 233-239, 245f., 253, 262, 264f., 273-275, 278-280, 285, 291f., 326, 328, 369, 376
Bücher, Karl 323
Bühler, Charlotte 340
- Clermont, Jean 202
Cole de Lusso Duo 202
Colombat de l'Isère, Marc 123-125
Conrad, Käthe 283, 285, 301f., 379-381, 383-385, 387-390
Corneille, Pierre 361
- d'Albert, Eugen 131
d'Andrade, Francisco 267
Dahn, Felix 361
Daudet, Alphonse 361
DeBary, Rudolf 244f.
Dehn, Günther 324f.
Dettweiler, Peter 310
Dickens, Charles 338f.
Dickentman, Piet 266
Dilthey, Wilhelm 275, 386
Droz, Numa 225
- Ebers, Paul 68-72, 97f., 152-156, 161, 182, 191, 205, 209f., 232, 236, 281f., 348
Edward VII (König des Vereinigten Königreichs) 87, 165

- Engels, Friedrich 89
Ernst, Otto 361
 Eschstruth, Nataly von 361
- Feuchtwanger, Lion 380
 Flaubert, Gustave 273
 Ford, Henry 247, 259-262, 375
 Fox, Samuel 124
France, Anatole 361
 Freud, Sigmund 363
 Frey, Ferdinand 176f., 244, 246
 Frey, Théodore 175-177, 244, 246
Freytag, Gustav 296
 Fröbel, Friedrich Wilhelm August 89, 146f.
 Fröbel, Karl 89
 Furrer, Johann Ulrich 350
- Gagliardi, Ernst 107
 Ganghofer, Ludwig 361
 Gastegger, Josefa 140, 231-233, 376
 George, Emma 255
 Gieseler, Johann Karl Ludwig 122
 Gieseler, Sidonie 122
Gobineau, Arthur de 361
 Goethe, Johann Wolfgang von 98, 116, 202, 205, 322, 339, 380
 Goldschmid, Franz 241-243
 Gotthelf, Jeremias (Albert Bitzius) 85, 150, 179
 Gottl von Ottilienfeld, Friedrich 247f., 260f.
 Gottschall, Rudolf von 202
 Gounod, Charles François 132
 Grau, Rudolf Friedrich 109f.
 Greinz, Rudolf 361
- Halbwachs, Maurice 271
 Haniel, Franz (junior) 245f.
 Haniel, Franz (senior) 245
- Harck, Fritz (von) 304, 315
 Harck, Julius 147, 304, 306
 Hauptmann, Gerhart 268, 279
 Heer, Jakob Christoph 361, 365
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 104
 Heine, Heinrich 209
 Held, Bertha 106
 Herzog, Rudolf 361
 Hessel, Franz 321
 Hiller, Ferdinand von 312
 Hoffmann, Ludwig Ferdinand von 303
 Horaz (Quintus Horatius Flaccus) 91, 114, 122
 Hufeland, Christoph Wilhelm 125
 Hume, David 220
- Ibsen, Henrik 361
- Jarno, Georg 364
 Jaworsky, Heinz von 321f.
 Jesse, Anna Maria 84, 126, 316, 373
- K., Johanna 203
 Kafka, Franz 391
 Kant, Immanuel 128, 315
 Katharina II. (Kaiserin von Russland) 209
 Kaufmann, Elisabeth 100, 119f., 122, 127, 130-132, 312, 331
 Kessel, Martin 321
 Keun, Irmgard 292
 Key, Ellen 98, 315f.
 Kippenberg, Berthold Friedrich 115, 206, 307
 Kracauer, Siegfried 197, 301f., 321, 387
 Krättli, Johann Luzius 207
 Krünitz, Johann Georg 128

Krug, Wilhelm Traugott 284
 Krupp, Friedrich Alfred 362

La Brète, Jean de (Alice Cherbonnel) 361

Lagerlöf, Selma 361

Landén, Einar 373

Léhar, Franz 202

Lehmann, Karl 32, 88-91, 95-98, 100, 107, 114, 121-123, 128f., 133, 147, 159, 192, 207, 222, 245, 299, 334f., 341

Levin geb. Geier, Paula 242,

363-369, 371, 373, 376

Liliencron, Detlev von 361

Limburger, Bernhard von 303

Limburger von Hoffmann, Martina 35, 98, 104, 110, 126f., 145, 202f., 207, 210, 246, 282, 303-307, 310, 313-318, 320, 330f., 347f., 354, 368, 372

Linde, Friedrich Adolf 206f.

List, Friedrich 95, 173-175

Madame de Staël (Anne-Louise-Germaine Baronin von Staël-Holstein) 361

Man, Hendrik de 185, 287, 322f.

Mann, Thomas 313

Marx, Karl 89, 158, 161, 173, 183, 209, 380

Meisner geb. Gambke, Clara Olga 56-65, 80, 108, 127, 139, 148, 304, 340, 343

Meisner, Julius 47, 56-66, 79-81, 83f., 88, 90, 93, 100, 103, 108, 113, 127, 130, 132, 139, 251, 304, 340f., 343-345

Meyer, Richard 347

Meyer von Knonau, Gerold 106f.

Miller-Aichholz, August (III.) 195, 198

Moser, Gustav von 296

Neubauer, Willy 189-194, 196, 198, 201-203, 214, 239, 243, 246, 253, 289, 292f., 295, 328, 352, 369, 372

Niemann, Karl 202

Oestreich, Alexander 69-73, 97f., 152-154, 156, 182, 205, 209f., 281f., 348

Ohnet/Hénot, Georges 296

Ostwald, Hans 205, 324f.

Pawlowa, Anna Pawlowna 371f., 374

Pestalozzi, Johann Heinrich 89, 220

Petry, Lina 346

Pfiffer-Gagliardi, Ernst 107

Püschmann, Friedrich Anton 65-67, 70, 72, 154, 156, 160, 163-167, 170, 183f., 211f., 214, 346, 350

Quesnay, François 171, 173

Raabe, Wilhelm 358

Raeder, Gustav 296

Rassiga, Friedel 54f., 87, 115-117

Rau, Heribert 361

Redwitz, Oskar von 332

Reinert, Fritz 254-257, 262-271, 273-275, 278-280, 282f., 285-287, 291f., 294, 299, 323, 326, 364

Rettberg, Anna 107-110, 112f., 116f., 122f., 125, 127, 145f., 175f., 244, 283

Rettberg, Friedrich Wilhelm 107, 110

- Richard, Otto 98, 254, 292-300, 302, 329f., 333, 346f., 354-359, 362f., 367-369
 Robl, Thaddäus 266f.
 Roefßler, Elfriede 137
 Roefßler, Wilhelm 137
 Rose, Felicitas 361
 Rostand, Edmond 361
 Rupprecht, Johann Friedrich 70, 73, 83, 159, 168-174, 320
- Salzmann, Bruno 266f.
 Samletzky, Margarete Gertrud 281, 285, 288-292, 370-376
 Sardou, Victorien 296
 Say, Jean-Baptiste 220
 Schiller, Friedrich 94, 205, 380
 Schleiermacher, Friedrich 103, 148
 Schneider, Friedrich 307
 Schnitzler, Arthur 312, 339
 Schuler, Fridolin 76
 Schulze-Smidt, Bernhardine 361
 Schwechler, Karl 137, 231, 234-236
 Shakespeare, William 202
 Simmel, Georg 272-274
 Smith, Adam 95, 171-173, 220
 Sombart, Werner 193, 207, 219, 221, 272
 Stillich, Oscar 137, 144
 Stratz, Rudolph Heinrich 361
 Strauss, Johann (Sohn) 202, 296, 348
- Strauss, Richard 286
 Sudermann, Hermann 296, 361
- Tacke, Wilhelm 211
 Tarde, Gabriel 215
 Tönnies, Ferdinand 77, 111f., 219
 Tolstoi, Lew Nikolajewitsch 361
 Turban, Karl 310
- Veblen, Thorstein 215, 271
 Vocke, Carl 159
 Voltaire (François-Marie Arouet) 338
 Vorwerk, Agnes 139-144, 147-149, 151f., 183, 214, 234
 Voß, Richard 302
- Wagner, Richard 129
 Werder, Hans (Anna von Bonin) 361
 Werner, Carl Emil 34f., 48-57, 67, 69, 87, 91-95, 103f., 107, 115-117, 125, 127, 129, 145, 156, 170, 187, 191, 201, 204, 206, 249-254, 259f., 262f., 265, 268, 279, 291, 293f., 307, 309, 312, 329f., 334, 339
 Wilhelm II. (Deutscher Kaiser) 93, 355, 363
- Zahn, Ernst 361